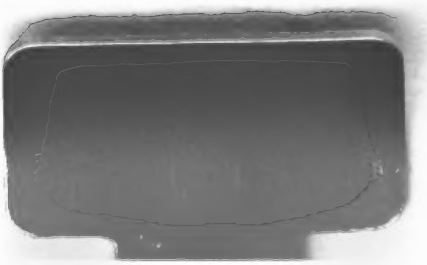
Hl. Ref. 2447 Magazin.



Digitized by Google

<36612558890013

<36612558890013

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

130
140
150
160
30
20
10
0
10
20
Bonin In.
Guadalupe I.
Tres Colunas
Vulcan I.
Grampus I.
Sebastian Lobex
Delores I.
Mears I.
Vulcan
die Gärten
Paxaro I
Lamira
Assumtion I.
Guguan
Anataxan
Tinian
Marianen od. Ladronen In.
Gauham
Ralick
Bescada
Egoi In.
Farroilep
Browns Reihe
Yap
Feisl.
Ulee
Piguelaa
Pelew Inseln
Philipp I.
Lamurrec
Hawes
St. Andreas
13 Islands
Carolinen od. neue Phillippinen
Sieben I
Namur
Hope I.
Anna
Monteverdo's I
Waigu
Plaisante I.
Mysore
Jobie
Admiralitäts I.
Neu Irland
Papua od. Neu Guinea
Winchelsea I.
Lord Howes G
Arru
Neu Brittanien
Bougainville
Ysabel I.
Timorland
Cartaret
V. Walsh
Hammond In.
Guadalcanal
S. Christo
Torres St.
C. York
Louisiaden Arch.
Rennetts I.
Charlotte A
Meerbusen Carpentaria
Charlotte Bay
Diana Bank
Heil. Geist
Mallicol
Neue Hebrid
Huons I.
Palm I.
Brampton Shoal
Northumberlands I.
Neu Caledonien
Hervey B.

Digitized by Google

Magazin

für

die neueste Geschichte

der evangelischen

Missions- und Bibelgesellschaften.

Jahrgang
1838.

Im Verlage
des Missions-Institutes zu Basel,
gedruckt bei Felix Schneider.

Digitized by Google

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Digitized by Google

Jahrgang 1838.

Erstes Quartalheft.

J. Williams Geschichte der neuesten Missions-Unternehmungen auf den Südsee-Inseln.

Mit einer Uebersichts-Karte von den Südsee-Inseln.

Digitized by Google

Digitized by Google

Vorwort.

In verschiedenen frühern Heften unsers Missions-Magazins (man vergleiche Band 17, 1tes und 2tes Heft und Band 18, 1tes Heft) haben wir Gelegenheit gefunden, die ersten Anfänge der Aufrichtung einer Kirche Christi auf den Gesellschafts-Inseln des stillen Oceans ausführlicher zu erzählen, und ihre Entwicklungsgeschichte bis auf unsere Tage herab fortzuführen, in welchen nunmehr die ganze Einwohnerschaft dieser interessanten, aus acht einzelnen Inseln bestehenden Gruppe in eine blühende Gemeinde des HErrn umgewandelt worden ist. Zu diesem höchst folgenreichen Beginnen mußten gewisse äußere Umstände beitragen, welche auch nicht entfernter Weise ursprünglich auf die Verbreitung des Christenthums in diesen entfernten Gewässern berechnet waren. Schon die Entdeckungsreisen, welche der berühmte Weltumsegler Cook in den Jahren 1769 und 1772 auf diesem ungeheuern Weltmeere machte, gaben die erste Veranlassung dazu her, in den Herzen einiger frommen und einflußreichen Christen in England den Gedanken an eine Mission auf diesen fernen Inseln anzuregen. Die reizenden Nachrichten über diese neuentdeckten Gefilde des fernen Oceans hatten in England allgemeine Theilnahme erregt. Das Klima dieser Inselnwelt ward als ungemein gesund geschildert, die Gestalt dieser Inseln als höchst zauberisch, die Erzeugnisse derselben als wundervoll, und die Sitten der Einwohner als reizend und liebenswürdig dargestellt. Auch das Gemüth der frommen und thatenreichen Gräfinn von Huntingdon war

durch diese Nachrichten aus einer neuen Welt mächtig angezogen worden, und in ihr regte sich die Begierde zuerst, das Evangelium mit allen seinen Segnungen den fernen Bewohnern derselben bringen zu lassen; und noch auf ihrem Sterbelager ertheilte sie ihrem geliebten Seelsorger, dem Dr. Haweis, den Auftrag, diesen großen Gegenstand nicht mehr aus dem Auge zu verlieren.

Es ist unsern Lesern aus der frühern Geschichte bereits bekannt, daß die Vorsehung Gottes diesen ausgezeichneten Mann wirklich als Werkzeug gebrauchte, Stifter der ersten großen Missionsgesellschaft zu werden, welche in England am Ende des Jahres **1794**, unter dem Namen der Londoner Missionsgesellschaft, in der menschenfreundlichen Absicht zusammentrat, um die Freudenbotschaft Christi den verfinsterten Einwohnern dieser Inselngruppen zu überbringen. Diese Gesellschaft faßte alsobald ihr Beginnen nach einem vielumfassenden Plane auf. Ein eigenes Schiff wurde von derselben angekauft, und im August **1796** eine Missionsfamilie von nicht weniger als dreißig Missionarien, sechs Frauen und drei Kindern nach den Gewässern des stillen Meeres ausgesendet, um zu gleicher Zeit auf den Marquesen-, den Freundschafts- und den Gesellschafts-Inseln das Panier des Gekreuzigten aufzurichten. Auch den frommen Kapitain Wilson, der dieses erste Missionsschiff zu den Ufern des fernen Ostens führen sollte, hatte die Vorsehung Gottes auf eine eigenthümliche Weise zu solchem Werke vorbereitet. Lange hatte derselbe in Ostindien unter der brittischen Armee gedient und sich durch glänzende Waffenthaten daselbst ausgezeichnet, bis er in einem Treffen in die Gefangenschaft französischer Truppen gerieth. Als er in seinem Gefängnisse zufällig erfuhr, daß er vom Anführer der französischen Truppen dem berühmten indischen Eroberer Hyder Aly, gegen den er so manche Schlacht gewonnen hatte, ausgeliefert werden sollte, so beschloß er mit einigen seiner Unglücksgefährten die Flucht aus seinem engen Kerker, indem er

auf eine Höhe von 40 Fuß in den Graben des Thurmes hinabsprang. Aber nun versperrte ihm der breite Strom, Coleroon, der von Krokodillen wimmelte, den Weg der Rettung. Indeß warf er sich furchtlos in das Wasser desselben hinein, und entrann glücklich auf das gegenüberliegende Ufer. Schon schmeichelte er sich mit der Hoffnung, den Boden der Freiheit betreten zu haben, als einige Reiter von Hyder Aly's Truppen ihn unversehens überfielen, nackt auszogen und ihn in solcher Weise, die Hände auf den Rücken gebunden, vor sich her in Hyder Aly's Hauptquartier zurücktrieben. Im Verhöre nun, das über ihn gehalten wurde, erzählte Wilson aufrichtig seine Flucht über den Coleroon. Die Stabsoffiziere Hyder Aly's, welche das Verhör führten, wollten seine Erzählung nicht glauben, indem sie behaupteten, daß sich das Wasser dieses Stromes nicht mit einem Finger berühren lasse, ohne von den Krokodillen gefressen zu werden. Als sie aber bei genauerer Untersuchung seine Aussage bestätigt fanden, so staunten ihn die Muhamedaner verwundert an, und riefen aus: das ist ein Mann Gottes!

An einen gemeinen Soldaten angekettet, wurde nun Kapitain Wilson nackt, barfuß und verwundet 200 Stunden weit unter den glühenden Sonnenstrahlen fortgeschleppt und mit einer 32 Pfund schweren Kette in ein bekanntes fürchterliches Gefängniß, das schwatze Loch genannt, geworfen, wo er im tiefsten Schmutz, mit dem nagenden Hunger ringend und von Haufen abgezehrter und sterbender Unglücksgefährten umlagert, Tage und Nächte des bittersten Jammers verleben mußte. Daß der unglückliche Mann in dieser jammervollen Lage 22 volle Monate sein Leben fristen konnte, das war ein Wunder Gottes. Endlich wurde das blutdürstige Ungeheuer, Hyder Aly, besiegt, die verriegelte Thüre des schwarzen Loches ward geöffnet, und Kapitain Wilson trat, vom Hunger verzehrt, nackt und mit Geschwüren am ganzen Körper bedeckt, nebst ein und dreißig seiner

Unglücksgefährten, die der Tod verschont hatte, aus dem finstern Kerker hervor, ohne in dieser großen Trübsal die unsichtbare Hand kennen gelernt zu haben, welche ihn aus derselben errettete.

Ein glücklicher Handel, den er jetzt in Indien trieb, führte ihm in kurzer Zeit ein bedeutendes Vermögen zu, und er entschloß sich, nach England zurückzukehren, und seine übrigen Tage in Zufriedenheit zuzubringen. Er machte die Seereise auf dem gleichen Schiffe, auf welchem mit ihm in jenen Tagen Herr Thomas nach England zurücksteuerte, den wir in des vollendeten Careys früherer Lebensgeschichte als seinen ersten Mitarbeiter an der Mission kennen gelernt haben. Noch huldigte Wilson den Grundsätzen des Unglaubens, und er hatte häufige Religionsstreitigkeiten mit seinem frommen Reisegefährten; aber endlich drang ihm das Wort der Wahrheit wie ein Schwert durch seine Seele. Er wurde gründlich zu Christo bekehrt, und trat von jetzt an mit voller Seele und aus allen Kräften in die Nachfolge seines Erlösers ein, der ihn durch Liebe überwunden hatte. Nur kurz verweilte Kapitän Wilson in seinem Vaterlande, als in einem damals viel gelesenen religiösen Blatte, dem evangelischen Magazin, der erste Aufruf zur Errichtung einer Missionsgesellschaft für die Südsee-Inseln erschien. Nun hatte er keine Ruhe mehr, sich selbst, seine Welterfahrung und sein ganzes Vermögen diesem ersten Missionsversuche anzubieten. Er ward nun zum Führer des Missionsschiffes erwählt, und der HErr gebrauchte ihn als ausgezeichnetes Werkzeug, um den ersten Grundstein der Kirche Christi auf den Südsee-Inseln zu legen.

Die schweren Drangsale, welche die Missionarien auf den Gesellschafts-Inseln erfuhren, und die scheinbare gänzliche Zersplitterung dieses ersten Missionsversuches sind aus der Geschichte bekannt. Nach einer langen und prüfungsvollen Wartezeit von vollen **20** Jahren, brach endlich auf der Insel Tahiti aus dem finstern

Gewölke der erste Sonnenstrahl der evangelischen Hoffnung hervor. Der König dieser Insel, Pomare, wurde zum Glauben an Christum bekehrt, sein Volk folgte nach und nach seinem Beispiele, und nach wenigen Jahren war auf der ganzen, aus 8 Inseln bestehenden Gruppe der Gesellschafts-Inseln das alte Heidenthum aus allen Winkeln vertrieben, und alle Einwohner derselben hatten angefangen, dem Namen Christi zu huldigen. So ward unter Gottes wundervoller Leitung die Insel Tahiti der große Mittelpunkt, von welchem aus sich seit dem Jahr 1820 die Erkenntniß des Heiles im raschen und unaufhaltsamen Fortschritte in den weitesten Umkreisen auf den zahlreichen Inselngruppen des stillen Meeres ausgebreitet hat. Von diesem Punkte aus wanderte das Evangelium zuerst nördlich nach den Sandwichs-Inseln, welche 1200 Stunden nördlich von Tahiti liegen, und von 150,000 Insulanern bewohnt sind, welche sämmtlich nunmehr den Glauben an Christum angenommen haben. Nicht lange hernach besuchte, von Tahiti aus, das Licht des Evangeliums die Australischen Inseln, die in südlicher Richtung 175 Stunden von dort entfernt sind, und wanderte nach den Paumutu- Gambier- und Marquesas-Inseln östlich und nördlich immer weiter fort, um alles mit seiner Himmelsklarheit zu erfüllen. Aber auch nach dem Westen hin feierte die Kirche Christi seit dem Jahr 1822 auf diesem weiten Ocean ihre herrlichen Siege, und pflanzte sich auf den zahlreichen Gruppen der Herwey-, den Schiffer- oder Samoa- und den Freundschafts-Inseln an, deren Geschichte wir in diesem Hefte ausführlicher zu erzählen gedenken.

Missionar John Williams war vorzugsweise das gesegnete Werkzeug, dessen sich die Vorsehung Gottes bediente, um die ersten segensreichen Pflanzungen des Himmelreiches in diesen westlichen Gebieten des stillen Meeres anzubahnen. Derselbe war schon im Jahr 1817 von der Londner Missionsgesellschaft seinen Brüdern auf

den Gesellschafts-Inseln als Mitarbeiter an dem großen Bekehrungswerke dieser Insulaner zugesendet worden, und er ließ sich zuerst auf der Insel Raiatea, der größten dieser Inselngruppe, 40 Stunden von Tahiti gelegen, als Bote Christi nieder, wo er bis zum Ende des Jahres 1821 mit ausgezeichnetem Segen an der Pflanzung des Reiches Christi arbeitete (Magazin, Jahrgang 1832, Seite 263 folgende). Eine Krankheit seiner Gattinn nöthigte ihn um diese Zeit, nach Neu-Süd-Wallis mit derselben hinüber zu segeln, und in stiller Zurückgezogenheit daselbst neue Kräfte für den seligen Dienst des Himmelreiches einzusammeln. Dieser Umstand nun gab die erste Veranlassung her, daß diese westlichen Gebiete des stillen Meeres dem größern Theile nach neu entdeckt, genauer untersucht und mit dem Evangelio Christi von einer Stelle zur andern besucht wurden. Missionar Williams brachte beinahe 16 Jahre mit seinen Missionswanderungen auf diesen Gewässern zu, legte innerhalb dieser Zeit als Wanderer mehr als 40,000 Stunden auf denselben zurück, machte hierauf im Jahr 1836 einen Besuch in seinem Vaterlande England, und gab in der neuesten Zeit eine höchst interessante Schrift unter dem Titel: „Erzählung von den Missionsarbeiten auf den Südsee-Inseln" (A Nerrative of Missionary enterprises in the South Sea Islands, by John Williams, London 1837) in englischer Sprache heraus, aus welcher wir die lehrreichsten Züge in einem zusammenhängenden Bilde unsern Lesern in dem vorliegenden Hefte mittheilen.

I. Abschnitt.

Geographische Beschreibung der Herwey-Inseln. Geologischer Charakter der Inseln des stillen Meeres im Allgemeinen. Ihre Classifikation. Ueber Korallenbildung.

Die Herwey-Inseln bilden eine eigene Gruppe in den Gewässern des stillen Meeres, welche aus 7 kleinern und größern Inseln, nämlich: Herwey, Mauke, Mitiaro, Atiu, Mangea, Rarotonga und Aitutaki zusammengesetzt ist. Sie sind sämmtlich 200—240 (deutsche) Stunden westlich von der Insel Tahiti gelegen, und sehr Weniges war von dieser ganzen Inselngruppe der europäischen Welt bekannt, bis dieselbe im Jahr 1823 von Missionar Williams und seinem Mitarbeiter, Herrn Bourne, besucht und genauer untersucht wurde.

Die Herwey-Insel, die nördlichste dieser Gruppe, (19° 18′ südliche Breite, 158° 54″ westliche Länge) welche dieser Gruppe den Namen gibt, ist eigentlich aus 2 kleinern Inselchen zusammengesetzt. Sie wurde von Kapitain Cook entdeckt, und von diesem zu Ehren des Schiffs-Kapitains Hervey, später Graf von Bristol genannt, mit diesem Namen bezeichnet. Von allen Seiten ist dieselbe von einem Korallenriffe umlagert, der keine Oeffnung hat. Ich (Missionar Williams, der künftig immer gemeint ist, wenn er in der ersten Person spricht) ich besuchte diese Insel im Jahr 1823, um dort einen auf Raiatea gebornen Lehrer zurückzulassen, weil ich eine große Bevölkerung auf derselben vermuthete. Da ich aber vernahm, daß die Einwohner zufolge ihrer blutigen Kriege, die sie immer mit einander führen, bis auf 60 Seelen herabgeschmolzen waren, so gab ich mein

Vorhaben auf. Sechs Jahre später besuchte ich diese Insel wieder, und fand, daß dieser beklagenswerthe Ueberrest der frühern Bevölkerung so unausgesetzt und verzweiflungsvoll mit einander gekämpft hatte, daß von demselben nur noch 5 Männer, 3 Weiber und ein paar Kinder übrig geblieben waren, und auch jetzt noch lagen sie mit einander in blutiger Fehde über der Frage, wer von ihnen König seyn solle? Wahrlich, ein sprechendes Bild der Menschennatur, wie sie allenthalben und zu allen Zeiten im Zustande der Sünde angetroffen wird.

Mauke ist eine kleine niedrige Insel (in 20° südlicher Breite und 157° 20′ westlicher Länge), welche von mir und Missionar Bourne im Jahr 1823 entdeckt wurde. Sie hat etwa 6 Stunden im Umfang, und bei einem feindlichen Ueberfall, der drei Jahre vor unserer Ankunft daselbst, von einer benachbarten Insel her, durch eine große, mit Kriegern beladene Flotte von Booten auf sie gemacht wurde, ward die ganze Bevölkerung unter Strömen Blutes bis auf 300 Seelen grausam niedergemordet.

Mitiaro ist eine noch kleinere, der Meeresfläche fast gleichlaufende Insel, welche etwa 8 Stunden nordwestlich von Mauke liegt. Durch Hunger und feindliche Ueberfälle wurde auch diese Insel fast gänzlich entvölkert, so daß nicht 100 Seelen auf derselben übrig geblieben sind.

Größer als die beiden letztgenannten ist die Insel Atiu (20° südlicher Breite und 158° 15′ westlicher Länge), welche von Kapitain Cook entdeckt wurde. Sie ist hügelicht, mit herrlichem Grün bedeckt, und von etwa 2000 Insulanern bewohnt. Kapitain Cook nannte sie Waku.

Mangea oder Mangaia (21° 57′ südl. Br. und 158° 7′ westl. L.), gleichfalls von Cook entdeckt, liegt etwa 48 Stunden südlich von Atiu, und hat ungefähr 10 Stunden im Umfang. Ihre Lage ist ziemlich hoch, und sie bietet eine eigenthümliche Gestalt dar, indem

ein breiter Bergrücken auf eine Höhe von 100 Fuß über dem Meere in einer Reihe von Hügeln ihre Ufer umgürtet. Das Pflanzenleben dieser Insel ist reich, und die Bevölkerung derselben mag sich auf 2—3000 Seelen belaufen. Diese vier letztgenannten Inseln unterscheiden sich von den Gesellschafts-Inseln durch den bedeutenden Umstand, daß ein Korallenriff das ganze Ufer derselben umlagert, und demnach kein sicherer Ankerplatz für Schiffe und nicht einmal eine Durchfahrt für Boote auf denselben zu finden ist.

Die bedeutendste Insel dieser Gruppe ist Rarotonga. Es ist auffallend, daß diese prachtvolle Insel Cooks unermüdetem Entdeckungseifer entgangen ist, und erst von Missionar Williams im Jahr 1823 aufgefunden wurde. Sie besteht aus einer Masse aufgelagerter Berge, welche sehr hoch sind, und bietet dem Seefahrer einen wahrhaft malerischen Anblick dar. Ihre geographische Lage ist 21° 20 Minuten südl. Br. und 160° westl. Länge. Sie hat etwa 12 Stunden im Umfange, besitzt mehrere gute Ankerplätze für Boote, ist von einem Korallenriffe umgeben und schließt eine Bevölkerung von 6—7000 Seelen in sich.

Die siebente und letzte Insel dieser Gruppe ist Aitutaki, deren Entdecker Kapitain Cook war. Auch sie trägt das Bild einer reichen, von üppigem Pflanzenleben bewohnten Landschaft; sie ist ziemlich bergig und von einem Riffe umlagert, der sich weit hin in das Meer erstreckt. Indeß findet sich auf der Westseite dieser Insel eine für Boote zugängliche Oeffnung, innerhalb welcher sie volle Sicherheit gegen die Stürme haben. Die Insel selbst hat etwa 7 Stunden im Umfange, liegt im 18° 54′ südl. Br. und im 159° 41′ westl. Länge und begreift eine Einwohnerzahl von etwa 2000 Seelen in sich.

Die Bildung dieser Inseln auf diesem mächtigen Weltmeere, so wie der Ursprung ihrer Bevölkerung liegt in tiefes Dunkel begraben. Um eine richtige Vorstellung

von diesen Inseln im Allgemeinen zu gewinnen, muß man sie in drei verschiedene Klassen eintheilen. Zu der ersten gehören die Gebirgs-Inseln, welche fast durchgängig auf diesem Oceane eine prachtvolle Gestalt darbieten. Ungeheure Berge erheben sich stufenweise aus der Oberfläche des Meeres empor, bis ihre mächtigen Kulmen in den Wolken des Himmels sich verlieren. Einige derselben sind in tausendfache eigenthümliche Gestaltungen durchbrochen; hier erblickt man eine senkrechte Felsenwand, die, einer ungeheuren Pyramide ähnlich, bis zum Himmel ragt; dort eine Felsenspitze, die das Auge nicht zu erreichen vermag, und wieder an einer andern Stelle einen aufgelagerten Felsenblock, welcher jeden Augenblick über dem Haupte zusammenzustürzen droht, und einer ungeheuren Naturfestung ähnlich ist. Die Wände dieser prachtvollen Felsenspitzen sind mit einer üppigen Pflanzenwelt von dem mannigfaltigsten Farbenspiele überhängt. Schönheit der Formen, Majestät und wilde Naturerhabenheit sind oft in schneidenden Gegensätzen so eigenthümlich unter einander gemischt, daß das Gemüth der mannigfaltigsten Empfindungen sich nicht zu enthalten vermag. Zu ihren Füßen liegt der weite Ocean in voller Herrlichkeit ausgebreitet, der am Horizonte mit dem Himmel sich zu vermählen scheint. In ihren Niederungen erblickt das Auge fruchtbare und üppige Thäler, welche mit dem stattlichen Brotfruchtbaume, Bananen, der brasilischen Pflaume, und vielen andern tropischen Erzeugnissen bedeckt sind. Manche dieser Bäume wachsen zu riesenmäßiger Größe empor, und sind mit dem reichsten Blätterwerke geschmückt; alle aber tragen das gleiche Bild der Schönheit, indeß jedoch jede einzelne Gattung ihr eigenes Farbenbild, vom tiefsten Grün bis zum leichtesten Farbenanfluge, trägt. Der Kranz des Kokosnußbaumes, der über alle emporragt und majestätisch von den Seelüften bewegt wird, liefert diesem Landschaftsgemälde eine eigenthümliche Vollendung. Die Berge dieser ersten Inselnklasse heben sich von der Meeresoberfläche von

2000—10,000 Fuß empor. Einige Berge auf der Inſel Hawaji (einer der Sandwichs-Inſeln) ſollen eine Höhe von etwa 15,000 Fuß haben.

Alle dieſe Inſeln tragen ſichtbare Spuren vulkaniſcher Zerſtörung in ſich. Bei manchen beſtehen die Felſenſtücke aus ſchön gekörntem ſchwarzem Baſalt, aus welchem die Eingebornen ihre Mörſel verfertigen, um die Brotfrucht in denſelben zu einem Brei zu ſtoßen. Auch ihre Beile wurden aus dieſem Baſalt verfertigt, ſo lange noch nicht eiſerne Werkzeuge bei ihnen eingeführt waren. Bei andern wird Bimsſtein gefunden, und viel anderes Geſtein, das ſichtbar durch eine Feuerglut ſein Daſeyn erhalten hat. Ob nun aber dieſe Inſeln, die eine Höhe von 1000—15000 Fuß, und einen Umfang von 20—200 Stunden beſitzen, vulkaniſcher Thätigkeit allein, oder noch andern Natururſachen ihr Daſeyn zu verdanken haben, iſt ſchwer zu entſcheiden. Manche derſelben ſind ohne Zweifel Ueberreſte eines untergegangenen Feſtlandes; denn es iſt ſichtbar, daß alle Inſeln, welche wir beſucht haben, in früheſter Zeit unter Waſſer geſtanden haben müſſen, indem auf ihren höchſten Bergſpitzen Korallen, Muſcheln und andere Seeſubſtanzen häufig angetroffen werden.

Die Inſeln der zweiten Klaſſe, die auf eine Höhe von 40—200 Fuß über das Meer ſich erheben, ſind von wellenförmigen Hügeln beſetzt. Sie ſind nicht minder ſchön, und mit üppigem Geſträuche bedeckt; aber es mangeln ihnen jene hohen, zackenartigen Pyramidenfelſen, welche das Gemüth mit Bewunderung erfüllen. Spuren vulkaniſcher Thätigkeit werden auf denſelben nicht angetroffen, indem ihr Geſtein aus kriſtalliſirter, kohlenſtoffhaltiger Thonerde zuſammengeſetzt iſt.

Die dritte Klaſſe beſteht aus niedern Koralleninſeln, welche ſich kaum ein paar Fuß über die Meeresfläche erheben. Dieſe Inſeln ſind gewöhnlich von geringem Umfange; nur Tongatabu, welche in dieſe Klaſſe gehört, faßt etwa 40 Stunden in ſich. Die Erdlager auf den-

selben sind so dünne, daß außer dem Kokosnußbaum, dem Pandanus (Palmengattung), dem Hibiskus und anderem zwergartigem Gewächs nur wenig Pflanzenleben auf denselben angetroffen wird. Tongatabu, und die Freundschafts-Inseln überhaupt, machen indeß hievon eine Ausnahme, indem ihr Boden ungleich tiefer ist, und die Erzeugnisse der übrigen Inseln in nicht minderer Fülle hervorbringt.

Alle Gesellschafts- und noch viele andere Inseln des stillen Meeres sind mit einem Gürtel von Korallenfelsen umgeben, der von 3—20 Ellen breit ist, und sich von dem nächsten Rande der Insel bis auf eine Stunde entfernt in das Meer hinaus erstreckt. Gegen diesen wundervollen Schlagbaum wälzen sich die rollenden Wellen des großen Oceans mit fürchterlicher Gewalt herbei, thürmen sich in Massen zu bedeutender Höhe auf, und werfen mit majestätischer Gewalt ihre schäumenden Spitzen über diese Schutzwehr hin, indeß sie an seiner Dichtigkeit ihre brausende Wuth brechen, und sich harmlos wieder auf ihre Oberfläche zurückziehen. Der Wasserschaum, der durch das Brechen dieser Wellen erzeugt wird, erhebt sich nicht selten zu solcher Höhe, daß eine Menge herrlicher Seeregenbogen in denselbigen sich bilden.

Das Gewässer der See zwischen dem Riffe und dem Ufer ist ruhig und durchsichtig, so, daß man auf dem Boden des Wassers ein bewunderungswürdiges Zaubergemälde von Naturbildungen in den seltsamsten Gestalten erblicken kann, indem Korallenschöpfungen jeglicher Gestalt und Farbe in reicher Fülle sich in einander mischen und dem Auge einen unterseeischen herrlichen Blumengarten, oder einen ganzen Park der wundervollsten Gesträuche darbieten, in welchem unter den geschlängelten Gesträuchen eine Menge von Fischen in jeder Gestalt und Farbe mit gefühlter Sicherheit sich lustig umhertreiben. Es ist herrschende Meinung, daß diese Koralleninseln mit ihren Riffen von kleinen polypenartigen

Seethierchen

Seethierchen gebildet werden. Diese Koralleninsekten sollen sich, wie man vermuthet, auf der Spitze eines unterseeischen Vulkanes ansetzen, da sie in tieferem Wasser nicht zu leben vermögen, und sodann in Haufen zahlloser Miriaden mit unglaublichem Fleiße ihre wundervolle Arbeit vollenden, bis sie die Oberfläche des Wassers erreichen, über welche sie nicht hinausbauen können. Treibholz und andere, von den Strömungen des Wassers herbeigeführten Substanzen lassen sich sodann auf diesen Korallenlagern nieder, das Meer treibt seine Sandmassen darüber hin, — und auf diese Weise bildet sich eine Insel. Die Vögel besuchen diese neue aus dem Wasser emporragende Stelle, und tragen Samenkörner von andern Inseln auf dieselbe herbei, und auf diese Art bildet sich, wie man gewöhnlich muthmaßt, eine Pflanzenwelt auf derselben.

Ich habe alle Ursache zu vermuthen, daß man sich unrichtige Ansichten über den vermeintlichen Umfang und das schnelle Wachsthum von Korallenbildungen zu machen pflegt. Man nimmt gewöhnlich an, es bilden sich auf diesen unermeßlichen Gewässern immer neue Inseln, und zwar mit solcher Schnelligkeit, daß im Laufe der Zeit eine Insel an die andere sich anreihe, so daß der ganze südliche Ocean am Ende in ein mächtiges Festland umgeschaffen würde. Aber es fragt sich vor Allem, ob die Erscheinungen des stillen Meeres wirklich eine solche Muthmaßung begünstigen. Ich antworte mit Zuversicht: nein; indem die Schnelligkeit des Korallenwachsthums in hohem Grade überschätzt wird. Achtzehn volle Jahre schiffte ich fast unausgesetzt auf diesen weiten Gewässern umher, und nirgends wurde ich irgend eine Insektenthätigkeit gewahr, die zureichend gewesen wäre, selbst in einem Zeitraume von vielen tausend Jahren, einen Korallenriff auch nur von geringem Umfange zu schaffen. Ein anderer Irrthum besteht in der Muthmaßung, daß diese Koralleninsekten so lange arbeiten, bis sie die Oberfläche

des Wassers erreichen. Dies ist keineswegs der Fall. Denn es wird selten, auch im tiefsten Wasser, eine Korallenzeugung angetroffen, welche die Höhe von 2—3 Fuß überstiege. Auch über die Erzeugung des Stoffes, mit welchem diese Insekten bauen sollen, hat man vielfache Muthmaßungen gemacht, und Manche denselben in den Absonderungen dieser Polypen gefunden. Ich vermag auf keinerlei Weise dieser Ansicht beizustimmen; vielmehr ist schon längst bekannt, daß das Salzwasser viele Kalktheile und kohlenartige Thonerde in sich faßt. In Ermanglung trinkbaren Wassers waren wir oft genöthigt, Seewasser durch Sieden trinkbar zu machen. Bei diesem Prozesse fand sich immer, daß sich auf dem Boden des Siedkessels ein Kuchen von Thonerde bildete, der auch unsere Magnesia in sich enthält. Da nun in tropischen Klimaten der Prozeß der Ausdünstung ungleich schneller vor sich geht, als in andern Breitegraden, und vermittelst dieser Ausdünstung immer ein starker Niederschlag von Kalk- und kohlenartiger Erde erzeugt wird, aus welcher die Korallen bestehen, so kann es ebendarum auch nicht an Material mangeln, aus welchem diese Insekten ihre wundervollen Bildungen erzeugen. Indeß ist auf allen meinen Wanderungen bei allem, was ich in diesen Gebieten beobachtet habe, der lebhafte Eindruck in meiner Seele geblieben, daß alle diese Inseln so ziemlich dieselbe Gestalt behalten haben, wie sie eine mächtige Wasserfluth der Vorzeit zurückgelassen hat, und daß darauffolgende Veränderungen ihrer Beschaffenheit nach nur theilweise, und in ihrem Umfange ausnehmend beschränkt gewesen sind.

II. Abschnitt.

Merkwürdige Umstände, unter denen das Evangelium auf der Insel Rurutu eingeführt wurde. Anfang einer Mission auf der Insel Aitutaki.

Als nach einer 4jährigen angestrengten Arbeit auf der Insel Rajatea am Ende des Jahres 1821 meine

(Missionar Williams) und meiner Gattinn angegriffene Gesundheit einer längern Erholung bedurfte, welche sich uns auf Neu-Süd-Wallis (Neu-Holland) darbot, so beschlossen wir, um unsere Reise für die Zwecke der Missionssache so nützlich wie möglich zu machen, einige wackere Mitglieder aus unserer Insulanergemeinde mit uns zu nehmen, und dieselben als Lehrer auf der Insel Aitutaki abzusetzen. Der Schiffskapitain, mit welchem wir die Reise machten, bot sich freiwillig an, kostenfrei diese Insulanergehilfen auf seinem Schiffe mit sich zu nehmen, und nun wurden von unserer Heidengemeinde, welche ein großes Vergnügen über diesen Vorschlag zu Tage legte, zwei ihrer Mitglieder, Papaiha und Vahapata, hiezu ausersehen und zum Werke des Amtes feierlich verordnet. Unsere Gemeinde war durch einen merkwürdigen Umstand, der sich nicht lange zuvor auf ihrer Insel zugetragen hatte, zu einem regen Eifer, das Evangelium Christi weit hin auszubreiten, angeregt worden. Eine Insel nämlich, Namens Rurutu, welche **140** Stunden südlich von Rajatea liegt, war nicht lange zuvor durch eine ansteckende Krankheit heimgesucht worden, welche die fürchterlichsten Verheerungen unter den Einwohnern anrichtete. Da die Insulaner jeden Unfall dieser Art als eine Strafe der erzürnten Götter zu betrachten pflegen, so beschlossen zwei unternehmungsvolle Häuptlinge der Insel, zwei große Boote zu bauen, so viele ihrer Leute, als dieselben fassen konnten, mit sich zu nehmen, und sich auf der mächtigen Tiefe den Winden und Wellen anzuvertrauen, um eine neue glücklichere Heimath aufzusuchen. Als alles zugerüstet war, spannte der Häuptling Auura und seine Parthie die Segel ihres Bootes auf, und bald schwand die geliebte, aber schwer heimgesuchte Insel aus ihrem Auge, und sie waren nun froh, dem Zorne der Götter entflohen zu seyn. Der Wellenzug führte sie nach der Insel Tubuai hin, und nachdem sie daselbst neue Kraft und neuen Muth gesammelt hatten, so beschlossen sie, die geliebte Heimath wieder aufzusuchen,

in der Hoffnung, die Pest werde daselbst ihr Ende erreicht haben. Aufs neue vertrauten sie sich den Wellen des Oceanes an, nicht ahnend die Gefahren, welche ihrer warteten. Kaum hatten sie die Berge von Tubuai aus dem Gesicht verloren, als ein gewaltiger Sturm beide Boote auf die grenzenlosen Gewässer hinauswarf, auf denen sie keinen Pfad und keine sichere Richtung zu gewinnen vermochten. Es währte nicht lange, so wurde die ganze Mannschaft eines dieser Boote ein Raub des Hungertodes. Der Häuptling Auura, dem das andere gehörte, steuerte drei Wochen lang unter namenlosem Mangel und Ungemach auf dem weiten Oceane umher, bis sie endlich nach dem Korallenriffe getrieben wurden, der die kleine Insel Maurua, die westlichste der Gesellschafts-Inseln, umgibt.

Die Gastfreundlichkeit der Bewohner dieser kleinen Insel stellte die Kraft der erschöpften Wanderer bald wieder her, und nun erzählten sie die traurigen Unfälle, welche ihre geliebte Heimath und sie in der letzten Zeit heimgesucht hatten. Die Maurnaner sagten ihnen, wie auch sie vormals dieselben falschen Götter verehrt, und jedes Uebel, das ihnen widerfuhr, dem Zorne derselben zugeschrieben hätten, wie sie nun aber den einigen wahren und lebendigen Gott, Jehovah, erkannt, ihre Götteraltäre umgestürzt und sich dem Dienste des wahren Gottes, des HErrn Himmels und der Erde, gewidmet hätten. Als die erstaunten Fremdlinge vernahmen, daß weiße Menschen, die von einem fernen Lande her auf Schiffen diese Freudenbotschaft gebracht hätten, auf jenen Inseln wohnen, deren Bergspitzen sie in der Ferne mit ihren Augen sehen konnten, so beschlossen sie ungesäumt dorthin zu ziehen. Auura und seine Freunde begaben sich noch einmal mit ihrem Boote aufs Meer, nicht um vor dem Zorne der Götter zu fliehen, sondern diese Friedensboten aufzusuchen. Da sie aber die einzige Aufurt, welche das Ufer der Insel Borabora dar-

bietet, nicht fanden, so wurden sie von den wogenden Wellen nach der Insel Raiatea getrieben.

Hier ward ihr Erstaunen in hohem Grade aufgeregt. Die weißen Missionarien, ihre Weiber und Kinder, die Eingebornen in niedlicher Kleidung, die schönen Wohnhäuser, so wie die wunderbaren Künste, welche die Insulaner trieben, erfüllten die Fremdlinge mit staunender Bewunderung. Am Sonntage wurden sie zum Gottesdienste in die Kirche geführt, und hier hörten sie mit Entzücken das versammelte Volk dem wahren und lebendigen Gott ein Loblied singen, und die Botschaft der Gnade in seiner Muttersprache, die auch sie redeten, demselben verkündigen. Bald waren sie von der strahlenden Herrlichkeit des Christenthums überzeugt, und innerlich gewiß, daß Gott sie huldreich hieher geführet habe, um sie mit den Segnungen desselben bekannt zu machen. Voll Begierde übergaben sie sich unserem Unterrichte. Auura war ungemein fleißig im Lernen, machte schnelle Fortschritte, und konnte bald das Evangelium Matthäi in der tahitischen Sprache lesen.

Nach drei Monaten drückte er den Missionarien sein Verlangen aus, seine Insel wieder zu besuchen, um seinen Verwandten und Landsleuten die heilsame Erkenntniß Gottes und seines Sohnes Jesu Christi zu bringen, die er selbst gefunden hatte. Ein frommer Kapitain, Herr Birnie, lief um diese Zeit gerade auf der Insel ein, um die erste Schiffsladung aufzunehmen, welche in einer Beisteuer von Oel für die Londner Missionsgesellschaft bestand, deren Werth sich auf die ansehnliche Summe von **31,600** Schw. Fr. belief, und diese Ladung nach England überzuführen. Mit großer Bereitwilligkeit willigte derselbe ein, den Häuptling Auura und seine Leute nach Ururu zu bringen; und da wir begierig waren, zu erfahren, welche Aufnahme sie auf dieser unbekannten Heideninsel finden würden, so sandten wir unser eigenes Boot mit einer Anzahl bekehrter Insulaner mit diesem Schiffe, welche uns Nachricht über

den Empfang zurückbringen sollten. Auura und seine Gattinn waren über das Anerbieten des Kapitains hocherfreut; nur bemerkte er, daß er in sein finsteres Geburtsland nicht zurückkehren könne, ohne ein Licht in seiner Hand zu haben. Er meinte damit, daß ihm einige unserer Leute mitgegeben werden sollen, um ihn und sein Volk in den Wahrheiten des Evangeliums zu unterrichten. Wir riefen nun unsere Gemeinde zusammen, machten ihr Auuras Wunsch bekannt, und fragten sie, wer von ihnen als Lehrer zu den Heiden auf Rurutu zu gehen bereit sey? Zwei unserer Diaconen, die zu unsern besten Leuten gehörten, traten alsobald hervor und erklärten in der Sprache des Propheten: Hier sind wir, sende uns; und so wurden sie jetzt zu diesem wichtigen Berufe verordnet. Vor ihrer Abreise trug nun jedes Glied der Gemeinde etwas als Zeugniß seiner Theilnahme herbei; der Eine brachte ein Rasiermesser, der Andere ein Messer, ein Dritter eine Scheere, ein Vierter ein Stück Leinwand, oder irgend ein nützliches Werkzeug. Wir versahen diese Brüder mit Exemplarien der Evangelien in der Tahiti-Sprache, welche von der Mundart jener Insel nur wenig abweicht, und mit Schulbüchern; und also ausgerüstet betraten sie das Schiff unter dem Gebet und den Thränen der Gemeinde, und segelten weiter.

Nach einer Abwesenheit von etwas mehr als einem Monat sahen wir unser Boot mit den eroberten Siegeszeichen, den Göttern der Heiden, welche in diesem blutlosen Kriege von dem Friedensfürsten genommen worden waren, bis oben angefüllt, mit Wonne wieder an unsere Ufer zurückkehren, und als wir die mitgebrachten Briefe lasen, und die verjagten Götter zu unsern Füßen liegen sahen, ergriff uns eine Wonne, wie sie die Engel Gottes fühlen werden, wenn sie dereinst ausrufen: „Die Reiche dieser Welt sind Reiche unseres Gottes und seines Gesalbten geworden!" Eine Versammlung unserer Gemeinde wurde nun gehalten, um derselben die

angelangte frohe Botschaft zu verkündigen, und mit ihr dem HErrn zu danken, der unsern ersten Versuch zur Ausbreitung Seiner seligmachenden Erkenntniß so sichtbar gesegnet hatte. Die verjagten und abgeschafften Götzen wurden nun öffentlich zur Schau ausgestellt, und erregten allgemeines Interesse. Besondere Aufmerksamkeit zog der Hauptgötze von Rurutu, Aa, auf sich, indem er nicht nur von außen mit kleinen Götzen überdeckt war, sondern auch eine Oeffnung auf dem Rücken hatte, die, als man sie aufschloß, das seltsame Spiel von **24** kleinen Götzen darbot, die er im Leibe trug. „Da liegen sie nun, so sprach einer der Insulaner zu seinen Volksgenossen, da liegen sie nun mit Stricken gebunden, die Götter, vor denen unsere Brüder auf Rurutu vor kurzer Zeit gezittert haben! Also müssen alle Götzen untergehen, welche von Menschenhänden gemacht sind! Selbst ihre Namen haben sie geändert. Vormals hieß man sie die großen Götter — jetzt werden sie die bösen Geister genannt. Sehet da, wie ihre Herrlichkeit verschwunden ist. Sie bestand im glänzenden Gefieder von Vögeln, das jetzt zu Staub vermodert, aber unser Gott bleibet in Ewigkeit!"

Wundervoll war die Veränderung, welche innerhalb kurzer Zeit die Predigt des Evangeliums unter diesen zerschlagnen Insulanern zu Tage förderte. Etwa **12—15** Monate später wurde Rurutu (im September **1822**, siehe Magazin Jahrg. **1832** Seite **256**) von den beiden Abgeordneten der Londner Missionsgesellschaft, Herrn Tyermann und Bennet, besucht, und diese bemerkten in ihrem Tagebuche: „Jetzt erst ist uns die Absicht Gottes klar, warum Er uns seit einiger Zeit durch widrige Winde auf diesen Gewässern umhertreiben ließ. Er wollte uns nämlich Gelegenheit machen, die schöne kleine Insel Rurutu zu besuchen. Als wir das Ufer derselben erreichten, wußten wir nicht, auf welcher Insel wir uns befanden, aber wie erstaunt waren wir nicht, als wir an der Spitze der Bucht ein paar niedliche Wohn-

häuser erblickten, aus denen wir schlossen, daß das Evangelium auf diesen Ufern eingeführt seyn müsse. Die Insulaner hatten einen großen Steindamm aus mächtigen Korallenblöcken aufgerichtet, der einen bequemen Landungsplatz bildete. Freundlich wurden wir in die Hütten der Missionsgehilfen eingeladen, welche uns, so wie die Insulaner, mit Beweisen von Liebe überhäuften, und gebratene Schweine und Yams in Ueberfluß herbeibrachten.

Außer den beiden bequemen Wohnungen der Missionarien trafen wir ein großes, 80 Fuß langes, mit Bänken versehenes Bethaus an, welches die Einwohner seit 12 Monaten unter der Leitung ihrer Lehrer mit unsäglicher Mühe aufgerichtet hatten. Es wurde Gottesdienst gehalten, bei welchem Alle wohlgekleidet erschienen, und mit heilsbegieriger Andacht der Verkündigung des Wortes zuhörten. Nicht eine Spur von Abgötterei trafen wir weiter auf dieser Insel an; nicht ein Götzenbild ward gefunden. Fast übersteigt es allen Glauben, daß innerhalb so kurzer Zeit eine so mächtige Veränderung bewirkt werden konnte; aber wir haben sie mit unsern eigenen Augen gesehen, und wir mußten ausrufen: Das hat der HErr gethan!"

Der merkwürdige Erfolg, welcher die Einführung des Evangeliums auf Rurutu begleitete, machte auf uns und unsere Heidengemeinde auf Rajatea einen so tiefen Eindruck, daß jegliches Glied derselben jetzt um so bereitwilliger war, Hand ans Werk zu legen, um unverweilt diese frohe Botschaft auch nach den westlichen Inselngruppen zu tragen. Wir betraten daher, begleitet von ein paar tüchtigen Nationalgehilfen, unser Schiff, um die letztern nach der Insel Aitutaki zu bringen. Als wir uns ihren Ufern näherten, so sahen wir unser Schiff bald von den Booten der Eingebornen umlagert. Diese waren ausnehmend lärmend, und boten uns in ihren Personen und in ihrem Benehmen das ganze schauerliche Bild des wilden Heidenlebens dar. Einige von ihnen

waren vom Kopf bis zu den Füßen punktirt, Andere mit Pfeifenerde und rothem Ocker häßlich überdeckt, noch Andere mit Kohlenstaub beschmiert, und Alle tanzten und lärmten mit den wildesten Bewegungen um uns her. Wir luden den Häuptling der Insel, Tammatoa, aufs Verdeck unseres Schiffes ein, und eine Anzahl seiner Leute folgte ihm. Da ich bald entdeckte, daß ste die tahitische Sprache, die ich redete, wohl verstanden, so benachrichtigte ich den Häuptling, was sich auf den benachbarten Gesellschafts-Inseln seit ein paar Jahren zugetragen hat, und wie der Götzendienst daselbst gänzlich umgestoßen worden sey. Er fragte mich ausdrucksvoll, wo denn jetzt der große Gott, Tangaroa, sich befinde? Er sey im Feuer verbrannt, nebst allen andern Göttern, gab ich zur Antwort. Er fragte weiter: wie es mit dem Gott Koro auf Rajatea stehe? Auch er sey vom Feuer verzehrt, erwiederte ich; und ich habe zwei Lehrer mit mir gebracht, um ihn und sein Volk mit der Erkenntniß des wahren Gottes bekannt zu machen, damit auch sie ihren falschen Göttern den Abschied gäben, wie es Andere gethan haben. Als ich ihm nun die beiden Lehrer vorführte, fragte er, ob sie ihn an das Ufer begleiten wollten? und da sie dies bejahten, so schlug er ihnen vor, bei ihm zu bleiben. Mit sichtbarem Vergnügen begrüßten sie nun einander durch Nasenreiben, was der Häuptling lange fortsetzte. Auf sein Versprechen, daß er die Lehrer in Schutz nehmen und sie freundlich behandeln wolle, nahm er sie mit ihren kleinen Habseligkeiten in sein großes Boot, und die Insulaner ruderten nun, sichtbar vergnügt über diesen Schatz, dem Lande zu. Wir hatten unsern kleinen vierjährigen Knaben bei uns, und da die Insulaner nie zuvor ein weißes Kind gesehen hatten, so wünschte jeder von ihnen, mit dem armen Jungen seine Nase zu reiben, indem sie dringend baten, daß ich ihnen doch den Knaben mitgeben möchte. Auf meine Frage, was sie mit ihm thun wollten, gab der Häuptling zur Antwort: sie würden die

äußerste Sorgfalt für ihn tragen, und ihn zum König der Insel machen. Da aber weder ich noch seine Mutter nach königlichen Ehren für unsern lieben Knaben geizte, so lehnten wir ihr Anerbieten ab; nun wurden die Wilden in ihrer Forderung stürmisch, und schon machten sie Miene, den Knaben zu fassen, und mit ihm dem Ufer zuzuschwimmen, als die Mutter ihn plötzlich in die Kajüte des Schiffes rettete und verbarg. Im Laufe der Unterhaltung vernahm ich, daß in nicht großer Entfernung sich noch mehrere Inseln befinden, und namentlich Rarotonga, die sie als stark bevölkert schilderten, und dieser Umstand vermehrte unsere Theilnahme für die Missionsniederlassung auf Aitutaki. Auf diese Weise durften wir die gnadenreiche Hand unsers Gottes in allem wahrnehmen, was sich zutrug. Freilich hatten wir damals noch nicht die leiseste Ahnung von dem, was aus diesen kleinen und dürftigen Anfängen werden würde; aber Der, dessen Werk wir zu treiben die Gnade haben, ist ja wundervoll in Rath und That, und Er regiert alle Wege der Menschen zur Förderung seiner großen Gnadenhaushaltung auf Erden. Die weitere Entwicklung der Geschichte wird es deutlich kund thun, wie herrlich Sein Thun, wie richtig Sein Weg und wie gut es ist, auf Ihn allein zu vertrauen.

III. Abschnitt.

Missionsarbeiten auf der Insel Aitutaki. Besuch der Missionarien Williams und Bourne auf derselben. Ihre Bemühungen, die Insel Rarotonga aufzufinden. Schicksale des Nationalgehülfen Papeiha auf Aitutaki. Williams Reise nach der Insel Mangea. Mißlungener Versuch, eingeborene Lehrer unter den wilden Einwohnern daselbst abzusetzen.

Als wir (Missionar Williams und seine Gattinn) nach einem mehrmonatlichen Aufenthalt auf Neu-Süd-Wallis unsere Gesundheit gestärkt fühlten, kehrten wir

mit erneuter Kraft im März 1822 nach unserer geliebten Arbeitsstätte wieder zurück, und wurden von unserer theuern Gemeinde auf Rajatea mit herzlicher Freude aufgenommen. Im April dieses Jahres langten von den beiden Gehilfen, Papeiha und Vahapata, die wir 8 Monate zuvor nach der Insel Aitutaki gebracht hatten, von dorther Briefe bei uns an, welche uns mit ihren überwundenen Gefahren und dem theilweisen Gelingen ihrer Arbeit unter den dortigen Insulanern bekannt machten, und um die Zusendung von zwei weitern Gehilfen baten. Zugleich lief auch die wichtige Nachricht bei uns ein, daß sich daselbst mehrere Eingeborne einer benachbarten Insel, Namens Rarotonga, befinden, welche das Evangelium angenommen haben, und jetzt sehnlich wünschten, in Begleitung einiger Lehrer nach ihrer Heimath zurückzukehren, um ihre Landsleute gleichfalls mit dieser frohen Botschaft bekannt zu machen.

Nach viel Berathung und Gebet mit unsern Brüdern wurde endlich beschlossen, daß ich mit Missionar Bourne die erste Schiffsgelegenheit benützen sollte, um nach der Insel Aitutaki zu ziehen, eine Anzahl von Volkslehrern mit uns zu nehmen, die vielbesprochene Insel Rarotonga auf diesen Gewässern aufzusuchen, und den Versuch zu machen, unter Gottes Beistand auf sämmtlichen Eilanden der Herveygruppe die Erkenntniß Christi anzupflanzen. Zu diesem Ende wählte die Gemeinde auf Rajatea vier ihrer Mitglieder nebst den Gattinnen derselben, und noch zwei Andere auf der Insel Tahaa, für diesen wichtigen Auftrag aus, und sie wurden in einem feierlichen Gottesdienste unter Gebet und Händeauflegung zu diesem Evangelistenberufe geweiht. Alles war nun beschäftigt, durch freiwillige Beisteuern diese Gehilfen für die Reise und ihre Missionsstationen mit den erforderlichen Bedürfnissen auszustatten, und die Insulaner wetteiferten mit einander, der Missionsgesellschaft jeden Kostenaufwand zu ersparen. Nach einer glücklichen Seereise von 5 Tagen erreichten wir die Insel Aitutaki.

Bald wimmelten die Boote der Einwohner um uns her, und jedes derselben verlangte uns aufzunehmen. Da wir indeß des Zustandes der Dinge noch nicht gewiß waren, so verlangten wir zuvor, entweder den Häuptling der Insel, oder einen der Lehrer zu sprechen, um von ihm die nöthige Kundschaft einzuziehen. Doch die gutmüthigen Insulaner konnten unsere Landung kaum erwarten, und sie riefen uns von allen Seiten eine frohe Botschaft zu. „Gut ist das Wort Gottes, ertönte es aus Aller Mund, jetzt steht es gut auf Aitutaki. Das Wort Gottes hat daselbst Wurzeln geschlagen! ꝛc.“ Einige hielten ihre Hüte, zum Zeichen ihres Heraustretens aus dem Zustande der Wildheit, Andere ihre Syllabirbücher empor, um uns von der Wahrheit dessen, was sie aussagten, zu überzeugen. So wie wir dem Ufer näher kamen, sahen wir auf der kleinen Missionsniederlassung eine weiße Flagge wehen, woraus wir schließen konnten, daß die Lehrer noch am Leben waren. Endlich kam das Boot des Häuptlings herbei, und wir vernahmen von dem Erstling, der das Evangelium angenommen hatte, daß alle Götzenaltäre niedergerissen, die Götzenbilder verbrannt, und die Hauptgötzen der Insel den Lehrern ausgeliefert worden seyen; daß nicht ein einziger Götzendiener mehr auf der Insel angetroffen werde, und ein 200 Fuß langes Bethaus aufgerichtet worden sey, das nur meiner Ankunft warte, um eröffnet zu werden. Diese Botschaft war eben so unerwartet als sie erfreulich war, und als nun auch die Lehrer auf unser Verdeck stiegen, so bestätigten sie nicht nur diese Kunde, sondern fügten auch noch weiter hinzu, daß der Sonntag heilig gehalten, die Gottesdienste an demselben von Alten und Jungen fleißig besucht, und die Familienandacht fast in jeder Hütte der Insel beobachtet werde. Freude glänzte nun auf jedem Gesichte, und wir eilten dem Ufer zu, um glückliche Augenzeugen dieser seligen Veränderung zu seyn. Alles drängte sich um uns her, als wir jetzt das Ufer bestiegen, und wir

wurden mit dem lautesten Jubel begrüßt. Der Eine buchstabirte lange Worte, ein Anderer sprach auswendig Abschnitte seines Katechismus her, Andere sangen einen Liedervers, und Alle bemühten sich uns zu zeigen, welche Fortschritte die neue Religion auf der Insel gemacht habe.

Bald wurde eine Versammlung der Häuptlinge und des Volkes zusammengerufen, in welcher wir unsere herzliche Freude über die mächtige Veränderung ausdrückten, welche in so kurzer Zeit der Glaube an das Evangelium unter ihnen bewirkt habe, und dem Volke verkündigten, daß wir zwei neue Lehrer mit ihren Frauen mit uns gebracht hätten, welche gleichfalls in ihrer Mitte sich niederzulassen bereitwillig seyen. Alle bezeugten ihr großes Wohlgefallen hierüber, und wünschten noch Weiteres von uns zu hören. Nach der Versammlung besuchten wir die neuerbaute Kapelle, welche nach dem Muster unserer Kirche auf Rajatea eingerichtet war, und die ich nicht ohne freudige Bewunderung betrachten konnte. Auch ihren Lehrern hatten sie ein niedliches Wohnhaus mit 5 Stuben aufgerichtet. Viele der Insulaner hatten bereits angefangen, sich selbst bequeme und feste Wohnungen aufzubauen. Auch hatten sie Bettstellen und anderes nützliches Hausgeräthe verfertigt, und sie selbst waren in selbstverfertigter weißer Leinwand reinlich gekleidet. Wie hätten wir innerhalb so kurzer Zeit eine so mächtige Veränderung erwarten dürfen? Noch vor 18 Monaten waren diese Insulaner das wildeste Geschlecht, das ich je gesehen hatte; jetzt sind sie mild, lernbegierig, fleißig und freundlich geworden. Am folgenden Tage wurde unsere Aufmerksamkeit durch einen schlagenden Ton gefesselt. Da sie nämlich noch keine Glocke hatten, so gebrauchten sie eine Axt, die sie gegen einen Stein anschlugen, um die Insulaner zu einer Versammlung in der Kirche einzuladen. Männer und Weiber, Alte und Junge eilten nun, in reine Leinwand gekleidet, emsig dem Bethause zu. Die sechs Lehrer mit

ihren Frauen, welche uns begleitet hatten, nebst den beiden frühern Lehrern, Papeiha und Vahapata, setzten sich der Kanzel gegenüber. Mit feierlichem Gesang und Gebet ward die Versammlung nunmehr eröffnet, und ich predigte aus vollem Herzen über das große Wort des HErrn (Joh. 3, 16.): Also hat Gott die Welt geliebt ꝛc. Es war ein wonnevoller Anblick, 1500—2000 Insulaner hier versammelt zu sehen, welche aus der tiefsten Nacht des rohen Heidenthums kaum erst an die Morgenröthe des Heiles hervorgetreten waren, und mit freudeglänzenden Augen und offenem Munde nun die wundervolle Thatsache verschlangen, daß Gott die Welt geliebet, und seinen eingebornen Sohn zu ihrem Heil dahin gegeben habe. Wie ganz anders war jetzt die Gestalt und das Betragen dieser Menschen, als ich sie 18 Monate vorher gesehen hatte! Sie waren rohe Kannibalen, die sich wechselsseitig ermordeten, und ihr Fleisch mit ihren Zähnen verzehrten, und jetzt lagen sie hier alle, einer Lämmerheerde ähnlich, auf ihren Knieen, um den Gott des Friedens und der Liebe gemeinschaftlich anzubeten.

Der Großvater des jungen Königs drückte seinen Wunsch aus, uns nach der Insel Rajatea zu begleiten, und da wir einen heilsamen Eindruck davon erwarten durften, wenn er mit eigenen Augen die wohlthätigen Wirkungen sehen würde, welche das Evangelium auf den Gesellschafts-Inseln hervorgebracht hatte, so gewährten wir ihm gerne seine Bitte. Auch den jungen König, seinen Großsohn, so wie den frommen Papeiha luden wir ein, uns auf der Reise zu begleiten, weil wir hoffen durften, daß uns dieselben auf den verschiedenen Inseln der Heiden, welche wir zu besuchen im Begriffe standen, wichtige Dienste leisten werden. Eben so verlangten einige Eingeborne von Rarotonga, die Reise mitzumachen. Die Aitutakianer thaten alles, um uns von einem Besuche auf Rarotonga abzurathen, indem sie uns versicherten, diese Insulaner seyen abscheuliche Kani-

balen, und in hohem Grade trügerisch, und sie fürchten daher, daß wir unser Leben daselbst einbüßen möchten.

Indeß waren wir im Namen des HErrn entschlossen, Rarotonga aufzusuchen. Die Götter, welche die Zerstörung überlebt hatten, 31 an der Zahl, wurden im Triumph nach unserm Boote gebracht, und nun segelten wir mit diesen Siegeszeichen eines unblutigen Triumphes ab, wie Leute, welche große Beute gefunden haben. Mehrere Tage lang steuerten wir auf diesen Gewässern umher, ohne daß es uns gelang, eine Spur dieser unbekannten Insel aufzufinden. Indeß hatten wir die Freude, von dem Nationalgehilfen Papeiha eine umständliche Erzählung von den Erfahrungen zu vernehmen, welche er in der jüngsten Vergangenheit beim ersten Pflanzungsgeschäfte des Christenthums unter den Insulanern auf Aitutaki gemacht hatte.

„Als ich mit meinem Mitarbeiter zuerst den Boden dieser Insel betrat, so erzählte er, so ergriffen uns die Insulaner, und führten uns vor einen ihrer Götzenaltäre, um uns den Göttern aufzuopfern. Allein die Hand Gottes hielt sie zurück, daß sie uns nichts thun durften. Dreimal brach hierauf ein blutiger Krieg auf der Insel aus, und wir wurden aller unserer Habseligkeiten von den Eingebornen beraubt; allein wir fürchteten uns nicht, weil wir uns unter Gottes Schutze sicher glaubten, und überzeugt waren, daß Er alles zum Mittel gebrauchen kann, den Götzendienst auf dieser Insel umzustürzen." — Den ersten günstigen Eindruck auf das Volk scheint eine Wanderung erzeugt zu haben, welche diese beiden Lehrer auf der Insel machten. In jedem Distrikte derselben brachten sie einige Tage zu, und fingen an, das Volk zu unterrichten. Im Distrikt Tautu stellte sich ihnen ein alter Götzenpriester entgegen, indem er laut ausrief: Der Götze Erui habe die Insel gemacht und mit eigenen Händen zusammengeknetet; er selbst sey der erste Mensch auf der Insel gewesen. Wer war denn Erui's Vater, fragten ihn die Lehrer? O Tetarewa,

gab er zur Antwort. Woher ist dieser gekommen? Von Awaiki, aus der Meerestiefe. Aus dieser stieg er empor, und nahm vom Lande Besitz. — So war demnach das Land schon vorher da, versetzten die Lehrer, ehe Tetarewa dasselbige bestieg? Wie kann er denn zugleich der Schöpfer der Insel gewesen seyn? Dies brachte den Priester zum Schweigen, und jetzt wurde ihre Predigt vom Volke aufmerksam angehört. Indeß machte der Christenglaube nur langsame Fortschritte auf der Insel, und die Insulaner, welche sich zu demselben bekannten, hatten von ihren heidnischen Landsleuten viel zu erdulden. Dies dauerte also fort, bis im December **1822** unser Schiff von Rajatea auf der Insel ankam, dessen Kapitain die Häuptlinge durch mancherlei Geschenke den Lehrern geneigter zu machen wußte. Da, außer ein paar Millionen Ratten, kein anderes Thier auf der Insel war, so hatten wir auf diesem Schiffe eine Anzahl Schweine und Ziegen, nebst allerlei andern nützlichen Sachen gesendet, welche die Rajateaner beigesteuert hatten. Diese Geschenke wurden unter den Häuptlingen ausgetheilt, was einen ungemein günstigen Eindruck in ihren Gemüthern hervorbrachte. Sehet, sagten sie, wir nannten zuvor diese Lehrer Treibholz, das an die Insel angeschwemmt worden sey, aber sie haben reiche Freunde, die ein Schiff mit Geschenken schicken, um nach ihnen zu sehen, und uns Gutes zu thun. Wir hießen sie Lügner, und siehe, sie haben uns die Wahrheit geredet.

Wenige Tage, nachdem das Schiff wieder abgesegelt war, drückte das Volk allgemein den Wunsch aus, dem Götzendienste zu entsagen, und christlichen Unterricht anzunehmen. Nur der Großvater des Königs widersetzte sich noch diesem Verlangen, weil er den Schmausereien der heidnischen Feste nicht entsagen wollte. Indeß wurde eine seiner Töchter gefährlich krank, und die Priester riefen Tag und Nacht ihre Götter an, um diese zu bewegen, das Mädchen wieder gesund zu machen. Allein

sie starb, und ihr Tod machte einen so tiefen Eindruck auf den alten Mann, daß er sich entschloß, den Göttern den Abschied zu geben, und schon am andern Morgen seinen Sohn sandte, um den Götzenhain niederzubrennen. Jetzt wurde ein Götzenaltar um den andern vom Volke niedergerissen, obgleich viele eifrige Heiden der Insel sich noch entgegenstellten, um den Untergang des Götzendienstes zu verhindern. Es dauerte nicht lange, so erklärten sich die Einwohner mehrerer Distrikte laut und öffentlich für die Verehrung des wahrhaftigen Gottes, der den Himmel und die Erde gemacht hat; und schon drei Wochen später hatten die Lehrer die Freude, nach 15monatlicher Arbeit auf dieser Insel, alle Einwohner derselben in einem Haine von Schattenbäumen zusammenkommen zu sehen, um gemeinschaftlich den Gott des Himmels und der Erde anzubeten. In dieser Versammlung wurde der Beschluß gefaßt, daß alle noch übrigen Götzenaltäre der Insel niedergebrannt, die Götzen, als Siegeszeichen des Wortes Gottes, nach Najatea gebracht, und unverweilt ein großes Haus zur Verehrung Jehovas aufgerichtet werden solle. Damit machten sie alsobald den Anfang; und die Hände des Volkes waren so geschäftig, daß nach kurzer Zeit die Pfosten eines großen Bethauses unter einem Dache aufgerichtet standen. Die beiden Lehrer hatten auf Najatea gelernt, aus Korallenfelsen Kalk zu bereiten, um die Wände des Bethauses damit zu überziehen. Wie erstaunten nicht die Insulaner, als sie dieselben dies wundersame Geschäft verrichten sahen. Kommt, riefen sie aus, sehet doch, die Lehrer können Steine braten; jetzt darf uns vor Hungersnoth nicht mehr bange seyn! Wenn auch der Sturm unsere Brotfruchtbäume niederwirft, so lehren uns diese Ausländer, die Steine zu braten. Noch höher stieg die Verwunderung, als sie nicht lange hernach die Wände ihres Gotteshauses mit schönem Weiß überzogen sahen. Wundervoll, riefen sie aus, selbst die

Steine am Meeresufer und der Sand müssen den Leuten dienen, welche den wahren Gott verehren, und sein gutes Wort beobachten! Von nun an bezeugten die Insulaner große Lust, sich selbst ähnliche Hütten aufzubauen, und waren sehr begierig, in nützlichen Gewerbsfertigkeiten sich unterrichten zu lassen." —

Acht Tage lang hatten wir vergeblich auf diesen weiten Gewässern umhergesteuert, um die verlorene Insel Rarotonga aufzusuchen, und uns blieb nun nichts übrig, als auf dieses Vorhaben für jetzt zu verzichten, und auf der Insel Mangea zu landen. Schon in der Ferne wurden wir auf dem Ufer einer Anzahl von Eingebornen gewahr, welche eine weiße Flagge emporhielten, was allgemein auf den Inseln des stillen Meeres für ein Zeichen genommen zu werden pflegt, daß man eine friedliche Aufnahme erwarten darf. Wir richteten nun auf unserm Schiffe eine ähnliche Flagge auf, um die Insulaner einzuladen, zu uns herüberzukommen; da sie aber keine Lust hiezu bezeugten, so entschloß sich Papeiha mit zwei andern Lehrern, auf einem Boote dem Ufer nahe zu kommen. Wir geboten ihnen, nicht das Land zu betreten, sondern von ihrem Boote aus den Häuptling der Insel einzuladen, einen Besuch auf unserm Schiffe zu machen. Allein sie kehrten bald unverrichteter Dinge wieder zurück, indeß ihnen zwei Boote der Eingebornen nachfolgten. Als jedoch die Leute auf denselben sahen, daß unser Boot ihnen entgegenkam, so steuerten sie so gut sie konnten dem Ufer zu, griffen nach ihren Speeren und stellten sich in Schlachtlinie auf, so daß unser Boot wieder zurückkehren mußte. Zum dritten Mal kamen einige Kanus der Eingebornen uns näher, und wir boten ihnen jetzt allerlei reizende Geschenke entgegen, um ihnen Lust zu machen, unser Schiff zu besteigen, indeß die Häuptlinge von Aitutaki ihrer ganzen Beredsamkeit aufboten, sie zu versichern, daß sie nichts zu fürchten hätten, indem unser Schiff ein Schiff Gottes sey. Nur ein einziger Mann von riesenhafter

Gestalt nahm dieses Wagstück auf sich, während jede Muskel an seinem Körper zitterte. Wir machten ihm den Vorschlag, unsere Lehrer aufs Ufer zu begleiten. Er schien dessen von Herzen froh zu seyn, und sprang mit einem Sprung auf sein Kanu hinab, und kaum sah er sich auf demselben in Sicherheit, als er mit Blitzesschnelle davonsegelte, und unsere Hoffnung aufs neue zu Schanden machte.

In unserer Rathlosigkeit bot sich nun der fromme Papeiha an, mit ein paar seiner Mitgehülfen sich furchtlos an das Ufer zu wagen; und da der Korallenriff, welcher die Insel umzieht, keine Oeffnung hatte, durch welche ein Boot zum Ufer gelangen konnte, so war er willig, sich in die See zu werfen, und durch die Brandung hindurch zu schwimmen. Allein wir konnten dem eifrigen Manne solches gefahrvolle Wagniß nicht gestatten, und jetzt nahte er sich auf dem Boote, so weit es geschehen konnte, dem Ufer; allein hier standen die Insulaner in dichten Reihen bewaffnet zum Kampfe bereit, indem einige ihre Schleudern mit Steinen gefüllt, und andere ihre vergifteten Speere ihm entgegenhielten, um den erwarteten Angriff von ihrer Insel abzuwehren. Papeiha erklärte ihnen, er komme mit seinen Reisegefährten in friedlicher Absicht an ihr Ufer, was er jedoch nicht thun werde, so lange sie nicht ihre Waffen und Schleudern niederlegten. Dies thaten sie auch alsobald, und jetzt ward der fromme Mann auf der Spitze einer Welle ans Ufer getragen. Dort erzählte er den Häuptlingen und dem versammelten Volke, wer wir seyen, und welchen Zweck unser Besuch bei ihnen habe; auch machte er ihnen bekannt, daß wir zwei Lehrer mit ihren Gattinnen bei uns hätten, welche sich auf ihrer Insel niederzulassen wünschten. Alsobald wurde ihm die Gestattung dazu gegeben, und Papeiha aufgefordert, nach dem Schiffe zurückzukehren, um die Lehrer unverweilt herüberzubringen. Dies geschah, und zwei christliche

Rajateaner mit ihren Gattinnen und ihren kleinen Habseligkeiten steuerten nun munter dem Ufer zu.

Allein kaum waren die Lehrer ans Land getreten, so wurden sie von den Eingebornen nebst ihrem Eigenthume ergriffen. Eine Säge, die sie mitgebracht hatten, ward in mehrere Theile zerbrochen, und Ohrengehänge daraus gemacht. Von ihren Bettstellen wurden die einzelnen Stücke alsobald weggeraubt, und einen Vorrath von Kokosnußöhl, den sie mitgebracht hatten, gossen die Insulaner so reichlich über ihre Köpfe und Körper aus, daß sie hell glänzten, wenn sie in der Sonne standen. Unter anderem hatten sie auch zwei Schweine, Thiere, welche die Eingebornen nie zuvor gesehen hatten, auf die Insel gebracht. Aber bald nahm sie ein Häuptling zur Hand, warf seine Kleider ab, schmückte die Schweine mit diesen königlichen Insignien, und schickte sie als Geschenk den Göttern zu. Am traurigsten war das Loos der beiden Frauen, welche die Wilden in den Wald schleppten, und sie eben thierisch zu mißhandeln drohten, als sie plötzlich durch einen Kanonenschuß vom Schiffe her in Schrecken gejagt wurden, und aus einander liefen. Unverweilt sandten wir nun ein Boot der Insel zu, um unsere Freunde zum Schiffe zurückzubringen, deren Aussehen auch wirklich beklagenswerth war. Hüte und Hauben hatte man ihnen vom Kopfe gerissen, und ihre Kleider hingen in zerfetzten Lumpen um sie her. Papeiha machte dem Häuptling wegen seines trügerischen Betragens Vorwürfe, wobei er ihm zugleich erklärte, auch sie, die Einwohner von Rajatea, seyen noch vor kurzer Zeit mit dem wahren Gott und dem Wege des Heiles durch Jesum Christum unbekannt gewesen, und Christen aus England seyen zu ihnen gekommen, sie zu unterrichten; und weil die christliche Erkenntniß ihnen so viel Heil und Wohlseyn gebracht habe, so seyen sie jetzt begierig, diesen köstlichen Schatz der Erkenntniß auch andern Inseln zu bringen. Der Häuptling weinte, und versicherte ihn seines Schmerzes über

das Vorgefallene, bemerkte aber, weil auf seiner Insel nicht alle Köpfe gleiche Höhe haben, so sey sein Einfluß nicht hinreichend, sie zu schützen; und wie sehr er auch für sich selbst ihr Bleiben wünsche, so halte er es doch für besser, wenn sie nicht wieder auf das Ufer zurückkämen.

Auf diese Weise waren unsere lieblichen Hoffnungen für die Einführung des Christenthums auf der Insel Mangea getäuscht, und unsere armen Leute hatten mit dem Verlust ihrer Habe diesen Versuch eingekauft. Mit Empfindungen des tiefen Bedauerns schifften wir jetzt von der Insel weg, jedoch entschlossen, mit der ersten Gelegenheit zwei unverheirathete Männer derselben als Lehrer zuzusenden, welche in ihrer Lage höchstens den Verlust ihres Eigenthums zu erwarten hatten. Ein paar Monate nach unserer Rückkehr auf Raiatea traten die beiden Abgeordneten der Gesellschaft, Herr Tyermann und Bennet, ihre Reise nach Süd-Wallis an, und da sie im Sinne hatten, von Tahiti aus an Mangea vorüberzusteuern, so wurde beschlossen, daß einige Lehrer sie dorthin begleiten sollten. Zwei unverheirathete Glieder der Gemeinde auf der Insel Tahaa, Davida und Tiere, boten zu solchem Versuche ihre Dienste an. Als sie Mangea näher kamen, warfen sie sich ins Meer, und schwammen ans Ufer, ohne etwas anderes, als die leichte Bedeckung, die sie trugen, und einen Theil des N. Testamentes in der Tahiti-Sprache, den sie sorgfältig eingewickelt auf den Kopf gebunden hatten, mit sich ans Land zu bringen. Gegen alle ihre Erwartung wurden sie von den Insulanern freundlich aufgenommen, indem nicht lange zuvor eine ansteckende Krankheit den wilden Muth dieser Insulaner gebeugt, und sie für die Freudenbotschaft des Evangeliums empfänglich gemacht hatte. Diese verheerende Krankheit schrieben die Insulaner dem Zorne des Gottes der Fremdlinge zu, den sie beleidigt hätten. Sie hatten daher alles Eigenthum, das wir zurückgelassen hatten, zusammengetragen, und

in eine große Berghöhle verschlossen, und dem Gott der Fremdlinge zugleich das Gelübde gethan, daß sie seine Boten freundlich aufnehmen und ihnen Brot zu essen geben wollen, wenn er seine Strafe einstellen, und seine Knechte wieder ihrer Insel zuführen würde. Auf diese Weise hatten wir eine neue ermunternde Gelegenheit, die zeitige Dazwischenkunft der weisen und gnadenreichen Vorsehung Gottes wahrzunehmen, welche alle Mittel und Wege den Umständen des Volkes, das jetzt durch das Licht des Evangeliums erleuchtet werden soll, anzupassen weiß. Wirklich war auch dieser Vorgang in solchem Zusammenhang vollkommen geeignet, einen nicht minder starken Eindruck in den Gemüthern dieses Volkes zu erzeugen, als ob sie Augenzeugen einer wunderbaren Offenbarung der göttlichen Allmacht gewesen wären.

IV. Abschnitt.

Besuch auf der Insel Atiu. Bekehrung des Königs daselbst. Macht der göttlichen Wahrheit. Entdeckung der Insel Mauke und Mitiaro. Einführung des Christenthums auf denselben. Nochmaliges Aufsuchen der Insel Rarotonga.

Als wir mit unserm Schiffe Mangea verließen, segelten wir stracks der Insel Atiu zu. Hieher hatte unser Mitarbeiter, Herr Orsmond, drei Monate vor unserer Ankunft zwei Eingeborne als Lehrer gesendet. Diese fanden wir hier im kläglichsten Zustande, indem die Insulaner sie ihres ganzen Eigenthums beraubt hatten, so daß sie lange mit dem bittersten Mangel an Lebensmitteln hatten kämpfen müssen. Kaum waren wir der Insel nahe gekommen, so sahen wir schon ein großes Boot uns entgegenkommen, in dessen Mitte auf einem erhöhten Stuhle der oberste Häuptling der Insel saß. Er war in eine weiße Schürze gekleidet, ein Stück gedrucktes Tuch umgürtete seine Lenden, und seine langen

schwarzen Haare hingen die Schultern hinab, während er mit seinem Körper den Ruderern den Takt schlug. Wir nahmen ihn auf unserm Verdeck freundlich auf, und unser Freund, der bekehrte Häuptling von Aitutaki, war so voll Eifers für die Bekehrung seines Mithäuptlings, daß er alsobald zu erzählen anfing, wie die Götzenhaine auf Aitutaki sämmtlich zerstört, die großen Götzen verbrannt worden seyen, und die kleinen sich jetzt in ihrem Schiffe befänden, um nach der Insel Rajatea gebracht zu werden, von woher christliche Lehrer zu ihnen gekommen seyen. Sie hätten, fügte er hinzu, aus geröfteten Steinen ein großes weißes Haus aufgerichtet, und dasselbe der Verehrung Jehovas, des einigen wahrhaftigen Gottes, geweiht. „Alle unsere Gaben, bemerkte er weiter, indeß seine Augen vom Feuer des Eifers und der Liebe strahlten, alle unsere Gaben, die wir den Göttern brachten, konnten uns nicht Vergebung unserer Sünden verschaffen; aber Gott hat seinen Sohn Jesum Christum für uns in den Tod dahingegeben, durch welchen jetzt der Weg zur Gnade offen steht. Eben darum bin ich gekommen, dir zu rathen, das gute Wort anzunehmen. Wir dienten früher den gleichen Göttern; den Meinigen habe ich jetzt den Abschied gegeben, komm nun, wir wollen mit einander wieder den gleichen Gott verehren, welcher der wahrhaftige Gott ist." Jetzt führte er den erstaunten Häuptling in den untern Theil des Schiffes hinab, und zeigte ihm ihre vormals so gefürchteten, mächtig geglaubten Götzen, welche schmachvoll und ohnmächtig auf dem Boden umherlagen. Die ganze Nacht brachte nun der Häuptling mit unsern Lehrern im Gespräche zu, während er häufig vom Sitze aufstand, und mit den Füßen den Boden stampfte, voll Verdruß, daß er sich so lange von seinen Götzen habe betrügen lassen. „Wahr ist es, was ihr saget, rief er aus, Augen haben sie, und können nicht sehen, und Ohren haben sie, und können nicht hören!"

Schon am folgenden Morgen kamen die Lehrer mit dieſer willkommenen Nachricht zu uns zurück, und in einer darauf folgenden Unterhaltung mit dem Häuptling erklärte uns dieſer ſeinen Entſchluß, die Götzenaltäre auf der Inſel niederzureißen, die Götzen zu verbrennen und mit der Aufrichtung eines Bethauſes für die Verehrung Jehovas ſogleich den Anfang zu machen. Wir ſchlugen ihm vor, uns nach den Geſellſchafts-Inſeln zu begleiten, aber er wünſchte, das gute Werk alſobald anzufangen, und uns vor dem Abſchied ein Beil abzukaufen, um mit demſelben Bäume zu Pfoſten für dieſes Gotteshaus zu fällen. So wollte der Häuptling von uns hinwegeilen, aber da wir vernahmen, daß noch zwei kleine Inſeln in der Nachbarſchaft von Atiu ſeien, von denen eine den Europäern noch ganz unbekannt war, ſo beſchloſſen wir dieſelben aufzuſuchen, und wir ſchlugen ihm daher vor, uns zu begleiten, und vermittelſt ſeines Einfluſſes den Lehrern eine günſtige Aufnahme bei den Inſulanern zu verſchaffen. Dies that er gerne, nachdem er zuvor auf ſeiner Inſel den Befehl hatte ergehen laſſen, daß kein Einwohner wegen ſeiner Abweſenheit ſich Kopf und Geſicht verwunden ſolle, was ſie in ſolchem Falle gewöhnlich mit ſcharfen Steinen, oder den Zähnen des Haifiſches zu thun pflegen. Als wir auf der Inſel Mitiaro ankamen, ſo ließ der König von Atiu den Häuptling derſelben herbeirufen, dem er bekannt machte, er ſei deshalb zu ihm gekommen, ihn und ſein Volk zu ermahnen, die Verehrung ihrer Götter fahren zu laſſen, und ſich in den Unterricht eines Lehrers zu begeben, der bei ihnen auf der Inſel bleiben, und ihnen die Erkenntniß und Verehrung des allein wahren Gottes bekannt machen würde. Voll Verwunderung hörte das Volk zu, und fragte, ob alsdann die Götter nicht mit ihnen zürnen, und ſie erwürgen würden? Das kann ein Stück Holz nicht thun, verſetzte der König, das wir einen Gott genannt haben. — Aber, fragte einer, ſoll denn auch Taria Nui (Großohr) verbrannt werden? —

Allerdings, antwortete der König, überliefert ihn den Flammen mit allen bösen Geistern. Nun forderte er sie auf, sich gegen den Lehrer Taua freundlich zu betragen, und seinem Unterrichte Gehör zu geben. Sie fragten nun den König, ob er nicht kommen, und das große Fest mit ihnen feiern werde, das auf seinen Befehl vorbereitet werden solle? Allerdings werde ich kommen, versetzte er, aber in einer ganz andern Absicht, um zu sehen, ob ihr das gute Werk ausrichtet, und euern Lehrer freundlich behandelt.

Nachdem unter dem Beistand Gottes unser Vorhaben auf der Insel Mitiaro über alle unsere Erwartung gelungen war, so segelten wir mit fröhlichem Herzen weiter, um auch die Insel Mauke aufzusuchen, was wir ohne Schwierigkeit thun konnten, indem der König von Atiu uns den richtigen Weg gezeigt hatte. Bei unserer Ankunft bei dieser Insel führte der König selbst den Lehrer und sein Weib ans Ufer, indeß der Häuptling dieser Insel, Tararo, mit einer Anzahl seiner Leute auf dem Ufer wartete, um ihren König zu bewillkommnen. Das erste Wort, das er sprach, als er ans Land hüpfte, war: ich bin gekommen, euch zu rathen, das Wort Jehovas, des wahrhaftigen Gottes, anzunehmen, und euch einen Lehrer mit seiner Gattinn zurückzulassen, der euch unterrichten wird. Der wahre Gott ist Jehova, und das wahre Opfer ist sein Sohn Jesus Christus. Er ermahnte sie nun, ein Gotteshaus zur Verehrung Jehovas aufzurichten, und sein gutes Wort fleißig zu lernen. Nachdem das Erstaunen, das die Aufforderung des Königs unter dem Volke erregte, sich ein wenig gelegt hatte, antworteten die Insulaner: weil er sie versichere, daß dies ein gutes Wort sei, das ihnen Heil bringe, so wollen sie dasselbe annehmen, und sich in den Unterricht des Lehrers begeben. Hierauf schenkte ihnen der König die neue Hütte, die sie für ihn aufgerichtet hatten, um ein Versammlungshaus aus derselben zu machen. Sind je innerhalb so kurzer Zeit die Be-

wohner dreier Inseln aus der Gewalt der Finsterniß zum Christenglauben bekehret worden, und zwar solcher Inseln, von denen zwei nie zuvor von irgend einem europäischen Schiffe besucht worden waren? Gleichsam an einem Tage reifte der Entschluß in ihnen, die Götzen zu zerstören, welche Jahrhunderte lang auf diesen Schauplätzen der Finsterniß verehrt worden waren, und die sie als das Heiligste betrachteten. Es ist ein lieblicher Gedanke, daß schon das erste Schiff, welches die Inseln Mitiaro und Mauke besuchte, die frohe Botschaft des Heiles denselben zuführte. Gilt nicht von ihnen das Wort des HErrn im Psalmbuche: so bald sie von mir hören, werden sie mir gehorchen. Leicht vergaßen wir unsere Anfechtungen auf Mangea über der jetzt erfahrnen Freude, und was auf jener Insel mißlang, wurde uns reichlich ersetzt durch den herrlichen Erfolg, der unsere Arbeiten auf diesen Inseln begleitete.

Das nächste Schiff, das einige Jahre später auf der Insel Mauke landete, war die prächtige Fregatte, die Blonde, welche Lord Byron kommandirte. Aus seinem Reisebuche, das durch den Druck bekannt gemacht wurde, heben wir folgende Stelle heraus.

„Zu unserer großen Verwunderung wurde am 8. August von der Spitze des Mastbaumes in der Ferne Land entdeckt, und wir segelten daher demselben zu. Ein Boot ward ins Wasser gelassen, und Herr Malden mit einigen Begleitern näherte sich jetzt dem Ufer, um die Gesinnungen der Insulaner auszuspähen. Wir selbst versuchten durch Zeichen einen Mann, der auf dem Ufer stand, zu veranlassen, dem Boote entgegenzuschwimmen; was dieser jedoch zu thun sich weigerte, und uns durch Zeichen zu verstehen gab, daß nicht an dieser Stelle, sondern auf der andern Seite der Insel ein Landungsplatz zu finden sei. Dorthin machten wir uns am folgenden Morgen, und wurden bald gewahr, daß einzelne Kanus der Eingebornen uns entgegenkamen. Auf dem ersten derselben befand sich ein einziger Mann, dessen

Tracht uns bald überzeugte, daß wir es hier nicht mit wilden Kannibalen zu thun hätten, indem er einen englischen Hut auf dem Kopfe und anständige Kleider am Leibe trug. Auf dem zweiten, das herbeikam, befanden sich ein paar Männer, die sich nicht blos durch ihren Anzug, sondern auch durch ihr Benehmen auszeichneten, und als sie uns näherkamen, zu unserer großen Verwunderung uns einen Brief von den Missionarien auf Tahiti vorwiesen, in welchem sie als bestellte Lehrer auf der Insel Mauke bezeichnet waren. Es waren schön aussehende Männer, welche in eine reinliche Kleidung von Baumwollenzeug gekleidet waren. Großes Erstaunen schien unser Schiff bei ihnen zu erregen, weil sie nie zuvor ein ähnliches und von solcher Größe gesehen hatten. Kaum hatten sie ihre Neugierde über alles das, was sie auf dem Schiffe sahen, befriedigt, als wir beschlossen, unter ihrer Anführung ans Ufer zu gehen. Wir machten uns auf zwei Boote, weil aber die Brandung allzuheftig war, so bestiegen wir die Kanus der Eingebornen, welche leichter über den wilden Wellenzug dahinschwammen, was keines unserer Boote thun konnte. Als wir am Ufer ankamen, hatte sich fast die ganze männliche Bevölkerung dort aufgestellt, um uns zu begrüßen, und jeder Einzelne aus der großen Versammlung drängte sich herbei, uns die Hand zu geben; und nun wurden wir etwa eine Stunde landeinwärts zu ihren Wohnungen geführt, unter denen sich die Hütten der Missionarien durch ihre Reinlichkeit auszeichneten. Alles was wir in diesem schönen grünen Thale wahrnahmen, erregte unsere Bewunderung; und besonders war das anständige Benehmen des Volks und vorzugsweise des weiblichen Geschlechts ein Gegenstand unseres Erstaunens. Nachdem wir bei unserer freundlichen Gastwirthinn ein Frühstück eingenommen hatten, das aus gebratenem Schweinefleisch, Brotfrucht und Yams bestand, begleiteten uns die Missionarien in ihre Kirche. Diese steht in einiger Entfernung von den Hütten auf

einem Hügel, und ist mit einem Gehege eingemacht. Zwei Thüren und 12 Fenster führen ihr Licht und Luft zu. Die Kanzel ist niedlich ausgeschnitten, und die Bänke fürs Volk in der schönsten Ordnung zusammengestellt. Alles was wir hier sahen, machte unser Erstaunen rege. Es ist ein Werk des Evangeliums, das fast an einem Tage unter einem Volke begonnen wurde, das Jahrhunderte lang, auf tausende von Stunden von der zivilisirten Welt losgerissen, im finstern Aberglauben dahingeschmachtet hatte."

Auch die Insel Atiu wurde einige Jahre später von den Abgeordneten Tyermann und Bennet besucht. Die erste Botschaft, welche ihnen bei ihrer Annäherung entgegengebracht wurde, bestand darin, daß alle Einwohner dieser Insel dem Götzendienste entsagt, und ein großes Bethaus aufgerichtet hätten. Die Lehrer, welche wir auf dieser Insel bei unserem ersten Besuche zurück ließen, hatten anfänglich mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, und es war nur ein Theil der Einwohner, welcher sich zum Glauben an Christum bekannte. Ein scheinbarer Zufall mußte dazu mitwirken, den Sieg des Christenthums auf dieser Insel zu vollenden. Als nämlich mein theurer Mitgehülfe, Herr Threlkeld, mit Tod abgegangen war, sendete ich von Rajatea ein Boot nach Tahiti aus, um diese Trauerbotschaft seiner Gattinn, die sich dort aufhielt, kund zu thun. Auf dem Rückwege verlor das Boot seine Richtung, und irrte pfadlos auf diesen weiten Gewässern umher. Lange hielten wir dasselbe für verloren, aber zum Glück war unsere Besorgniß ungegründet. Nachdem nämlich unsere Insulanerbrüder, die auf dem kleinen Schifflein sich befanden, sechs Wochen lang von den Wellen umhergetrieben worden waren, und Hunger und Durst erduldet hatten, erreichten sie endlich die Insel Atiu, wo sie von den beiden Lehrern und dem Könige der Insel aufs freundlichste verpflegt wurden. Jetzt schlossen sie sich muthig an die Lehrer an, und verkündigten den Einwohnern

das Evangelium, und der Erfolg davon war, daß die noch unbekehrten Heiden ihre Götzen wegwarfen und gläubig wurden. „Nun wissen wir, riefen Viele aus, daß diese Religion wahr ist, denn diese Leute konnten nicht darum hieher kommen, uns zu betrügen; sie wurden viele Wochen lang von den wilden Wellen des Meeres umhergetrieben, und siehe, sie hatten ihre Bücher bei sich, und der Gott, zu dem sie beteten, hat sie erhalten!"

Noch hatten wir in diesen Gewässern auf unserer Fahrt eine Insel aufzusuchen; und da wir an dem Könige von Atiu, Romatane, einen sehr verständigen Mann bei uns auf dem Schiffe hatten, so fragten wir ihn, ob er von der Insel Rarotonga je etwas gehört habe. O ja, antwortete er, sie liegt nur eine Tag- und eine Nachtreise von Atiu entfernt, und der Weg dahin ist uns wohl bekannt. Indeß wurden wir doch mehrere Tage von dem stürmischen Winde auf dem Meer umhergetrieben, und schon waren unsere Lebensmittel so wie unsere Geduld beinahe gänzlich erschöpft, als der Steuermann zu mir hereintrat und erklärte, daß wir das Aufsuchen dieser Insel aufgeben müßten, wenn wir nicht Hungers sterben wollten. Ich gab ihm zur Antwort, daß wir bis 8 Uhr noch weiter vorwärts steuern wollten, und dann die Richtung nach Hause nehmen, wenn wir bis auf diese Zeit nicht Land entdecken würden. Dieß war für uns eine prüfungsvolle Stunde, in welcher wir zwischen Furcht und Hoffnung schwebten. Vier Mal schickte ich einen Eingebornen auf die Spitze des Mastes, und als er das fünfte Mal denselben bestieg, rief er auf einmal aus: Hier, hier ist das Land, das wir suchen! Der Eindruck, den diese Botschaft auf mein Gemüth machte, war so überraschend und so stark, daß ich diese Gefühle meines Herzens nicht vergessen kann, obgleich indeß viele Jahre darüber hingeflossen sind. Die glänzenden Gesichter, der freudige Ausruf und die lebhaften Glückwünsche Aller, die sich auf dem

Schiffe befanden, zeigten, daß auch sie dieselben Empfindungen mit mir theilten, und wir beugten jetzt gemeinschaftlich unsere Knice, um Dem zu danken, der uns aus Gnaden den rechten Weg geleitet hatte.

V. Abschnitt.

Ankunft auf Rarotonga. Angenehme und schmerzliche Vorfälle daselbst. Papeiha's frommes Betragen. Rückkehr nach der Insel Raiatea.

Kaum waren wir der Insel näher gekommen, so rüsteten wir ein Boot aus, das die beiden Lehrer, Papeiha und Vahineo, nebst einigen Eingebornen von Rarotonga, die wir von Aitutaki mitgebracht hatten, ans Land brachte. Dort fanden sie eine überaus freundliche Aufnahme, und eine große Anzahl der Eingebornen sammelte sich alsobald unter dem Schatten der Temanubäume, denen jetzt die Lehrer den Zweck unserer Reise bekannt machten, und verkündigten, wie die Bewohner verschiedener Inseln umher dem Götzendienste ihrer Väter entsagt, und sie jetzt christliche Lehrer zu ihnen gebracht hätten, welche auf der Insel bleiben, und sie mit dem wahren Gott und dem Wege zum Heil durch seinen Sohn Jesum Christum bekannt machen sollen. Alle schienen über diese Botschaft vergnügt, und der König der Insel, Makea, beschloß, mit ihnen auf unser Schiff zu gehen, und die Lehrer ans Ufer zu bringen.

Wir gaben dem Könige einen herzlichen Willkomm, und führten ihm einige seiner Leute vor, unter denen auch seine eigene Base war. Er war hocherfreut, sie zu sehen, und beide fielen einander um den Nacken und weinten. Nach viel freundlicher Unterhaltung wurde beschlossen, daß die beiden Lehrer mit ihren Gattinnen, unser frommer Papeiha und die Rarotonganer, die uns

hieher begleitet hatten, den König ans Ufer begleiten sollten. Dies thaten sie, und wir dankten dem HErrn für die gnadenreiche und wichtige Erfahrung seiner Hülfe, welche wir an diesem Tage machen durften. Der König, ein schöner Mann, in der vollen Blüthe seines Lebens, hat eine Höhe von sechs Fuß, und einen kräftigen Körperbau. Sein Aussehen ist edel und gebieterisch; seine Gesichtsfarbe ist hell, und sein ganzer Körper aufs niedlichste tatowirt und mit einer Olivenfarbe getränkt, welche nach dem Urtheil dieser Insulaner die Schönheit seines Aussehens ansehnlich erhöht.

Am andern Morgen früh kehrten die Lehrer mit ihren Frauen zum Schiffe zurück, und erzählten uns zu unserm tiefen Schmerz, wie grausam ihre Gattinnen die Nacht hindurch von den Eingebornen mißhandelt worden seyen. Aus ihrer Erzählung ging hervor, daß ein mächtiger Häuptling, welcher einen großen Theil der Insel erobert hatte, mit einem ansehnlichen Gefolge gekommen war, um eine dieser Frauen als sein Weib mit sich zu nehmen. Er hatte derselben bereits 19, und diese, als die 20ste, sollte die Königinn seines Serails werden. Die Base des Königs Makea, ein Weib von viel Einfluß und Unerschrockenheit, vertheidigte und weinte und kämpfte sogar für die Bewahrung der Frauen, von denen sie so viel Freundliches erfahren hatte, und alle übrigen Häuptlinge drückten den Wunsch aus, daß die Lehrer bei ihnen bleiben, und sie mit dem Worte Gottes bekannt machen möchten. Entmuthigt durch die unerwartete Aufnahme, die sie auf der Insel gefunden hatten, konnten die Lehrer sich nicht mehr entschließen, ihre Frauen einer augenscheinlichen Gefahr Preis zu geben, und jetzt beschloß unser muthiger Freund Papeiha allein auf dieser Insel zurückzubleiben, wenn wir ihm anders von Raiatea her einen Gehülfen zusenden würden. Wir freuten uns von Herzen seiner frommen Hingebung, und nach einem rührenden Abschied zog er ans Land, ohne irgend etwas bei sich zu haben, als die Klei-

der, die er trug, sein N. Testament und eine Anzahl von Schulschriften in der Tahitisprache. Die sechs Rarotanganer, welche wir von Aitutaki mit uns gebracht hatten, hatten bereits den Christenglauben angenommen, und so war Papeiha von einem kleinen Häuflein umgeben, das ihn herzlich liebte, und seinem Unterrichte Alles zu verdanken hatte. Wir ließen sie nun auf dieser Insel mit dem Flehen zurück, daß diese kleine Heerde der Lebenskeim einer Kirche Christi werden, und daß durch sie der unvergängliche Same des Wortes unter den zahlreichen Einwohnern dieser Insel weithin ausgestreut werden möge. Auch wurde unsere Hoffnung nicht zu Schanden, denn als vier Monate später Papeiha's Mitgehülfe, Tiberio, auf dieser Insel ankam, hatte dieses Häuflein bereits einen bedeutenden Zuwachs gewonnen, und als weitere 8 Monate später Herr Tyermann und Bennet die Insel besuchten (im Juni 1824, s. Miss. Mag. Jahrg. 1827, Seite 275), so hatten bereits alle Einwohner dem Götzendienste entsagt, und waren eben damit beschäftigt, ein großes Bethaus auf der Insel aufzurichten.

Folgender Umstand hatte wohl nicht wenig zur schnellern Verbreitung der evangelischen Erkenntniß auf dieser Insel beigetragen. Ein heidnisches Weib war nämlich zufällig von Tahiti her nach Rarotonga gekommen, und erzählte nun den Einwohnern alle die Wunder, welche sie gesehen hatte. Sie seyen nicht das einzige Volk in der Welt, sagte sie, es gebe noch viele Völker von verschiedener Farbe. Unter diesen befinde sich ein ganz weißes Volk, die Cookis (Landsleute von Cook, Europäer) genannt. Ein Kapitain Cook sey auf ihrer Insel gewesen, und später seyen die Diener Jehovahs, des Gottes der weißen Leute, zu ihnen gekommen, und wohnen noch dort. Auf ihrer Insel hätten sie jetzt aufgehört, mit spitzigen Steinen die Bäume zu fällen, denn diese Knechte Jehovah's und Andere

hätten

hätten ihnen Opahi (scharfe Sachen) gebracht, mit denen sie mit der größten Leichtigkeit Alles umwerfen könnten. Eben so hätten sie gelernt, schöne Schiffe zu bauen, die sich leicht auf dem Wasser bewegen; auch schreien und winseln ihre Kinder nicht mehr wie vorhin, da ihnen die Haare mit Haifischzähnen abgeschnitten wurden; denn die scharfe Sachen, welche die Cookis gebracht hätten, schneiden Alles mit Vergnügen entzwei. Ebenso hätten sie nicht mehr nöthig an das Wasser zu laufen, wenn sie sich selbst sehen wollten, indem diese wundervollen Leute ihnen kleine glänzende Sachen mitgebracht hätten, die man überall mit sich tragen, und in denen man sich so klar sehen könne, wie einer den andern mit den Augen anschaue. Diese Wundersachen alle, welche die Tahiterinn erzählte, machte das Staunen des Volkes auf diesem abgelegenen Fleck des Oceans in so hohem Grade rege, daß der König Makea zum Andenken einen seiner kleinen Knaben Jehovah, und einen andern Jesus Christus nennen hieß. Ein Oheim des Königs errichtete jetzt dem Jehovah einen Altar, und zu diesem strömten Kranke und Nothleidende aller Art herbei, um dort geheilt zu werden, so daß dieser Altar in kurzer Zeit einen hohen Ruf erhielt.

Mit dankbarem Herzen wandten wir nun nach diesem erfolgreichen Besuche auf den Herveyinseln unser Angesicht wieder der Heimath zu, und wir langten nach einer glücklichen Fahrt von 8 Tagen wohlbehalten auf der Insel Rajatea an. So wie andere Krieger nach einem glücklichen Feldzuge ihre gewonnenen Siegeszeichen auszustellen pflegen, so hingen wir die verabschiedeten Götzen von Aitutaki an den Wänden unsers Schiffes auf, und liefen unter dem lauten Freudengeschrei unsers Volkes und unter den herzlichsten Begrüßungen im Hafen dieser Insel ein. Am folgenden Abende wurden die Götzenbilder an den Wänden unserer hellbeleuchteten Kirche der Reihe nach aufgehängt, und ein feierlicher Gottesdienst gehalten. Nachdem ich der großen

Versammlung eine kurze Erzählung unserer Reise vorgetragen hatte, wurden die Häuptlinge von Aitutaki in dieselbe eingeführt, und von mehreren unserer bekehrten Insulaner kurze Ansprachen gehalten. „Dieß, theure Freunde, so sprach Tuahine, dieß ist nicht der erste Tag meiner Freude. Als ich gestern Morgen durch das Fernrohr in das weite Meer hinausblickte, so sahe ich bereits diese Siegeszeichen überwundener Götzen an der Außenseite des kommenden Schiffes herumhangen. Sehet, da sind sie jetzt an den Wänden unserer Kirche aufgehängt. Es gibt gewisse Sachen, welche wir das Gift des Meeres zu nennen pflegen. Diese Götzen, welche hier umherhängen, waren das Gift des Landes; denn Körper und Seele sind durch sie vergiftet worden. Lasset uns freuen und fröhlich seyn; denn ihre Herrschaft ist vorüber. Wir konnten nicht glauben, daß wir sie so bald besiegen würden."

Ein Anderer wandte sich an die heidnischen Einwohner, welche in der Versammlung waren, und ermahnte sie liebreich und ernst, sich zu Jesu zu wenden, durch dessen Macht allein diese Götzen überwunden worden seyen. „Wie könnet ihr seiner Macht länger widerstehen? fragte er sie. Die Götter von Holz werden vom Feuer verzehrt, aber unserm Gott vermöget ihr nichts anzuhaben. Diese Götter sind überwunden, aber der unsichtbare Gott bleibet immerdar. Diese Götzen, welche schimpflich an diesen Wänden hängen, rühmten sich großer Dinge; aber siehe! die Kraft Gottes hat sie zu Boden geworfen. Durch diese Kraft Gottes werden die Menschen zu Christen, und die Wilden zu Brüdern in Christo."

Ein dritter stand in der Versammlung auf, und sprach: „Wir haben zu Gott gefleheet, daß Er seine Macht beweisen, und sein Königreich kommen lassen möge, und jetzt kann ein Jeder mit seinen eigenen Augen sehen, was diese Kraft Gottes auszurichten vermag. Diese Götter sind nicht, wie vormals, mit blutbeträuften

Speeren und nicht mit Mordkeulen gewonnen worden; keine andere Waffe, als das mächtige Evangelium unsers HErrn Jesu Christi hat sie besiegt. Vormals gehörte ihnen Alles an. Unsere Hausthiere, unsere Fische, unsere Nahrung, unsere Männer, Weiber und Kinder, und siehe! wie arm und ohnmächtig sie jetzt da vor unsern Augen hängen. Wir nannten unser Schiff das Schiff Gottes, und wahrlich, es ist dem also! denn es hat das Evangelium nach entfernten Inseln getragen, und die Zeichen seines Sieges mit sich zurückgebracht. Wächst nicht Lob Gottes in unsern Herzen? wird nicht von uns Allen Freude gefühlt? Aber lasset uns nicht blos darüber uns freuen, daß uns auch die Teufel in Seinem Namen unterthan sind, sondern noch mehr, daß unsere Namen eingeschrieben sind in dem Buche des Lebens."

VI. Abschnitt.

Fortsetzung der Anpflanzungsgeschichte des Christenthums auf der Insel Rarotonga.

Durch ein Schiff, das nicht lange hernach die Ufer der Insel Rarotonga berührte, erhielt ich Briefe von Papeiha und seinem Mitarbeiter, worin er uns den gesegneten Fortgang seiner Arbeiten erzählte, und den Wunsch ausdrückte, daß ich kommen und ein paar Monate lang die Arbeiten mit ihm theilen möchte, weil diese zu schwer auf seinem Nacken drückten; und ich beschloß daher, die erste Gelegenheit zu benützen, dieses Vorhaben auszuführen. Herr Pitmann und seine Gattinn, als verordnete Arbeiter der Missionsstelle auf Rarotonga, waren indeß von Neu-Süd-Wallis her auf den Sozietäts-Inseln angekommen, und sie schlossen sich jetzt freudig als Begleiter an mich an. Nach einer langweiligen Fahrt landeten wir am 6. Mai 1827 auf dem Ufer von Rarotonga, unter einem großen Zusammenlauf

von Volk, wie ich ihn nur in England gesehen hatte. Wir wurden aufs freundlichste von Allen begrüßt, und die große Veränderung, welche schon im Aeußerlichen seither unter den Eingebornen stattgefunden hatte, fiel uns auf jeder Seite ins Gesicht. „Sie waren alle gekleidet und vernünftig.“ Da die See sehr stürmisch war, und unser Schiff von den Winden hin und her geworfen wurde und großen Schaden litt, so beeilten wir uns, auf eine Entfernung von zwei Stunden ins Meer hinaus, unter sichtbarer Lebensgefahr auf kleinen Booten unsere Geräthschaften ans Land zu bringen, obgleich der Sturmwind uns nöthigte, das meiste davon im Schiffe zurückzulassen. Ich hatte nicht die Absicht, länger als 3—4 Monate auf Rarotonga zuzubringen, da sich aber keine Gelegenheit zeigte, von der Insel wieder wegzukommen, so verlängerte sich mein Aufenthalt daselbst auf ein volles Jahr. Obgleich eine Reihe von Prüfungen in diese Zeit sich zusammendrängte, so mußten wir doch eine weise und gnadenreiche Fügung Gottes in dieser Verzögerung erblicken; denn dieses Jahr brachte die wichtigsten Ereignisse mit sich, welche mit der allgemeinen Verbreitung der heilsamen Erkenntniß Christi auf den Inseln des stillen Meeres im engsten Zusammenhange standen.

Die beiden Lehrer und ein Theil des Volks waren eben damit beschäftigt, ihre alte Niederlassung zu verlassen und eine neue zu beziehen, welche sie auf der Ostseite der Insel anzulegen im Begriffe standen. Gleich am folgenden Tage kam eine Versammlung von etwa 3000 Menschen zusammen, um uns freundlich zu bewillkommnen, und der kräftige Händedruck, womit jeder Einzelne uns entgegentrat, um seine warme Liebe auszudrücken, war für uns eben so erfreulich, als er für unsern Körper ermüdend war. Nun machte sich der ganze Zug auf den Weg, um auf der neuen Niederlassung einzuziehen, und ein jeglicher wollte etwas von unsern Habseligkeiten haben, um sie dorthin zu tragen.

Unsere Weiber und Kinder wurden freudig auf ihre herkulischen Schultern genommen, und so ging der ganze Zug geordnet unter lauten Lobgesängen feierlich vorwärts. Schon hatten die Lehrer daselbst ein paar niedliche Wohnhäuser aufgerichtet, von denen sie bereitwillig uns eines abtraten. Zwei Tage nachher drückten die Leute den Wunsch aus, daß wir uns vor unserer Thüre, unter dem Schatten eines Baumes niederlassen möchten; und bald wurden wir eine große Anzahl Menschen gewahr, welche in feierlicher Prozession schwere Lasten herbeitrugen. Es waren **14** ungeheure Götzenbilder, das kleinste derselben **5** Ellen lang, welche sie zu unsern Füßen niederlegten. Jedes derselben bestand aus einem Stück Eichenholz, auf welches ein roher Menschenkopf an dem obern Ende eingeschnitten war, und das mit rothen Federn geschmückt und mit Tuch dicht umwickelt war. Mehrere dieser Götzenbilder wurden vor unsern Augen enthüllt und in Stücke zerschlagen; andere sollten nach England gesendet werden, um das Museum der Missions-Gesellschaft zu London mit dieser Siegesbeute des Evangeliums auszuschmücken.

Am folgenden Sonntage kam eine Versammlung von etwa **4000** Menschen zusammen. Da aber das Bethaus kaum die Hälfte derselben fassen konnte, so wurde der Beschluß gefaßt, ein großes Bethaus für Alle aufzurichten. Unverweilt wurde am andern Tage das Werk begonnen, und der Eifer der Insulaner war so groß, daß, auch bei großem Mangel an den erforderlichen Werkzeugen, dasselbe dennoch in zwei Monaten vollendet dastand. Das Haus war **150** Fuß lang und **60** breit; die Wände wurden weiß gemacht und das Innere mit tauglichen Sitzen ausgefüllt, auf denen bei **3000** Menschen Raum genug finden können.

Bei der Aufrichtung dieser Kirche trug sich ein Umstand zu, welcher die Denk- und Gefühlsweise eines unwissenden Volkes klar darstellt, wie demselben die Vorstellung einer geschriebenen Mittheilung aufzugehen be-

ginnt. Als ich nämlich eines Morgens zum Bauplatze kam, ohne meinen Maßstab bei mir zu haben, so nahm ich einen hölzernen Span, und schrieb mit einer Kohle auf demselben meiner Gattinn, daß sie mir diesen Maßstab schicken solle. Ich rief nun einen Häuptling herbei, und sagte zu ihm: Freund, nimm diesen Span, gehe damit in meine Wohnung, und gib ihn der Frau Williams! Es war ein sehr rüstiger Mann und ein berühmter Krieger, der in einer der zahlreichen Schlachten, die er lieferte, ein Auge verloren hatte. Verwundert sah mich der Mann an und sagte: was soll dieser Span? Frau Williams wird mich einen Thoren schelten, wenn ich ihr einen Span bringe. Nein, sagte ich, das wird sie nicht thun; nimm ihn nur, und gehe alsobald fort, denn ich bin eilend. Da der Mann sahe, daß es mir Ernst war, so nahm er ihn und fragte, was muß ich denn sagen? Du hast nichts zu sagen, antwortete ich; der Span wird alles sagen, was ich wünsche. Mit einem Blicke voll Verwunderung und Verachtung hielt er das Stück Holz in die Höhe und sagte: kann denn dieses Holz sprechen? es hat ja kein Maul! Ich gebot ihm abermals, sogleich zu gehen und mit Hin- und Herreden nicht so viel Zeit zuzubringen. Als er in meiner Wohnung ankam, gab er den Span meiner Gattinn, die ihn las, auf die Seite warf, und nun nach der Kiste lief, in welcher unsere Werkzeuge lagen, indeß der Häuptling, voll Begierde zu sehen, wie sich dieses Geheimniß lösen würde, ihr auf dem Fuße nachfolgte. Als er nun den Maßstab von ihr erhielt, sagte er: bleib stehen, Tochter, wie weißt du denn, daß Herr Williams gerade dieß Werkzeug will? Wie, versetzte sie, hast du mir eben nicht einen Span gebracht? Ja, antwortete der erstaunte Krieger, aber ich habe nicht gehört, daß derselbe etwas gesprochen habe. — Wenn du es nicht hörtest, sagte sie, so habe doch ich es gehört; denn der Span hat mir gesagt, was mein Mann verlange, und du hast weiter nichts zu thun, als so

schnell wie möglich zu ihm zurückzukehren. Jetzt lief der Häuptling mit einem Sprung aus dem Hause hinaus, und indem er das geheimnißvolle Stück Holz mit sich nahm, rennte er mit dem Span in der einen, und dem Maßstabe in der andern Hand durch die Niederlassung, hielt beide, so gut er konnte, in die Höhe, und rief laut aus: sehet doch, was die Weißen für gescheite Leute sind; sie können machen, daß die Holzspäne sprechen! Als er mir den Maßstab hingab, wünschte er zu erfahren, wie es doch komme, daß ich mit Menschen in der Entfernung sprechen könne? Ich legte ihm nun die Sache aus, so gut ich konnte; aber sie war für ihn in ein solches Geheimniß eingehüllt, daß er eine Schnur an den Span machte, ihn an seinen Nacken hing, und geraume Zeit damit herumlief. Ueberall stellten sich jetzt Leute haufenweise um ihn her, welche mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zuhorchten, indeß er das Wunderwerk erzählte, das dieser Span verrichtet habe.

Die ersten drei Monate unsers Aufenthaltes wurden neben dem Unterrichte der Eingebornen hauptsächlich damit von uns zugebracht, mit den Eigenthümlichkeiten ihrer Mundart uns genau bekannt zu machen, und uns die nöthigen Lokalkenntnisse zu erwerben. Die Leute waren ausnehmend freundlich gegen uns, und besuchten mit großem Fleiß die Schule und den Gottesdienst. Sie machten indeß nur sehr langsame Fortschritte im Lesenlernen, und in Vergleichung mit der schnellen Auffassungsgabe, durch welche sich ihre Brüder auf den Sozietäts-Inseln auszeichnen, mußten wir sie für unfähige Schüler halten, und uns nicht wenig darüber wundern, daß die beiden Lehrer, ihres angestrengten Fleißes ungeachtet, keinen derselben so weit brachten, daß er mit einiger Fertigkeit lesen konnte. Freilich waren ihre Schulbücher, die wir mitgebracht hatten, im tahitischen Dialekte abgefaßt; und da der Unterricht nicht vorwärtsschritt, so faßten wir den Entschluß, in der abweichenden Mundart dieser Insulaner ein paar Schulschriften

auszufertigen, und einige Theile des N. Testamentes in dieselbe zu übersetzen. Kaum waren dieselben im Drucke fertig geworden, so griffen sie mit großer Begierde nach diesen Schriften; und von nun an waren ihre Fortschritte im Lernen so ansehnlich, daß die meisten dieser Insulaner nach kurzer Zeit eben so fertig lesen lernten, wie dieß bei den Einwohnern auf unsern frühern Stationen der Fall ist. Ueberhaupt muß ich die Bemerkung hinzufügen, welche die Erfahrung bestätigt, daß nur in seltenen Fällen der Vortrag christlicher Wahrheiten einen tiefen und bleibenden Eindruck auf die Gemüther eines Volkes zu machen vermag, wenn ihnen nicht diese Wahrheiten in ihrer Muttersprache mitgetheilt werden.

Die Abgelegenheit einzelner Provinzen, so wie die Schwierigkeit, durch Anhäufung des Volkes an einzelnen Stellen die erforderliche Nahrung für sie zu gewinnen, überzeugte uns bald von der Nothwendigkeit, an verschiedenen Stellen der Insel mehrere Missionsstationen anzulegen. Wir beschlossen daher, mit den Bewohnern zweier Distrikte nach der ersten Niederlassung zurückzukehren, indeß Herr Pitmann die Leitung der neuen besorgte, die unter einer großen Bevölkerung ihre Wirksamkeit begonnen hatte. Nun gab es neue anstrengungsvolle Arbeiten, bis die alte zerfallene Niederlassung wieder in Ordnung gebracht, und besonders das Bethaus daselbst ausgebessert war. Indeß fanden wir im Fleiße dieser Insulaner eine kräftige Beihülfe, sowie in ihrem Eifer, den Gottesdienst und den Schulunterricht zu benützen, eine mächtige Ermunterung. Besonders war es rührend, die Art und Weise zu bemerken, wie sie ihre Sonntage zuzubringen pflegten. Schon mit Sonnenaufgang wurde eine Gebetsversammlung gehalten, um den Segen Gottes für die Feier dieses Tages herabzuflehen. Um 9 Uhr versammelten sie sich zum Gottesdienst, wo ein Lied in ihrer schönen Sprache mit ihren melodischen Stimmen gesungen, ein Gebet verrichtet, ein Abschnitt aus dem Worte Gottes verlesen und eine Predigt ge-

halten wurde. Vor derselben pflegten sie das Geschäft, die Predigt aufzuschreiben, unter sich zu vertheilen. Der Eine sagte: ich will den Text behalten, und was zuerst darüber gesagt wird; ein zweiter: ich will mir den Inhalt des ersten Theiles der Predigt genau merken u. s. w. Nach der Predigt wurden nun die Erwachsenen in Fragen und Antworten über den Inhalt derselben geprüft, und passende Schriftstellen zu ihrer weitern Erläuterung kurz ausgelegt. Diese Uebung machte den Insulanern große Freude, und sie wohnten derselben mit viel Vergnügen bei.

Da mit der wachsenden Erkenntniß der christlichen Wahrheit auch die allgemeine Volksbildung schnelle Fortschritte machte, und ihre bürgerlichen Verhältnisse dadurch wesentlich verändert wurden, so trat das Bedürfniß nach kurzer Zeit immer gebieterischer hervor, nach dem Beispiel der Gesellschafts-Inseln neue bürgerliche Gesetze und Verordnungen zu entwerfen, welche der Landesverwaltung zur Grundlage dienen sollten. Da nämlich früher ihr bürgerlicher Zustand mit den blutdürstigen Gebräuchen des Götzendienstes genau verwoben gewesen war, so mußte, wenn letzterer fiel, auch der erstere wesentlich sich verändern. Diebstahl war seit undenklichen Zeiten auf dieser schönen Insel allgemeine Sitte gewesen, und durch keine gesetzliche Verordnung, sondern nur durch Wiedervergeltung in Schranken gehalten; auch die Strafen, welche den Verbrecher trafen, bestanden fast ausschließend nur in Selbstrache. Keiner der herkömmlichen Gebräuche vertrug sich mit dem milden Geiste der Religion, zu welcher sie sich nunmehr bekannten, und die Häuptlinge des Volkes, welche die Nothwendigkeit einer neuen bürgerlichen Gesetzgebung tief fühlten, wendeten sich daher an die Missionarien, mit der Bitte: sie bei diesem Geschäfte mit ihrem Rathe zu unterstützen. Dem Drange der Nothwendigkeit vermochten wir unter diesen Umständen nicht auszuweichen; und indeß wir den Häuptlingen deutlich zu ver-

ſtehen gaben, daß unſer Beruf nur mit dem chriſtlichen Unterrichte des Volkes zu thun habe, ſo hielten wir es doch für unſere Pflicht, beim Entwurfe bürgerlicher Geſetze und Verordnungen ihnen die chriſtlichen Grundſätze deutlich aus einander zu ſetzen, auf welchen dieſe ruhen müßen, um eines chriſtlichen Volkes werth zu ſeyn.

In dem gleichen Falle der Nothwendigkeit hatten wir uns ſchon früher auf der Inſel Rajatea befunden. Dort hatte eine wilde Schaar von Jünglingen und Anderer, welche noch dem Heidenthume ergeben waren, und die ſittlichen Beſchränkungen des Chriſtenglaubens haßten, in dem Beſchluſſe ſich vereinigt, durch Aufruhr die Regierung der Inſel zu ſtürzen, und, um ihren Plan auszuführen, mich, meinen Collegen und den Häuptling Tamatoa, welcher das Chriſtenthum eifrig begünſtigte, durch Mord aus dem Wege zu räumen. Ich war gewohnt, alle zwei oder drei Sonntage nach der Inſel Tahaa, drei Stunden von unſerer Niederlaſſung, zu ziehen, und Samstags zuvor mich auf den Weg zu machen. Meine Begleiter dorthin gehörten der Bande der Verſchwornen an, und hatten ſich anheiſchig gemacht, mich unterwegs ins Meer zu werfen, indeß die Zurückgebliebenen den Miſſionar Threlkeld und den Häuptling Tamatoa ermorden wollten. Ein geringfügiger, aber von Gottes Hand geleiteter Umſtand hatte mich gehindert, den Weg anzutreten, indem das Boot, auf welchem ich die Reiſe zu machen pflegte, der Ausbeſſerung bedurfte. Die jungen Leute drangen aufs Aeußerſte in mich, nicht von der Reiſe abzuſtehen, ohne daß ich nur von Ferne ahnen konnte, um was es ihnen zu thun war. In der Ausführung ihres Planes geſtört, beſchloſſen ſie jetzt, ihn am folgenden Tage mit gewaffneter Hand auszuführen; und als ich eben mit meiner Familie an demſelben zu Mittag aß, kam einer dieſer Jünglinge in drolliger Verkleidung vor meine Wohnung, und fing an, mit einem großen Meſſer in der Hand, unter lautem Geſchrei einen heidniſchen Tanz zu machen. Als ich aber die

Thüre öffnete, um ihn weggehen zu heißen, lief einer unserer Gehülfen fast athemlos auf mich zu, drückte mich zurück und rief: warum wollen Sie doch Ihr Leben in Gefahr setzen, in einem Augenblicke sind Sie ermordet! und jetzt entdeckte er mir die Verschwörung, welche gegen mein Leben gemacht worden war. So schwebte ich zwei Tage lang in drohender Todesgefahr, aus welcher mich jedoch der starke Arm des HErrn gnädig errettete.

Folgenden Tages hielten die Häuptlinge einen Rath, in welchem sie beschlossen, die vier Anführer der Verschwörung ums Leben zu bringen. Wir machten ihnen Vorstellungen dagegen, und erst nach langem Widerstande gaben sie unsern Bitten Gehör. Aber nun richteten sie an uns die Frage: was in England in einem ähnlichen Falle geschehen würde? worauf wir ihnen bemerkten, daß es dort feststehende Gesetze und Richter gebe, durch welche alle Uebertretungen untersucht und bestraft würden. Jetzt wünschten sie zu erfahren, was unter Richtern und Gesetzen zu verstehen sey, und nachdem wir ihnen die Sache deutlich auseinandergesetzt hatten, antworteteten sie, warum können wir auf Rajatea es nicht auf die gleiche Weise halten? Dieser Umstand veranlaßte nun die Häuptlinge und das Volk auf der Insel, eine Reihe gesetzlicher Verordnungen zu entwerfen, wobei wir ihnen gerne an die Hand gingen. Dieser Gesetze waren nur wenige, aber sie waren so deutlich und bestimmt wie möglich ausgedrückt, daß ihren Inhalt Jeder leicht verstehen konnte. Die gleichen Verordnungen wurden nun auch nach vielfacher Berathung von den Häuptlingen und dem Volke auf Rarotonga angenommen, und um zugleich die Freiheiten des Volkes zu sichern, ein Geschwornengericht bestellt, das aus rechtschaffenen und unterrichten Männern zusammengesetzt war, und vor der Entscheidung des Richters über die Schuld oder Unschuld des Angeklagten ein Urtheil fällen sollte. Auf diese Weise dürfen wir hoffen, daß die blutige Herrschaft der Tyrannei und der Selbstrache, unter welcher

die Bewohner dieser abgelegenen schönen Insel so lange Zeit geschmachtet haben, für immer ein Ende genommen hat.

Bei diesem Geschäfte waren mehrere schwierige Punkte auszumitteln, ehe der Entwurf neuer Gesetze ans Licht treten konnte. Der erste betraf die Vielweiberei, ein Gegenstand, dessen Abschaffung vielseitige Ueberlegung erforderte. Vor der Einführung des Christenthums hatte die Gewohnheit, mehrere Frauen zur Ehe zu haben, ziemlich allgemein auf der Insel geherrscht; und wenn ein Mann, der in solchem Falle war, bei unsern Nationalgehülfen um die Taufe ansuchte, so verlangten diese von ihm, daß er sich aus der Zahl seiner Weiber eine einzige auswähle, mit der er sich auf Zeitlebens verbinde, für den Lebensunterhalt der Entlassenen aber gebührende Sorge trage. Diese Maßregel gelang über alle Erwartung, und unter denen, welche sich in dieselbige fügten, waren nur etwa 20—25 Leute, welche einige Unruhe verursachten, unter denen jedoch der König sich befand; ein Umstand, welcher die Durchführung derselben sehr erschwerte. Wir hielten nun fürs beste, das Volk zusammenkommen zu lassen, und den Vorschlag zu machen, daß die Unzufriedenen sich laut über die Sache erklären, und wenn sie in dieselbe willigten, in Gegenwart der Versammlung ihren ehlichen Bund bestätigen sollten. Da wir voraussetzen durften, daß das Beispiel des Königs einen großen Einfluß auf die Uebrigen haben würde, so forderten wir ihn zuerst auf, unter seinen drei Frauen diejenige öffentlich zu nennen, welche er als bleibende Lebensgefährtinn zu erwählen gedächte; und seine Wahl fiel auf die jüngste derselben, mit welcher er nun in Gegenwart des ganzen Volkes zur Ehe verbunden wurde.

Am folgenden Morgen nahm Piwai, seine erste Gattinn, ein achtbares Weib, das ihm zehn Kinder geboren hatte, eine Matte, um darauf zu schlafen, die Werkzeuge, womit sie bisher ihrem königlichen Gemahl

die Kleider gemacht hatte, so wie ihre geliebten Kinder zu sich, und verließ die Wohnung des Königs, um sich jetzt eine Hütte in der Einsamkeit aufzuschlagen. Kein Auge blieb in der ganzen Niederlassung thränenlos, als diese würdige und liebenswürdige Gattinn, die treue Mutter einer so zahlreichen und schönen Familie, unter so schmerzhaften Umständen hinwegzog; und ein allgemeiner Unwille brach bei dieser Veranlassung unter unsern Leuten aus. Wir selbst konnten nicht umhin, die lebhafteste Theilnahme für sie zu fühlen, denn sie war eine allgemein geachtete Frau, welche dieser Werthschätzung werth war. Einige Tage später kam sie in unsere Wohnung, und erklärte: obgleich ihre Liebe zu ihrem Gatten sehr groß sey, und die Trennung von ihm ihr viel Schmerzen verursache, so sey sie doch überzeugt, daß letzteres das Bessere sey, und daß sie sich mit dem Gedanken an diese Trennung versöhnt fühle, weil sie im entgegengesetzten Falle fürchten müßte, eine Schlinge zur Ausschweifung für ihn zu werden. Diese Aeußerung war für uns ein neuer Beweis von der göttlichen Kraft, welche das Evangelium auf ihr Gemüth hervorgebracht hatte. Der König sorgte reichlich für ihren Unterhalt, und sie fuhr in ihrer Einsamkeit fort, seine Haushaltung mit Kleidungsstücken zu versorgen, bis sie nach einigen Jahren mit dem Häuptlinge eines benachbarten Distriktes vermählt wurde. Die Lösung der übrigen Fälle war uns jetzt auf leichte Weise angebahnt. Ein jeglicher fügte sich in die getroffene Maßregel, und wir hatten auch später keine Mißhelligkeiten über diesen Punkt zu erfahren. Immerhin mögen über einen solchen schwierigen Gegenstand und seine Lösung verschiedenartige Ansichten stattfinden; allein wir dürfen hoffen, daß bei ruhiger Betrachtung der Umstände, wie sie vor uns lagen, eine durchgreifende Maßregel vollkommen angemessen und heilsam war. Hätten wir Einzelnen gestattet, mehrere ihrer Frauen beizubehalten, so würde in kurzer Zeit das ganze Volk wieder in Viel-

weiberei zurückgesunken, und die Pflanzung einer Gemeinde Jesu auf dieser Insel tausendfachen Gefahren ausgesetzt worden seyn.

Der eigenthümliche Charakter einiger alten Volksgebräuche, welche jetzt für immer abgeschafft werden mußten, stellte unserer Missionsarbeit neue Schwierigkeiten entgegen. Einer dieser unnatürlichen Gebräuche, die im Schwange gingen, bestand darin, daß ein Sohn, wenn er herangewachsen war, in einem Zweikampfe mit seinem Vater um die Meisterschaft im Hause zu kämpfen pflegte. Gewann er den Sieg, so fiel ihm das väterliche Gut zu, und der Vater mußte arm und hülflos das Haus verlassen. Nicht minder grausam war eine andere Volkssitte. Hatte nämlich der Tod eine Gattinn ihres Mannes beraubt, so kamen die Verwandten des letztern zusammen, und statt die Wittwe und die vaterlosen Waisen über ihrem Verluste zu trösten, pflegten sie alles Eigenthum des Verstorbenen wegzunehmen, die Mutter mit ihren Kindern aus dem Hause zu jagen, und die Güter des Mannes unter sich zu theilen. Eine andere feindselige Gewohnheit, welche die Insulaner Kai-Kainga (Landfresserei) zu nennen pflegten, war allgemein herrschend. Jeder hielt sichs nämlich für gestattet, seinen Nachbar, wenn er es zu thun vermochte, von seinen Gütern wegzujagen, und dieselben mit Gewalt an sich zu reißen. Da der Boden auf Rarotonga ungemein hoch angeschlagen wird, so gab diese Gewohnheit nicht selten zu den blutigsten Händeln Veranlassung. Es war ein allgemeines Unterdrückungssystem, in welches eine solche Menge von Insulanern verwickelt war, daß wir besorgen mußten, die ganze Insel in Aufruhr zu bringen, wenn ein rückwirkendes Gesetz zur Wiederherstellung dieser Ungerechtigkeiten gegeben würde; und wir fanden daher für rathsam, den Häuptlingen zu empfehlen, daß der Bestand der Dinge, wie er gegenwärtig war, geduldet, und nur ähnliche Unterdrückungen für

die Zukunft durch gesetzliche Verordnungen verhindert werden sollen.

Als nach vielen reifen Berathungen die Häuptlinge über den Inhalt der künftigen Landesgesetze zum Einverständnisse gekommen waren, so wurde eine allgemeine Volksversammlung zusammengerufen, in welcher dieselben deutlich vorgelesen und verständlich dem Volke erklärt wurden, worauf sie einmüthig von den Häuptlingen und dem Volke als die Grundlage angenommen wurden, nach welcher die Gerechtigkeitspflege anf der Insel Rarotonga gehandhabt werden solle. Aus dem bisher Erzählten geht deutlich hervor, daß das Jahr, das ich mit Herrn Pitmann auf dieser Insel verlebte, eine Zeit mannigfaltiger Prüfungen und Arbeiten gewesen war, bei denen wir der Weisheit von oben, die Gott den Flehenden gerne gibt, in hohem Grade bedürftig waren. Manche mögen vielleicht denken, daß ein Missionar in bürgerliche Gegenstände, wie sie so eben genannt wurden, sich nicht einmischen sollte; meiner Ueberzeugung nach müßte ich es für strafbar finden, wenn ein Bote Christi, dem die leibliche und geistliche Wohlfahrt des wilden Volkes am Herzen liegt, zu welchem er gesendet ist, seinen Rath und Beistand solchen Entwürfen versagen wollte, welche im engsten Zusammenhange mit diesem Zwecke stehen. Es ist bekannt, daß das ganze bürgerliche und volksthümliche Herkommen einer heidnischen Nation mit ihrem götzendienstlichen Aberglauben aufs engste zusammenhängt, daß alle Gebräuche desselben dasselbe rohe, feindselige und blutige Gepräge an sich tragen, und mit der Entfaltung des National-Wohlstandes in fortgesetztem Kampfe liegen. Der Missionar tritt in diesen wilden Zustaud eines Volkes hinein, und unter dem Beistande Gottes wird dasselbe allmählig von der tyrannischen Herrschaft des Götzendienstes befreit, und zum seligen Vorrecht erlöseter Gotteskinder erhoben. Ganz neue Grundsätze wurzeln von nun an auf dem Grund und Boden des Volkes an, und

bald werden sie gewahr, daß ihre alten Volksgebräuche mit den christlichen Geboten sich nicht vertragen, und daß auf den Grund des Christenglaubens die alte Herrschaft der Finsterniß nicht aufgerichtet werden kann. An wen können sie sich nun in solchem Falle zunächst wenden, um Rath einzuholen, als eben an die christlichen Lehrer, welche ihnen das Licht des Evangeliums gebracht haben? Dabei bleibt es allerdings eine ausgemachte Sache, daß ein christlicher Missionar keine weltliche Herrschaft üben, sondern blos durch guten Rath und christlichen Einfluß dem Volke dienen soll. Indeß gibt es bisweilen Fälle, wo ein entscheidendes Wort von seiner Seite blutige Streitigkeiten lösen, alte Feindschaften aufheben, tiefe Wunden heilen und allgemein nützliche Unternehmungen zum Leben rufen kann. Und wie sollte er nicht die dargebotene Gelegenheit gerne benützen, um auch in dieser Beziehung ein Wohlthäter für die Nation zu werden?

VII. Abschnitt.

Williams erster Versuch, das Christenthum auf den Schiffer- (Samoa-) Inseln auszubreiten. Vorbereitung. Erbauung eines Missionsschiffes. Reise nach der Insel Aitutaki. Besuch auf Rarotonga.

Lange schon hatte ich während meines Aufenthaltes auf Rarotonga den Gedanken in meiner Seele bewegt, unsere Missionsarbeiten auf die Schiffer-Inseln und die Neu-Hebriden auszudehnen, und auch den Gliedern der Missionsdirection zu London über diesen Gegenstand geschrieben. Da die Erkenntniß des Evangeliums sich nunmehr unter Gottes Segen auf den Hervey-Inseln fest eingewurzelt hatte, so trat dieser Gedanke mit erneutem Ernst vor meine Seele hin, und ich konnte nicht umhin, meiner treuen Gattinn denselben mitzutheilen. Als diese vernahm, daß es eine Reise von

800—1000 Stunden, und eine Abwesenheit von wenigstens 6 Monaten galt, so rief sie aus: wie kannst du meine Einwilligung zu solchem Vorhaben erwarten? Du willst auf 1000 Stunden hin zu dem wildesten Volke ziehen, das wir auf diesen Gewässern kennen, und wenn du bei diesem Versuche dein Leben einbüßst, so wirst du eine trauernde Wittwe und vaterlose Kinder in einer Entfernung von 10,000 Stunden vom Vaterlande und ihren Freunden zurücklassen. Da sie einen so entschiedenen Widerstand meinem Vorhaben entgegensetzte, so nannte ich diesen Gegenstand nicht wieder, obgleich meine ganze Seele an denselben angefesselt war. Einige Monate nachher wurde sie von einer gefährlichen Krankheit überfallen, welche in wenigen Tagen in solchem Grade zunahm, daß mir für ihr Leben bange war. Ich flehte inbrünstig zum HErrn für ihre Erhaltung, und Er erhörte aus Gnaden mein Gebet, und gab mir die geliebte Gattinn und Mutter wieder. Als ich einmal zu ihrem Krankenbette hinzutrat, äußerte sie gegen mich, sie hätte versucht, die Absicht Gottes bei dieser ihr zugesendeten schweren Heimsuchung zu entdecken, und ihr Gemüth sey auf den Widerstand hingelenkt worden, den sie meiner Missionsreise nach den Schiffer-Inseln entgegengesetzt habe. Jetzt sey sie mit meinem Vorhaben vollkommen einverstanden, und sie werde mich auf meiner Reise mit ihrem Gebete begleiten, daß Gott mich vor Gefahr bewahren, diesen Missionsversuch mit seinem Segen krönen, und mich wieder wohlbehalten zu den Meinigen zurückbringen möge. Ich konnte in dieser freiwilligen Uebereinstimmung meiner Gattinn ein Merkmal des gnädigen Wohlgefallens Gottes an diesem Versuche finden, und beschloß, unverweilt ein eigenes Schiff für diese Reise auf Rarotonga zu erbauen. Wie wenig ich auch vom Schiffsbaue verstand, und nur wenige geeignete Werkzeuge für denselbigen zur Hand hatte, so gelang es mir doch, nach drei Monaten mit Hülfe der

Eingebornen den Bau eines Schiffes zu vollenden, das zwischen 70 und 80 Tonnen trug. Da die Insulaner ausdrücklich wünschten, einen so wunderbaren Bau mit ansehen und mir die Hand dazu bieten zu können, so entschloß ich mich dazu, das Werk auf Rarotonga vorzunehmen, obgleich mir größere Hülfsmittel auf Rajatea zu Gebot gestanden haben würden.

Vor allem war es darum zu thun, so gut ich konnte, einen Blasbalg zu verfertigen, um eine Feuereſſe aufzurichten. Da wir nur vier Ziegen auf der Insel hatten, von denen wir wenigstens eine für den Bedarf der Milch behalten mußten, so wurden die drei andern geschlachtet, und, nach viertägiger Vorbereitung der Felle, ein Blasbalg aus denselben gemacht; jedoch gelang mir das Werk nicht, und ich wurde bald gewahr, daß die Verfertigung einer Blasmaschine eine schwierigere Arbeit ist, als ich mir dachte. Ich schlug darüber ein paar Wörterbücher nach, die ich zur Hand hatte, aber in keinem derselben fand ich eine Anleitung, wie ein Blasbalg auszufertigen sey. Ehe Missionarien ihre Heimath verlassen, unterrichtet man sie gemeiniglich in allerlei nützlichen Fertigkeiten, und um sie in der Kenntniß derselbigen zu fördern, gibt man ihnen die brauchbarsten Werkzeuge dazu in die Hand; allein ein solcher Unterricht hilft ihnen gewöhnlich gar wenig im Heidenlande, wo ihnen alle diese Werkzeuge mangeln. Sie sollten vor allem lernen, mit den einfachsten, von ihnen selbst verfertigten Instrumenten die Sache auszurichten, um eines großen Werkzeugvorrathes nicht zu bedürfen. Nicht lange hernach wurde ich bald des Fehlers gewahr, warum mein Blasbalg nicht Luft schöpfte, und ich suchte nun so gut wie möglich die Sache zu verbessern; aber zehn Männer waren erforderlich, um ihn in Bewegung zu setzen. Indeß ist der Arbeitslohn auf Rarotonga sehr wohlfeil, und die Eingebornen fanden nur Vergnügen an dieser Arbeit. So konnte ich jetzt den nöthigen Bedarf an Eisenwaaren ausfertigen. Nicht zu

beſchreiben iſt das Erſtaunen, das die Inſulaner ergriff, als ſie zwei glühend gemachte Eiſenſtücke in eines zuſammenfügen ſahen; und Alte und Junge eilten herbei, das Wunderding zu ſehen. Am meiſten Vergnügen aber machte ihnen die Waſſerpumpe, und der König ſelbſt beluſtigte ſich ſtundenlang mit derſelben. Da wir keine Säge hatten, ſo ſpalteten wir die Bäume mit Keilen entzwei, worauf dann die Inſulaner die Stücke mit ihren kleinen Beilen zurecht zu machen verſuchten. In Ermanglung eines Vorrathes von Eiſen mußten große hölzerne Nägel die Sache thun, und das Seilwerk verfertigten wir aus den Faſern des Hibiscus, welcher reichlich auf dieſer Inſel wächst. Als Segel mußten die Matten der Eingebornen dienen, welche wir mit Schnüren durchſteppten, um ſie deſto ſtärker zum Widerſtand gegen den Wind zu machen. Auf dieſe Weiſe wurde unter Gottes Beiſtand das ganze Werk in fünfzehn Wochen vollendet, und das Schiff, 60 Fuß lang und 18 breit, in die See hinabgelaſſen. Wir gaben ihm den Namen „der Friedensbote,“ und wir durften ſpäter oft erfahren, daß er wirklich ein Friedensbote war.

Ehe wir uns mit unſerm Miſſionsſchiffe auf die Reiſe nach Tahiti wagten, das 800 Stunden von uns entfernt war, beſchloß ich mit demſelben zuerſt nach der Inſel Aitutaki, auf eine Entfernung von etwa 70 Stunden, zu ziehen, wohin mich der König Makea, welcher nie zuvor eine andere Inſel geſehen hatte, zu begleiten beſchloß. Wir lichteten jetzt unſere hölzernen und ſteinernen Anker, zogen unſere Segel auf, und mit einem Kompaß und einem Quadranten verſehen, ſtach ich von einer Anzahl Inſulaner begleitet ins Meer. Kaum hatten wir zwei Stunden vom Ufer zurückgelegt, ſo erhob ſich ein ſtarker Wind, und da die Inſulaner mit der Behandlung der Segel nicht umzugehen wußten, ſo wurde uns der Vordermaſt zerriſſen, und wir mußten wieder nach dem Ufer zurückkehren, um den Schaden auszubeſſern. Aber nun trat uns eine tobende Brandung am

Korallenriffe entgegen, der die Insel umzieht, und mir blieb in dieser gefahrvollen Lage nur die Wahl übrig, mit unserm Schiffe entweder über die Brandung hinüber zu steuern und es von derselben zertrümmern oder dasselbe vom Wind in die weite See hinaus treiben zu lassen. Ich wählte das erstere, und da alle Hände sich muthig ans Werk machten, so gelang es uns, unbeschädigt in den Hafen einzulaufen. Nach wenigen Tagen segelten wir mit günstigem Winde wieder ab, und erreichten nach einer glücklichen Fahrt die Ufer der Insel Aitutaki, worauf wir nach einem Aufenthalte von 10 Tagen, der für den König und die Insulaner in hohem Grade belehrend war, mit einer Schiffsladung von Schweinen, Katzen und Kokosnüssen wieder nach Rarotonga zurückkehrten. Der König Makea hatte eine ganze Kompagnie von Katzen zum Geschenk erhalten, eine wahrhaft kostbare Waare für unsere Rarotonganer, da das Heer der Ratten auf der Insel so erstaunlich groß war, daß wir nie zu Tische sitzen konnten, ohne daß zugleich drei Männer im Vollauf beschäftigt waren, die Ratten von unserer Schüssel abzuwehren, und wir sie von unsern Betten bei Nacht auf keinerlei Weise abzuhalten vermochten. Sie zerfraßen alle unsere Kisten, an denen nur ein Stückchen Leder zu finden war, und auch mein unglücklicher Blasbalg wurde rein von ihnen verzehrt, während sie uns bei Nacht die Schuhe vom Bett wegtrugen, und dieselben in kurzer Zeit verzehrten; und ein Paar Schuhe ist auf den Südsee-Inseln kein unbedeutender Verlust. Wir hatten schon öfter diese Noth den Häuptlingen geklagt, und jetzt ward dem ganzen Volke der strengste Befehl ertheilt, gegen die Ratten in den Krieg zu ziehen, und das ganze Geschlecht derselben auszurotten. Dennoch schien dieser Feldzug ihre Zahl nicht im geringsten gemindert zu haben. Nun fanden die mitgebrachten Katzen Arbeit genug auf der Insel; ihnen thaten es indeß die Schweine zuvor, welche mit ungeheurer Gefräßigkeit auf diesen Leckerbissen losgingen.

Der König Makea, welcher nie zuvor zur See gewesen war, hatte seinen Leuten gar vieles zu erzählen. Nie, sagte er, nie werde ich meine Soldaten länger Krieger nennen, die Engländer allein, welche mit den Winden und den Wellen des Meeres kämpfen, sind dieses Namens werth. Makea hatte auf dem Rückwege große Angst ausgestanden, weil der Wind uns zuwider war; und er fürchtete, von der heulenden Tiefe, wie er das Meer nannte, nie mehr nach Hause zu kommen, und unbeschreiblich groß war seine Freude, als er die geliebte Heimath wieder von der Ferne erblickte. Während unserer Abwesenheit hatten die Eingebornen ein schönes Gehege um unsern Garten gemacht, denselben mit allem Fleiße angebaut, und den Pfad, der zum Ufer führt, mit kleinen Kieseln von verschiedener Farbe gepflastert; ein Geschäft, das sie unter der Leitung meiner Gattinn mit aller Freude verrichteten. „Nicht ein Span soll übrig bleiben, sagten sie, an dem nach seiner Rückkehr sein Fuß stoßen könnte." Die gutmüthigen Leute schienen für ihre Arbeit reichlich belohnt zu seyn, als sie bei unserer Bewillkommnung die Freude wahrnahmen, welche dieselbe unsern Herzen bereitete.

VIII. Abschnitt.

Rückblick auf die erste Pflanzung des Evangeliums auf der Insel Rarotonga. Ankunft des Missionars Buzacott auf derselben. Missionar Williams Rückreise von Rarotonga nach Tahiti.

Da unser Aufenthalt auf der Insel Rarotonga, so erzählt Herr Williams weiter, schnell zu Ende lief, so war es mir angelegentlich darum zu thun, aus dem Munde unsers frommen Papeiha's ausführlich zu vernehmen, wie innerhalb der ersten 12 Monate seines Aufenthaltes auf dieser Insel unter diesem wilden Ge-

schlechte der Saame des göttlichen Wortes ausgestreuet wurde, und mit wundervoller Schnelligkeit seine heilsamen Wirkungen über die ganze Bevölkeruug verbreitete. Wir haben schon oben (V. Abschnitt, Seite 47.) bemerkt, wie nach den schweren Mißhandlungen, welche zwei unserer Nationalgehülfen bei ihrer ersten Landung auf der Insel zu erdulden hatten, der muthige Papeiha sich entschloß, mit wenigen Geräthschaften allein nach dieser Insel hinüberzuschwimmen, und sein Leben daran zu wagen, um den verfinsterten Einwohnern derselben das Evangelinm von Christo zu verkündigen. Dort arbeitete er unter diesem wilden Kannibalenvolke vier Monate allein, bis sein Gehülfe Tiberio sich an ihn anschloß, um am gesegneten Werke Theil zu nehmen. Wir vernahmen nun aus seinem eigenen Munde, wie es dem einzelnen Fremdling während dieser Zeit auf Rarotonga erging, und unter welchen Leitungen des HErrn die Verkündigung des Evangeliums daselbst die ersten Wurzeln gefaßt hat.

Als er schwimmend das Ufer erreichte, wurde er in die Wohnung des alten Makea, des Vaters des gegenwärtigen Häuptlings, geführt. Ein tobender Volkshaufe folgte ihm auf dem Fuße nach, von denen der Eine rief: ich will seinen Hut, der Andere: ich will seinen Rock, ein Dritter: ich will seine Schürze ꝛc. Indeß führten sie ihre Drohungen nicht aus, da der alte Häuptling ihm zurief: sprich mit mir, du Mann, damit wir erfahren, warum du gekommen bist! Papeiha erwiederte: die Absicht seines Kommens sey, sie alle mit dem wahren Gott, und dem Wege zur ewigen Seligkeit durch seinen Sohn Jesum Christum bekannt zu machen, damit auch sie ihre hölzernen Götzenbilder verbrennen, und Jehova als ihren einigen Gott und HErrn anbeten mögen, wie die Bewohner der Gesellschafts-Inseln gethan haben. Alsobald rief die erstaunte Menge voll Entsetzen aus: wie, unsere Götter verbrennen? welche Götter

sollen wir denn haben? und was sollen wir machen, ohne die Götter?

Bald fing der Lehrer mit dem kleinen Häuflein, das mit ihm gekommen war, Morgen- und Abendandachten an, und schon am ersten Sonntag schlossen sich etwa 20 Insulaner an den Gottesdienst an, unter denen Davida, der älteste Sohn des gegenwärtigen Königs, war, welcher von der Wahrheit tief ergriffen wurde, dem Glauben an Christum bis jetzt treu geblieben ist, und der Missionssache unter seinem Volke wesentliche Dienste leistet. Nicht lange hernach sandte Tinomana, der Häuptling von Arorangi, eines drei Stunden weit abgelegenen Distriktes, einen Boten zu Papeiha, und ließ ihn wissen, daß er gerne von dem wahren Gott etwas erfahren möchte. Dieser Häuptling lebte mit seinem Volke in den Bergen der Insel; und da seine Parthei die schwächste war, so wurde sie gewaltsam von den andern unterdrückt, und wenn den Göttern ein Mensch geopfert werden sollte, so wurde das Opfer immer unter diesem Stamme geholt. Papeiha eilte zu ihm, und verkündigte ihm die Freudenbotschaft des Evangeliums und die seligen Wirkungen, welche für die Zeit und für die Ewigkeit der Glaube an Christum hervorbringt. Der Häuptling hörte ihm begierig zu, und äußerte: gerne würde er seine Götzen verbrennen; allein er fürchte, daß sie mit ihm zürnen und ihn bei Nacht erwürgen werden. Der Lehrer versicherte ihn, daß er nichts zu fürchten habe, indem sie ganz ohnmächtig seyen; und jetzt beugte der Häuptling zum Erstenmal mit Papeiha seine Kniee vor dem Gott des Himmels, und betete Ihn an. In der Nacht kam derselbe abermals zu ihm, um von Jehova etwas zu erfahren. Papeiha lehrte ihn jetzt ein kurzes Gebet, das er nachsprechen sollte; da aber von der Tagesarbeit der Lehrer sehr ermüdet war, so schlief er von Zeit zu Zeit über dieser Beschäftigung ein. Der Häuptling weckte ihn nun voll Lernbegierde von Zeit zu Zeit auf, indem er ihm sagte: ich habe das Gebet

vergessen, wiederhole es noch einmal, und so brachten sie die ganze Nacht mit einander zu.

Am andern Morgen kehrte der Lehrer nach seiner Hütte zurück, und Tinomana begleitete ihn eine Strecke Wegs, während er immer das Gebet wiederholte, das er gelernt hatte. Beim Abschied äußerte er gegen den Lehrer: was er von ihm gehört habe, mache ihm große Freude, er wolle nun zurückkehren und ernstlich darüber nachdenken, denn da die Sache von so hoher Wichtigkeit sey, so dürfe sie nicht übereilt werden.

Nicht lange hernach hatte Papeiha eine neue Gelegenheit, vor einer großen Volksmenge ein Zeugniß von der Wahrheit abzulegen. Sie waren gerade vor einem Götzenaltare versammelt, um ihre Opfergaben den Göttern darzubringen. Mit wildem Ungestüm und in lächerlichem Anzuge tanzten die Priester schreiend umher. Unser unerschrockener Freund drängte sich in die Mitte der Versammlung, und fing an ihnen zu zeigen, wie thöricht es sey, einem von ihren eigenen Händen geschnitzten Stück Holz, das sie einen Gott nennen, Opfergaben darzubringen. Einer der Priester machte nun die Vertheidigung seiner Götter, worauf ihm Papeiha erwiederte: der Tag sey nicht ferne, an welchem sie alle ein Raub des Feuers werden würden. Dies erregte große Verwirrung unter dem Volk, indeß fuhren sie doch fort, dem Lehrer aufmerksam zuzuhören und mancherlei Fragen an ihn zu machen. Wo lebt denn dein Gott, fragten sie? — Der Himmel ist sein Stuhl; aber Er erfüllt den Himmel und die Erde mit Seiner Gegenwart. — Wir sehen Ihn ja nicht, fuhren sie fort; und wäre die Erde voll von deinem Gott, so wäre er ja wohlbeleibt genug, daß wir Ihn sehen könnten. Würden wir alsdann nicht an Ihn anstoßen, rief ein Anderer! — Dies ist ja weder bei der Luft, die Alles erfüllt, noch bei den Sonnenstrahlen der Fall, aber unser Gott ist ein Geist, und die Ihn anbeten, müssen Ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten.

Da Papeiha überall sein N. Testament mit sich trug, so gab dies häufig Anlaß zu sonderbaren Bemerkungen. Dieß ist der Gott des Mannes, pflegten sie zu sagen, welch ein wunderlicher Gott ist das nicht! Er trägt ihn mit sich herum; wir aber lassen die unsrigen in den Hainen. Wenn sie ihn lesen sahen, so meinten sie, er und sein Gott sprechen mit einander. Nach vier Monaten wurde Papeiha durch die Ankunft seines Mitarbeiters Tiberio erfreut, und nun beschlossen sie, in der Kraft des HErrn unerschrocken und frisch ans Werk zu gehen, und keine Gefahr zu scheuen, um in jedem Theile der Insel das Licht der Wahrheit aufzustecken. Vorerst besuchten sie alle einflußreichen Häuptlinge der Insel, um ihnen die Lehren des Christenthums bekannt zu machen, und ihnen die geistlichen und leiblichen Segnungen nahe zu legen, welche aus dem Glauben an dasselbe entspringen. Von Einigen wurden sie freundlich behandelt, Andere lachten sie aus; bei zwei Andern kamen sie nur mit genauer Noth mit dem Leben davon.

Einmal kam ein heidnischer Priester in ihre Wohnung, und machte sie mit seinem Wunsche bekannt, seinen Götzen zu verbrennen und seinen kleinen Knaben ihnen in den Unterricht zu geben, wenn er nicht fürchtete, die Götter möchten ihm im Zorn das Leben rauben. Indeß ließ er doch den Knaben bei den Lehrern, und am andern Morgen trug er auf den Schultern seinen mächtigen Götzen herbei, um ihn dem Feuer zu überliefern. Ein Volkshaufe lief ihm nach, und erklärte ihn für wahnsinnig; allein er blieb bei seinem Entschlusse, das Wort Jehovas anzunehmen, welche Folgen sein Schritt auch immer haben möchte. Einer der Lehrer holte nun seine Säge herbei, um das Holzstück zu zerschneiden; kaum aber wurden die Insulaner gewahr, daß es dem Kopfe des Götzen galt, so liefen sie Alle voll Schrecken davon, und selbst ihre Neubekehrten suchten eine Zuflucht im Busche; jedoch kehrten sie bald

wieder zurück, und jetzt ward der erste Götze Rarotonga's den Flammen überliefert.

Um das Volk zu überzeugen, wie eitel ihre Besorgniß sey, rösteten die Lehrer ihre Bananas in der Glut, um sie vor ihren Augen zu essen, und auch die Andern dazu einzuladen. Allein keiner hatte den Muth, einen so gefährlichen Bissen in den Mund zu nehmen, und sie erwarteten ängstlich, was den Lehrern geschehen würde. Als sie aber sahen, daß ihnen kein Unfall deshalb begegnete, so änderten sie ihren Sinn, und Viele von ihnen kehrten mit dem Entschlusse nach Hause zurück, ihren trügerischen Götzen ein Ende zu machen. Den Anfang der Zerstörung machte nun der Häuptling Tinomana in seinem Distrikte. Vier große Götzen wurden zu den Füßen des Lehrers geschleppt, und nachdem dieser einen Abschnitt aus dem 10. Kapitel des Evang. Lucä gelesen hatte, riß man den Götzen die Kleider ab, und vertheilte sie unter das Volk, indeß sie selbst den Flammen überliefert wurden. Manche Einwohner waren freilich mit dem Betragen des Häuptlings keineswegs zufrieden; sie erhoben eine laute Wehklage, und stießen heftige Drohungen gegen ihn aus. Tinomana ließ sich indeß nicht schrecken, und vollendete muthig das begonnene Werk, während die Götzendiener, denen das Volk den Namen Satanis gab, sich in einen Winkel der Insel zurückzogen.

Um diese Zeit trug sich ein lustiger Umstand zu, welcher den Aberglauben dieser Insulaner bezeichnet, und der am Ende zur Förderung des Christenthums dienen mußte. Die Gattinn eines Lehrers hatte nämlich eine Lieblingskatze mit sich ans Ufer gebracht, und ihres neuen Wohnortes ungewohnt, verlief sich diese in die Berge. Das Haus eines heidnischen Priesters, der kurz zuvor seinen Götzen verbrannt hatte, war in der Nähe, und als dieser bei Nacht auf seiner Matte schlief, wurde sein Weib, welche neben ihm wachte, mit Entsetzen zwei blitzende Feuerfunken an der Schwelle der Thüre gewahr,

während sie voll Erstaunen eine geheimnißvolle Stimme vernahm. Zitternd weckte sie alsobald ihren Mann auf, und machte ihm bittere Vorwürfe über seine Thorheit, den Götzen verbrannt zu haben, der nun, wie sie meinte, gekommen sey, um sich an ihnen zu rächen. Stehe auf und bete, rief sie aus, stehe auf und bete! Der Mann stand auf, und als er die Augen aufschlug, sahe er selbst die blitzenden Lichter, und vernahm nie gehörte Töne. In der äußersten Furcht fing er jetzt an, so laut wie möglich das kurz zuvor gelernte A B C herzusagen, als ein Gebet zu Gott, der ihn von der Gewalt des Satans erlösen solle. Kaum hörte die Katze seine Stimme, so lief sie, nicht weniger erschreckt als der Priester, eilig davon, und die armen Leute wünschten sich Glück, durch ihr Gebet den Teufel vertrieben zu haben. Später kam Bus auf ihren Wanderungen in den Distrikt der Satanis, und ließ sich in dem reichbelaubten Götzenhaine derselben neben den Göttern nieder, ohne von außenher beläſtigt zu werden. Ein paar Tage hernach kam der Priester von vielen Insulanern begleitet in den Hain, um den Götzen ein Opfer darzubringen; und als er die Thüre aufschloß, wurde er von Bus mit einem Miau ganz ehrerbietig begrüßt. Solcher Stimme ungewohnt, lief er voll Schrecken zu seinen Begleitern zurück, und rief: Da ist ein Ungeheuer aus der Tiefe! Diese eilten nun ihren Hütten zu, riefen die Leute zusammen, legten ihre Kriegsrüstung an, und mit Speeren, Keulen und Schleudern bewaffnet, rückten mehrere Hunderte derselben in Schlachtordnung gegen das Ungeheuer aus. Erschreckt über diesen Aufzug sprang Bus plötzlich zur Thüre hinaus, und suchte sich den Weg durch die Krieger hindurch, die nun in größter Eile nach Hause zurückflohen. Am Abend sammelten sich diese tapfern Männer zu einem Tanze, als Bus abermals leise herbeischlich, um den Spaß mit anzusehen. Aber kaum ließ sie sich erblicken, so liefen die wilden Krieger bestürzt nach Hause zurück, holten ihre Waffen herbei, und machten auf die un-

glückliche Katze Jagd. Aber das Ungeheuer der Tiefe wußte schnell genug ihrer Rache zu entfliehen, und von den Strapatzen des Tages müde, schlich sie sich in eine Wohnung und kroch unter einen Teppich, auf welchem eine ganze Familie bei Nacht sich zum Schlafe niederzulassen pflegte. Sie war eingeschlafen, als der Hausbesitzer mit den Seinigen zurückkam, und kaum war er des unbeliebigen Gastes gewahr geworden, so rief er die Krieger herbei, welche ihn mit ihren Mordkeulen niederschlugen.

Der König Makea war unter den letzten Häuptlingen, welche dem Götzendienste entsagten. Die große Göttinn Rangatira, die er mit den Seinigen verehrte, wurde lange aufs heftigste vertheidigt; da indeß die christliche Parthie auf der Insel immer mehr anwuchs, so konnte auch sie ihr armseliges Dasein nicht länger vom Feuer erretten, und jetzt gewann bald das Bekenntniß zum Christenthum die Oberhand. Es wurde an einer schönen waldigten Stelle eine Kirche aufgerichtet, und alle Hände waren beschäftigt, zum Bau derselben das Ihrige beizutragen. Indeß hörte eine Parthie der Götzendiener nicht auf, bei jeder Gelegenheit Gewaltthaten an den christlichen Bekennern zu üben. Letztere duldeten lange stillschweigend das Unrecht, bis mehrere derselben auf eine grausame Weise mißhandelt wurden; und dies gab Veranlassung zu einem Treffen, in welchem die christliche Parthei siegte. Statt, wie es bisher Sitte gewesen war, die Ueberwundenen zu schlachten, wurden sie nun von den Häuptlingen begnadigt und in Frieden nach Hause gesendet, und diese Großmuth machte einen so tiefen Eindruck auf ihre Gemüther, daß sie sich entschlossen, diese Religion der Barmherzigkeit zu der ihrigen zu machen.

Schon hatten wir uns, so fährt nun Herr Williams von seinem Aufenthalte zu Rarotonga zu erzählen weiter fort, zur Abreise von der Insel gerüstet, als unser Freund Buzacott mit seiner Gattinn auf der Insel landete, welche die Bestimmung hatten, unsere Stelle auf der-

ſelben einzunehmen. Herr Buzacott war zugleich ein ſehr geſchickter Mechaniker, und auch darum gerade der rechte Mann, deſſen Hülfe dieſe Inſulaner bedurften. Er brachte mir von meiner Gemeinde auf Rajatea Briefe mit, aus denen ich zu meinem tiefen Schmerz vernahm, daß unſer ſchätzbare Gehülfe daſelbſt, Tuahine, in die ewige Ruhe eingegangen war. Er war der Erſtling, welcher auf Tahiti dem lebendigen Glauben an Chriſtum ſein Herz aufgeſchloſſen hatte, und er hatte weſentlich zur Pflanzung des Chriſtenthums auf den Geſellſchafts-Inſeln beigetragen. Da er ſeine Volksſprache ſehr gut verſtand, und eine gründliche Kenntniß der heiligen Schrift beſaß, ſo leiſtete er auch bei der Ueberſetzung derſelben in ſeine Mutterſprache die wichtigſten Dienſte; und ihm haben wir vorzugsweiſe die Sprachrichtigkeit zu verdanken, in welcher die neuteſtamentlichen Schriften dem Volke auf dieſen Inſeln gegeben werden konnten. Während meiner Abweſenheit trat er als Prediger und Seelſorger in der Gemeinde auf Rajatea ein, und ſeine milden und kräftigen Vorträge waren ausgezeichnete Muſter einer geſunden evangeliſchen Predigtweiſe. Einen Tag vor ſeinem Hinſcheiden ſchrieb er folgenden Brief:

Rajatea den 11. Novemb. 1827.

Mein lieber Freund!

Möge Gottes Segen auf Ihnen und Ihrer Familie ruhen durch Jeſum Chriſtum unſern HErrn! Ich ſchreibe dieſen Brief an einem Tage, wo bereits der Tod vor meinen Augen ſteht, und ſchon ſind dieſelben dunkel geworden. Nur meine Familie macht mir noch viel Vaterſorge. Ich weiß, Sie werden ſich derſelben erbarmen, und ſie nach Tahiti bringen, wohin ſie gehört. Ihre Abweſenheit ſchmerzt mich ſehr, denn Sie hätten mir manchen ſüßen Troſt auf meinem Sterbelager in meine Seele geſprochen. Aber meine Stunde iſt gekommen, wo der HErr mich zu ſich nehmen will, und das wird gewiß die rechte Stunde ſeyn. Ich werde Sie

hienieden nicht mehr sehen, um Ihnen für die vielen Beweise Ihrer christlichen Freundschaft zu danken, denn ich darf jetzt dahin eilen, wohin wir alle so inbrünstig verlangen. Möge die Gnade unsers HErrn Jesu Christi auf Ihnen und Ihrer Familie ruhen! Tuahino.

Da noch andere Briefe aus meiner Gemeinde mich dringend nach Rajatea zurückforderten, so war es hohe Zeit, unsere Abreise zu beschleunigen, nachdem wir unter diesem Volke während der entscheidungsvollsten Periode seiner Geschichte **12** gesegnete Monate zugebracht hatten. Da der König Makea mich nach den Gesellschafts-Inseln begleiten wollte, so wurden von ihm alle Anordnungen für sein Volk gemacht, und eine Regentschaft eingesetzt, um Ordnung und Frieden unter demselben zu erhalten. Schon seit einem Monate hatten die freundlichen Einwohner uns ihren tiefen Schmerz über unsere nahe Abreise auf vielfache Weise ausgesprochen. Sie pflegten am Abend unter dem Schatten eines großen Baumes in der Nähe unserer Hütte niederzusitzen und ein Klagelied, das sie selbst verfertigt hatten, anzustimmen. Dies wiederholten sie von Zeit zu Zeit immer leiser und leiser, und die Wirkung ihres Gesanges war so überwältigend, daß kein Auge trocken bleiben konnte. Und so nahmen wir endlich unter lautem Wehklagen einen rührenden Abschied von dem auf dem Ufer versammelten Volke, das unser Schifflein mit seinem thränenden Blicke verfolgte, bis es seinen Augen entrückt war. Unsere Ueberfahrt nach Tahiti war glücklich, und wir liefen wohlbehalten im Hafen dieser Insel, und nach wenigen Tagen am **11.** April **1828** auf der Insel Rajatea ein. Schon beim Landen rief uns das versammelte Volk zu: wie gut ist's doch, daß Ihr gekommen seyd, jetzt hat unsere Noth ein Ende! Was wäre aus uns geworden, wenn Ihr länger ausgeblieben wäret! Lange konnte ich diesen Zuruf nicht verstehen, bis ich endlich vernahm, daß ein ernster Streit zwischen den Häuptlingen der Insel entstanden war. Dieser wurde jedoch in

wenigen Tagen beigelegt, und bald darauf kam eine Volksversammlung von etwa 3000 Einwohnern zusammen, um die Götzenbilder zu betrachten, welche wir als Siegeszeichen des Evangeliums ihnen mitgebracht hatten.

IX. Abschnitt.

Einige Bemerkungen über die Beschaffenheit der Insel Rarotonga.

Eine sehr schätzbare Eigenthümlichkeit dieser herrlichen Insel besteht darin, daß das niedere Land derselben am Seeufer hin sich sehr weit ausdehnt. Auf den meisten Inseln dieser Gewässer kommt der Fuß der Gebirge dem Meerufer so nahe, daß den Einwohnern nur wenig Boden zum Anbau übrig bleibt. Dies ist bei Rarotonga nicht der Fall. Die wilde Ueppigkeit des Pflanzenlebens, die sich hier überall kund thut, läßt mit Recht schließen, daß der Boden ungemein reich, und das Klima für die Früchte, welche darauf wachsen, besonders günstig seyn muß; denn bei unserer Ankunft auf derselben waren wir nicht wenig erstaunt, die Taro- und Aaronpflanze, so wie den Theebusch und das Zuckerrohr in größter Ueppigkeit bis an den Saum des Meeres wachsen zu sehen. Kaum erinnere ich mich etwas Schöneres gesehen zu haben, als der Schauplatz war, der sich meinem Auge darbot, da ich von der Seite eines Hügels die große Ebene überblickte. Nach allen Seiten hin stellte sich mir das reichste Pflanzenleben dar, das jeden Fleck der Insel bedeckte. Große Reihen prachtvoller Inocarpusbäume, die eine eßbare, unsern Kastanien ähnliche Frucht tragen, dehnten sich vom Fuß der Berge bis zum Meere aus. Der Boden, den sie beschatteten, ist in kleine Tarobeete getheilt, welche leicht bewässert werden können, indeß die kleinen schönen Brodfruchtbäume sich nach allen Richtungen durch diese Felder hindurchziehen.

Eine gute Straße, welche die Eingebornen die Straße der Väter nennen, zieht sich um die ganze Insel herum, und ist mit Bananas und Bergpflanzen besetzt, während hohe Kastanienbäume sie vor den Strahlen der glühenden Sonne schützen, und selbst am Mittage dem Wanderer eine herrliche Kühlung bereiten. Die Wohnungen der Eingebornen liegen in geringer Entfernung hinter dieser Straße, und manche derselben sind sehr niedlich. Der Fußpfad, welcher von der Hauptstraße zu jeder einzelnen Hütte führt, ist mit schwarzen und weißen Kieselsteinchen schön ausgeschlagen, und mit wohlriechendem Gesträuche besetzt, indeß beim Eintritt in den Pfad auf der Hauptstraße 6—8 große glatte Steine als Sitze für die Familie und die Reisenden aufgerichtet sind. Diese Sitze werden als Ueberbleibsel des Alterthumes von den Eingebornen sehr hochgeschätzt. Hier hat mein Vater und mein Großvater gesessen, ist gewöhnlich das erste Wort, das sie sagen, wenn man sich zu ihnen niedersetzt. Hier bringen nach den Arbeiten des Tages die Einwohner ihre Abende zu, indem sie mit einem Blumenkranze um die Stirne, der mit einem wohlriechenden Oehle getränkt ist, sich hier gesellig niedersetzen und mit jedem redseligen Vorübergehenden über die Angelegenheiten ihrer kleinen Welt sich besprechen. Auf diesem Wege habe ich einen gar seltenen Bettler, Namens Buteve, kennen gelernt, dessen Geschichte erzählt zu werden verdient.

Der Weg von einer unserer beiden Missionsstellen zu der andern führte uns über diese Hauptstraße hin, und so oft ich diesen Weg machte, zog ein armer krüppelhafter Mann meine Aufmerksamkeit auf sich, der beide Beine verloren hatte, und mir, so oft er mich erblickte, auf den Knieen freudig entgegenwankte. Willkommen, du Knecht Gottes des Allerhöchsten, rief er aus, du hast das Licht auf diese finstere Insel gebracht, und dir haben wir das Wort des Heiles zu verdanken! Der

Anblick dieſes Mannes ſetzte mein Innerſtes in Bewegung. Eine Krankheit, welche die Eingebornen Kokovi nennen, hatte ihm ſeine Hände und Füße abgefreſſen, ſo daß er ſich nur noch kümmerlich auf den Knieen bewegen konnte. Deſſen ungeachtet fand ich, daß dieſer arme Mann ausnehmend arbeitſam war, und nicht nur ſeine Kainga (Hütte) in guter Ordnung erhielt, ſondern auch ſeinem Weibe und ſeinen drei Kindern zureichenden Lebensunterhalt erwarb. Um den Boden zu graben, gebrauchte er ſtatt eines Spatens ein zugeſpitztes Stück von Eichenholz, auf dieſes drückte er mit dem ganzen Gewicht ſeines Körpers, machte mit den Stumpen ſeiner Arme die Erde zurecht, und ſetzte die Pflanze in den Boden. — Auf ſeinen freundlichen Gruß fragte ich ihn, was er denn von dem Worte des Heiles wiſſe? Ich weiß, antwortete er voll freudiger Zuverſicht, daß Jeſus Chriſtus gekommen iſt in die Welt, die Sünder ſelig zu machen. Auf meine Frage, was er denn von Jeſu Chriſto wiſſe? gab er zur Antwort: ich weiß, daß Er der Sohn Gottes iſt, und unter großen Schmerzen am Kreuze ſtarb, um die Sünden der Menſchen mit ſeinem Blute zu tilgen, ihre Seelen vom Verderben zu erretten, und ſie im Himmel ewig ſelig zu machen. Kommen denn alle Menſchen nach ihrem Tode in den Himmel? fragte ich. — O nein, verſetzte er, ſondern nur die, welche von Herzen an den HErrn Jeſum glauben, ihren Sünden den Abſchied geben, zu Gott beten und jetzt für Ihn leben. — Ohne Zweifel beteſt du auch? fuhr ich fort. — O ja, ſagte er, ich bete immer, wenn ich meinen Boden umgrabe, beſonders aber dreimal des Tages, und halte mit meiner Familie Morgen- und Abendgottesdienſt. — Was beteſt du denn, mein lieber Mann? fragte ich ihn. — Ich ſage: O HErr, ich bin ein großer Sünder, und kann nur durch das Blut Jeſu Chriſti rein werden von meinen Sünden, gieb mir die Gerechtigkeit meines Heilandes, daß ſie

mich schmücke, und schenke mir auch den guten Geist Jesu Christi, daß er mich unterrichte und mein Herz gut mache, damit ich auch ein Mensch werde, wie Jesus war, und ich in den Himmel komme, wenn ich sterbe. — Das ist recht gebetet, Buteve, sagte ich, aber wie bist du denn zu solcher Erkenntniß gekommen? — Von wem anders kann ich sie erhalten haben, sagte er, als von dir? Du hast uns ja die Botschaft des Heiles auf unsere Insel gebracht! — Das ist wahr, versetzte ich, aber ich erinnere mich nicht, dich je in unserm Unterrichte und in unsern Gottesdiensten gesehen zu haben. Wie bist du denn zu dieser Erkenntniß gekommen? — Wie dies kam, antwortete er, kann ich dir leicht sagen. Wenn die Leute vom Gottesdienste zurückkehrten, so setzte ich mich an die Straße hin, und bettelte von jedem, der vorüberging, einen Bissen vom gehörten Wort. Der Eine gab mir ein Stück, der Andere gab mir ein anderes. Diese sammelte ich in meinem Herzen zusammen, dachte darüber nach, und betete zu Gott, daß Er doch mein Verständniß öffnen möge, damit ich auch ein wenig von seinem Wort verstehen lerne. — Das war ein höchst erfreuliches Zusammentreffen, denn einen solchen Bettler hatte ich nie zuvor in meinem Leben gesehen. Seine Erkenntniß erregte meine Bewunderung und mein Vergnügen, und von nun an ging ich selten an seiner Hütte vorüber, ohne eine glaubenstärkende Unterhaltung mit ihm gehabt zu haben.

Zwischen zwei Distrikten der Insel blieb immer ein Streifen Landes, eine Viertelstunde breit, unangebaut, auf dem sie gewöhnlich ihre blutigen Händel führten. Die Einwohner des einen Distrikts suchten immer mit aller Mühe zu verhindern, daß die des andern keinen Schuhbreit Landes ihnen wegnehmen durften, und sie vertheidigten den Boden mit der größten Beharrlichkeit. Seit der Einführung des Christenthums aber sind bereits die meisten dieser Wildnisse in angebautes Land umgewandelt worden. Ihre Bürgerkriege waren aus-

zehmend häufig und grauſam, und eben lagen ſie mit einander in blutiger Fehde als wir die Inſel entdeckten, indem die Häuptlinge der öſtlichen Diſtrikte die der weſtlichen unterjocht hatten. Die traurigen Folgen dieſer Kämpfe ſind jetzt noch hie und da ſichtbar, und man ſieht nicht einen einzigen alten Kokosnußbaum auf dem nördlichen, weſtlichen und ſüdlichen Geſtade der Inſel. „Wir waren thöricht genug, ſagte einmal Makea zu mir, als ich ihn auf die vielen zerſplitterten Baumrümpfe aufmerkſam machte, mit den Bäumen eben ſo gut, wie mit den Menſchen Krieg zu führen. Wie ſehr wünſchte ich, dieſe todten Stumpen, die Denkmale unſeres Wahnſinnes, wieder zum Leben bringen zu können; aber wohin ich gehe, ſtarren ſie mir ins Geſicht, und erinnern mich an meine Niederlage. Indeß wachſen die jungen Bäume ſchnell nach, und ich pflanze ſie in allen Richtungen, ſo daß meine Beſitzungen bald wieder ſo blühend ſeyn werden, wie das Land meiner Eroberer. Auch darf ich nicht fürchten, daß ſie aufs neue werden zerſtört werden, denn das Evangelium hat unſern Kriegen ein Ende gemacht.“ Das weibliche Geſchlecht befand ſich auf Rarotonga, ſo wie früher auf allen Geſellſchafts-Inſeln, im Zuſtande gänzlicher Unterwürfigkeit. Sie durften gewiſſe Speiſen nicht genießen, welche nur den Männern und den Göttern geſtattet waren, auch nicht unter demſelben Dache mit ihren tyranniſchen Gebietern wohnen, ſondern ihr mageres Mahl in einer Entfernung von der Hütte zu ſich nehmen, während die „Herren der Schöpfung“ das Fett des Landes verzehrten. Ebenſo ging das Eigenthum ihrer Väter nur auf das männliche Geſchlecht über, und das weibliche durfte nie Antheil an demſelben nehmen, weil, wie die Inſulaner zu ſagen pflegten, „ihr Daſeyn das Erbtheil ihrer Väter ſey.“ Ich habe gefunden, daß das weibliche Geſchlecht auf Rarotonga arbeitſamer, treuer und anhänglicher an ihre Familienverhältniſſe iſt, als dies auf

Tahiti der Fall war. Es machte uns nicht geringes Vergnügen, bald nach unserer Ankunft bei einer ansteckenden Krankheit die zärtliche Liebe und die unermüdliche Pflege wahrzunehmen, welche die Frauen gegen ihre kranken Gatten übten. Man mochte bei Tag oder bei Nacht in eine Hütte hineintreten, so sahe man das Haupt des kranken Mannes im Schoße seiner liebenden Gattinn liegen, während sie sorgfältig die lästigen Fliegen wegscheuchte und den Schmerz ihres Mannes auf jegliche Weise zu erleichtern suchte.

Die Insel wird in 3 große Distrikte abgetheilt, denen 4 oberste Häuptlinge vorstehen, unter denen Makea der vornehmste ist. Dieser Eintheilung zufolge hielten wir es für angemessen, drei besondere Missions-Niederlassungen auf der Insel aufzurichten, damit die Bewohner jedes einzelnen Theiles unter der Leitung ihres Häuptlings in der Nähe ihrer Besitzung der Pflege ihrer eigenen christlichen Lehrer genießen, und furchtlos unter dem Schatten ihrer eigenen Brotfruchtbäume den Unterricht im Christenthum empfangen können.

X. Abschnitt.

Vorbereitungen zu einer neuen Missionsreise nach den westlichen Inselngruppen des stillen Meeres. Ankunft auf der Insel Mangea, und Aufenthalt daselbst.

Nach unserer glücklichen Rückkehr nach der Insel Rajatea benützten im Jahre **1829** die beiden Missionarien, Herr Pritschard und Simpson, die Gelegenheit, mit unserem neuerbauten Missionsschiffe, „dem Friedensboten," eine Reise nach den Marquesas-Inseln im Nordosten dieser Gewässer zu machen, nachdem sie von der Missionsdirection den Auftrag erhalten hatten, unter den wilden Einwohnern dieser Gruppe die Anpflanzung des Christenthums aufs neue zu versuchen. Diese Reise

nahm eine Zeit von vollen 12 Monaten ein, an deren Ende Missionar Platt einen Besuch auf den Herwey-Inseln unternahm, von woher er uns über den Zustand der Missionen auf diesen Inseln, und das Wohlergehen unserer Freunde auf Rarotonga bei manchen prüfungsvollen Umständen, unter denen sie sich befanden, erfreuliche Nachrichten mitbrachte. Neue Unruhen waren daselbst in verschiedenen Distrikten ausgebrochen, indem der sterbende Götzenglaube kein Mittel unversucht ließ, um dem glücklichen Fortgange des Evangeliums auf diesen Inseln sich in den Weg zu stellen. Allein die Hand Gottes errettete unsere dortigen Freunde aus allen Widerwärtigkeiten und bereitete dem Evangelio immer neue Siege.

Nach der Rückkehr des Friedensboten aus den östlichen Gewässern des stillen Meeres war nun für uns der Zeitpunkt gekommen, wo wir unsere Untersuchungsreise nach den westlich gelegenen Inselngruppen unter Gottes Beistand antreten konnten. Mein geliebter Mitarbeiter, Herr Barff, hatte sich freundlich entschlossen, mich zu begleiten, und auch die Gemeinde auf Rajatea willigte voll Eifer in mein Verlangen, als ich ihr die Absicht ankündigte, Friedensboten aus ihrer Mitte mit mir zu nehmen, zu welchem Berufe unverweilt 8 würdige Mitglieder derselben sich freiwillig anboten. Wir nahmen jetzt mit diesen Lehrern einen rührenden Abschied von unsern geliebten Frauen, Kindern und Freunden, zogen die Segel auf, und gleiteten glücklich durch den Riff in die hohe See hinaus. Wenn wir an die lange Reise, die uns bevorstand, die wahrscheinlichen Gefahren, die uns drohten, die lange Trennung von unsern geliebten Familien, so wie an die leichte Möglichkeit gedachten, daß wir als Opfer heidnischer Wildheit im fernen Lande fallen könnten, so wollte eine natürliche Bangigkeit unsere Gemüther ergreifen; aber die Huld Gottes half uns über alle Besorgnisse hinüber. Schon längst hatten wir die Sache von allen Seiten betrachtet, und unser Verstand und Herz mußte das

Vorhaben billigen. So verfolgten wir unsere einsame Wasserstraße, gestützt auf das Andenken an den gnädigen Schutz, den uns Gott bis jetzt auf unserer Missionslaufbahn hatte zu Theil werden lassen, so wie an die überschwänglichen Erfolge, womit seine Huld unsere frühern Unternehmungen gesegnet hat. Für unser nunmehriges Beginnen durften wir ja die gleichen, und vielleicht noch ausgedehntere Segnungen Gottes hoffen, in denen wir den süßesten Lohn für alle unsere Arbeiten und Gefahren finden durften. Sieben eingeborne Lehrgehülfen befanden sich bei uns, und wir hofften auf den Hervey-Inseln, die wir zuerst zu besuchen im Sinne hatten, die Zahl derselben zu vermehren. Am 24. Mai 1830 waren wir aus dem Hafen von Raiatea ausgelaufen, und nachdem wir bei unsern Freunden auf Borabora einen kurzen Besuch von einem Tage abgestattet hatten, segelten wir gerade den Hervey-Inseln zu, und langten nach einer glücklichen Fahrt von 5 Tagen wohlbehalten auf der Insel Mangea an.

Vor dem Eingang des Riffes machten wir unsere Freunde durch einen Kanonenschuß mit unserer Ankunft bekannt, und alsobald wurden, da die Nacht bereits angebrochen war, Freudenfeuer auf allen Höhen angezündet, um uns die Nacht hindurch als Zeichen der Liebe zu dienen. Frühe Morgens eilten wir dem Ufer zu, und wir konnten nicht genug die herrliche Lage bewundern, welche der Anblick der Niederlassung darbot. Sie liegt auf der Westseite der Insel am leichten Abhange eines Hügels, dessen Fuß sich bis zum Meere hinabzieht. Die große Kapelle in der Mitte der Niederlassung bildet einen schönen und hervorstechenden Theil derselben, indeß die niedlichen weißen Hütten der eingebornen Christen sich zur Rechten und zur Linken hinziehen, und theilweise unter dem Schatten der Bananas-Bäume verbergen. Die Wohnungen der Lehrer fanden wir reinlich und schön; ihr Hof war mit weißem Kiesel gepflastert, und das Ganze mit einem guten Gehege

umschlossen. Eine treffliche Straße führt durch die ganze Niederlassung hindurch, an deren beiden Seiten die reinlichen Hütten der Eingebornen aufgerichtet sind. Alsobald wurden wir in das Haus des ersten Häuptlings geführt, wo wir ein gebackenes Schwein heiß dampfend und in Baumblätter eingehüllt nebst einem großen Vorrathe von Yams, Taro und andern Früchten zu unserm Empfange bereit fanden. Unser Hunger fand eine volle Sättigung, und zum Schluß überreichte uns der Häuptling ein paar gewobene Tücherstücke, als Ausdruck des Vergnügens, das sein Herz darüber empfand, geliebte Fremdlinge, welche ihm das Wort des Heiles gebracht hatten, unter seinem Dache aufnehmen zu dürfen.

Kaum waren wir zu den Wohnungen der Lehrer zurückgekehrt, als alle Einwohner, die zum Christenglauben sich bekannten, sich in Schaaren herbeidrängten, und jeder Einzelne ein kleines Geschenk von Tuch oder Obstfrüchten herbeibrachte, und uns durch einen warmen Händedruck herzlich willkommen hieß. Der Anzug der Leute machte uns viel Vergnügen. Die Frauen waren in schöne weiße Leinwand gekleidet, welche die Gattinn des Lehrers zu einem niedlichen Anzuge zu bereiten sie gelehrt hatte, während die Männer ihre Tiputas (Oberkleider) nebst einem Strohhut trugen. Nachmittags wurde öffentlicher Gottesdienst gehalten, wobei sich etwa **800** Personen einfanden, von denen jedoch viele noch Heiden waren. Diese bildeten einen auffallenden Kontrast gegen den christlichen Theil der Versammlung. Sie hatten lange Bärte, ihre langen Haare rollten über ihre Schultern, und ihr ganzer Anzug verkündigte die rohe Wildheit des heidnischen Geschmacks. Indessen betrugen sie sich während der Predigt mit großem Anstand, und da ihre Sprache von der Mundart der Rarotonganer nur wenig abweicht, so konnte ich sie in derselben anreden. Die Versammlung stimmte sehr herzhaft ein Lied an, und obgleich wir die Harmonie der Töne eben nicht bewundern konnten, so suchten sie doch dieselbe durch

das kräftige Gefühl zu ersetzen, das sich in ihren klangreichen und mächtigen Stimmen kund that. Frühe Morgens wurden wir durch das Gelispel von Einwohnern außerhalb unserer Hütte aufgeweckt, welche ihre Matten herbeigebracht hatten, um in unserer Nähe zu schlafen.

Ich hatte anfänglich im Sinne gehabt, den hiesigen Lehrer, Faaruea, und seine Gattinn mit uns nach den Schiffer-Inseln zu nehmen, wohin sie schon früher bestimmt worden waren. Allein die Einwohner hatten dieselben so liebgewonnen, daß die Heiden mit den Christen in der Bitte sich vereinigten, daß beide bei ihnen bleiben möchten. Ich willigte in ihr Verlangen, in der Ueberzeugung, es sey besser, bereits errichtete Stationen in guter Ordnung zu erhalten, als auf die Anlegung neuer bedacht zu seyn, wie ungern ich auch diesen brauchbaren Arbeiter für mein Beginnen vermißte. Schon oben ist erzählt worden, welch eine rohe Behandlung die Gattinn dieses Lehrers bei unserm ersten Besuche erfahren hatte, und wie wir uns genöthigt sahen, beide wieder mit uns nach Hause zurückzunehmen. Später wurden zwei unverheirathete Gehülfen von Rajatea her diesem wilden Volke zugesendet, um den christlichen Unterricht unter demselben zu beginnen. Ihre Arbeit segnete der HErr, obgleich einer derselben schon nach 3 Jahren von der Erde gerufen wurde, dessen Stelle nun durch Faaruea und seine Gattinn ersetzt wurde. Indeß hatte das Missionswerk in seinen ersten Anfängen manche harte Kämpfe zu erdulden. Die Heiden pflegten häufig nahe bei dem Bethause der Christen ihre wilden Tänze und Spiele am Sonntage zu halten; auch wurden die Lehrer stets bedroht, daß ihre Wohnungen niedergebrannt, und aus ihren Schädeln Trinkgefäße gemacht werden sollen. Die Erbitterung beider Theile endigte mit einem blutigen Kampfe, welcher zum Vortheil der christlichen Parthei auf der Insel ausfiel. Die Bewohner dieser Insel waren von jeher gewohnt, nicht hinter dem Gebüsch, sondern auf offenem Felde Mann für

Mann zu kämpfen. Bei solchen Treffen bildeten sie vier lange Schlachtlinien. In der ersten standen die kräftigsten Männer mit langen Speeren, in der zweiten die ältern Leute mit Mordkeulen, die dritte Linie bildete die Jugend mit Steinschleudern, und in der vierten stellten sich die Weiber auf. Zu unserm Schmerz vernahmen wir, daß einige von der christlichen Parthie nach dem Treffen mit großer Grausamkeit ihre Feinde behandelt hatten. Dies war auch der Grund, warum die Erbitterung der Heiden gegen die Christen noch lange fortdauerte, indeß durch eine schonende Behandlung, wie auf den andern Inseln, so auch hier viele dieser Heiden für das Christenthum gewonnen worden wären.

In einer Versammlung der christlichen Bekenner wurde über verschiedene Gegenstände unser Rath eingeholt. Einer derselben betraf das Rattenessen. Da die Gewässer um Mangea her nur wenige Fische liefern, und bis zu unserer Ankunft keine andern Thiere als Ratten auf der Insel sich befanden, so bildeten diese einen Hauptbestandtheil der Nahrung, und die Eingebornen versicherten, sie seyen ausnehmend süß und gut. Wirklich ist es auch Sprüchwort unter ihnen geworden, daß, wenn sie etwas als schmackhaft bezeichnen wollen, sie zu sagen pflegen: es ist so süß wie eine Ratte. Diese fingen sie leicht und in großer Anzahl in Löchern, die sie gruben und mit einem Netze bedeckten. Die Jagd geschah hauptsächlich am Samstage, um für den Sonntag eine Fleischspeise zu haben. Nun wünschten sie von uns zu erfahren, ob es Sünde sey, Ratten zu essen. Ich bemerkte ihnen, daß es unter uns Gewohnheit sey, diese Speise für etwas ungemein Eckelhaftes zu halten; daß ich indeß im Genuß desselben nichts Sündhaftes erblicken könne, dabei aber wünschen müsse, daß sie die Zucht von Hausthieren, die wir ihnen mitgebracht hätten, sorgsam pflegen möchten, indem sie auf diesem Wege zu ungleich bessern Fleischgattungen für ihre Sonntagsmahle gelangen könnten.

Ein anderer Gegenstand der Berathung betraf die Beschäftigung des weiblichen Geschlechtes. Die Taro-Wurzel ist ein anderer Hauptnahrungszweig dieser Insulaner. Sie wird auf nassem Schlammboden gepflanzt, und diese mühsame Pflanzung mußte von jungen Mädchen unter **16** Jahren, oder von alten Frauen verrichtet werden, welche oft stundenlang in tiefem Schlamme stehen mußten. Der Gattinn unsers Faaruea lag es nun an, das weibliche Geschlecht auf der Insel zu heben, und zu solchem Zweck dasselbe von solch mühsamer Arbeit zu befreien, und sie führte die Sache desselben in meiner Gegenwart vor dem Volke mit solcher Beredtsamkeit, daß der Beschluß gefaßt wurde, das weibliche Geschlecht solle in Zukunft nicht länger genöthigt werden, diese schmutzige und schwere Arbeit zu verrichten. Dieser Beschluß erregte einen allgemeinen Jubel unter demselben, und sie bereiteten für den folgenden Tag ein herrliches Gastmahl, an welchem **500** derselben Theil nahmen, und zu dem auch ich geladen war. Nachdem ich unter mancherlei Beschäftigungen mehrere Tage auf dieser Insel zugebracht hatte, bereiteten wir uns zu unserer Weiterreise vor, dankbar für das, was des HErrn Gnade hier bereits ausgerichtet hat, und voll freudiger Zuversicht, daß ein reichlicher Frühregen seiner Segnungen auf die Bewohner dieser schönen Insel herabfallen, und dieselbe in einen Garten Gottes verwandeln werde.

Ehe wir die Geschichte unserer Reise weiter fortsetzen, dürfte hier die rechte Stelle seyn, von dem gesegneten Fortgange des Werkes Christi auf dieser Insel noch einiges aus der spätern Zeit hinzuzufügen.

Ich besuchte im Jahr **1831** Mangea zum drittenmal in Begleitung meines Mitarbeiters, Herrn Buzacott, und Makea's, des Königs von Rarotonga. Ein großes Bethaus war indeß auf der Insel aufgerichtet worden, auf dessen Einweihung das Volk begierig wartete. Es war ein schönes **120** Fuß langes Gebäude, dessen Dach

von 8 großen Pfeilern getragen wurde, und deſſen Wände mit ſchönem Schnitzwerk geziert und geſchmackvoll angeſtrichen waren. Am folgenden Tage kam eine Verſammlung von etwa 1600 Perſonen in demſelben zuſammen, unter denen auch viele Heiden ſich befanden, während von Außen das ganze Volk ſich hindrängte. Der größte Anſtand herrſchte unter ihnen, und Alles hörte mit geſpannter Aufmerkſamkeit der Predigt des Evangeliums zu. Da ich vernahm, daß noch viele Einwohner der Inſel an dem alten Götzendienſte beharrlich feſthielten, ſo beſchloſſen wir, ſie in ihren Diſtrikten zu beſuchen, und mit ihnen über die wichtige Angelegenheit ihrer Seelen und der Ewigkeit zu reden. Einer der Häuptlinge, zu deſſen Wohnung uns der Weg führte, nahm uns freundlich auf, und ließ alſobald durch Eilboten ſein Volk zuſammenrufen, und in kurzer Zeit waren etwa 300 derſelben bei einander. Dieſen verkündigten wir in der größten Einfältigkeit das Evangelium, und luden ſie ein, das Wort des Heiles nicht länger von ſich zu ſtoßen. Sie hörten mit großer Aufmerkſamkeit zu, und verſprachen über das Gehörte nachzudenken, konnten aber nicht gleich zum Entſchluſſe gelangen, unſere Einladung anzunehmen. Ein zweiter Berg, den wir beſtiegen, führte uns in den Diſtrikt des oberſten Häuptlings, der eben gerade mit ſeinen Leuten nach unſerer Miſſionsſtation gegangen war, um uns einen Beſuch zu machen. Wir eilten daher nach Hauſe, und fanden zu unſerm Vergnügen, daß der König Makea und ſein Gefolge bereits in tiefem Geſpräche mit dem Häuptling begriffen war, um ihn zu ermahnen, den wahren Gott zu verehren, und ſein Heil bei Chriſto zu ſuchen. Auf dieſe Weiſe brachten wir mehrere geſchäftvolle und geſegnete Tage auf Mangea zu, indem wir in allen heidniſchen Diſtrikten der Inſel das Wort der Gnade verkündigten, und wir ſchieden nun mit dem inbrünſtigen Gebet von derſelben, daß der HErr ſein Gedeihen zu unſerer Arbeit geben möge.

Mein letzter Besuch auf Mangea am Ende des Jahres 1833, den ich mit mehreren bekehrten Häuptlingen von Rarotonga daselbst machte, war von besonders gesegneten Folgen begleitet. Als wir an einem Montage vor der Insel ankamen, wurden wir zu unserer Verwunderung gewahr, daß kein einziges Boot der Insulaner sich erblicken ließ, um uns zu bewillkommnen. Ich schloß daraus, die Lehrer der Insel möchten ihre Rechnung verloren haben, und jetzt den Montag als Sonntag feiern. Endlich kam ein Boot mit einem einzigen Ruderer herbei, von dem ich erfuhr, die Christen der Insel feierten gerade einen Buß- und Bettag, indem die heidnische Parthei gerüstet dastehe, um sie am folgenden Morgen anzugreifen. Bald hernach kamen auch die Lehrer herbei, welche mich noch genauer mit dem Zustand der Dinge bekannt machten. Die Christen hatten nämlich mit zu großem Bekehrungseifer den Heiden den Christenglauben aufgedrungen und beschlossen, Wanderungen auf der Insel zu machen, bei denen ein jeglicher wenigstens Einen Bekehrten mit sich bringen müßte. Dies brachte die Heiden so sehr auf, daß sie einen allgemeinen Angriff auf die Christen beschlossen. Ich eilte nun so gut ich konnte an das Ufer, und nahm die Häuptlinge von Rarotonga mit mir, und so traten wir unverweilt mit großer Anstrengung über Berge und Thäler eine Wanderung auf der Insel an, um die Wohnung des ersten heidnischen Häuptlings zu erreichen. Er war ein schöner junger Mann von offenem Gesicht, und wie die meisten seiner Brüder von sehr gebieterischem Aussehen. Ich führte jetzt die Häuptlinge von Rarotonga bei ihm ein, und bat ihn, sich nicht an die Häuptlinge anzuschließen, welche am folgenden Tage die Christen anzugreifen sich gerüstet hätten. Gerne willigte er hiezu ein, und als ich ihm nun freundlich die Lehre Christi kurz auseinandersetzte und ihn bat, sein Herz derselben aufzuschließen, rief er einmal über das andere aus: Das ist vortrefflich! das macht mir große Freude, mein

Bruder! Nun fingen auch die Häuptlinge von Rarotonga an, ihm zu erzählen, wie vor nicht langer Zeit das Christenthum auf ihrer Insel gepflanzt worden sey, und welche herrliche Veränderungen dasselbe überall verbreitet habe. Ich war, sagte einer derselben, vormals ein unterjochter Fürst, und lebte mit meinem unterjochten Volke in den Bergen, und jetzt besitze ich eine schöne Stadt mit weißen Häusern am Meeresufer, ein schönes Gotteshaus in ihrer Mitte, und einen Boten Jesu Christi, der uns unterrichtet. Mein Volk kann nunmehr mit großer Sicherheit überall hingehen, um Nahrung zu suchen, und wir genießen einen Zustand des Friedens und des Glücks, von dem wir nie zuvor gehört hatten. Erhebe dich, so schloß er seine Anrede, indem er den Häuptling freundlich bei der Hand nahm, erhebe dich, wirf Satans Ketten ab, und werde ein Mensch Gottes! Das Gefühl, das mich bei diesem erhabenen Auftritte ergriff, vermag ich nicht zu beschreiben. Der heidnische Häuptling dankte indeß für die Ehre unsers Besuchs, bemerkte aber, daß er nur in Verbindung mit den andern Häuptlingen zu einem Beschlusse gelangen könne, und ersuchte uns, dieselben zu besuchen, wärhend er über das Gehörte reiflich nachdenken wolle.

Es lag mir nun vor Allem an, den obersten Häuptling der heidnischen Parthie, Maunganai, zu sehen, den wir nach einem beschwerlichen Marsche über Berge und Thäler hin in seiner Hütte antrafen. „Freund, war sein erstes Wort, indem er mich bei der Hand nahm, hast du Aexte mitgebracht?" Ich bemerkte ihm, ich sey um viel wichtigerer Dinge willen zu ihm gekommen, über welche wir unverweilt uns zu besprechen hätten. Er streckte sich nun auf seine Matte aus, ließ sich einen Trank von Kokosnußwasser wohlschmecken, und versetzte sich in die Stellung eines Hörenden. Ich drückte ihm vor Allem mein Bedauern darüber aus, daß er mit so vielen seiner Brüder bis jetzt die unschätz-

baren Segnungen des Christenthums von sich gestoßen habe; noch mehr aber darüber, daß er am folgenden Tage die Christen der Insel mit Krieg zu überfallen sich rüste. Dies zu verhindern sey der nächste Zweck, warum ich zu ihm gekommen sey. Er antwortete: meine Ankunft mache ihm viel Vergnügen; man habe ihn mit Gewalt zum Christen machen wollen, und weil er keine Lust dazu habe, so habe er beschlossen, mit seinen Widersachern zu fechten; da ich ihm aber von seinem Vorhaben abrathe, so wolle er gerne alle Gedanken an den Krieg fahren lassen. Wir redeten ihm nun zu, uns zu der Missionsniederlassung zu begleiten, und sich in den Unterricht der dortigen Lehrer zu begeben. Dies wolle er gerne sogleich thun, sagte er, wenn ich ihn nur zum Könige machen wolle, da ursprünglich die Oberherrschaft auf der Insel ein Erbgut seines väterlichen Hauses sey. Ich bemerkte ihm, es sey nicht mein Geschäft, einen Häuptling ab- und den andern einzusetzen, und wenn dies seine Bedingung sey, unter welcher er allein dem wahrhaftigen Erlöser huldigen wolle, so müsse er als Heide sterben und verloren gehen. Auch meine Begleiter sprachen liebreich mit ihm, aber er blieb unbeweglich bei seinem Vorsatze. Nachdem wir nun eine kleine Erquickung eingenommen hatten, las ich dem versammelten Volke einen Abschnitt aus dem Worte Gottes vor, und legte denselbigen aus, wobei sie mit der größten Aufmerksamkeit zuhörten. Ein besonderes Mitleid erregte bei uns die Gattinn des Häuptlings, welche uns versicherte, wie sie schon lange gewünscht hätte, eine Christinn zu werden. Die andern Frauen, setzte sie hinzu, werden unterrichtet, sie sey unwissend; jene trügen schöne Kleider, sie laufe in alten Lumpen einher. Auch wünschte sie sehr, daß ihre Kinder zur Schule geschickt werden und etwas lernen möchten.

Mit Tagesanbruch nahmen wir Abschied von dem Häuptlinge und zogen weiter, von Herzen dankbar dafür, daß wir wenigstens den Ausbruch des Krieges

verhindert, und dem Häuptling ernſtlich die Sorge für ſein ewiges Heil ans Herz gelegt hatten. Auf andern Stellen, die wir auf dem Rückwege beſuchten, waren wir noch glücklicher. Ein alter Häuptling, zu dem wir kamen, drückte ſeine Bereitwilligkeit aus, uns zu begleiten und das Evangelium anzunehmen. Er ſetzte ſich neben mich auf den Boden nieder, legte ſeinen Kopf auf meine Kniee und ſagte: fange jetzt an. — Was ſoll ich denn anfangen, fragte ich? — Du weißt es ja, verſetzte er, du mußt mir meine Haare abſchneiden! — Ich bemerkte ihm, ich ſey in dieſer Kunſt nicht erfahren, habe auch keine Scheere bei mir, indeß werde er alles, was er brauche, auf der Niederlaſſung finden.

Endlich erreichten wir den Wohnort des mächtigſten Diſtrikthäuptlings, der uns mit großer Herzlichkeit empfing. Er hatte hiezu ſieben ſeiner benachbarten Häuptlinge eingeladen, bei denen er mich jetzt feierlich einführte. Ich machte ſie mit dem Zweck meines Beſuches bekannt, und nachdem ſie eine Zeitlang ſich mit einander berathen hatten, erklärte einer derſelben im Namen der übrigen: ſie müßen wünſchen, daß alle Heiden der Inſel Chriſten werden möchten, und ſie ſeyen deswegen entſchloſſen, ſo bald wie möglich deshalb eine allgemeine Verſammlung des Volkes zu halten. Wenn ſie bei dieſer Verſammlung einen ſolchen allgemeinen Beſchluß nicht zu Stande bringen könnten, ſo würden ſie den nunmehrigen Bund der Häuptlinge auflöſen, damit jeder Einzelne ſeiner eigenen Neigung folgen könne; indeß ſolle es jedem ihrer Leute, wer da wolle, geſtattet ſeyn, mit uns zu gehen, um chriſtlichen Unterricht zu empfangen. Alſobald traten mehrere, welche dies hörten, hervor, und drückten den Wunſch aus, uns begleiten zu dürfen. Aber in demſelben Augenblicke fingen die Heiden ein klägliches Geheul an, umarmten die, welche ſie verlaſſen wollten, küßten ſie, und weinten über ſie, gleich als ob ſie zur Schlachtbank geführt würden. Dieſes Weinen und Heulen hatte kaum aufgehört, als von einer andern

Digitized by Google

Seite her ein Lärm entstand. Einer der Rarotonga-Christen schien in seiner Ansprache an die heidnische Parthie warm geworden zu seyn, und sich kräftig ausgedrückt zu haben, und dies erregte bei dem Häuptling die Besorgniß, wir möchten Gewalt anlegen, um die Leute mit uns zu nehmen. In demselben Augenblick rennten seine beiden jungen Töchter herbei, rissen sich in den Haaren, fielen ihm um den Nacken, und beklagten in herzzerschneidendem Gewimmer das Unglück, das ihrem geliebten Vater drohe. Ich beruhigte sie alsobald, indem ich sie versicherte, daß uns jede Art von Gewaltthätigkeit fremd sey, daß wir keine Waffen bei uns hätten, und wir daher mehr in ihrer Gewalt, als sie in der unsrigen sich befänden. Wirklich wurde wenige Tage hernach in einer öffentlichen Versammlung der Bund der heidnischen Häuptlinge aufgelöst, und der größere Theil der heidnischen Parthie siedelte sich allmählig bei der Missionskolonie an, so daß nach den letzten Nachrichten nur noch sehr wenige Götzendiener auf der Insel übrig geblieben sind.

XI. Abschnitt.

Fortsetzung der Reise nach den westlichen Inseln der Südsee. Besuch auf der Insel Atiu. Lebensgefahr des Herrn Williams. Die Inseln Mauke und Mitiaro von christlichen Lehrern besucht. Ankunft auf der Insel Aitutaki.

Wir segelten jetzt (im Sommer **1830**) unter dem Schutze unseres Gottes von Mangea der benachbarten Insel Atiu zu, auf welcher wir nach einer angenehmen Fahrt von **2** Tagen glücklich landeten. Die Lehrer und das Volk hießen uns herzlich willkommen, und führten uns nach ihrer Niederlassung, welche auf der Spitze eines Berges liegt, der den Mittelpunkt der Insel bildet. Die Hütten der Einwohner stehen der erfrischenden

Seeluft

Seeluft offen, und nach allen Richtungen hin genießen sie die herrlichste Aussicht. Es war uns erfreulich, die Häuptlinge der benachbarten Inseln Mauke und Mitiaro hier zu finden, welche der Einweihung der neuen Kirche beiwohnen wollten. Diese fand wirklich am folgenden Tage statt, an welchem über **1500** Seelen sich versammelten. Mein Kollege Barff predigte über die Worte: Der HErr ist König, darum freue sich die Erde, und seyen fröhlich die Inseln weit umher; (Psalm **97**, **1**.) worauf **20** Insulanern zum ersten Mal das h. Abendmahl gereicht wurde. Unsere Zeit auf dieser Insel war Tag und Nacht mit Geschäften ausgefüllt, so daß die Leute uns beide nicht zu gleicher Zeit zum Schlafe gehen lassen wollten. Denn wenn der eine von uns vom Schlaf überwältigt war, so weckten sie den andern auf, und auf diese Weise benützten sie Tag und Nacht jeden Augenblick, um von uns in Abtheilungen Abschnitte der heiligen Schrift sich erklären zu lassen. Beklagen mußten wir, daß nur wenige der Schulkinder lesen gelernt hatten, und wir fühlten eben darum die Nothwendigkeit, sobald es nur immer die Umstände gestatteten, einen europäischen Missionar bleibend auf diese Stelle zu versetzen.

Bei einem meiner spätern Besuche auf dieser Insel hätte ich beinahe mein Leben eingebüßt. Als ich nämlich mit meinem Boote dem Korallenriffe nahe kam, so warf eine heftige Welle das Boot um, und ich fiel ins Meer, und wurde schnell in der Brandung von einem wilden Wasserwirbel ergriffen und in die Tiefe hinabgezogen. Endlich kam ich noch einmal auf die Oberfläche hervor, und versuchte mit Anstrengung aller meiner Kräfte dem Riffe zuzuschwimmen, ehe die nächste Welle über mich hereinbrach. Zum Glück wurden **2** Insulaner meiner gefährlichen Lage gewahr und sprangen in die Brandung, um mir zu Hülfe zu kommen, indeß die andern ein lautes Wehklagen erhoben, indem sie mich

bereits von den Wellen verschlungen glaubten. Die Huld Gottes ließ es gelingen, daß ich aus dieser Noth errettet wurde, und es ist nun das sechste Mal, daß mich Seine Hand vom Versinken in den Abgrund des Meeres erlöset hat. Später, am Ende des Jahres 1833, begleitete ich unsern Freund, Herrn Armitage, hieher, welcher in der Absicht auf diese Insel gesendet worden war, um die Einwohner aus der Baumwolle, welche hier in großer Fülle wächst, Tuch verfertigen zu lehren. Es gelang ihm auch wirklich, eine Anzahl von Spinnräder auszuarbeiten, und das weibliche Geschlecht in der Fertigkeit, dieselben nützlich zu gebrauchen, zu unterrichten. Bei einem Besuche auf den beiden kleinen Inseln Mauke und Mitiaro fanden wir gerade die Eingebornen damit beschäftigt, in Ermanglung von Beilen die Bäume niederzubrennen, um Kirchen aufzurichten. War der Baum gefallen, so brannten sie die Zweige ab, und auch der Stamm wurde durch Feuer in verschiedene Längen getheilt. Zum Glück hatten mir meine Freunde in England einen Vorrath von Eisengeräthe mit auf die Reise gegeben; und ein Geschenk, das ich ihnen an solchen Werkzeugen machte, ermunterte sie, in ihrem Werke fortzufahren, während ich ihnen versprach, auf meinem Rückwege nach sechs bis acht Monaten wieder zu kommen, und ihre Kirchen einzuweihen. Bei meinem nächsten Besuche hatte ich die Freude, zwei wohlgebaute Bethäuser auf diesen beiden Inseln zu sehen, welche sie mit diesen Werkzeugen aufgerichtet hatten. Die Kanzel war mit ungemeiner Geschicklichkeit aus einem einzigen großen Baume ausgeschnitzt, und mit Zierrathen versehen. Ein wilder Häuptling von Atiu, Romatane, hatte durch räuberische Ueberfälle wenige Jahre zuvor diese beiden Inseln überfallen, und den größten Theil ihrer Einwohner niedergemetzelt. Es ist eine rührende Thatsache, daß gerade dieser Häuptling wieder der erste war, der nach seiner Bekehrung auf Atiu zu ihnen hinüberwanderte, den übriggebliebenen

Insulanern das Wort des Friedens verkündigte, und sie einlud, an den Segnungen desselben Theil zu nehmen, und es ist ein köstlicher Anblick, zu sehen, wie dieser ehemals so gefürchtete Mann mit seinen blutdürstigen Kriegern mit diesem kleinen Häuflein von Neubekehrten, deren Familien er fast ganz ausgerottet hat, nun gemeinschaftlich am Tische des HErrn sich niedersetzt, um das Mahl der sterbenden Liebe Christi mit denselben zu feiern.

Von Mitiaro setzten wir unsere Reise nach der Insel Rarotonga fort, wo wir nach einer angenehmen Fahrt von zwei Tagen wohlbehalten (im Sommer 1831) ankamen, und von unserm theuern Freunde daselbst, Herrn Buzacott, herzlich empfangen wurden, in dessen thränenvollen Augen und traurigem Blick wir indeß bald lesen konnten, daß sie im Ofen des Elends gewesen waren. Diese Vermuthung bestätigte auch das Aussehen des ganzen Volkes, denn statt von dem Freudengeschrei von Tausenden, die bei unsern frühern Besuchen auf dem Ufer standen, begrüßt zu werden, kam nur ein kleines Häuflein von Kindern zum Vorschein nebst ein paar abgezehrten Gestalten, welche kaum Kraft genug hatten, sich zu dem Landungsplatze zu bewegen. Als wir nach der Ursache fragten, vernahmen wir zu unserm tiefen Schmerz, daß eine tödtliche Krankheit unter dem Volke gewüthet, und sie schaarenweise einem schnellen Tode überliefert hatte, und daß auf jeder der drei auf der Insel aufgerichteten Missionsstationen mehrere Hunderte der Einwohner hinweggerafft wurden. Diese früher so schönen wohlangebauten Stellen waren jetzt mit wildem Buschwerk überwachsen, und ein trauriges Bild der Verheerung trat nach allen Richtungen vor unser Auge hervor. Wir begleiteten Herrn Buzacott in seine Wohnung, wo seine theure Gattinn, die uns sonst mit dem freundlichsten Lächeln empfangen hatte, jetzt mit einem Thränenstrome entgegentrat und stillschweigend die Hand

drückte. Allmählig wankten auch die noch übriggebliebenen Einwohner an ihren Stäben herbei, setzten sich zu meinen Füßen, umfaßten dieselben und benetzten sie mit ihren Jammerthränen.

Von hier aus eilten wir nun unserm Freunde Pittmann zu, auf dessen Station die Seuche eben noch wüthete. Seine Nachricht von den fürchterlichen Verheerungen derselben war wahrhaft ergreifend, und wir fanden auf der Niederlassung manche Hütte, welche gänzlich ausgestorben war. Die Missionarien auf der Insel hatten dem erkrankten Volke alle Hülfe geleistet, die nur immer in ihren Kräften stand, und glücklicherweise war ein paar Monate zuvor ein Vorrath von Arzneimitteln von London her bei denselben angekommen, der jetzt köstlicher war, denn Gold, indem Hunderten unter Gottes Beistande dadurch das Leben gerettet werden konnte.

Die Einwohner erzählten, daß diese pestartige Krankheit durch ein europäisches Schiff, das sie kurz zuvor besuchte, auf die Insel eingeschleppt worden sey. Es ist auch wirklich eine Thatsache, welche nicht geläugnet werden kann, daß die meisten Krankheiten, welche seit meinem Aufenthalt auf diesen Inseln unter den Einwohnern derselben wütheten, durch europäische Schiffe eingebracht wurden; und diese Thatsache ist noch merkwürdiger durch den Umstand, daß unter dem Schiffsvolke selbst, das dieses zerstörende Uebel bringt, bisweilen keine Spur desselben anzutreffen war, sondern daß die Krankheit nur durch den gewöhnlichen Verkehr erzeugt wurde. Gewiß ist nämlich und in hohem Grade bemerkenswerth, daß jeder erstweilige Verkehr zwischen Europäern und diesen Inselbewohnern immerdar und ohne Ausnahme mit der Einführung irgend einer Krankheit, der Fieber, Ruhren oder anderer Uebel verbunden ist, welche Schaaren dieser Insulaner hinwegraffen. Es ist eine schmerzliche Beobachtung, daß der zivilisirte Mensch in der Regel überall, wohin er in diesen Ge-

wässern kommt, körperliche und geistige Ansteckung mit sich bringt.

Nur mit tiefem Schmerzensgefühl konnten wir uns diesmal von dieser geliebten Insel und unsern Freunden daselbst trennen, und steuerten jetzt der letzten Insel der Herwey-Gruppe, Aitutaki, zu, von wo wir ein paar Nationalgehülfen auf die Reise mit uns zu nehmen hoffen durften. Kaum war der Zweck unseres Besuches unter den Einwohnern bekannt geworden, als sie eine Versammlung zusammenriefen, und sich in der dringenden Bitte an uns vereinigten, ihnen wenigstens einen dieser Lehrer nebst seiner Gattinn zurückzulassen. Da ich nicht gleich in ihre Bitte einwilligen konnte, so wurde ihr Flehen so ungestüm, daß wir ihnen ihr Verlangen nicht länger versagen konnten. In Ermanglung dieser beiden brauchbaren Gehülfen suchten wir die Lücke nun dadurch auszufüllen, daß wir uns in der Gemeinde zu Aitutaki nach ein paar frommen und brauchbaren Männern umsahen, um sie unter den wilden Volksstämmen, welche wir zu besuchen im Begriffe standen, als die ersten Wegbereiter zu gebrauchen. Wir ließen daher eine Versammlung des Volkes zusammenrufen, um von ihnen zu erfahren, ob sich einige fromme Männer in ihrer Mitte befänden, welche bereit wären, an das vorhabende Werk mit uns Hand anzulegen. Nach ernster Ueberlegung boten zwei derselben freiwillig ihre Dienste an, in denen wir auch nach reiflicher Prüfung taugliche Werkzeuge für dieses Beginnen erkennen durften.

Während unseres Aufenthaltes auf dieser Insel war unsere Zeit mit Prüfung der Schuljugend, mit Erklärung der heiligen Schrift und Ertheilung von Rathschlägen über verschiedenartige Gegenstände gänzlich ausgefüllt. Bei der Prüfung der Schuljugend, wobei 400 Kinder anwesend waren, fanden wir, daß die meisten derselben ihren Katechismus fertig hersagen und geläufig auf unsere Fragen antworten konnten; aber es schmerzte uns, zu sehen, daß so wenige derselben lesen konnten.

Die verständigen Antworten, welche uns von einer Abtheilung der Erwachsenen auf unsere Fragen über die Apostelgeschichte gegeben wurden, machten uns großes Vergnügen, und wir bedauerten nur, daß ihnen bis jetzt nichts weiter als dieses einzige Buch von den neutestamentlichen Schriften in ihrer Muttersprache in die Hand gegeben werden konnte. So ging ich eine Unterrichtsklasse des Volkes um die andere durch, und es that meinem Herzen wohl, wenigstens die ersten Wurzeln christlicher Erkenntniß in ihren Gemüthern angepflanzt zu finden, welche bei vermehrten Erkenntnißmitteln und Arbeitern leicht erweitert und für das Leben fruchtbar gemacht werden konnten.

Bei einem meiner frühern Besuche auf dieser Insel hatte ich an einem Abende dem Volke erzählt, wie die Christen in Europa Geld zusammensteuern, um das Evangelium den heidnischen Ländern zuzusenden. Als sie dies hörten, drückten sie ihr Bedauern darüber aus, daß sie kein Geld haben, um gleichfalls den Vorzug zu genießen, Mithelfer zu seyn an dem guten Werke, das Wort Gottes in der ganzen Welt anzupflanzen. Ich antwortete ihnen, wenn ihr kein Geld habt, so habt ihr doch etwas, womit ihr Geld machen könnt. Dieser Gedanke war ihnen ganz neu, und sie wünschten von mir zu erfahren, was sie denn besitzen, um Geld damit zu machen. Ich sagte ihnen, bei meinem ersten Besuche auf eurer Insel habe ich euch eine Anzahl Schweine gebracht, und diese haben sich so sehr vermehrt, daß ihr Alle jetzt eine schöne Anzahl derselbigen besitzet. Wenn nun eine jede eurer Familien ein solches Schwein für die Missionssache bestimmte, so würdet ihr, wenn Schiffe bei euch landen, dieselben leicht verkaufen und in Geld verwandeln können. Dieser Gedanke freute sie ausnehmend, und schon am nächsten Morgen sahe man sie auf allen Seiten einzelnen dieser Thiere, die sie für die Mission bestimmt hatten, ein Zeichen ins Ohr einschneiden. Später landete ein Schiffskapitän auf der Insel, der,

als er diesen Zweck erfuhr, diese Schweine um einen sehr schönen Preis einkaufte, und so konnte mir jetzt zu meiner großen Verwunderung einer dieser frommen Insulaner, der die Sache besorgt hatte, die ansehnliche Summe von 1236 fl. als Missionsgabe der Aitutakianer in die Hände niederlegen. Dies war das erste Geld, das je in ihre Hände kam, und jeder Pfenning desselben wurde der Sache Christi geweiht.

Wir nahmen jetzt, begleitet von den Lehrern, ihren Gattinnen und Kindern, zusammen etwa 30 Seelen, unsern Abschied, um unsere Reise nach dem Westen weiter fortzusetzen. Die freundlichen Insulaner hatten unser Schiff reichlich mit Lebensmitteln versehen, und nachdem wir uns einander im Gebet der Gnade und dem Schutze Gottes empfohlen hatten, traten wir unsere Reise an, indeß die Eingebornen vom Ufer aus theilnehmend den Lauf unseres Schiffes verfolgten, bis dasselbe am fernen Horizonte ihren Augen entrückt wurde.

XII. Abschnitt.

Die Savage- (wilde) Insel. Ankunft auf der Insel Tongatabu. Freundliche Aufnahme von den Methodisten-Missionarien daselbst. Nachricht von ihren Arbeiten unter diesen Insulanern.

Um so viel wie möglich eine genauere Kunde über die Bewohner der Schiffer-Inseln zu gewinnen, denen zunächst unser Besuch bestimmt war, beschlossen wir, zuerst nach Tongatabu, der größten der Freundschafts-Inseln, loszusteuern, auf welcher seit einer Reihe von Jahren die Methodisten-Missionarien mit gesegnetem Erfolg gearbeitet haben, denen wir nun einen brüderlichen Besuch zu machen gedachten. Der Weg führte uns an der Savage-Insel vorüber, welche Kapitän Cook entdeckt, und der er, wegen der Wildheit ihrer Einwohner, den

Namen der wilden (Savage) Insel beigelegt hatte. Wir hatten im Sinne, auf derselbigen zu landen, und ihren Einwohnern die beiden frommen Männer von Aitutaki zurückzulassen, welche sie unter Gottes Beistand allmählig zur Erkenntniß des Heiles und zu bürgerlicher Gesittung hinführen sollten.

Nach einer Fahrt von 6 Tagen erreichten wir diese Insel, deren Berge nicht über 100 Fuß über dem Meeresspiegel erhaben sind. Sie selbst ist weder schön noch romantisch; ihre Ufer sind an den meisten Stellen steil, und haben nur da und dort Einschnitte, durch welche diese Insulaner ihren Verkehr auf dem Meere treiben. Als wir der Insel näher kamen und einige Einwohner derselben auf dem Strande bemerkten, zogen wir zum Zeichen der Freundschaft eine weiße Flagge auf. Sie selbst thaten das nämliche, und jetzt steuerten einige unserer Leute auf einem Boote dem Ufer zu, bemerkten aber bald, daß die Insulaner sich zum Kampfe daselbst aufgestellt hatten. Jeder derselben hatte 4 Speere in der einen und eine Schleuder mit einem Sack voll Steinen in der andern Hand; dennoch steuerten unsere Leute noch näher hinzu und gaben den Wilden Zeichen, daß sie die Waffen niederlegen sollten. Dies thaten sie auch alsobald, als sie vernahmen, daß kein Europäer auf dem Schiffe war, und kamen bis zum äußersten Rande herbei, um unsere Leute mit einer Friedensgabe willkommen zu heißen.

Nach viel Zögern gelang es ihnen, einen alten Häuptling auf ihr Boot zu bekommen, den sie nach unserm Schiffe brachten. Sein Aussehen war wahrhaft fürchterlich, sein ganzer Körper mit Kohlenstaub beschmiert; sein graues Haupthaar und sein Bart, mit Fett getränkt und zusammengeflochten, hing wie Rattenschwänze über seinen Körper hinab, und sein Gesicht war in jedem Zuge drohend. Als der alte Mann unser Verdeck betrat, verzerrte er sein Gesicht gleich einem Wahnsinnigen, sprang von einer Stelle zur andern, und erhob

über alles, was er sahe, ein schmetterndes Geschrei. Alle Versuche, ihn zum Reden zu bringen, waren vergeblich, da er nicht einen Augenblick an einer Stelle festgehalten werden konnte. Unsere Insulaner versuchten ihm Kleider anzulegen, aber voll Wuth riß er sie vom Leibe, trat sie mit Füßen und rief aus: Bin ich denn ein Weib, daß ich mit solchem Zeug mich beschweren sollte! Nun fing er an uns einen Kriegstanz zum Besten zu geben, warf seinen Speer hin und her, verzog sein Gesicht aufs fürchterlichste, klapperte mit den Zähnen, und drückte seine Augen fast ganz aus der Augenhöhle heraus. Während wir ihn als Geißel auf dem Schiffe behielten, machten unsere Leute einen zweiten Versuch, auf der Insel zu landen, wo sie freundlich von den Einwohnern aufgenommen und mit Nahrungsmitteln versehen wurden. Nach ihrer baldigen Rückkehr gaben wir jetzt unserm wilden Gaste ein Geschenk, das in einem Beil, einem Messer, einem Spiegel und einer Scheere bestand; jedoch schien er auf keinen dieser Artikel irgend einen Werth zu legen, weil ihm der Gebrauch derselben unbekannt war. Nur einer großen Perlenmutterschaale wurde er beim Weggehen gewahr, nach der er augenblicklich griff, und die sein Gemüth in freudiges Entzücken versetzte. So kehrte er nach dem Ufer zurück, wo ihm sein Weib und das Volk die herzlichsten Glückwünsche darbrachte, daß er einer so gefahrvollen Lage glücklich entgangen sey.

Am folgenden Tage wurde die Landung der beiden Lehrer von Aitutaki bewerkstelligt, die wir diesen Insulanern zurücklassen wollten. Beim Auftreten auf dem Ufer liefen die Eingebornen auf sie zu, um sie zu betasten, zu beriechen und zu beschlecken, aber bald kam eine große Volksmasse mit ihren Wurfspeeren auf sie zu, und sie hielten deswegen für nöthig, sich mit einem der Häuptlinge abermals nach unserm Verdecke zurückzuziehen. Dieser Versuch hatte sie so muthlos und schüchtern gemacht, daß sie uns baten, sie nach den Schiffer-

Inseln mitzunehmen, wo sie gerne als Gehülfen ihren Brüdern dienen wollten. Wir willigten in ihre Bitte ein, nicht als ob wir für ihr Leben gefürchtet hätten, sondern weil sie wahrscheinlich aller ihrer Habseligkeiten beraubt worden wären.

Jetzt steuerten wir munter der Insel Tongatabu zu, welche 140 Stunden westlich von uns lag, und die wir nach wenigen Tagereisen zu Gesicht bekamen. Eine gefahrvolle, von vielen Klippen besetzte Wasserstraße führte uns endlich im Juli 1830 wohlbehalten in die Nähe der Missionsstation Nukualofa, welche unsere Methodisten-Brüder, Herr Turner und Croß, auf dieser Insel angelegt haben, und wir wurden von ihnen und ihren Gattinnen aufs herzlichste empfangen. Am morgenden Tage führte uns Herr Turner in ihre Schule, wo wir mit großem Vergnügen der ansehnlichen Fortschritte gewahr wurden, welche viele Kinder im Lesen und Schreiben gemacht hatten. Mehrere von ihnen besaßen eine große Fertigkeit im Schreiben, und hatten bereits mehrere Theile der neutestamentlichen Schriften abgeschrieben, welche die Missionarien in die Tonga-Sprache übersetzt hatten. Die bekehrten Insulaner waren eben damit beschäftigt, eine neue größere Kirche aufzurichten, an welcher der König selbst mit seinen Häuptlingen arbeitete. Die Insel Tongatabu hat einen Umfang von etwa 40 Stunden, ist ganz flach, und erhebt sich nur auf ein paar Schuhe über die Oberfläche des Meeres. Ein einziger, nicht über 20 Schuh hoher Hügel ist auf derselben wahrzunehmen, auf welchen die Einwohner in Kriegszeiten sich zurückzuziehen pflegen, und der in eine Art von Festung umgeschaffen ist. Einige unserer bekehrten Insulaner auf den Gesellschafts-Inseln hatten den ersten Versuch gemacht, die Erkenntniß des Heiles auf diese ansehnliche Insel zu verpflanzen. Der HErr hatte es ihnen gelingen lassen, ein Wohnhaus und eine Kapelle aufzurichten; auch hatten sich etwa 400 Eingeborne an sie angeschlossen, um christlichen Unterricht zu empfangen.

Als im Jahr 1822 die Methodisten-Missionsgesellschaft den Beschluß faßte, einen ihrer Missionarien, Herrn Laury, von Neu-Süd-Wallis her nach dieser Insel zu senden, so schloß dieser mit den bereits angesiedelten Lehrern eine brüderliche Uebereinkunft, nach welcher sie ihm und seinen Brüdern diese Arbeitsstätte überließen und nach Hause zurückkehrten. Seit dieser Zeit arbeiteten die Methodisten-Missionarien mit ausgezeichnetem Segen auf dieser Insel, und breiteten die Erkenntniß des Heiles auch über die benachbarten zahlreichen Gruppen der Fidji- und der Vavau-Inseln aus. Wir kamen nun auf einer Conferenz mit einander darüber überein, daß unsere Brüder von der Methodisten-Gesellschaft dieses große Inselnbezirk ausschließend für ihren Anbau und ihre Pflege behalten sollen, indeß wir uns entschlossen, auf den nördlicher gelegenen Schiffer-Inseln neue Wirkungskreise für die Arbeiter der Londoner Missionsgesellschaft aufzusuchen. Es erscheint uns höchst wünschenswerth, daß jede einzelne Missionsgesellschaft ihr eigenes und besonderes Arbeitsbezirk in der Heidenwelt erwähle. So wenig ich, setzt Herr Williams hinzu, Bedenken tragen würde, mich an jeden frommen Mitarbeiter anderer protestantischen Kirchengemeinschaften brüderlich anzuschließen, so lange er untergeordnete Differenzpunkte dieser Kirchen nicht als Hauptsache geltend machen will, so scheint doch der Vortheil jeder einzelnen Mission besonders in ihren frühern Anfängen ein anderes Verfahren zu erfordern. Obgleich die Eingebornen im Allgemeinen nur sehr unvollkommen unsere Zwecke verstehen, so würden sie doch bald in der äußern Art des Gottesdienstes einen Unterschied wahrnehmen, wodurch ihre Aufmerksamkeit getheilt würde. Da sie zugleich sehr fragsüchtig sind, so würden sie nach dem Grunde jeder einzelnen, wenn auch noch so unbedeutenden Abweichung sich erkundigen, was zu mancherlei Erörterungen führen würde, aus denen leicht viel Unheil durch Mißdeutung entstehen könnte.

Der erste Sonntag, den wir auf der Insel Tongatabu zubrachten, war für uns ungemein erbaulich. Mit Tages-Anbruch wurde unserm Schiffsvolke ein Gottesdienst in der Tahiti-Sprache gehalten, und nach dem Frühstück wohnten wir dem Gottesdienste der Tongatabuaner bei. Die Versammlung bestand aus etwa 400 Personen, denen Herr Turner das Evangelium sehr fließend in ihrer Muttersprache verkündigte, die eben so weich und melodisch in unsern Ohren ertönte, wie die Tahitische. Nach der Predigt wurden über 30 erwachsene Insulaner durch die Taufe in die Gemeinde Christi aufgenommen. Nachmittags wurde wieder ein Gottesdienst mit den Eingebornen gehalten, nach welchem etwa 30 Personen weiblichen Geschlechts die heilige Taufe empfingen. Am Abend war ein dritter Gottesdienst, bei welchem etwa 38 Insulaner-Paare zur heiligen Ehe eingesegnet wurden. Auch sie sind gewohnt, wie die amerikanischen Missionarien der Sandwichs-Inseln und die bischöflichen Missionarien auf Neu-Seeland, den Täuflingen unsere christlichen Namen beizulegen. Dies gibt der polynesischen Sprache eine ganz neue Gestalt, die für sie nicht paßt; und es wäre zu wünschen, daß aus der Insulanersprache selbst passende Bezeichnungen hiezu erwählt würden.

Am folgenden Tage trug sich ein Umstand zu, der, so einfach und unbedeutend er an sich selbst war, doch als einer jener mächtigen Hebel sich erwies, durch welche die Vorsehung Gottes ihrem Werke auf Erden Raum und Richtung zu verschaffen weiß. Es kam ein Mann zu uns, der ein Häuptling von den Schiffer-Inseln und mit den mächtigsten Familien daselbst verwandt zu seyn behauptete. Eilf Jahre war er von Hause abwesend gewesen, und wünschte nun sehnlich mit uns zurückzukehren, wobei er sich anbot, allen seinen Einfluß auf jenen Inseln anzuwenden, damit seine Landsleute daselbst die Lehrer freundlich aufnehmen und ihrem Unterrichte sich unterziehen möchten. Dieß erschien uns nun

als ein sehr günstiges Ereigniß; und da wir von dem Könige der Insel Tongatabu und Andern sehr günstige Berichte über diesen Mann erhielten, so beschlossen wir, ihn mit seiner Gattinn, die sich bereits zum Christenthum bekannte, und seinen Kindern in sein Geburtsland mit uns zu nehmen. Sein Name war Tawea, und es zeigte sich bald, daß wir ein treffliches Erwerbniß mit ihm gemacht hatten.

Es ist bekannt, daß die Londoner Missionsgesellschaft, bald nach ihrer Errichtung, damit umging, eine kräftige Missionsstelle auf der Insel Tongatabu aufzurichten, und der fromme Kapitän Wilson setzte im Jahr **1797** zehn Missionarien auf derselben aus. Diese konnten einige Jahre lang unbelästigt von den wilden Einwohnern ihre ersten Einrichtungen treffen, bis im April **1799** ein Bürgerkrieg auf der Insel ausbrach, in welchem drei dieser Missionarien, Herr Bowell, Gaulton und Hooper, grausam ermordet wurden. Die andern Missionarien wurden ihres Eigenthums beraubt und retteten ihr Leben nur durch die Flucht, und wohl würden auch sie dasselbe eingebüßt haben, hätte nicht eine gnädige Fügung Gottes sie gerade zur rechten Stunde vom Tode errettet. Ein englisches Schiff, das ein Kapitän Clark befehligte, landete nämlich ganz unerwartet auf der Insel im Augenblicke der größten Noth, und der Kapitän bot sich menschenfreundlich an, sie alle kostenfrei mit sich nach Neu-Süd-Wallis zu nehmen; und so wurde damals die Mission auf Tongatabu aufgegeben.

Auf unsern Wanderungen durch die Insel wurden wir gewahr, daß der Boden im Allgemeinen sehr reich ist und viele Strecken desselben gut angebaut sind. Die Bananas- und Bergplantanenwälder sind groß und zahlreich, und die Frucht dieser Bäume liefert einen wichtigen Bestandtheil der Nahrung für die Bewohner der Freundschafts-Inseln, obgleich Yams ihre Hauptnahrung ist, von dem sie ungeheuere Vorräthe anbauen.

Indeß sind immer noch große Strecken dieser Insel unangebaut, weil die gegenwätige Bevölkerung dessen nicht bedarf. Der Aussage dieser Insulaner gemäß, befand sich vor wenigen Jahren noch diese Insel im schönsten Flor, aber häufige Kriege und ansteckende Seuchen haben die Einwohnerzahl in hohem Grade vermindert. Wir dürfen getrost hoffen, daß unter dem Beistande Gottes durch die Arbeiten seiner frommen Knechte bald alle Bewohner derselben unter den heilsamen Einfluß des Evangeliums werden gebracht werden, und so die Erfahrung machen, daß die Gottseligkeit zu allen Dingen nütze ist.

XIII. Abschnitt.

Die Hapai-Inseln. Nachricht von der Einführung des Christenthums auf denselben.

Nachdem wir auf eine nützliche und vergnügte Weise 14 Tage auf dieser Insel zugebracht hatten, machten wir uns (im August 1830) zur Abreise fertig. Da wir nicht die gerade Richtung nach den Schiffer-Inseln nehmen konnten, so beschlossen wir, zuerst auf den Vavau-Inseln einen Besuch zu machen, wohin unser Mitarbeiter, Herr Orsmond, schon vor einiger Zeit drei eingeborne Lehrer gesendet hatte. Einer derselben war indeß bald nach Tongatabu zurückgekehrt; die beiden andern machten durch ihren Wandel ihrem Glaubensbekenntniß Schande, und jetzt wurde einer aus ihren Brüdern dorthin gesendet, um ihre Stelle einzunehmen. Unser Freund Croß entschloß sich zu unserer Freude mit seiner kränklichen Gattinn, uns nach den Hapai-Inseln zu begleiten, und wir waren für sein Anerbieten von Herzen dankbar.

Am Morgen nach unserer Abreise wurden wir zwei Inseln von bedeutender Höhe gewahr, deren Riffe diese Gewässer bei neblichtem Wetter sehr gefährlich machen.

Als wir denſelben nahe kamen, ſahen wir von dem feuerſpeienden Berge Tofua ſchwarze Rauchwolken aufſteigen, aber die vielen Klippen, die uns umgaben, feſſelten zu ſehr unſere Aufmerkſamkeit, bis uns endlich ein paar Fiſcher eine Durchfahrt zwiſchen beiden Inſeln zeigten. Jetzt ſteuerten wir raſch vorwärts, bis wir in der Ferne die Inſel Lefuga entdeckten, und ſchon erfreuten wir uns der lieblichen Ausſicht, in ein paar Stunden bei der Wohnſtätte unſeres Freundes, Herrn Thomas, einzulaufen, als wir auf einmal zu unſerer großen Beſtürzung uns wieder von Korallenriffen, verſunkenen Felſen und Sandbänken umgeben ſahen, die noch viel gefahrvoller waren, als die erſten, aus denen uns die Hand Gottes errettet hatte. Unglücklicher Weiſe hatte unſer Steuermann die unrichtige Waſſerſtraße eingeſchlagen, und uns blieb nun nichts übrig, als die wenigen noch übrigen Tagesſtunden ſorgfältig zu benützen, um aus dieſem gefahrvollen Gehege herauszukommen, was uns auch mit dem Anbruch der Nacht gelang. Am frühen Morgen ſegelten wir auf Lefuga zu, und ſchon ſtand Herr Thomas auf dem Ufer, um uns freundlich zu empfangen. Bald wurden wir zu unſerer Freude gewahr, daß ein großes Werk Gottes unter den Bewohnern dieſer Inſel im vollen Gange war. Auch vernahmen wir, daß der Häuptling der Vavau-Inſeln Tinau mit vielen ſeiner Leute eben jetzt auf Lefuga anweſend war. Dieß war uns eine angenehme Botſchaft, indem ſeine Anweſenheit uns die Nothwendigkeit erſparte, dieſe Inſelngruppe zu beſuchen.

Herr Thomas führte uns bald nach der Landung in die Wohnung des Häuptlings Taufaahau, der uns mit viel Zeremonie empfing. Als wir ihm den Zweck unſeres Beſuches nannten, drückte er ſein Vergnügen darüber aus, uns zu ſehen. Nun machten wir auch dem Häuptling Tinau unſern Beſuch. Er iſt ein kleiner Mann von ſchwarzer Geſichtsfarbe und finſterem Geſicht; auch wurden wir kein Zeichen ſeiner Würde

an ihm gewahr. Eben beluſtigte ſich Se. Majeſtät mit mehreren ſeiner Häuptlinge mit einem Lieblingsſpiel, indem ſie einen großen Spieß in die Luft warfen und zwar ſo, daß dieſer ſenkrecht herabfallen und die Spitze eines aufgerichteten Pfoſtens treffen ſollte. In dieſer Kunſt war Tinau vor allen Uebrigen Meiſter; indeß war er kaum unſerer anſichtig geworden, ſo legte er ſeinen Spieß nieder, lief auf uns zu und führte uns in ſeine Hütte, welche aus Kokusnußblättern aufgerichtet war. Hier ſetzten wir uns nun neben ihm und ſeinen Häuptlingen nieder, und als er erfuhr, daß wir Miſſionarien ſeyen, welche viele Jahre hindurch auf den Geſellſchafts-Inſeln mit glücklichem Erfolg für die Einwohner gearbeitet hätten, und daß wir wünſchten, auch ihm und ſeinem Volke dieſelben Wohlthaten zuzuwenden, und jetzt von ihm erfahren möchten, ob er die Lehrer gerne auf ſeine Inſel aufnehmen wolle, ſo erklärte er: man habe ihm bereits Lehrer zugeſendet, welche indeß bald gerade ſo wie ſie geworden ſeyen, und was den neuen Lehrer betreffe, ſo wolle er ganz offenherzig mit uns reden, und uns nicht täuſchen. Wenn ein ſolcher nach Vavau komme, ſo werde er ihn zwar in ſeinen Schutz nehmen, aber weder ſelbſt ein Chriſt werden, noch ſeinem Volke geſtatten, das Chriſtenthum anzunehmen, indem er jeden, der dieß thäte, mit dem Tode beſtrafen würde. Wir hielten nicht für rathſam, mit dieſem gebieteriſchen Häuptlinge über dieſen Punkt zu rechten, ſondern begnügten uns damit, unſer Bedauern darüber auszudrücken, daß er einen ſo großen Segen hartnäckig von ſich ſtoße, und fügten hinzu, wir werden ſeinetwegen zu Gott beten, welcher mächtig genug ſey, ſeinen Geiſt zu bändigen und Mittel genug habe, ihm über dieſen wichtigen Gegenſtand einen andern Sinn zu ſchenken.

Nach unſerer Rückkehr in die Wohnung des Herrn Thomas beriethen wir uns mit einander, was in Hinſicht auf die Inſel Vavau zu thun ſeyn dürfte, und wir

waren

waren darin einverstanden, daß es nicht thunlich sey, unter den vorliegenden Umständen einen christlichen Lehrer auf derselben zurückzulassen. Wir konnten dieß um so mehr thun, da unser thätiger Freund, Herr Thomas, in der Nähe dieser Insel ist, und der Gelegenheit das Christenthum auf derselben zu pflanzen, am besten wahrnehmen kann; und auch bereits von dorther eine Anzahl von Insulanern hieher geflohen ist, die es vorzogen, lieber ihre Verwandtschaft und ihr Eigenthum in der Heimath zu verlassen, als daß sie sich die Gelegenheit rauben ließen, mit dem Wege des Heiles bekannt zu werden. Auf Lefuga haben sich bereits mehr als **100** Insulaner zum Vorbereitungs-Unterricht für die Taufe bei unserm Freunde eingestellt; auch werden die Schulen von einer großen Anzahl von Schülern besucht, welche schöne Fortschritte im Lesen und Schreiben gemacht haben.

Die Einführung des Christenthums auf dieser Inselngruppe war von Umständen begleitet, welche aufbewahrt zu werden verdienen. Die Hapai-Gruppe, von welcher Lefuga die ansehnlichste ist, faßt **30—40** kleine Korallen-Inseln in sich, unter denen etwa **20** bewohnt und der Herrschaft eines obersten Häuptlings, Taufaahau, unterworfen sind. Er ist ein Mann von edlem Aussehen und gebieterischem Wesen. Sein Gesicht drückt viel Verstand und große Entschlossenheit aus, die sich auch in seinem ganzen Leben kund thut. Als er von den Wirkungen des Christenthums auf Tongatabu etwas vernahm, entschloß er sich, diese Insel zu besuchen, um sich ein eigenes Urtheil über die neue Religion zu bilden. Dieser merkwürdige Mann soll von seiner Jugend an eine Abneigung gegen den Götzendienst der Väter zu Tage gelegt haben, und sein Besuch auf Tongatabu brachte nun seinen Entschluß zur Reife, die Götter seiner Vorfahren zu verlassen, und christlichen Unterricht anzunehmen. Er drang deshalb in Herrn Thomas, ihn nach den Hapai-Inseln zu begleiten.

Vorerſt aber wurde von den Miſſionarien für zweckmäßig erachtet, einen bekehrten Eingebornen, Namens Peter, mit ihm zu ſenden, welcher nach Beſchaffenheit der Umſtände ſpäter Herrn Thomas und ſeine Gattin dorthin abholen ſollte.

Kaum war Taufaahau auf ſeine Inſeln zurückgekehrt, ſo wurde das Zerſtörungswerk der Götzenbilder und Altäre alſobald von ihm begonnen. Als er damit auf ſeiner eigenen Inſel fertig war, ſo durchzog er die andern, die zu ſeinem Gebiete gehören, und ermahnte mit dringenden Worten die Häuptlinge und das Volk, ſeinem Beiſpiele zu folgen. Seine Bemühungen gelangen ihm auch wirklich auf allen Inſeln, drei derſelben ausgenommen, deren Bewohner ihren Unwillen über ſolche ruchloſe Neuerung ausdrückten, und ſich zum Widerſtande rüſteten. Sie wollten zu Ehren der Götter in einem ihrer Haine ein großes Feſt feiern, und machten hiezu die erforderlichen Zurüſtungen. Taufaahau ließ dagegen eine Heerde Schweine in das heilige Gehege hineintreiben und hing die Götter, die ſich im Tempel befanden, an Stricken außen an den Wänden auf. Als nun die Götzendiener in feierlichem Aufzuge mit ihren Opfergaben der heiligen Stätte nahten, fanden ſie einen Greuel der Verwüſtung, der ſie mit großem Unwillen erfüllte. Da aber ihre Anzahl vergleichungsweiſe nur gering war, ſo mußten ſie ſich damit begnügen, ſich ſtille nach Hauſe zurückzuziehen.

Es dauerte nicht lange, ſo ſandte dieſer Häuptling eines ſeiner großen Kriegsboote ab, um den Miſſ. Thomas und ſeine Gattinn auf ſeine Inſel abzuholen, der ſich auch mit Freuden dazu entſchloß, ſich auf eine Entfernung von 80 Stunden von ſeinen Brüdern zu trennen, und allein in einem Inſelngebiete zu arbeiten, deſſen Einwohnern ſo eben die erſten Morgenſtrahlen des Evangeliums aufgegangen waren. Bald nach ſeiner Ankunft ſandte Tinau, der Häuptling von Vavau, der es tief bedauerte, daß ſein Vetter Taufaahau der Religion

der Väter entsagt hatte, eines seiner schönsten Kriegsboote demselben zum Geschenke zu, um ihn dadurch zu veranlassen, seinen Entschluß zu ändern. „Sagt meinem Vetter Tinau, gab er den Abgeordneten zur Antwort, daß ich ihm für sein Geschenk danke; ihr könnt das Boot indessen ans Ufer ziehen und es in Stücke zerhauen, damit ich Holz für mein Küchenfeuer bekomme." Auf diese Weise gewann dieser merkwürdige Häuptling, unter dem Beistande Gottes, durch sein weises und entschlossenes Betragen einen vollständigen Sieg über den finstern Aberglauben seines Volkes. Vielweiberei hatte bis jetzt in hohem Grade auf allen Freundschafts-Inseln geherrscht, und um diesem Unheil zu steuern und seinem Volke ein gutes Beispiel zu geben, hatte dieser ausgezeichnete Häuptling alle seine Gattinnen entlassen und eine Zeitlang ohne Gattinn gelebt, und erst als die gewünschte Wirkung seines Beispiels sichtbar geworden war, entschloß er sich, sich mit Einer derselben zum ehelichen Bunde zu vereinigen. Sein Lebenswandel stimmte immer mit seinem christlichen Bekenntnisse überein, und heute noch ist er einer der thätigsten und brauchbarsten Verkündiger des Evangeliums auf diesen Inseln. Ein edler Zug seines christlichen Sinnes that sich auch darin kund, daß er allen seinen Sklaven die Freiheit schenkte, weil er die Sklaverei als unvereinbar mit dem Christenthume betrachtete. Männer dieser Art sind die trefflichsten Werkzeuge, welche bisweilen der HErr seinem Werke zusendet, um demselben in kurzer Zeit weite Bahnen zu brechen.

XIV. Abschnitt.

Fortsetzung der Reise nach den Schiffer- oder Samoa-Inseln. Ankunft auf Sawaji. Günstige Aufnahme daselbst. Verkehr mit den Eingebornen. Der Häuptling Malietoa. Erste Pflanzung des Christenthums auf Sawaji.

Abermals betraten wir unser Schiff, um den Schiffer- oder Samoa-Inseln zuzusegeln. Dem heimischen

Häuptling Fawea machte der Gedanke große Freude, bald wieder die Seinigen zu sehen, von denen er so lange getrennt gewesen war, obgleich er dabei einen Ausdruck der Besorgniß in seinem Gesichte nicht verbergen konnte. Bald setzte er sich neben mich nieder und sagte, das große Werk, das vor uns liege, beschäftige seine Seele mannigfaltig, und obgleich er nicht zweifle, daß die Häuptlinge uns gern aufnehmen, und auch das Volk sich bei unserem Unterrichte einfinden werde, so sey doch ein Mann, Namens Tamafainga, dort, der alle unsere Arbeit zu nichte machen könne, wenn er sich uns widersetze. Ich fragte ihn, wer dieser Tamafainga sey, worauf er mir antwortete: es sey der Mann, in welchem der Geist der Götter wohne; er sey der Schrecken aller Einwohner, und keiner werde es wagen, an unserm Unterrichte Theil zu nehmen, so bald er es verbiete. Dieß war nun freilich eine niederschlagende Nachricht, aber wir hatten keine andere Wahl, als unsern Weg fortzusetzen, und bei Gott allein unsern Schutz und das Gelingen unseres Werkes zu suchen. Einige Tage lang gleiteten wir bei gutem Wind sanft über die Wellen hin; aber bald brach ein fürchterlicher Sturm aus, der unsere Segel zerriß, uns **48** Stunden auf den hohen Wellen umherwarf, und ausnehmend entkräftete. Auch eine ansteckende Krankheit brach auf unserm Schifflein aus, welche fast Alle niederlegte, bis wir nach einer Fahrt von **7** Tagen im August **1830** die umwölkten Bergspitzen der schönen Insel Savaji, der größesten unter den Schiffer-Inseln, in der Ferne entdeckten. Kaum waren wir dem Ufer näher gekommen, so segelte eine Anzahl der Eingebornen auf ihren kleinen Kanus zu uns herbei, an welche unser Fawea viele Fragen zu machen hatte, deren Antworten günstig lauteten. Endlich wagte er mit bebender Stimme die Frage: und wo ist denn Tamafainga? Ei, rief das Volk mit sichtbarer Freude, er ist todt! vor zehn Tagen haben wir ihn ermordet. Ganz entzückt sprang nun Fawea

auf mich los und rief: der Teufel ist todt, der Teufel ist todt! Verwundert fragte ich ihn, was er meine? worauf er antwortete: das einzige Hinderniß, das ich fürchtete, ist gehoben. Tamafainga ist nicht mehr. Die Leute werden jetzt das Lotu (die Religion) annehmen. Wir mußten die wundervollen Wege der Vorsehung Gottes bewundern, und durften hoffen, daß die Zeit gekommen ist, daß der HErr seinem Volke gnädig sey. Unser Schiff kam gerade im besten Augenblick bei der Insel an; denn noch war kein Nachfolger im heidnischen Priesterthum ernannt, und dieser Mittelzustand des Volkes war der günstigste, den wir nur immer erwarten konnten.

Wir hatten Noth, eine ruhige Bucht für unser zerschlagenes Schifflein zu finden, endlich senkten wir die Anker, und alsobald stürzte eine Anzahl von Eingebornen mit Weibsleuten auf Kanu's herbei, um zu uns zu kommen. Fawea machte ihnen bemerklich, unser Schiff sey e vaa lotu (ein Religions-Schiff) und deshalb werden keine Personen weiblichen Geschlechts auf demselben zugelassen; auch sey heute le aso sa (ein heiliger Tag), an dem wir nicht Handel zu treiben pflegen. Als sich die Leute hierüber wunderten, so gab er ihnen zu verstehen, wer wir seyen, weshalb wir zu ihnen gekommen wären, und wie schon viele Inseln dieser Gewässer den Glauben an den HErrn Jesum angenommen hätten, der einem Jeden die größten Vortheile für die Zeit und die Ewigkeit darreiche. Sie hörten alle mit großer Aufmerksamkeit zu, und drückten ihr Verlangen aus, diesen Glauben kennen zu lernen. Die Zahl der Insulaner wurde immer größer; sie lagerten sich um Fawea her, und hörten mit aufgesperrtem Munde seinen Worten zu. Blickt sie nur an, fuhr er fort, und sehet auch euch an. Ihre Köpfe sind bedeckt, die eurigen sind der Glut der Sonne und dem Regen ausgesetzt; ihr Körper ist ganz in schöne Kleider eingewickelt, ihr habt nichts als ein paar Blätter, um eure Blöße zu

decken; ihre Füße sind bedeckt, ihr aber müßt wie die Hunde umherlaufen. Sie schienen mit immer wachsendem Erstaunen seinen Worten zuzuhören, und nun fingen sie an unsere Kleider genau zu untersuchen, und einer derselben zog mir die Schuhe ab, was ich ihm gerne gestattete. Als er meine Strümpfe sah, rief er voll Erstaunen aus: was sind doch diese Fremdlinge für wundervolle Leute! sie haben keine Zehen wie wir! Hab ich euch nicht gesagt, fiel Fawea ein, daß ihre Füße bedeckt sind? Greif nur, und du wirst finden, daß sie auch Zehen haben wie wir. Endlich fand der Mann das Geheimniß aus, war darüber ausnehmend vergnügt, und theilte seinen Landsleuten die wundervolle Entdeckung mit, die er gemacht hatte. Alle kamen nun herbei; unsere Schuhe und Strümpfe mußten jetzt abgezogen werden, und sich der genauesten Prüfung unterziehen.

Wir schickten jetzt einige eingeborne Lehrer nebst ihren Gattinnen und Kindern und allen unsern kranken Leuten ans Ufer, wo sie von einem benachbarten Häuptling freundlich aufgenommen wurden. Indeß wurde unser Schiff von einem Sturmwinde wieder in die See hinausgejagt, und wir kamen in eine Wasserstraße zwischen zwei der größten und schönsten Inseln, die wir bis jetzt gesehen hatten. Auf der einen Seite lag die Insel Sawaji, welche **100** Stunden im Umfange hat, und auf der andern die Insel Upolu, deren Umfang über **80** Stunden beträgt. An der Mündung dieser Wasserstraßen liegen noch zwei andere kleinere Inseln, Aborima, welche aus einem einzigen **300** Fuß hohen Felsenstücke besteht, und Manuno, ein herrlicher kleiner Fleck, in das üppigste Grün eingekleidet, der von den Häuptlingen bewohnt wird.

An einer Stelle der Insel Sawaji, Sapapalii, der Heimath Fawea's, gedachten wir nun unsere Missionsarbeiten zu beginnen. Unser Schiff war bald mit Eingebornen bedeckt, die so behende waren, daß sie gleich den Affen über die zehn Fuß breiten Schutzbretter dessel-

ben hinüberkletterten. Bald fanden sich ein paar Häuptlinge, Verwandte des Fawea, bei uns ein, und es wurde ein Eilbote nach Upolu gesendet, um den obersten Häuptling der Insel, Málietoa, zu einer Berathung einzuladen, indeß ein Bruder desselben, Tamalelanschi, (Sohn der Himmel) unsern Leuten mit einem reichlichen Geschenk von Lebensmitteln zu Hilfe kam. Unsere Wünsche waren nun erfüllt, und wir fühlten uns für alle unsere Verlegenheiten, Sorgen und Mühen reichlich belohnt, als am folgenden Morgen die Lehrer, von dem jungen Häuptlinge und **50** Booten begleitet, zu unserem Schiffe herbeikamen, und voll freudiger Hoffnung für das Gelingen ihres Werkes uns von der guten Aufnahme erzählten, welche sie auf der Insel gefunden hatten. In wenigen Stunden nahmen jetzt **8** Lehrer, **5** Frauen und **10** Kinder ihre Habseligkeiten aus unserm Schiffe, und zogen mit denselben voll Vergnügen an das Ufer zurück. Auf diese Weise wurde im August **1830** die Mission auf den Schifferinseln unter hoffnungsreichen Umständen begonnen. Weil wir den Häuptling Molietoa von Upolu erwarteten, so konnten wir unsere Gehilfen nicht begleiten, versprachen ihnen aber bald nachzukommen. Indeß wir mit ihrer Landung beschäftigt waren, wurden wir gewahr, wie auf der entgegengesetzten Küste die Berge sich in Flammen und Rauchwolken einhüllten, und als wir nach der Ursache fragten, wurde uns gesagt, daß an dem gleichen Morgen in jener Gegend ein Treffen geliefert worden sei, und daß jetzt die Kriegsflamme die Wohnungen der Besiegten so wie die Leichname der Erschlagenen verzehre. Auf diese Weise mußte es geschehen, daß ein zerstörender Krieg auf dem einen Ufer dieser Insel wüthete, indeß auf dem andern die Friedensboten des Evangeliums ihren Fuß zuerst ans Land setzten. Der Krieg war durch die Ermordung des Tamafainga veranlaßt worden, dessen Tod von seinen einflußreichen Verwandten gerächt werden sollte. Die Bewohner von Upolu waren der

grausamen Unterdrückung dieses tyrannischen Ungeheuers müde geworden und hatten zu den Waffen gegriffen, um die Blutrache seiner Verwandten mit ihrem eigenen Blute zu dämpfen.

Indeß kam der berühmte Häuptling Malietoa bei uns an, ein groß gewachsener Krieger von etwa 65 Jahren, der viel Herrscherwürde besaß. Fawea begrüßte ihn mit tiefster Ehrfurcht, küßte seine Füße und ließ auch sein Kind die Fuhsohlen desselben küssen. Da es ausnehmend kalt und naß war, und der Alte nackt vor uns stand, so warfen wir einen tahitischen Mantel um ihn her, der ihm große Freude machte. Mit der Absicht unseres Besuches schien er wohl zufrieden zu sein, und er bezeugte seine Freude darüber, daß wir gekommen seien, ihn und sein Volk zu unterrichten. Bald fing er an von dem blutigen Treffen zu erzählen, das er am Morgen geliefert hatte, und wir thaten alles, um ihn zu bewegen, den Krieg jetzt einzustellen. Er war aber der Meinung, er würde die Achtung seiner Unterthanen verlieren, wenn er den Krieg unvollendet ließe, versprach uns aber, nach Beendigung desselben für immer die Waffen niederzulegen. Während seiner Anwesenheit durfte ich eine neue wunderbare Rettung Gottes aus drohender Lebensgefahr erfahren. Da unser Schiff mit Insulanern angefüllt war, so hatte einer unserer Steuermänner, ohne daß ich's wußte, aus Besorgniß eine Doppelbüchse mit 8 Kugeln geladen, und sie in eine Ecke des Schiffes hingestellt. Als der alte Häuptling diese Waffe zufällig gewahr wurde, so kam ihm alsobald in den Sinn, daß sie ihm bei der Besiegung seiner Feinde gute Dienste leisten würde, und unverweilt griff er nach dem Gewehr, um eine Probe damit zu machen. Gerade war die Mündung desselben auf mich gerichtet, als plötzlich einer unserer Leute herbeisprang, um das Gewehr zu untersuchen, ob es nicht geladen sei; und so wurde mein Leben abermals aus einer drohenden Gefahr errettet.

Am andern Morgen segelte ich auf einem Boote in Begleitung meines Freundes Barf nach dem Ufer hinüber, um dem alten Malietoa unsern Besuch zu machen. Der Auftritt, der sich uns bei der Landung darbot, war in hohem Grade feierlich. Noch war die Sonne nicht aufgegangen und der Himmel dunkel, als die Eingebornen große Feuer auf dem Ufer anzündeten, und uns in einem prachtvollen Fackelzuge nach der Wohnung des Häuptlings begleiteten. Eine dichte Masse von Kriegern, mit Speeren bewaffnet, bildeten eine Spalier, durch den wir zogen, indeß alles Volk sich herbeidrängte, um die wunderbaren Fremdlinge anzustaunen. Die hohen Kokusbäume am Wege waren bis zu ihren Gipfeln mit Haufen derselben besetzt, welche gierig waren, durch die dichten dunkeln Blätter hindurch einen Anblick von uns zu gewinnen. Die Insülaner wetteiferten mit einander, uns alle möglichen Zeichen von Hochachtung zu geben, und da ich mich von der vorhergegangenen Anstrengung so sehr entkräftet fühlte, daß ich mich nicht mehr auf den Beinen zu halten vermochte, so kam im Augenblick eine Anzahl kräftiger Jünglinge herbei, um mir nachzuhelfen. Einige hoben mich auf ihre Schultern, andere griffen nach meinen Beinen, und ein Jeder wollte wenigstens einen Finger seiner Hand unterlegen, um mir fortzuhelfen, und so wurde ich sorgfältig bis zn dem alten Fürsten hingetragen, der, auf einer Matte sitzend, uns mit allen Förmlichkeiten königlicher Würde empfing. Malietoa begrüßte uns freundlich auf den Ufern seiner Insel, und wünschte, daß wir unser Quartier in seinem Hause aufschlagen möchten. Da aber unsere Leute sehr unwohl waren, so zogen wir vor, bei ihnen in der Hütte zu wohnen, welche ihnen von dem Häuptling eingeräumt worden war.

Letzterer drückte seinen sehnlichen Wunsch aus, daß wenigstens vier unserer Lehrer auf seinem Gebiete wohnen, und ihn und sein Volk im Christenthum unterrichten möchten. Gerne willigten wir in sein Verlangen

ein, indeß wir die vier andern dem Schutze seines jüngern Bruders anvertrauten, der nicht weniger begierig uns um Unterricht für sich und sein Volk gebeten hatte.

Nach diesem wurden in einer großen Volksversammlung unsere mitgebrachten Geschenke den beiden Häuptlingen überreicht, die in 8 Ellen Tuch, 3 Aexten, einigen Korallenschnüren, einigen Messern und Scheeren, ein paar Spiegeln, Hämmern, Meiseln, Fischerhaken und Nägeln bestanden. Malietoa ließ uns dagegen ein paar schöne Matten und ein großes Stück von den Insulanern gewobenen Tuches zu den Füßen legen, und erklärte nun öffentlich vor dem Volke, daß er uns sehr dankbar für unsern Besuch sei, und die Lehrer, welche wir ihm zurücklassen, beschützen und freundlich behandeln wolle. Vor allem, fügte er hinzu, muß ich hinüber nach Upolu gehen, um dort den Krieg zu beendigen; sobald ich aber zurückkomme, will ich ein Verehrer Jehova's werden, und mich in den Unterricht der Lehrer stellen. Indeß gehört euch diese Hütte, wo ihr lehren könnet, und wenn wir zurückkommen, so bauen wir euch ein Haus, so groß wie ihr immer verlangt. Uebrigens können die, welche zurückbleiben, morgen schon anfangen, euern Unterricht zu besuchen. Wir versprachen ihm hierauf, daß wir, so Gott unser Leben friste, in zehn bis zwölf Monaten wieder auf Besuch zu ihm kommen werden, und habe er dann sein Versprechen erfüllt, so werden englische Missionare kommen, um das Werk fortzusetzen, das unsere Gehilfen jetzt anzufangen bereit stehen. Noch entstand am Ende ein edler Wettstreit zwischen beiden Brüdern, der unsern Herzen Freude machte. Der jüngere, Tumalelanschi, ließ die Geschenke, die wir ihm zugetheilt hatten, seinem ältern Bruder Malietoa überreichen, indem er sagte: ich konnte nicht erwarten, daß mir ein besonderes Geschenk werde gegeben werden, vielmehr glaube ich, daß alles dein gehört. Du bist mein älterer Bruder, und es macht mir Freude, wenn du annehmen willst, was du

glaubtest, daß mir gehöre. Nein, Bruder! fiel ihm Malietoa ins Wort, diese englischen Alii (Häuptlinge) haben es dir gebracht; es gehört dir zu, du mußt es behalten. Malietoa wandte sich nun ans umstehende Volk, das die mitgebrachten Kostbarkeiten bis jetzt angestaunt hatte, und bemerkte demselben, die englischen Häuptlinge werden etwas essen wollen, wenn sie nach Hause zurückkehren; auf dem Meer laufen keine Schweine umher, auch wachse auf demselben keine Brotfrucht. Augenblicklich lief der ganze Haufe nach allen Richtungen davon, und nach einer Stunde brachten sie 15 Schweine und große Vorräthe von Brotfrucht, Yams und andern Lebensmitteln zurück, welche uns der Häuptling überreichte; und so zogen wir in unsere Hütte ein, dankbar gegen unsern Gott und Vater, der unser Unternehmen bisher so reichlich gesegnet hatte.

Nachdem wir unter Gottes Segen die ersten Wurzeln des Werkes Christi auf diese Weise auf diesen Inseln gepflanzt hatten, dachten wir nun auch an unsere geliebten Gattinnen und Kinder in der Heimath, und rüsteten uns zur Abreise. Wir empfahlen unsere Freunde dem gnädigen Schutze Gottes, erflehten einen reichen Segen für ihre Arbeiten, und zogen jetzt, von den Lehrern und ihren Familien begleitet, welche beim Abschied bitterlich weinten, ans Ufer. Hunderte der Insulaner hatten sich hier um uns her versammelt, gaben uns von allen Seiten Zeichen ihrer herzlichen Hochachtung, und erfüllten die Luft mit ihrem freundlichen Ausrufe: ole alofa i le alii (groß ist unsere Liebe zu euch Häuptlingen). Da auch der Häuptling der benachbarten Insel Manuno, Metatau, herbeigekommen war, um uns zu begrüßen, so ersuchten wir ihn, uns auf unser Schiff zu begleiten. Man sagte uns, daß er gleichen Ranges sei mit Malietoa, und im Kriege ihm noch voranstehe. Dies konnten wir auch leicht glauben, denn er war einer der größten und riesenhaftesten Män-

ner, die ich je gesehen habe, und sein mächtiges Knochengestell erinnerte uns an jene Helden der alten Zeit, die Speere getragen haben sollen, deren Schaft war gleich einem Weberbaum. Dieser Häuptling brachte einen Tag bei uns zu, und bat uns dringend, ihm einen Lehrer zu überlassen, indem er uns versicherte, daß er ihn wohl nähren, und sich selbst und sein ganzes Volk in seinen Unterricht stellen werde. Ich versprach, ihm einen solchen bei meinem nächsten Besuche mitzubringen, bemerkte ihm aber zugleich, daß er seine Leute zum Christenthum nicht zwingen dürfe; vielmehr solle er ihnen nur mit seinem guten Beispiele vorangehen, und sodann jeden seiner eigenen Ueberzeugung folgen lassen, indem das Christenthum jede Art des Zwanges verabscheue. Als wir der kleinen schönen Insel Manuno gegenüber lagen, überreichten wir unserm riesenhaften Gaste ein Geschenk von einigen Aexten, Messern, Scheeren, Spiegeln und Glaskorallen, bei deren Empfang er nach unsern Köpfen griff, unser Gesicht recht wacker mit seiner Nase zerrieb und freudig in sein Boot sprang, voll Wonne über die Aussicht, bald einen Lehrer für seine Insel zu erhalten. Kaum war er eine Zeitlang uns aus dem Gesichte gekommen, so sahen wir ihn mit seinem Boote wieder auf unser Schiff zusegeln, indem er sich eifrigst beeilte, uns für unsere lange Reise einen Vorrath von Lebensmitteln zu überbringen. Unsere Herzen waren voll gerührten Danks über die sichtbaren Leitungen der Huld Gottes, womit sie die ersten Anfänge der Pflanzung dieser Mission so augenscheinlich gesegnet hatte. Am sichtbarsten tritt seine wunderbare Fügung in dem Umstande hervor, daß er uns schon in der Ferne einen einflußreichen Insulaner, Fawea, zusandte, der nebst seiner verständigen Gattin uns bei diesem wichtigen Versuche bedeutende Dienste geleistet hat. Wir hatten ein neues Unterpfand in unserer Hand, wie gut es sei, in seinem seligen Dienste ihm von Her-

zen zu vertrauen, und fühlten uns aufs neue zu dem Entschlusse gestärkt, unser ganzes Leben ihm zu heiligen, und uns weder durch Bedenklichkeiten noch Gefahren abhalten zu lassen, Alles, was wir sind und haben, getrost für seine Sache aufzuopfern.

XV. Abschnitt.

Rückreise nach der Insel Rajatea. Besuch auf Rarotonga. Ankunft auf der Insel Rurutu. Vorfälle daselbst. Reise nach der Insel Tahiti. Missionsstation Afareaitu. Glückliche Ankunft auf Rajatea.

Als wir im Namen unseres Gottes die Schifferinseln verließen, segelten wir zunächst der Savageinsel zu, um die beiden jungen Männer, die wir von dort weggenommen hatten, wieder dorthin zurückzubringen. Einer derselben hatte sehr heilsame Eindrücke in sein Herz aufgenommen, indeß der andere beharrlich sich weigerte, sich unterrichten zu lassen. Leider wurden wir durch Windstille in diesen Gewässern so lange zurückgehalten, daß wir innerhalb **14** Tage kaum **120** Stunden Wegs zurücklegten. Unser Vorrath an Lebensmitteln und Wasser schmolz immer mehr zusammen, und da wir noch eine Reise von **320** Stunden vor uns hatten, auf welcher uns der herrschende Wind zuwider war, so sahen wir uns genöthigt, unsern Besuch auf der Savageinsel aufzugeben, und auch die beiden Jünglinge waren es zufrieden, mit uns nach Rajatea zu kommen, von wo aus wir sie leichter nach ihrer Heimath befördern konnten.

Nach 7 weitern Tagen liefen wir glücklich im Hafen der Insel Rarotonga ein, und waren dankbar, von der am Ufer versammelten Volksmenge alsobald zu vernehmen, daß die Pest daselbst aufgehört habe. Die niedlichen weißen Hütten, welche durch die Reihen von Bananasbäumen hindurchschimmerten, so wie die schöne

Kirche, welche im Mittelpunkte unserer Missionsstation Aroranschi sich erhebt, gewährte beim Heransegeln unserm Auge ein herrliches Schauspiel. Weiter an der Insel hinsegelnd, erreichten wir die zweite Station Awarua, wo unser geliebter Bruder, Herr Buzacott nebst dem Könige und einer großen Volksmenge uns am Ufer erwarteten, und mit freudefunkelnden Augen uns begrüßten. Rarotonga ist wieder Rarotonga geworden, riefen sie uns jubelnd zu; und bald wurde ich zu meinem großen Vergnügen gewahr, daß die ganze Insel wieder in schöner Ordnung und lieblicher Blüthe dastand. Hier brachten wir einige glückliche Tage in dem Umgange mit unsern geliebten Brüdern zu, um von den Strapatzen der zurückgelegten Reise auszuruhen und neue Kräfte für die Fortsetzung derselben zu sammeln. Es war uns erquicklich, auf einer kleinen Wanderung auch den freundlichen Bettler Budewe wieder anzutreffen, der sich wartend auf einem Steine am Wege niedergesetzt hatte, und jetzt, sobald er uns erblickte, auf seinen Knieen herbeikroch, und mit lauten Lobpreisungen Gottes uns empfing. Er erzählte uns unter anderem, ein bewaffneter Kriegshaufe sei vor einiger Zeit am Wege vorübergezogen. Er sei vor ihre Fronte hingekrochen, und habe zu ihnen gesprochen: Freunde, warum wollet ihr doch unter der friedlichen Herrschaft Jesu des Sohnes Gottes in den Krieg ziehen? haben wir nicht Blut genug vergossen, als wir noch Sataniten waren? Kehrt zu euren Hütten zurück, und höret auf, mit eurem unruhigen Geiste den süßen Frieden zu stören, den das Evangelium gebracht hat! Statt auf mich zu hören, fuhr Budewe fort, überhäuften sie mich mit Schimpfnamen, und schwangen ihre Speere über meinem Kopfe. Ihr möget mich immerhin morden, sprach ich zu ihnen, aber Gott könnt ihr nichts anhaben, der auch euch durch seine Gnade besiegen kann, so bald es Ihm wohlgefällt; und dies, setzte er hinzu, hat er auch wirklich auf die kräftigste Weise gethan.

Da wir von unserm frommen Papeiha eine dringende Einladung erhalten hatten, auch auf ihrer neuen Station Aroranschi einen Besuch zu machen, so willigten wir gerne in ihren Wunsch ein, und wurden für dieses Opfer von Zeit reichlich belohnt. Diese Niederlassung liegt auf einer weiten Fläche, die sich von der See bis zu den Bergen erstreckt. Die Häuser derselben stehen einige Hundert Schritte vom Ufer, und werden vom reichen Blätterwerke hoher Bäume gegen die Sonnenstrahlen geschützt. Sie erstreckt sich in gerader Linie auf eine Viertelstunde hin, welche eine breite mit herrlichen Bäumen besetzte Straße durchzieht, die zu beiden Seiten mit den Hütten der Eingebornen besetzt ist. Die Kirche und das Schulhaus stehen im Mittelpunkte dieser Niederlassung, und ragen über die Wohnungen der Eingebornen empor. Jedes Haus ist niedlich eingerichtet, und das ganze Dorf macht einen ungemein lieblichen Eindruck auf das Gemüth. Nachdem wir einen herrlichen Tag unter diesem freundlichen Völkchen zugebracht hatten, kehrten wir zu der Niederlassung Afarua zurück, und nahmen dort von unsern Brüdern herzlichen Abschied, bei welchen wir uns durch gemeinschaftliches Gebet im Glauben an den HErrn stärkten und zur Treue in seiner Nachahmung ermunterten.

Ein günstiger Wind führte uns schnell der Insel Rurutu zu, von welcher aus wir die Christengemeinden auf Mangaia und der kleinen schönen Insel Rimatara besuchten, welche 28 Stunden südwestlich von Rurutu liegt. Auf letzterer Insel erfuhren wir, daß der Lehrer derselben, Punach, mit seiner Gattin sechs Monate zuvor auf einem großen von ihm selbst gebauten Boote nach seiner Heimath Rajatea zurückgekehrt sei. Auch während seiner Abwesenheit hatten die bekehrten Einwohner fortgefahren, ihre Gottesdienste regelmäßig zu halten, welche der Häuptling (Auura) verrichtete, und es war uns ein köstlicher Beweis ihres tiefern religiösen Sinnes, daß auch ihre Missionsbet-

stunden von ihnen fortgesetzt wurden. Im verflossenen Jahr hatten sie 750 Maaß Kokusnußöl der Missionsgesellschaft als ihren Beitrag zugesendet. Die Leute drangen einmüthig in mich, daß ich ihnen doch bald einen Lehrer mit einer frommen und verständigen Gattin wieder zusenden möchte, was ich zu thun versprach, sobald es nur immer die Umstände gestatten würden.

Von Rurutu legten wir bei günstigem Winde die Fahrt nach Tahiti, eine Entfernung von 140 Stunden, in der Zeit von 48 Stunden zurück. Es ist bemerkenswerth, daß unser Schiff sobald es in einiger Entfernung von der Savageinsel in günstigen Wind gelangte, innerhalb 5 Tagen einen Weg von 720 Stunden in östlicher Richtung zurücklegte; ein Fall, der in der Geschichte der Schifffahrt höchst selten vorkommen dürfte. Auf Tahiti wurden wir von unsern Brüdern aufs herzlichste willkommen geheißen, nachdem sie lange wegen häufiger Unfälle zur See, welche sich um diese Zeit zutrugen, unserthalben in großer Besorgniß gewesen waren. Auch unsere Freunde auf der benachbarten Insel Eimeo luden uns zu einem Besuche ein, und als wir einer großen Versammlung die erfreuliche Geschichte unserer Reise erzählten, stand Wara der ehrwürdige Häuptling dieser Insel, auf und erklärte: obgleich er gewöhnlich in den Versammlungen schweige, so müsse er doch heute ein Wort reden, denn sein Herz sei in ihm warm geworden; und er bedauere es ausnehmend, daß er nicht mehr ein Jüngling sei, um als muthiger Friedensbote in die Welt hinauseilen zu können. Am Schlusse seiner kräftigen Anrede wandte er sich an uns und seinen geliebten Lehrer, Herrn Osmond und sagte: „Aber verachtet deswegen unsere Inseln nicht, weil die Zahl ihrer Einwohner nicht so groß ist, wie auf den Samoainseln und andern Inselngruppen des großen Meeres, sondern traget ferner Sorge für diese Gemeinden, und erziehet in ihrem Schooße Brüder, welche das Wort des Heiles bevölkertern Ländern entgegentragen."

Nicht

Nicht lange hernach ging dieser ehrwürdige Mann in die ewige Ruhe ein. Er war ein köstliches Beispiel von der Macht des Evangeliums. Zur Zeit seiner heidnischen Unwissenheit hatte er den Beruf, Menschenopfer für die Götterhaine aufzusuchen. Einmal sollte er dem Könige Pomare augenblicklich ein solches liefern. Wara lief lange umher, ohne ein solches zu finden, als ihm zufällig sein kleiner Bruder schreiend nachlief. Er kehrte sich um, schlug den Knaben mit einem Steine zu Tode, legte ihn in einen Korb und schickte ihn dem Könige als Opfergabe. Als ihm seine Mutter unter viel Thränen Vorwürfe über seine Grausamkeit machte, sagte er ihr: ist nicht an der Gunst der Götter und des Königs mehr gelegen, als an einem solchen kleinen Schlingel? Ist's doch besser, ihn zu verlieren, als die Regierung über unsern Distrikt. Ein anderes seiner Aemter bestand auch darin, die muthlosen Krieger zusammenzutreiben, und den wilden Geist des Volkes im blutigen Kampfe aufzuregen. Aber dieser grausame Häuptling wurde ein frommer und demüthiger Christ, und zierte durch seinen Sinn und Wandel sein Glaubensbekenntniß bis an seinen Tod. Als er merkte, daß sein Ende herannahte, fragte ihn sein Lehrer Orsmond: bedauerst Du jetzt, deine Lügengötter weggeworfen zu haben, deren Dienst dir so viel zeitlichen Gewinn einbrachte? Auf dieses Wort wachte er neu vom Todesschlummer auf, richtete sich in die Höhe und rief mit Freudenthränen aus: „O nein, nein, nein! wie sollte ichs bedauern, das Leben für den Tod eingetauscht zu haben?! Jesus ist mein Fels und meine Burg, auf welcher meine Seele sich verbirgt und sicher ist." Aber worauf gründest du denn deine Hoffnung auf die zukünftige Seligkeit? fragte ihn der Lehrer. Ich war ein sehr böser Mensch, antwortete er; aber ein großer König auf der andern Seite des Himmels sandte seine Botschafter, um uns Frieden anzubieten. Wir konnten viele Jahre lang nicht sagen, was

dieſe Botſchafter wollten, bis endlich Pomare alle ſeine Unterthanen einlud, unter den Fittigen Jeſu ihre Zuflucht zu nehmen, und ich war einer der erſten, der dies that. Das Blut Jeſu iſt der einzige Grund meiner Hoffnung. Es ſchmerzt mich, daß noch nicht alle meine Kinder Ihn lieb haben. Hätten ſie den Jammer erfahren, den wir unter der Herrſchaft des Teufels erduldet haben, ſo würden ſie ihre armen Thorheiten bald fahren laſſen, und gern das Evangelium annehmen. Jeſus iſt der beſte König. Auf dem Krankenlager gibt Er ein Ruhekiſſen, das keine Dornen hat. Auf die weitere Frage: ob er ſich zu ſterben fürchte? antwortete er mit faſt jugendlicher Kraft: o nein, das Boot liegt ſchon in der See, die Segel ſind aufgeſpannt, alles iſt bereit dem letzten Sturme zu begegnen. Ich habe einen guten Steuermann in meinem Schifflein, und ſteuere einem guten Seehafen zu. Mein äußerer Menſch iſt etwas anderes, als mein inwendiger Menſch. Jener mag vermodern bis die Trompete erſchallt, aber meine Seele ſchwingt ſich auf zu dem Throne Gottes. —

Endlich führte uns die Hand Gottes nach der Inſel Rajatea, wo wir unſere Gattinnen und Kinder ſo wie unſere lieben Gemeinden in erfreulichem Wohlſeyn antrafen. Wir prieſen gemeinſchaftlich den HErrn für den Reichthum ſeiner Segnungen, die wir auf der Reiſe von Ihm erfahren hatten, und deren Andenken mich bis in die Ewigkeit begleiten wird.

XVI. Abſchnitt.

Prüfungsvolle Erfahrungen des Herrn Williams auf Rajatea im Jahr 1831. Zweiter Beſuch deſſelben auf den Schifferinſeln. Landung auf Manua. Die Inſeln Oroſenga und Ofu. Allgemeines Verlangen nach Miſſionarien. Aufenthalt auf der Inſel Tutuilla. Die Leonebucht. Ankunft auf der Inſel Sawaii. Merkwürdige Volksverſammlung.

Vielfach und schwer waren die Prüfungen, welche (während des Jahres 1331) Herrn Williams auf seiner geliebten Insel Rajatea erwarteten. Der ehrwürdige und fromme Häuptling derselben, Tamatoa, dieser edle Fürsten-Veteran auf den Gesellschafts-Inseln, war während seiner Abwesenheit im lebendigen Glauben an Jesum entschlafen, und ihm sein Sohn, ein ausschweifender und dem Trunke ergebener Jüngling, in der Regierung nachgefolgt. Diesen Umstand wußte der Capitain eines englischen Handelsschiffes, das im Hafen der Insel lag, zu benützen, um Branntwein und andere berauschende Getränke an den Häuptling und die Einwohner zu verkaufen, und durch dieses Lockmittel ihren schlummernden Hang zur Berauschung wieder aufzuwecken. Mit unwiderstehlicher Gewalt, einem wilden Waldstrome ähnlich, breitete nun dieses Laster sich über die ganze Insel aus, und als Herr Williams daselbst ankam, erblickte er zu seiner staunenden Betrübniß, hunderte von Trunkenbolden, welche besinnungslos herumtaumelten. Mehr als zwanzig Branntweinbrennereien waren auf der Insel in vollem Gang, um ihre köstlichen Obstfrüchte in hitzige Getränke zu verwandeln. Unverweilt rief er nun eine allgemeine Volksversammlung zusammen, und seinem persönlichen Einflusse auf das Volk ließ es der Herr gelingen, daß der Beschluß gefaßt wurde, daß unverzüglich diese Brennereien zerstört werden sollen. Ein neuer Oberrichter der Insel ward erwählt, die Gesetze wurden wieder in Gang gebracht, und rechtschaffne Männer mit dem Auftrag nach allen Theilen der Insel ausgesendet, um die gefaßten Beschlüsse auszuführen. In einigen Distrikten fanden sie heftigen Widerstand, in andern gelangten sie ohne große Schwierigkeit zum Zweck, endlich stellte sich die Tochter des alten frommen Königs, welche Fürstin zu Huahine ist, und gerade auf Besuch hier war, an ihre Spitze, um das Zerstörungswerk mit den Branntweinbrennereien und

Schnapsbuden zu vollenden, und es gelang ihr, sie insgesammt zu Grunde zu richten. Nach und nach kehrte die Ordnung wieder auf Rajatea zurück, und Herr Williams konnte nun darauf denken, seine beabsichtigte Reise nach den westlichen Inselgruppen auszuführen, die er auch in der Begleitung einiger angesehener Insulaner am **11.** Oktober **1832** wirklich antrat.

Ich hatte mir vorgenommen, so bemerkt derselbe in seinem Tagebuche, jede einzelne Insel der Samoa- oder Schiffergruppe der Reihe nach zu besuchen, um mit ihrem Zustande persönlich bekannt zu werden. Schon am **17.** Morgens entdeckten wir Land in der Ferne, nachdem wir in den letzten **5** Tagen **320** Stunden zurückgelegt hatten. Die Fahrt nach Westen ist häufig äußerst angenehm, indem das Schiff von den regelmäßigen Passatwinden des tropischen Himmelsstriches leicht dahin getragen wird. Es war die Insel Manua, die östlichste der Samoagruppe, in deren Nähe wir uns befanden, und die etwa **100** Stunden von Sawaji entfernt ist, auf welcher unsere Missionarien wohnen. Als wir dem Ufer uns näherten, so kam uns ein Boot mit Insulanern entgegen, welche uns laut zuriefen: wir sind Söhne des Wortes! (Christen), wir sind Söhne des Wortes! Wir warten auf ein Falau lotu (Religionsschiff), um uns einige Leute zu bringen, die man Missionarien nennt, und welche uns von Jesu Christo sagen. Ist euer Schiff dasjenige, welches wir erwarten? Dies war nun ein willkommener Gruß, der uns zeigte, daß die Erkenntniß des Evangeliums uns auf dieser Insel vorangegangen war. Als sie vernahmen, daß unser Schiff ein Religionsschiff sei, so drückten sie ihre hohe Freude darüber aus, und boten uns alsobald einen Vorrath von Kokusnüssen und andern Baumfrüchten zum Geschenke an. Habt ihr einen Missionar für uns? war jetzt ihre erste Frage; und als ihnen bemerkt wurde, daß wir nur einen einzigen bei uns hätten, welcher für die Insel Manono bestimmt sei, so waren sie tief betrübt und baten, daß wir doch

nicht vergessen möchten, ihnen bald einen Lehrer des Wortes zuzusenden.

Von Manua segelten wir nach Orosenga und Ofu hinüber, zwei Inseln, welche durch eine enge etwa eine Stunde weite Wasserstraße von Manua getrennt sind. Beim Einlaufen in die Bucht von Orosenga kam uns ein alter Häuptling auf einem Kanu entgegen. Diesen fragten wir, ob er von der neuen Religion etwas gehört habe, welche auf Savaji und Upolu gepflanzt worden sei? und als er dies verneinte, so machten wir ihn mit der Absicht bekannt, um welcher willen wir die Samoainseln besuchten. Er hörte mit großer Verwunderung zu, und fing nun an mich dringend zu bitten, ihm einen Lehrer zurückzulassen, den er aufs freundlichste zu behandeln, und, wie er sich ausdrückte, genug zu essen zu geben versprach. Da ich ihm seine Bitte nicht sogleich gewähren konnte, so verlangte er von mir, ihm einen meiner Schiffsleute als Geißel zurückzulassen, bis ich ihm auf dem Rückwege einen Missionar bringe. Ich drang nun in ihn, seine barbarischen Kriege aufzugeben und ein Verehrer Jehovas zu werden, dessen Religion eine Religion des Friedens und der Liebe sei. Dieß ist alles sehr schön, versetzte der alte Häuptling, und gefällt mir wohl, aber wie kann ich wissen, was ich thun soll, so man mich nicht unterrichtet!

Am folgenden Morgen steuerten wir Tutuilla zu, und waren sehr bald von einer Menge Kanus umgeben, welche mit Insulanern angefüllt waren. Ihr Aussehen war indeß so ausnehmend wild, daß wir nicht viele derselben auf unser Verdeck nehmen konnten. Dies konnten wir indeß kaum verhindern, denn obgleich wir drei Stunden in einer zurücklegten, so ruderten sie doch so geschwind nach, daß sie sich an die Seite unsers Schiffs anhängen konnten, und ehe wir es uns versahen mit der größten Fertigkeit aufs Verdeck sprangen. Auch ein Engländer, Namens William Gray, kam jetzt auf einem Boote an die Seite unseres Schiffes, der

seit 3 Jahren auf Tutuilla wohnt. Von diesem vernahmen wir, daß zwei mächtige Häuptlinge der Insel im blutigen Kampfe mit einander liegen, und daß sie zwar von großen Bekehrungen auf Sawaji und Upolu gehört, daß aber nur wenige Einwohner dieser Insel bis jetzt den Christenglauben angenommen hätten.

Wir setzten an der Südküste dieser Insel unsere Fahrt weiter fort, deren Schönheit uns mit Bewunderung und Entzücken erfüllte, und als wir in einer geräumigen Bucht, Leone genannt, einliefen, redete uns ein Insulaner an, der sich uns als ein Sohn des Wortes ankündigte. Wir hießen ihn herzlich willkommen, und erfuhren von ihm, daß in seinem Distrikte etwa 50 Einwohner das Christenthum angenommen und ein Bethaus aufgerichtet hätten, und jetzt sehnsuchtsvoll meiner Ankunft warteten. Sogleich beschloß ich, die Stelle zu besuchen, und wir näherten uns auf einem kleinen Boote dem Ufer. Da die Insulaner, welche sich auf demselben aufgestellt hatten, durch ihr wildes Aussehen uns eben kein Zutrauen einflößten, so hieß ich meine Ruderer stille stehen, um sich mit mir auf den Knieen im Gebete zu vereinigen, was ich immer zu thun pflegte, wenn wir uns in Gefahr befanden. Als der Häuptling, der zuerst auf unser Schiff gekommen war, unsere Aengstlichkeit merkte, so sprang er ins Wasser, hielt unser Boot fest und sprach zu mir: Sohn, willst du nicht zu uns ans Ufer kommen, willst du nicht bei uns landen? Ich antwortete ihm: ich weiß nicht, ob ich mich euch anvertrauen darf, denn ich habe vernommen, daß ihr ausnehmend wilde Leute seyd, und erst kürzlich zwei Boote weggenommen habt. — Ach, rief er aus, wir sind nicht mehr wild, wir sind Christen! — Ihr Christen? antwortete ich, woher habt ihr denn etwas vom Christenthum gehört? — Ei, fuhr er fort, ein großer Häuptling von des weißen Mannes Lande, Namens Williams, ist vor etwa 20 Monden nach Sawaji gekommen, und hat dort einige Tama fai lotu (Arbeiter

der Religion) zurückgelaſſen, und mehrere unſerer Leute, die auch dort waren, ſind zurückgekommen, um ihre Freunde zu unterrichten, von denen viele Söhne des Wortes geworden ſind. Dort ſtehen ſie am Ufer, ſiehſt du ſie denn nicht? — Wirklich ſahe ich unter den weitverbreiteten Zweigen großer Taubäume ein Häuflein von etwa **50** Menſchen, welche getrennt von den Inſulanern, die am Ufer ſtanden, ſich dort niedergelaſſen hatten. Ein jeder von ihnen hatte als Abzeichen ein weißes Tuch um ſeinen Arm gewunden. Ich fragte den Häuptling, was dies bedeute? worauf er mir antwortete: ſie ſind Chriſten, und dieſes Tuch ſoll ſie von ihren heidniſchen Landsleuten unterſcheiden. Sie warten alle auf Williams. — Dieſer Mann bin ich, gab ich zur Antwort; ich habe die Arbeiter der Religion vor **20** Monaten nach Sawaji gebracht. Kaum vernahm er dies Wort, ſo gab er dem entfernten Häuflein ein Zeichen, und dieſe liefen ciligſt den Hügel herab ins Meer hinein, und zogen uns und unſer Boot ans Land. Nach freundlichen Begrüßungen erkundigte ich mich bei ihnen, woher ſie etwas vom Chriſtenthum gehört hätten? worauf einer aus ihrer Mitte antwortete, er ſei bei den Arbeitern der Religion drunten geweſen, habe ein wenig Erkenntniß hieher gebracht und ſich Mühe gegeben, ſie ſeinen Landsleuten mitzutheilen. Da ſteht unſere Kirche, fuhr er fort, ſiehſt du ſie nicht? Wirklich ſahe ich aus den Zweigen der Bananas und Fruchtbäume eine Hütte herausblicken, welche etwa **100** Menſchen in ſich faſſen mochte. Wer hat euch denn an den Sonntagen Gottesdienſt gehalten? fuhr ich weiter zu fragen fort. — Ich, antwortete er. — Wer hat dich denn gelehrt? — Wie, verſetzte er, ſiehſt du denn nicht das kleine Kanu neben deinem Boote? dieß gehört mein, auf ihm fahre ich jede Woche zu den Lehrern hinab, hole etwas Religion, die ich ſorgfältig nach Hauſe bringe und unter meine Landsleute austheile, und wenn es aus iſt, ſo ſteige ich wieder in mein Kanu, und hole etwas mehr;

und jetzt bist du gekommen, auf den wir schon so lang gewartet haben, wo hast du denn nun unsern Lehrer? Gib uns einen Mann, der voll ist von Religion, damit ich mein Leben nicht länger der Gefahr aussetzen darf, wenn ich auf meinem kleinen Kanu so weit ins Meer hinausfahre. Mir gings wie ein Dolch durch die Seele, als ich ihm sagen mußte, daß ich keinen Missionar für sie hätte. Als er dies hörte, fing er an zu weinen, und wollte dies nicht glauben, denn er meinte, das Schiff sei voll Missionarien, und ich könnte ihnen leicht ihre Bitte gewähren. Dies war indeß unmöglich; aber ich hoffe, die Zeit wird kommen, da die Zahl der Missionarien dem Bedürfnisse der Heiden genügen wird.

Man darf sich eben nicht vorstellen, als ob diese armen Insulaner schon viel von den Wahrheiten des Christenthums gewußt hätten, und auch ihr Aussehen unterschied sie, das weiße Tuch am Arme ausgenommen, keineswegs von ihren heidnischen Brüdern; aber wie roh und wild auch noch ihre äußere Gestalt war, so konnte ich doch nur mit Empfindungen der zartesten Liebe auf sie hinblicken, und sie als ein Unterpfand des vollkommenen Sieges betrachten, den das Evangelium in kurzer Zeit über den Aberglauben, den Götzendienst und die Wildheit der Einwohner dieser ganzen Inselngruppe davontragen wird. Die Aufnahme, welche ich unter diesem wilden Volke fand, ist um so merkwürdiger, da der berühmte Weltumsegler La Peyrouse im Jahr **1788** mit **11** Personen seines Schiffsvolks in dieser Bucht auf eine grausame Weise ermordet worden ist.

Ich besuchte nun den Häuptling in seiner Wohnung und fragte ihn, ob auch er ein Verehrer Jehovas geworden sei? Seine Antwort war: er werde augenblicklich Lisilisi (ein Gläubiger) werden, wenn ich ihm nur einen Lehrer geben wolle, der ihn unterrichte. Mit Schmerz mußte ich ihm sagen, daß ich dies nicht könne, ermahnte ihn aber, sich mit den Christen zu vereinigen und sie in seinen Schutz zu nehmen. Es liegt

ein besonderes Merkmal der Gnadenstunde Gottes für dieses Insulanervolk darin, daß diese Leute, die man mit Recht für die wildesten Bewohner der Südsee hielt, und die jedes Schiff feindselig anfielen, das sich ihren Ufern näherte, so bereitwillig geworden sind, dem Evangelio Christi Gehör zu geben. Bei meiner Rückkehr zum Schiffe fand ich unsern Makea mit unsern Leuten von Eingebornen von einem benachbarten Thale der Insel umringt, welche ernstlich baten, daß ich ihnen einen Besuch machen möchte. Ihr Anführer umarmte mich aufs herzlichste, rieb seine Nase auf meine Hand und versicherte mir, daß er und fast alle seine Leute Christen seien, und daß sie ein geräumiges Bethaus aufgerichtet hätten, worin er seine Leute täglich unterrichte, so gut als er es bei den Missionarien auf Sawaji gelernt habe. Da ich ihm bemerkte, daß ich noch an seiner Aussage zweifeln müsse, so streckte er alsobald seine Hände in Form eines Buches aus, sagte einen Abschnitt aus einem unserer tahitischen Schulbücher her, worauf er zum Schlusse sprach: „lasset uns beten" und sodann niederkniete und das Gebet des HErrn in gebrochenem Tahiti hersagte. Die kunstlose Einfalt und Treuherzigkeit dieses Mannes gefiel uns ausnehmend wohl. Wir gaben ihm ein paar Bücher nebst einem kleinen Geschenk und versprachen ihm, bei unserer Rückkehr von Sawaji einen Tag bei ihm zuzubringen.

Folgenden Tages erreichten wir die Insel Upolu, und fanden viele Einwohner derselben auf dem Ufer, welche uns zuriefen: sie seien Söhne des Wortes und warten jetzt auf Williams Religionsschiff, das ihnen Lehrer bringen solle. Auf einem ihrer Kanu's, die uns umgaben, wurden wir auch zwei Engländer gewahr, welche mir, als ich ihnen sagte wer ich sey, alsobald ihre Geschäftigkeit, das Volk zu Christen zu machen, erzählten. Sie gaben die Anzahl ihrer Neubekehrten auf **200** bis **300** an, und als ich sie fragte, wie sie denn bei der Sache zu Werke gehen, so sagte einer von ihnen:

ei, mein Herr, ich gehe herum und rede mit dem Volke und sage ihnen, unser Gott ist gut und der eurige ist schlecht, und wenn sie mir zuhorchen, so mache ich sie Religion und taufe sie. — Wie? rief ich aus, ihr taust sie? Wie macht ihr das? — O fuhr er fort, ich nehme Wasser, tauche meine Hand darein, mache ihnen ein Kreuz auf die Stirne und auf die Brust, und lese dann ein bischen Gebet im Englischen her. — Natürlich verstehen euch die Leute? fragte ich. — Nein, versetzte er, das eben nicht; aber sie behaupten, wohl zu wissen, daß es ihnen gut thue. — Bald vernahm ich auch, daß diese beiden Leute Krankheiten zu heilen vorgeben, indem sie ein kurzes Gebet über die Kranken hersagen, und ihnen ihr Eigenthum dafür abnehmen. Ich stellte ihnen ernstlich ihr abscheuliches Betragen vor, und sie versprachen mir, nicht länger also zu handeln. Wie traurig ist es doch, daß der Verkehr unserer englischen Schiffsleute mit diesen unwissenden Insulanern fast immer nichts als Elend und Verderben verbreitet.

Am folgenden Tage erreichten wir die Insel Manono, dieses herrliche Eden, wo uns unser riesenhafte Freund Matetau in herzlicher Liebe entgegeneilte. Nachdem wir einander wacker die Nasen geritzt hatten, fragte er alsobald, wo ist mein Missionar? Ich habe nicht vergessen, was du mir versprochen hast. — Ich auch nicht, versetzte ich. Da ist er. Ich führte nun unsern Teava und sein Weib bei ihm ein, die er jetzt wonnevoll umfaßte, indem er, die Nasen mit ihnen reibend, unaufhörlich ausrief: Lelei, lelei, lava! (gut, gut, jetzt bin ich glücklich). Plötzlich warf er sich nun in die Brandung, und schwamm durch die Wellen auf sein Ufer hinüber, um seinen Leuten zu verkündigen, daß Herr Williams ihnen ihren Missionar gebracht habe. Wir erreichten die Missionsstation des Häuptlings Malietoa Abends 5 Uhr, wo die Lehrer und die Einwohner uns mit ausnehmender Freude begrüßten. Da die 12 Monate, nach denen ich sie wieder zu besuchen verspro-

chen hatte, schon längst verstrichen waren, so hatten sie schon gefürchtet, mein Angesicht nicht mehr zu sehen. Nach den ersten Ergießungen der Freude, welche die Südsee-Insulaner unveränderlich mit einem Thränenstrome laut werden lassen, verlangte ich von den Lehrern zu erfahren, was sich seit meiner 20 monatlichen Abwesenheit auf der Insel zugetragen habe, und sie erzählten mir nun, daß alle angesehene Häuptlinge nebst fast allen Bewohnern ihres Distriktes das Christenthum angenommen haben, daß ihre Kapelle, die etwa 700 Zuhörer in sich fasse, immer voll sey, und daß auf den beiden großen Inseln Sawaji und Upolu in mehr als 30 Dörfern das Evangelium eingeführt worden sei. Sie fügten noch weiter hinzu, daß die große Masse des Volkes nur meine Ankunft erwarte, um ihrem heidnischen Aberglauben zu entsagen. Dies war eine herrliche Kunde, welche Dank- und Freudenthränen gegen Gott aus meinen Augen lockte, der uns in so kurzer Zeit einen so reichen Lohn hatte zufließen lassen.

Der alte König Malietoa war gerade abwesend, indeß ließ ich mich in seiner Wohnung nieder, weil ich wußte, es werde ihm Freude machen, mich dort zu finden. Wir besuchten am folgenden Morgen die Kirche, welche im tahitischen Style erbaut und mit den Blättern des Zuckerrohres bedeckt ist. Nur wenige Sitze befanden sich noch darin, und der Boden war mit Kokußblättern belegt. Die Versammlung bestand aus etwa 700 Zuhörern, die bei aller Rohheit ihres Aussehens doch die lebhaftesten Gefühle rege machten, indem sie mit ausgestrecktem Nacken und offenem Munde das verkündigte Wort verschlangen, durch welches sie aus der dichten Finsterniß ihrer Väter errettet zu werden hofften. Um Mittag kam der König Malietoa an. Er sah ausnehmend gut aus, war wohlgekleidet und wir erkannten in ihm einen ganz andern Menschen, als derjenige war, der 20 Monate zuvor auf Blutvergießen und Brand mit seinen Kriegern auszog. Er begrüßte

uns aufs herzlichste, und drückte seine Freude darüber aus, daß er uns unsere Leute gesund, und sie und ihr Eigenthum vor allem Unfalle bewahrt darstellen könne. Er sei herzlich dankbar dafür, fügte er hinzu, daß das gute Wort Jehovahs auf seine Inseln gebracht worden sei, und daß so viele seiner Unterthanen dasselbe angenommen haben; und jetzt, fügte er mit lebhafter Stimme hinzu, werden alle meine Leute unserm Beispiele nachfolgen, denn sie sehen, daß das Lotu wahr ist. Was mich betrifft, so besteht das Verlangen meines Herzens einzig darin, das Wort Jehovahs kennen zu lernen. Ich führte nun meinen Reisegefährten Makea, den König von Rarotonga, bei ihm ein. Der alte Häuptling sahe ihn mit einem Adlersblicke an, und hieß ihn herzlich auf seiner Insel willkommen. Nachmittags hielt ich an eine Volksversammlung von etwa **1000** Menschen eine Ansprache, und fühlte mich unaussprechlich glücklich, von der Wunderliebe zu zeugen, womit Gott in Christo die gefallene Welt geliebet hat, und bat sie dringend, daß auch sie bald mit allen Heiligen begreifen lernen mögen, die Breite und Länge, die Tiefe und Höhe der Liebe, welche alle Erkenntniß übersteigt.

An einem folgenden Tage kam eine große Volksversammlung zusammen, zu welcher ich eingeladen wurde. Das Bethaus war mit Menschen angefüllt, und große Haufen standen noch außerhalb desselben. In der Mitte war für mich und den Häuptling Makea leerer Raum gelassen, und uns gegenüber saß der König Malietoa, dem ich nun laut meinen Dank dafür ausdrückte, daß er sein Versprechen gehalten und die Lehrer so freundlich bis jetzt behandelt habe. Nach einer gefühlvollen Antwort von seiner Seite erzählte nun auch Makea dem versammelten Volke die wohlthätigen Wirkungen, welche die Einführung des Christenthums auf seiner Insel Rarotonga gehabt habe. „Jetzt genießen wir ein Glück, sprach er, das unsere Voreltern gar nicht kannten. Unsere wilden Kriege haben aufgehört, unsere Häuser sind

eine Stätte des Friedens, unser Eigenthum nimmt zu, unsere Kenntnisse mehren sich, wir besitzen Bücher in unserer Sprache, unsere Kinder können lesen, und vor allem sind wir mit dem wahren Gott und dem Wege des Heiles durch seinen Sohn Jesum Christum bekannt geworden." Am Schlusse munterte er die Häuptlinge und das Volk auf, das Wort Jehovahs mit beiden Händen zu ergreifen, denn dieß allein, fügte er hinzu, kann ein Volk friedliebend und glücklich machen. Noch wäre ich ein wilder Heide, wenn das Licht des Evangeliums nicht unsere Insel besucht hätte. Diese Ansprache machte einen mächtigen Eindruck auf das Volk. Schon sein äußeres Aussehen zeigte, daß er einer der angesehensten Häuptlinge und einer der Ihrigen war, und sein ganzes Wesen gewann ihm die Hochachtung und Liebe des Volkes. Malietoa erklärte nun seine entschiedene Anhänglichkeit an das Christenthum und seinen festen Entschluß, dasselbe festzuhalten. „Wir sind Eines Sinnes, rief er mit mächtiger Stimme seinem Volke zu, wir sind durchaus Eines Sinnes in dem Entschlusse, Christen zu werden. Unser Wunsch geht dahin, (sich an mich wendend) daß ihr eure Familie holen und unter uns leben und sterben möget, um uns zu sagen, wie wir Jehovah verehren und Christum lieben sollen." — Ich bin nur allein, antwortete ich, und da liegen acht Inseln umher; die Zahl ihrer Bewohner ist zu groß, als daß das Werk des Unterrichtes von einem Einzigen unternommen werden könnte. Darum gedenke ich sogleich nach meinem Geburtslande zurückzukehren und meinen Brüdern daselbst zu sagen, daß ihr gerne unterrichtet werden möget. — Gut, rief der Häuptling aus, gehe nur so geschwind wie möglich, und bring so viele Missionarien mit als du kannst; aber ach, wie viele unter uns werden nicht schon gestorben seyn, bis du wieder kommst. Aber, fuhr ich fort, wird Malietoa im Stande seyn, die Missionarien zu beschützen? Voll Verwunderung und scheinbar verletzt antwortete er: wie kannst du

dieſe Frage machen? Habe ich nicht mein Verſprechen erfüllt? Ich verſicherte dir bei deinem letzten Abſchied, den Krieg ſo bald wie möglich zu beendigen; dieß that ich auch, und ſeitdem iſt kein Krieg mehr geführt worden. Ich ſagte dir zu, ein Bethaus aufzurichten; da ſteht es fertig da. Ich verſprach, mich ſelbſt unterrichten zu laſſen; dieß iſt geſchehen. Ich nahm die Lehrer in den Schutz; frage ſie, ob ſie je beleidigt worden ſind. Warum machſt du eine ſolche Frage? — Dieß thue ich nicht um meinetwillen, erwiederte ich. Meine Ueberzeugung iſt feſt; ich wollte nur von dir hören, was ich meinen Brüdern im Vaterlande von dir ſagen ſoll. Ach, rief er aus, wenn das dein Wunſch iſt, ſo haſt du mein Wort dafür, nimm es mit auf die Reiſe: bring uns ſo viele Lehrer als du kannſt, und ſollten ſie ſo viel Eigenthum mit ſich bringen, daß es von jener Bergſpitze bis ans Seeufer reichte, ſo ſoll auch das Kleinſte nicht von uns angerührt werden.

Der übrige Theil des Tages ward mit der Beantwortung gar mannigfaltiger und wichtiger Fragen zugebracht, welche mir die Verſtändigkeit dieſer Inſulaner beurkunden. So verlangten ſie z. B. ausführlich von mir zu wiſſen, was nach den Grundſätzen des Chriſtenthums ſa (böſe) ſey? und auch über bürgerliche, häusliche und gewerbliche Dinge machten ſie gar manche verſtändige Frage an mich. Abends beehrten mich die fünf Frauen Malietoas mit ihrem Beſuche. Sie ſetzten ſich neben mich auf den Boden, und ließen ſich's wohl ſchmecken, was ihnen aufgetragen wurde. Während der Unterhaltung machte ich die Bemerkung, daß eine Art merkwürdiger Schlangen gar häufig auf den Samoainſeln zu finden ſey, und da ich den Wunſch ausdrückte, eine ſolche Schlange, dergleichen in England noch keine geſehen worden war, mit mir nach Hauſe zu bringen, ſo liefen ſie alle zur Wohnung hinaus, und bei ihrer Rückkehr hatte jede eine ſolche lebendige Schlange um den Rücken gewunden. Das Benehmen dieſer Frauen war

ungemein gutmüthig, und ich konnte mich nur der Hoffnung freuen, daß die Stunde nicht mehr ferne sey, in welcher sie aus dem elenden Zustande der Knechtschaft empor gehoben werden sollen, in welchen die Sünde und der Aberglaube sie gestürzt hat.

XVII. Abschnitt.

Wanderungen auf der Insel Sawaji. Besuch auf der Missionsstation Amoa. Die neue Station Malawa. Reise nach der Insel Manono. Versöhnung der Häuptlinge. Rückreise des Herrn Williams nach der Insel Rajatea.

An einem der folgenden Tage machten wir uns von Sapapalii auf den Weg, um eine drei Stunden entfernte Station, Amoa, zu besuchen, wo die Einwohner ein Bethaus aufgerichtet und sich sämmtlich zum Unterricht im Christenthum vereinigt hatten. Auf dem Wege kamen wir durch eine neue Niederlassung dieser Insulaner, welche mehr einem englischen Parke als einem heidnischen Dorfe glich. Eine schöne breite Straße von hartem Sandstein führte durch dieselbe, die von riesenmäßigen Schattenbäumen zu beiden Seiten besetzt war, unter denen die Hütten der Einwohner sich verbargen. Amoa selbst ist eine weit ausgedehnte Niederlassung, die von zwei jungen thätigen Häuptlingen regiert wird, welche mit großem Eifer bemüht sind, alles nach christlichen Grundsätzen einzurichten. Ihr Empfang war ungemein herzlich, und sie konnten nicht müde werden, uns hunderte verständiger Fragen zur Beantwortung vorzulegen. Eben waren wir in tiefer Unterhaltung begriffen, als ein langer Reihe ein Haufe von etwa 70 Frauen und Mädchen aus der Ferne herbeikam, von denen jede eine Gabe auf dem Kopfe trug, und als sie uns näher gekommen waren, vor mir und Makea diese Gaben niederlegten, so daß wir bald von den Vorräthen von Kokusnüssen, Brotfrucht und Yams

zugedeckt worden wären. Die Anführerin derselben und ihre Tochter ließen sich nun neben einem Häuptling nieder, der in ihrem Namen uns anreden sollte. Sie hätten, sagte er, von meinem Vorhaben gehört, Amoa zu besuchen, da nun aber die Christen ihrer Niederlassung blos aus Gliedern des weiblichen Geschlechtes bestehen, so hätten sie nicht erwarten dürfen, einen so hohen Besuch von uns zu erhalten. Sie seyen daher gekommen, um dem Manne ihre Hochachtung zu bezeugen, durch welchen sie das Wort Jehovahs empfangen hätten. Sie müssen nur bedauern, daß ihre Gabe so gering sey. Der Grund hievon liege in dem Umstande, daß ihre Männer noch nicht Söhne des Wortes geworden seyen. Die anwesenden Lehrer gaben der Frau das Zeugniß, daß sie einige Zeit auf ihrer Missionsstation zugebracht habe, und ausnehmend fleißig im Unterricht gewesen sei. Später sey sie zu ihrer Niederlassung, zwei Stunden von hier, zurückgekehrt, habe alle Frauen ihres Distriktes zusammen gerufen, und diese durch ihre Erzählungen bewogen, ihrem Beispiele zu folgen und den heidnischen Gebräuchen den Abschied zu geben. So oft nun der kleine Vorrath ihrer Erkenntniß zu Ende sey, komme sie zu der Station zurück, sammle sich begierig neue Schätze der Erkenntniß ein, und trage dieselben sorgfältig zu ihren Freundinnen zurück; auch habe sie ein Bethaus in ihrem Orte aufgerichtet, wo sie bisher, in Ermanglung eines Lehrers, selbst den Gottesdienst gehalten habe. Diese Erzählung machte einen tiefen Eindruck auf mein Gemüth. Ich drückte den Anwesenden meinen Dank und meine Freude über ihren Besuch aus, und ermunterte sie, an den Worten Jehovahs festzuhalten, und durch ihren keuschen Wandel ihre Männer für Christum zu gewinnen. Jede Einzelne hatte ihren Kopf mit einem Blumenkranze umwunden, ihren Leib mit frischen Blättern umhüllt, und ihr ganzes Betragen zeugte von Bescheidenheit und Anstand.

Auf

Auf unserm Wege nach der Niederlassung Malawa, drei Stunden vom Seeufer, kamen wir durch eines der heidnischen Dörfer, das sie Nuu Dewolo (Teufelsdorf) nannten. Ich hielt diesen Ausdruck zuerst für ein Schimpfwort, aber ich fand bald, daß die Einwohner ihn nicht also verstanden; denn als ich einen der Umstehenden fragte, ob er ein Sohn des Wortes (ein Christ) sey, gab er ganz ruhig zur Antwort: nein, ich bin ein Mann des Teufels. Dies zeigte mir, daß sie diesen Ausdruck als Unterscheidung zwischen Christen und Heiden zu gebrauchen pflegen. Bei unserer Ankunft zu Malawa wurden wir von dem Häuptlinge freundlich aufgenommen. Dieser zog sich jedoch gar bald wieder zurück, kam aber nach einiger Zeit mit etwa 100 Männern und Frauen wieder herbei, welche Schweine, Tuch und Obstfrüchte aller Art in großer Menge als Liebesgabe mit sich brachten. Der Häuptling setzte sich nieder und sagte: ich fühle mich hochgeehrt durch den Besuch eines Häuptlings der Religion. Ich bin jetzt ein Verehrer Jehovah's geworden. Mein Herz und meine Gedanken brennen in Liebe zu dem guten Wort, und mein aufrichtiges Begehren ist, daß dasselbe bald durch das ganze Land laufen und daß nicht ein einziger Faka dewolo (Mann des Teufels) mehr zurück bleiben möge. Als ich ihm bemerkte, ich sey nicht gekommen um etwas von ihrer Habe zu erhalten, und wolle daher nur Weniges als Ausdruck ihrer Liebe annehmen, so wollte er davon nichts wissen, und ich mußte den ganzen Vorrath auf mein Schiff bringen lassen. Auch Leute aus andern Distrikten kamen herbei, um mich um Lehrer zu bitten, und es schmerzte mich tief ihre Bitte nicht gewähren zu können; indeß kamen wir darin überein, daß sich auf Malawa ein eigener Lehrer niederlassen solle.

Bei meiner Rückkehr nach Sepapalii vernahm ich mit Bedauern, daß schon seit einiger Zeit ein Mißverständniß zwischen Malietoa, dem Könige von Sawaji und Matetau, dem Häuptlinge der Insel Manono aus-

gebrochen sey, und die Lehrer wünschten sehr, daß dasselbe vor meiner Abreise beigelegt werden möchte. Ich ließ daher Matetau wissen, daß er zu mir auf Besuch kommen möchte, und daß ich ihn auf meinem Schiffe abholen lassen werde. Allein er weigerte sich dies zu thun. Darüber wurde Malietoa in hohem Grade aufgebracht, und als ich ihm den Vorschlag machte, daß er und sein Bruder mich nach Manono begleiten möchte, so wies er geradezu meinen Vorschlag von sich, bis ich ihn darauf aufmerksam machte, daß das Christenthum dies von ihm verlange, und daß es Gott wohlgefällig und ehrenvoll für ihn sey, zuerst eine Wiederversöhnung zu suchen. Jetzt erklärte er, daß er gleich am folgenden Tage mit mir gehen wolle. Wirklich segelten sie nebst andern Häuptlingen und zwei unserer Lehrer mit mir nach der Insel Manono, die wir wegen schlechten Windes erst am folgenden Tage erreichten. Ich eilte ans Ufer, um Matetau zu bewegen, mit mir zu Schiffe zu kommen. Dieser willigte ein, und ich führte ihn jetzt bei dem Könige Malietoa ein mit der Bemerkung, daß mir viel daran gelegen sey, eine Wiederversöhnung zwischen ihnen beiden zu stiften, indem die Fortdauer ihrer Mißhelligkeiten die nachtheiligsten Folgen für die Religion haben müßte. Jetzt ließ ich sie eine Zeitlang allein, um sich offen gegen einander auszusprechen, und nach einer Stunde kamen sie zu mir und sagten: wir beide haben jetzt nur Ein Herz, und wollen in Zukunft unsern Einfluß nur dazu anwenden, den Krieg zu verhindern und die Religion auszubreiten. Mein Herz fühlte innigen Dank gegen Gott, daß er mir es gelingen ließ, diese beiden mächtigen Häuptlinge mit einander zu versöhnen, und ich faßte den Entschluß, einen unserer Lehrer, Teava, mit seiner Gattin auf dieser Insel zurückzulassen, welche ich dem Schutze des Matetau angelegentlich empfahl. Wir knieten auf dem Verdeck mit einander nieder, empfahlen sie im Gebet dem gnädigen Schutze Gottes, und nun zogen sie mit

einander dem Ufer zu, während ich mit den Häuptlingen nach Sawaji zurückkehrte.

Nach einem kurzen Besuche, den ich auf der Insel Upolu machte, wohin ich von allen Seiten her eingeladen worden war, um ihre neuerbauten Bethäuser einzuweihen, war die Zeit gekommen, wo ich auf meine Heimreise nach Rajatea ernstlichen Bedacht nehmen mußte. Noch vor meiner Abreise kam mir zu Ohren, daß die Wittwe eines unserer frühern Nationalgehülfen auf Rurutu, Puna, mit ihren Kindern auf einer stürmischen Fahrt nach der Keppelsinsel (Niva Taputapu) verschlagen worden sey, und jetzt dort wohne; und ich faßte daher den Beschluß, sie auf meiner Heimreise dort abzuholen und mit mir nach Hause zu nehmen. Nach einem rührenden Abschied, den ich von unsern Brüdern, den Häuptlingen und dem Volke auf der reichlich gesegneten Insel Sawaji nahm, segelte ich nun der Keppelsinsel zu, und traf diese Wittwe mit ihren Kindern wirklich in den dürftigsten Umständen daselbst an. Nach ihrer Erzählung war ihr Gatte mit ihr, ihren Kindern, zehn Eingebornen von Rurutu und zwei Amerikanern auf einem kleinen von ihm selbst erbauten Schiffe zur See gegangen, um nach Rajatea zurückzukehren. Allein bald verloren sie ihren Weg, und wurden beinahe 6 Wochen lang auf der stürmischen See umher getrieben, bis sie endlich in der Ferne eine große niedrige Insel entdeckten, welche von den Eingebornen, von denen einige auf ihren Kanus ihnen entgegenkamen, Manaiki genannt wurde. Die Insulaner schienen freundlich zu seyn, und daher wagte sich einer der Amerikaner mit 2 Männern von Rurutu ans Ufer mit dem Versprechen, eine weiße Flagge aufzurichten, wenn sie gut aufgenommen würden. Allein obgleich sie 14 Tage um die Insel herumsegelten, so kam doch keine Flagge zum Vorschein, und alles, was sie vernahmen, war, daß der König der Insel die Fremdlinge den Göttern geopfert

habe. Ein ſtarker Wind trieb jetzt das Schiff einer andern Inſel, Rakaana, zu, wo Paaa's Parthie landete, und wo ſie zwar Hütten und Kanus, aber keine Einwohner antrafen. Jetzt ſtiegen ſie wieder zu Schiffe und wurden über 2 Monate lang in verſchiedenen Richtungen auf dem Meere umhergeworfen, bis ſie endlich in einer Entfernung von etwa 800 Stunden von Rurutu, die Keppelsinſel (15° 56′ br. und 174° 10′ L.) erreichten. Hier wollte ſie das Volk plündern, was jedoch der König Maatu verhinderte. Sie verweilten auf dieſer Inſel 4 Monate, während welcher Zeit ſie ihren chriſtlichen Einfluß auf die Einwohner auszuüben ſuchten. Aber Puna wurde krank, und da ihm alles daran gelegen war, für ſich und ſeine Familie Chriſten zu finden, ſo wagte er ſich mit ſeinem kleinen Schiffe noch einmal aufs Meer hinaus. Lange von den Stürmen umher getrieben, liefen ſie endlich auf Nievafu ein, wo der arme Puna ſeinen Geiſt aufgab. Sein friedſamer Tod und die Erinnerungen, welche der Scheidende ſeinen Hinterbliebenen gab, machten auf den anweſenden Häuptling einen ſo unauslöſchlichen Eindruck, daß er ſich entſchloß, nicht nur die Wittwe mit ihren Kindern unter ſeinen Schutz zu nehmen, ſondern ſich auch von derſelben im Chriſtenthum unterrichten zu laſſen. Indeß wurde ſein Volk darüber, daß er dem väterlichen Götzendienſte öffentlich entſagte, ſo erbittert, daß es ſich gegen ihn verſchwor und ihm das Leben nahm.

Unter dieſen bedrängten Umſtänden trafen wir die Wittwe an. Wir nahmen ſie unverweilt mit den Ihrigen auf unſer Schiff und ſegelten in gerader Richtung der Inſel Rarotonga zu. Als wir etwa 120 Stunden Wegs zurückgelegt hatten, weckte mich um Mitternacht der Steuermann mit dem ängſtlichen Rufe auf: Sie müſſen plötzlich aufſtehen, mein Herr, das Schiff hat einen Leck, iſt ſchon halb voll Waſſer und wird eheſtens ſinken! Zu meiner Beſtürzung fand ich wirklich, daß der untere Raum bereits 4 Fuß hoch Waſſer gefaßt

hatte. Plötzlich mußte alles an die Arbeit, denn es galt entweder das Wasser auszupumpen oder zu sinken, und zu meinem Trost wurde ich nach einer Stunde Arbeit gewahr, daß wir 6 Zoll über das Wasser gewonnen hatten. Mit vereinten Kräften fuhren wir nun mit der schweren Arbeit bis zum Morgen fort, bis das Wasser ausgepumpt war. Indeß rann es doch so schnell herein, daß wir nach wenigen Minuten die Arbeit wieder beginnen mußten, und wir beschlossen daher, unsere Boote bereit zu machen, und die nöthigen Lebensmittel darauf zu bringen, falls das Schiff nicht weiter zu retten wäre. Ich war dem HErrn von Herzen dankbar dafür, daß ich mit der ruhigsten Fassung des Gemüths alle erforderlichen Anordnungen treffen konnte. Mit aller Mühe wollte es uns indeß nicht gelingen die Stelle zu finden, wo sich der Sprung befand, und schon hatte die Noth einen hohen Grad erreicht, als es uns der HErr gelingen ließ, auf der Insel Vavau einzulaufen. Vergeblich untersuchten wir jetzt unser Schiff, um dem Eindrange des Wassers abzuhelfen; und da wir den Riß nicht entdecken konnten, so blieb uns nichts übrig, als uns noch einmal auf das Meer zu wagen, um wo möglich Tonga und unsere Brüder daselbst zu erreichen, was uns erst nach 5 Tagen großer Stürme gelang. Zum Glück trafen wir hier zwei englische Kapitaine an, deren Mannschaft uns behülflich war, unser Schiff umzudrehen, und so fand sich nach genauer Untersuchung, daß im Kiele desselben ein Loch offen stand, aus welchem durch irgend einen Zufall der hölzerne Nagel herausgefallen war. Die Oeffnung war so groß, daß das Schiff unausbleiblich hätte sinken müssen, hätte nicht der heftige Sturm einige glatte Steine und Schlamm in dieselbe hineingespühlt, wodurch der Zugang des Wassers vermindert wurde.

Nach einem Aufenthalte von 14 Tagen segelten wir der Insel Rarotonga zu, die wir im Januar 1833 glücklich erreichten, und wo wir unsere geliebten Mitarbeiter,

so wie das ganze Missionswerk im erfreulichsten Gedeihen antrafen. Gerne hätten wir länger auf ihren friedlichen und gesegneten Auen verweilt, hätte mich nicht der Drang der Liebe nach Rajatea zurückgerufen, um meine geliebte Gattin und Kinder nach 15monatlicher Abwesenheit wieder zu umarmen, und nach kurzer Erholung von dort aus unsere längst beabsichtigte und durch das Bedürfniß der Mission laut gewordene Besuchsreise nach England anzutreten.

XVIII. Abschnitt.

Geographische Notizen über die Schifferinselngruppe.

Diese ansehnliche und wohlbevölkerte Inselngruppe dehnt sich in den Gewässern des stillen Oceans östlich und westlich auf 4 Grade aus. Sie wurde von dem französischen Weltumsegler Bougainville im Jahr 1678 entdeckt, welcher ihnen den Namen der Schifferinseln gab, wahrscheinlich weil ihre Einwohner eine ausnehmende Fertigkeit in Verfertigung ihrer Kanus und in der geschickten Behandlung derselben besitzen. Von den Insulanern selbst wird die Gruppe Samoa genannt, und sie besteht aus 8 Inseln, Manua, Orosenga, Ofu, Tutuilla, Manono, Aborima, Sawaji und Upolu, zu denen noch einige kleine Inseln innerhalb ihres Umkreises gerechnet werden.

Im Jahr 1788 wurde diese Gruppe von dem unglücklichen La Peyrouse besucht, der nebst seinem Collegen, De Langle, und einem Theile seiner Schiffsmannschaft von diesen Insulanern ermordet wurde. Dies brachte den Namen derselben in einen solchen Verruf, daß kein späterer Reisender um ihrer Treulosigkeit und Wildheit willen auf ihren Küsten zu landen wagte. Auch in der Beschreibung dieser Inseln ist des Kapitains Cook Genauigkeit zu bewundern, der uns immer die richtigen

Benennungen der Orte gibt, welche er besuchte, so wie diese von den Insulanern selbst gebraucht werden, indeß die französischen Reisebeschreiber nicht einmal die Namen dieser Inseln richtig aufzufassen verstanden, und uns Benennungen derselben geben, die man nirgends unter den Eingebornen hört.

Noch wunderlichere und fabelhafte Dinge erzählt uns der russische Kotzebue in der Beschreibung dieser Inseln. Er thut sich viel darauf zu gut, zuerst den Yams unter diesen Insulanern eingeführt, und dadurch eine alte Gewohnheit derselben, Menschenfleisch zu essen, verdrängt zu haben. Allein die Bewohner dieser Inseln waren zu keiner Zeit gewohnt gewesen, Menschenfleisch zu essen; auch wuchs der Yams längst zuvor auf ihren Inseln, ehe Kotzebue sie besuchte. Ueberhaupt ist seine neue Reise um die Welt, so weit sie die Inseln dieser Gewässer berührt, ein Gewebe von Erdichtungen und falscher Angaben, und faßt Erzählungen von Menschen in sich, welche niemals gelebt und weitläufige Geschichten von Begebenheiten, welche sich niemals zugetragen haben. Wir geben hier über jede einzelne dieser Inseln nur einige Bemerkungen.

Insel Manua. Segelt man in östlicher Richtung hin, so fällt uns, nachdem wir nicht lange zuvor eine kleine unbewohnte Insel auf der Seite liegen sahen, Manua, unter **169° 1′** westl. Länge und **14° 9′** südlicher Breite in die Augen. Sie ist zirkelförmig, und liegt so hoch, daß sie auf eine Entfernung von **20** Stunden gesehen werden kann. Ihr Ufer ist hoch und schroff, und nur wenig niederes Land hat sich auf ihr angesetzt. Die Insulaner dieser Gruppe betrachten die Einwohner von Manua als ein unterjochtes Volk, und sie werden daher von denselben verachtet und gedrückt. Wirklich findet sich auf den meisten Inselngruppen des stillen Meeres fast immer eine Insel, die ein Gegenstand allgemeiner Unterdrückung ist, und auf welcher die andern Inselbewohner ihre Sklaven und ihre Menschenopfer

aufsuchen, Auch ist es nicht selten der Fall, daß auf einzelnen Inseln einzelne Distrikte diesem harten Loose unterworfen sind.

Von Manua nördlich kommen die beiden Inseln Orosenga und Ofu zunächst zum Vorschein. Sie sind vergleichungsweise unbedeutend, und hängen in einem rechten Winkel beinahe mit einander zusammen. Ebenso sind auch ihre Bewohner nicht so zahlreich wie auf Manua, weil fast die ganze Bevölkerung von Ofu von den Orosenganern zernichtet wurde.

Tutuilla liegt etwa 20 Stunden westlich von Orosenga (170° 16′ westl. L. und 14° 20′ südl. Br.). Dieß ist eine malerisch schöne Insel, welche 35—40 Stunden im Umfange hat. Segelt man an ihrer südlichen Küste hin, so entdeckt man auf derselben mehrere schöne Buchten, unter denen sich besonders Rango-Banko und Leone auszeichnen.

Upolu, die nächste Insel dieser Gruppe, hat einen Umfang von 70—80 Stunden. Die Berge dieser Insel sind sehr hoch, und bei klarem Wetter sieht man ihre Spitzen auf eine Entfernung von 20—24 Stunden. Sie sind bis an die Gipfel mit üppigem Graswuchs bekleidet, und bieten eine Mannigfaltigkeit von Formen dar, die ihnen den Charakter des Romantischen und Erhabenen verleiht. Wir fanden drei bequeme Buchten auf dieser Insel, welche ohne Gefahr besucht werden können.

Ihr zunächst liegt die kleine Insel Manono, welche nicht über 2 Stunden Umfang hat. Sie hängt durch einen Riff mit der südwestlichen Spitze von Upolu zusammen, der sich um beide Inseln zieht. Auch auf ihrer Küste sind geräumige und sichere Buchten für große Schiffe anzutreffen. So klein auch die Insel Manono ist, so ist sie doch von großer Wichtigkeit. Ihre Bewohner waren nämlich bisher in jedem Kampfe siegreich, und haben auf diese Weise ein politisches Uebergewicht über die ganze Gruppe sich erworben, weshalb ihre

Bewohner Malo (ein siegreiches Volk) genannt werden. Dessen ungeachtet wird behauptet, daß sie bis jetzt in keinem Kampfe zuerst der angreifende Theil gewesen seyen. Leider fehlt es dieser schönen Insel an Wasser, indeß haben in der neuesten Zeit ihre Bewohner angefangen Brunnen zu graben, und es ist ihnen gelungen, Quellwasser zu finden.

Die Insel Aborima ist zwischen 200—300 Fuß hoch, hat aber kaum eine Stunde im Umfang. Ihre ungewöhnliche Gestalt hat ihr diesen Namen, der eine hohle Hand bezeichnet, eingebracht, und höchst wahrscheinlich ist sie der Krater eines ausgestorbenen Vulkans. Ihre Ufer sind senkrecht und nur an einer einzigen Stelle zugänglich, und die Bewohner von Manono, denen sie unterworfen ist, pflegen ihre Familien und ihr Eigenthum in Kriegszeiten hieher in Sicherheit zu bringen. So öde und unfruchtbar auch ihre äußern Felsenwände sind, so habe ich doch nirgendwo auf diesen Gewässern ein reicheres und üppigeres Pflanzenleben angetroffen, als diese Insel in ihrem Busen trägt. Ist man über ihre Felsenspitzen hinweg, so enthüllt sich dem Auge des Wanderers ein Amphitheater der überraschendsten Schönheit, das einem Garten Gottes ähnlich ist, und eine Fülle tropischer Erzeugnisse in sich verbirgt.

Die größte Insel dieser Gruppe ist Sawaji, welche einen Umfang von mehr als 100 Stunden haben soll. Die Berge dieser prachtvollen Insel sind sehr hoch, und werden auf eine Entfernung von 25 Stunden gesehen. Sie steigen nur nach und nach vom Seeufer bis zum Mittelpunkte der Insel empor, und alle sind mit herrlichen Waldungen bedeckt. Sawaji steht an Schönheit, Umfang und Wichtigkeit nur sehr wenigen der zahlreichen Zauberinseln nach, welche die Gewässer dieses großen Oceans schmücken.

Die Schifferinselngruppe ist, mit Ausnahme der Sandwichsinseln, die größte und volkreichste auf den Gewässern des stillen Meeres, auf denen christliche Missionen

begonnen haben, und sie wird ohne Zweifel nach wenigen Jahren eine hohe Bedeutsamkeit gewinnen. Da sie in der Nachbarschaft der Freundschaftsinseln, der zahlreichen Fidschigruppe, der Neu-Hebriden, Neu-Caledonien und zahlreicher einzelner Inseln liegt, so läßt sich zwischen denselben leicht ein Verkehr gewinnen, und auf diese Weise über die Tausende verfinsterter Insulaner, welche zwischen den Samoa's und der Küste von Neu-Holland inne liegen, ein zivilisirender und christlich religiöser Einfluß ausüben. Betrachten wir daher diese Inseln als Marktplatz kaufmännischer Unternehmungen, oder als Feld für wissenschaftliche Forschungen, oder als Wirkungskreis für christliche Liebesthätigkeit: so müssen sie immerhin unser lebhaftes Interesse in Anspruch nehmen.

Schon der Umfang der Oberfläche dieser Inseln verdient bemerkt zu werden. Hier finden sich zahlreiche Thäler, welche Tausende völlig unangebauter Fucharte reichen Bodens in sich fassen. Wirklich ist der Anbau des Bodens im Ganzen noch sehr unbedeutend, denn da die Lebensmittel freiwillig und ohne alle Arbeit im größten Ueberflusse auf denselben wachsen, so legen die Samoaner, so wie die Tahiten nur wenig Sinn für den Ackerbau zu Tage. In diesem Stück werden sie von ihren Nachbarn, den Bewohnern von Tongatabu, weit übertroffen, welche ihren Lebensunterhalt fast nur allein durch den Anbau des Bodens gewinnen, indeß der Tahite und der sorgenlose Samoaner arbeiten oder spielen, zu Hause bleiben oder herumschlendern, tanzen oder schlafen kann, wie es ihm beliebt, in der gewissen Zuversicht, daß der schöne Wald von Brotfruchtbäumen, der seine Hütte beschattet, ihm einen Ueberfluß von Lebensmitteln liefert; und sollten auch diese nicht zureichen, so zieht er nach seinen Bergen hinaus, welche Bananas, Plantanen, wilden Yams und eßbare Früchte und Wurzeln aller Art im Ueberflusse liefern. Indeß

wird doch von den Samoanern viel Taro gebaut, weil sie diese Frucht dem Yams vorziehen.

Der Boden dieser Inseln ist ausnehmend reich, so daß Kaffee, Zucker, Baumwolle, und jedes tropische Erzeugniß in beliebiger Menge darauf gewonnen werden könnte; und da es ihm auch nicht an Wasser gebricht, indem Quellen, Bäche und Seen allenthalben angetroffen werden, so könnten an manchen Stellen mit der größten Leichtigkeit Wasserwerke aller Art aufgerichtet werden. Die Bäume auf den Samoainseln sind, wie auf den Gesellschaftsinseln, ungemein schön und mannigfaltig. Einige zeichnen sich durch ihre Größe aus, andere durch ihre Blüthen, ihren Wohlgeruch, ihr Farbenspiel und ihre Früchte. Die meisten derselben sind immer grün, und es gibt kaum 2 oder 3 Baumgattungen, welche ihre Blätter auf einmal verlieren. Im Allgemeinen sind alte und neue Blätter, Knospen und Blüthen, junge und reife Früchte auf dem gleichen Baume zu finden, und schmücken ihn das ganze Jahr hindurch. Einige derselben sind wegen ihres Bauholzes ungemein schätzbar, was besonders bei dem Tamanu (Calophyllum, Schönblatt, aus der Familie der Guttiferen) der Fall ist. Dieser wächst zu einer erstaunlichen Höhe und Dicke, und sein Holz gebrauchen die Insulaner zu ihren Kanus und allen Gattungen ihrer Hausgeräthe. Nicht minder groß und schön ist der Miro, ein Holz von schwarzbrauner Farbe, das einer hohen Glätte fähig ist, der Tou (Cordia), dessen Holz an Farbe und Kern dem Rosenholze ähnelt, und das für musikalische Instrumente ausnehmend brauchbar seyn würde. Die Insulaner verfertigen aus demselben ihre hölzernen Trommeln, welche sich durch einen hellen schmelzigten Klang auszeichnen. Mehrere dieser Bäume sind für die Insulaner ungemein nützlich, und oft hatte ich Gelegenheit, einerseits die Weisheit und Güte Gottes, welche so viele nützliche Eigenschaften in einer einzigen Pflanze zu vereinigen weiß, und andererseits den Scharfsinn der

Eingebornen zu bewundern, welcher diese Eigenschaften zu entdecken, und sie seinem Bedürfnisse und seinem Genusse dienstbar zu machen versteht. Ich nenne z. B. nur den Leuchternußbaum, eine Euphorbiengattung, die häufig in den Bergen wächst. Seine Blätter sind fast ganz weiß, und bilden einen höchst angenehmen Contrast gegen das Dunkelgrün des Waldes, das auf dem Blätterwerke liegt. Dieser Baum trägt eine Nuß von der Größe einer Wallnuß, die statt eines Leuchters dient. Aus ihr gewinnen ferner die Eingebornen eine sehr schöne Schwärze, womit sie ihre Kanus und ihr Hausgeräthe bestreichen. Aus dem innern Flechtwerk des Baumes wird ein Oel bereitet, welches die Farben unauslöschlich macht, indeß das Holz des Baumes den mannigfaltigsten Gebrauch zuläßt.

Ich schließe die kurzen Bemerkungen mit der Versicherung, daß es wohl für den Botaniker kein weiteres, und einladenderes Feld gibt, als die Südseeinseln überhaupt. Dies erhellt aus der einzigen Thatsache, daß im Jahr **1832** ein wissenschaftlich gebildeter italienischer Botaniker, Herr Bertero, die Societätsinseln besuchte, welcher durch die Kuren, die er vermittelst der Pflanzen des heimathlichen Bodens verrichtete, nicht blos die Insulaner, sondern uns selbst in Erstaunen setzte. Wenn ein Kranker bei ihm Hülfe suchte, so ging er mit ihm nur eine kleine Strecke auf das Feld hinaus, und zeigte ihm eine Pflanze, welche in den meisten Fällen die heilsamsten Wirkungen erzeugte. Dieser in seinen Forschungen unermüdete Gelehrte war so glücklich, während seines 8monatlichen Aufenthaltes auf diesen Inseln nicht weniger als **2000** neue Pflanzengattungen zu entdecken; und ich muß es mit tiefem Schmerz bedauern, daß er selbst mit seiner kostbaren Sammlung an der Westküste Südamerika's im Schiffbruche unterging.

Auf den Schifferinseln sind die gefiederten Stämme weit zahlreicher, als auf den Gesellschafts- und Herweyinseln, indessen dürfte auch hier der Natur-

forſcher ſein Verzeichniß bald ſchließen. Wundern mußte ich mich, Eulen hier zu finden, welche im Oſten vergeblich geſucht werden. Auch mehrere Gattungen von Turteltauben finden ſich hier, deren Gefieder ſich durch ein blaugrünes, oder ſcharlachrothes Colorit auszeichnet. An Papageien, Waſſerhühnern und Waldtauben findet ſich eine große Zahl. Der Vampir wird häufig angetroffen, der auf den öſtlichen Inſeln unbekannt iſt. Die Samoaner brachten ihm als böſem Geiſte ihre Huldigung, und wenn je Satan wegen ſeiner Häßlichkeit verehrt wird, ſo wundere ich mich nicht, daß dieſes Thier als ſein ſichtbares Ebenbild zur Verehrung erwählt wurde. Auch Schlangen, die man auf den andern Gruppen nicht kennt, finden ſich hier in großer Zahl, von denen mehrere Gattungen prächtig colorirt ſind. Die Eingebornen ſuchen die Land- und Seeſchlange als Leckerbiſſen auf, und ſetzen einen großen Werth auf ſie. Ueberhaupt birgt die Natur auf dieſen fernen Inſeln noch reiche Schätze in ihrem Schoße, die ſich erſt in ihrer Fülle ergießen werden, wenn die Predigt des Evangeliums der Naturwiſſenſchaft die Bahnen gebrochen haben wird, die ihren Forſchungen eine reiche Welt bis jetzt verborgen gehalten haben.

Die Bewohner ſämmtlicher Südſeeinſeln (Polyneſien) gehören zwei verſchiedenen Völkergeſchlechtern an, welche durch Körperbau, Farbe und Sprache ſich weſentlich von einander unterſcheiden. Das eine derſelben iſt mit dem Negergeſchlechte nahe verwandt, hat einen herkuliſchen Körperbau, ſchwarze Hautfarbe und ein wolligtes oder vielmehr gekräußeltes Haar, während die Farbe des andern Geſchlechtes hoch kupferartig iſt, und ſeine Haare in langem Wuchs über die Schultern hinabhängen. Die letztere Klaſſe gehört ſichtbar dem Malayengeſchlechte an, und bewohnt die Sandwichs-, die Marqueſas-, die Paumutu-, die Geſellſchafts-, die auſtraliſchen-, die Herwey-, die Schiffer-, die Freundſchafts-

Inseln und Neuseeland, welche wir füglich unter der Bezeichnung des östlichen Polynesiens zusammenfassen mögen. Die negerartigen Südländer werden von den Fidschi-Inseln an bis zu den Küsten von Neuholland angetroffen, und bilden das westliche Polynesien, zu welchem nebst den östlichen Gebieten von Neuholland Neu-Guinea, Neu-Britannien, Neu-Irland, der Louisiaden-Archipel, die Salomons-Insel, Neu-Caledonien, die Neu-Hebriden und die Fidschi-Inseln gerechnet werden, indem die Bewohner der letztern den Uebergangspunkt zu dem Negergeschlechte bilden. Es ist durch die Macht der Gnade Christi seit einer Reihe von 40 Jahren den Freunden des Evangeliums gelungen, die Gesammtbevölkerung des östlichen Polynesiens zum Glauben an das Evangelium zu bekehren, und durch dasselbe den alten Götterglauben von ihren Gebieten zu verdrängen; und die Boten Christi sind in unsern Tagen mit der Predigt des Wortes von Osten her so weit westlich vorgedrungen, daß sie nunmehr auf der Scheidelinie des Negergeschlechtes stehen, dem nun mit vereinigten Kräften die Segnungen des Evangeliums in seine wilden Finsternisse gebracht werden sollen.

Die Vorsehung Gottes hat durch die geographische Lage dieser Inseln das stille Fortpflanzungsgeschäft der göttlichen Wahrheit auf mannigfaltige Weise erleichtert, indem es den Boten Christi möglich gemacht ist, auf diesen ungeheuern Gewässern in kleinern Abschnitten von einer Stufe zur andern vorwärts zu schreiten, und ihre eröffneten Laufgräben mit einander in Verbindung zu bringen. Segelt man nämlich von den Ufern der Insel Sumatra 120 Stunden in östlicher Richtung vorwärts, so erreicht man die wilden Ufer von Borneo. Von hier durchkreuzt man die Wasserstraße von Makasser, welche etwa 80 Stunden breit ist, und gelangt nach der Insel Celebes. Von dort aus öffnet sich freilich eine Entfernung von 240 Stunden bis nach Neu-Guinea; allein die dazwischenliegenden großen Inseln von Bessey und Ce-

ram erleichtern den Uebergang. Die Entfernung zwischen Neu-Guinea und den Neu-Hebriden beträgt abermals 500 Stunden; allein die dazwischenliegenden Inseln sind so zahlreich, daß die Reise nur kurz ist, und in leichten Stationen geschehen kann. 200 Stunden weiter von den Neu-Hebriden entfernt, liegen die Fidschi-Inseln, und noch 120 Stunden weiter die Freundschafts-Inseln, auf denen wir bereits in den aufdämmernden Kreisen einer Kirche Christi angelangt sind. Ein weiterer Weg von 200 Stunden führt uns von dort über eine große Reihe von Inselngruppen hinweg nach den Schiffer-Inseln, deren Einwohner nunmehr dem Evangelio Christi gehuldigt haben. Von den Schiffer-Inseln bis zu der Herveygruppe gilt es einen Weg von 300 Stunden, und von dort zu den Gesellschafts-Inseln noch weitere 160 Stunden, um zu der Stelle zu gelangen, von welcher aus das Licht der göttlichen Wahrheit zu den Bewohnern dieses Inselnmeeres ausgegangen ist. Von Tahiti aus führt uns ein Weg von weitern 1000 Stunden nördlich zu den Sandwichs-Inseln hinauf, aber die Reise dorthin, welche über die Paumutu- und die Marquesas-Inseln führt, ist abermals auf mannigfaltige Weise erleichtert, so wie auch die herrschenden Passatwinde den Uebergang von einer Stelle zu der andern beflügeln. Auf diese Weise hat die Vorsehung Gottes schon durch die Einrichtung der Natur dafür gesorgt, daß diese weithin auseinander gestreuten Völkerfamilien ohne bedeutende Schwierigkeiten aufgesucht, und sie zu einer seligen Gemeinschaft der Gläubigen eingeladen werden können.

Das kupferfarbige Geschlecht der östlichen Polynesier zeichnet sich im Allgemeinen durch viel körperliche Schönheit aus. Die Männer sind stark und schlank, meist über 6 Fuß hoch; ihre Gliedmaßen sind fest und kräftig, und dabei ungemein gelenksam und zu allen körperlichen Kunstfertigkeiten geschickt. Wirklich bietet der Körperbau vieler Einzelner ein Musterbild des Eben-

maßes und der Vollendung der Verhältnisse dar, was besonders bei dem Geschlechte der Häuptlinge der Fall ist. Das weibliche Geschlecht steht zwar dem männlichen an Vollendung des Körperbaues nach, jedoch finden sich unter demselben nicht selten die schönsten Muster der menschlichen Gestalt. Beide Geschlechter zeichnen sich durch große Lebhaftigkeit aus, und ihre körperlichen Bewegungen sind ungemein leicht, schnell und fügsam. Es wird darauf gesehen, daß der Häuptling sich auch durch körperliche Vorzüge vor seinem Stamme auszeichne. Zu seinen Gattinnen werden gewöhnlich die schönsten und kräftigsten Glieder des weiblichen Geschlechtes gewählt. Wird ihm ein Sohn geboren, so werden 2—3 der gesundesten jungen Frauen als seine Säugemütter ausgewählt, und diese mit einem Ueberflusse von Lebensmitteln versehen, um den Säugling in seinen vier ersten Jahren mit ihrer kräftigen Milch zu nähren. So sah ich auf Narotonga das Kind eines Häuptlings, das vier Ammen hatte, und schon in seinen ersten Jahren zu einem kleinen Ungeheuer herangewachsen war.

Auch an Geistesanlagen fehlt es den Polynesiern keineswegs. Es ist eine eigenthümliche Erfahrung der alten und neuen Zeit, daß fast ein jedes Geschlecht der Menschen sich selbst für das weiseste zu halten pflegt. Während im Eigendünkel ihrer geistigen Ueberlegenheit die zivilisirten Völker stolz auf die Barbarenstämme herabblicken und ihnen keinen Verstand zutrauen, sind auch letztere gewohnt, mit dem gleichen Vorurtheile die erstern anzublicken. Selbst die Südsee-Insulaner pflegen von einem linkischen Menschen, der sich nicht zu helfen weiß, gewöhnlich zu sagen: er ist so dumm wie ein Engländer; da sie wohl wissen, daß sie dieselben im Klettern, Schwimmen und andern körperlichen Fertigkeiten in der Regel weit übertreffen. Ist ein verständiges Urtheil, ein leichtes Auffassungsvermögen,

ein

ein getreues Gedächtniß, ein Durst nach Erkenntniß, sobald der Werth derselben erkannt ist, ein klares Urtheil über das Nützliche; ist die Fertigkeit, seine Gedanken bestimmt und kräftig auszudrücken, und in einem mächtigen Flusse der Rede dieselben darzustellen, ein Maßstab, nach welchem wir die geistigen Anlagen eines Volkes richtig zu beurtheilen vermögen: so unterliegt es keinem Zweifel, daß in dieser Hinsicht die Südsee-Insulaner den Bewohnern Europa's in keinerlei Weise nachstehen und Fähigkeiten genug besitzen, um zu der gleichen Höhe wissenschaftlicher Ausbildung emporgehoben zu werden.

Die Sprache der westlichen Polynesier weicht von der der östlichen in einem bemerkenswerthen Bestandtheile ab. Erstere nämlich faßt viele Wörter und Sylben in sich, welche sich mit einem Mitlauter schließen, während in der letztern Wörter und Sylben ohne Ausnahme mit einem Selbstlaute endigen. Die polynesische Negersprache ist noch sehr unbekannt, und bis jetzt noch nicht in Sprachlehren und Schriften aufgefaßt und bearbeitet worden; die ostpolynesische Sprache hingegen wurde von den Missionarien gründlich erlernt, in Sprachlehren aufgefaßt und in vielfachen Uebersetzungen der heiligen Schriften und anderer Bücher mannigfaltig in Anwendung gebracht.

Letztere schließt acht Mundarten in sich, welche jedoch eine große Verwandtschaft mit einander haben, in ihrem grammatischen Bau übereinstimmen und meist nur dadurch von einander abweichen, daß sie gewisse Buchstaben des Alphabethes entweder ganz ausschließen oder mit andern verwechseln. Die Mundart der Sandwichs-Inseln z. B. weicht von der Tahitischen hauptsächlich dadurch ab, daß erstere das K und L häufig gebraucht und von dem F nur selten einen Gebrauch macht. Der Marquesas-Dialekt unterscheidet sich von dem Tahitischen durch die Zulassung des K und die gänzliche Ver-

werfung des R Buchstabens. Der Herwey-Dialekt scheint unter allen Mundarten des Ostens die größte Vollendung zu besitzen, mit den andern näher als der Tahitische verwandt zu seyn, und er wird auch im weitesten Umfange gesprochen. Derselbe weicht sehr wenig von der Neuseeländer Mundart ab, macht von den Buchstaben F und H keinen Gebrauch, läßt hingegen den Buchstaben K und den Nasenton Nga zu. Der Samoa-Dialekt unterscheidet sich von dem Tahitischen dadurch, daß er den Buchstaben R mit L, und das H mit S vertauscht und gleichfalls Nasentöne gebraucht. Dadurch wird derselbe ungemein sanft und fließend, was bei keiner andern dieser Mundarten in solchem Grade der Fall ist. Um an einer Reihe von Wörtern das Verhältniß dieser Mundarten zu einander zu überschauen, fügen wir folgende Tabelle bei:

Deutsch.	Tahitisch.	Hawajianisch.	Marquesa-nisch.	Auf den Australischen Inseln.	Auf der Hervey-Gruppe.	Samoanisch.	Auf Tonga-tabu.	Neu-Seeländisch.	Auf den Fidschi-Inseln.
Gott.	Atua.	Atua.	Atua.	Atua.	Atua.	Atua.	Otua.	Atua.	Kalau.
Mensch.	ta - a - ta.	kanaka.	kanaka.	ta - a - ta.	ta - nga - ta.	ta - nga - ta.	ta - nga - ta.	ta - nga - ta.	tamata.
Frau.	va - hi - ne.	wa - hi - ne.	ve - ine.	va - ine.	va - ine.	fa - fine.	fa - fine.	wa - hine.	leva.
Geist.	va - ru - a.	u - ha - ne.	ku - ani.	varua.	vae - rua.	ata - mai.	lau - ma - lie.	wairua.	alo.
gut.	mai - ta'i.	maikai.	mo - ta - ki.	mai - ta'i.	mei - ta - ki.	le - lei.	lelei.	pai.	vinaka.
böse.	ino.	ino.	hau - fau.	ino.	kino.	le - anga.	kovikovi.	kino.	iha.
Kleidung.	a - hu.	kapa.	ka - hu.	au.	ka - ka'u.	ofu.	kofu.	kakahu.	suli, talo.
Kanu (Nachen).	va - a.	waka.	va ka.	va - a.	va - ka.	va - a.	waka.	waka.	vauka.
Betrug.	haavare.	wahahee.	tivava.	a - avare.	pikikaa.	pepelo.	lohi.	hanga - reka.	lasu.
Mond.	marama.	mahina.	meama.	marama.	marama.	masina.	mahina.	marama.	pula.
groß.	rahi, nui.	nui.	nui.	ra'i.	ra'i, maata.	lasi, tele.	lahilahi.	nui.	lebu.
klein.	iti.	untu.	iti.	iti.	ngiti.	itiiti.	jii.	nohinohi.	leilei.
Mitleiden.	aroha.	aloha.	kaofa.	aroa.	aroa.	alofa.	jitofa.	aroha.	soloma.
Wort, Rede.	parau.	kolelo.	peeau.	parau.	tuatua.	tala, ubu.	lea.	korero.	vosa.
Morden.	tavarahi.	pepehi.	kukumi.	ta.	ta.	fasi.	ta'i.	ta.	avita.
kalt.	to' eto'e.	anu.	kamaii.	to' eto'e.	toketoke.	ma'alili.	mokojia.	makaridi.	
Morgen.	po' ipo'i.	tatahi ata.	oioi.	poipoi.	popo'ngi.	tai - ao.	po - ngi - po - ngi.		
König.	ari'i.	ali'i.	vakaiki.	ari'i.	ariki.	ali'i.	eiki.	ariki.	turanga.
hören, glauben.	fa' aro'o.	holohe.	oko.	a'aro'o.	akarongo.	fa'alongo.	fagalongo.	wakarongo.	bakarongota.

Es dürfte uns nicht befremden, eine von wilden Völkerstämmen gesprochene Sprache in vielen Beziehungen sehr mangelhaft zu finden; allein dies ist bei den polynesischen Dialekten keineswegs der Fall. Sie sind ausnehmend reich an Wörtervorrath, lassen eine große Mannigfaltigkeit der Ausdrucksweisen zu, sind der feinsten Wendungen der Rede fähig, und werden nach strengen grammatischen Regeln gesprochen. Besonders zeigt sich beim Gebrauche der Fürwörter eine ausnehmende Bestimmtheit und Regelmäßigkeit. Auch haben sie es in ihrer Gewalt, die Beziehungen derselben nach allen Richtungen genau auszudrücken. „Legen Sie Ihre Beine auf die Schüssel, mein Herr," sagte kürzlich eine Dame in England nach dem Mittagessen zu mir. Wir verstehen diesen Ausdruck, aber in der Südländersprache würde dieses Fürwort lächerlich tönen, indem sie in zwei verschiedenen Ausdrücken die besitzenden Fürwörter durch matu und tatu, tou und tau u. s. w. unterscheiden, und das erstere dasjenige bezeichnet, was meiner Persönlichkeit gehört, das andere hingegen das, was ich von Außen her empfangen habe. Legen Sie Ihre Beine auf die Platte, würden sie demnach so verstehen, daß der, von dem dieß gefordert wird, seine eigenen Beine auf die Schüssel legen solle.

Da die Eingebornen nie verlegen sind, ihre Gedanken oder Gemüthsbewegungen in Worte zu fassen, oder die Eigenschaften der Dinge zu beschreiben, mit denen sie bekannt sind, so sind wir bei unsern Uebersetzungen seltener in dem Falle gewesen, Wörter aus fremden Sprachen unter denselben einzuführen. Dies war nur dann der Fall, wenn eigenthümliche Begriffe des Christenthums ausgedrückt, oder Gegenstände bezeichnet werden sollten, welche ihnen ganz neu waren. Wir suchten in solchem Falle immer vorerst Bezeichnungen in dem schöpferischen Reichthum ihrer eigenen Sprache auf, oder wenn sich dieß nicht thun ließ, das eingeführte fremde Wort durch Beifügung von Selbstlauten zu polynesiren.

Hiebei leistete uns die griechische Sprache die besten Dienste, die sich mit der polynesischen am leichtesten verschwistern läßt. Es wurden z. B. Pferde eingeführt, für welche der Südseeländer keinen Namen hatte, und wir legten daher demselben die Bezeichnung Hipo (von dem griechischen Hippos) bei, unter welchem dasselbe nun unter ihnen bekannt ist. Auch unser Brot kannten sie nicht, und wir machten sie mit demselben unter dem Namen von Areto bekannt. Um bei der Bezeichnung der Taufe alle Streitigkeiten zu vermeiden, haben wir das Wort der Originalsprache Baptizo für dieselbe aufgenommen. Neue Ausdrücke dieser Art verstehen die Eingebornen leicht, denn sie werden fleißig der Jugend in unsern Schulen erklärt, und diese tragen dieselben überallhin unter das Volk hinaus.

Die Gegenstände, welche die Südsee-Insulaner verehren, sind dreifacher Art: ihre vergötterten Voreltern, ihre Götzenbilder und ihre Etus. Viele ihrer Voreltern wurden als große Wohlthäter der Menschheit zu Göttern erhoben; man glaubte z. B. die Welt sey vormals in lauter Finsterniß eingehüllt gewesen, und einer ihrer Vorfahren habe jetzt durch einen wunderlichen Prozeß Sonne, Mond und Sterne geschaffen. Eine andere Sage erzählt: der Himmel sey vormals der Erde so nahe gewesen, daß die Menschen auf derselben nicht gehen konnten, sondern kriechen mußten. Dies war nun ein großes Uebel, bis endlich einem der erhabene Gedanke gekommen sey, die Himmel so hoch zu hängen, daß die Köpfe der Menschen nicht mehr an denselben anstoßen. Mit aller Kraft erhob er sie zuerst bis an die Wipfel der Bäume, sodann brachte er sie mit der größten Anstrengung bis zu den Bergspitzen hinauf, und nach langer Ruhe hing er sie endlich mit unsäglicher Mühe in der Höhe auf, wo sie jetzt stehen. Bei diesem Geschäft kamen ihm Myriaden Fliegen zu statten, die mit ihren Flügeln die Seile unterstützten, an welchen die Himmel aufgezogen wurden. Dieser fabelhafte Gott wurde auf

den Südsee-Inseln verehrt, bis das Licht des Christenthums die läppische Sage verdrängte.

Besonders merkwürdig war der Etu, den sie verehrten; ein böser Geist, welcher in der Gestalt eines Vogels oder eines Fisches oder eines kriechenden Wesens sich offenbarte. Unzählige Dinge wurden als Etus betrachtet, an die man Gebete richtete. Als ich einmal auf einer Insel eine Wanderung machte, trat ich zufällig in ein Schlangennest. Ich wurde anfangs darüber bestürzt, bis die Leute mich versicherten, diese Schlangen seyen sehr unschädlich, und ich ließ daher die größte unter denselben tödten, um sie mitzunehmen. Bei meiner Rückkehr setzte ich mich unter einem Taubaume bei Fischerleuten nieder, welche eben ihre Netze bereiteten, und ließ die Schlange herbeibringen, um sie in der Sonne zu trocknen. Plötzlich erhoben die Leute ein fürchterliches Geheul, griffen nach ihren Mordkeulen, und liefen mit denselben auf meine Begleiter zu, indem sie brüllend ausriefen: ihr habt unsern Gott getödtet! Ich stellte mich in ihre Mitte, und konnte sie nicht eher beruhigen, bis ich ihnen versprach, die Schlange alsobald auf mein Boot bringen zu lassen. Wie groß ist doch die Macht der Finsterniß in dieser von Gott abgefallenen Welt, und wie herrlich der Vorzug, den einigen wahrhaftigen Gott und seine preiswürdigen Eigenschaften zu erkennen und in Demuth sagen zu dürfen: „Dieser Gott ist unser Gott von nun an bis in Ewigkeit!“

Inhalt
des ersten Heftes 1838.

J. Williams Geschichte der neuesten Missions-Unternehmungen auf den Südsee-Inseln.

Abschnitt. — Seite

1. Geographische Beschreibung der Herwey-Inseln. Geologischer Charakter der Inseln des stillen Meeres im Allgemeinen. Ihre Classifikation. Ueber Korallenbildung. 11
2. Merkwürdige Umstände, unter denen das Evangelium auf der Insel Rurutu eingeführt wurde. Anfang einer Mission auf der Insel Aitutaki 18
3. Missionsarbeiten auf der Insel Aitutaki. Besuch der Missionarien Williams und Bourne auf derselben. Ihre Bemühungen, die Insel Rarotonga aufzufinden. Schicksale des Nationalgehülfen Papeiha auf Aitutaki. Williams Reise nach der Insel Mangea. Mißlungener Versuch, eingeborene Lehrer unter den wilden Einwohnern daselbst abzusetzen 26
4. Besuch auf der Insel Atiu. Bekehrung des Königs daselbst. Macht der göttlichen Wahrheit. Entdeckung der Insel Mauke und Mitiaro. Einführung des Christenthums auf denselben. Nochmaliges Aufsuchen der Insel Rarotonga 38
5. Ankunft auf Rarotonga. Angenehme und schmerzliche Vorfälle daselbst. Papeiha's frommes Betragen. Rückkehr nach der Insel Raiatea 46
6. Fortsetzung der Anpflanzungsgeschichte des Christenthums auf der Insel Rarotonga 51
7. Williams erster Versuch, das Christenthum auf den Schiffer- (Samoa-) Inseln auszubreiten. Vorbereitung. Erbauung eines Missionsschiffes. Reise nach der Insel Aitutaki. Besuch auf Rarotonga 64

Abschnitt. Seite

8. Rückblick auf die erste Pflanzung des Evangeliums auf der Insel Rarotonga. Ankunft des Missionars Buzacott auf derselben. Missionar Williams Rückreise von Rarotonga nach Tahiti 69
9. Einige Bemerkungen über die Beschaffenheit der Insel Rarotonga 79
10. Vorbereitungen zu einer neuen Missionsreise nach den westlichen Inselngruppen des stillen Meeres. Ankunft auf der Insel Mangea, und Aufenthalt daselbst. . 84
11. Fortsetzung der Reise nach den westlichen Inseln der Südsee. Besuch auf der Insel Atiu. Lebensgefahr des Herrn Williams. Die Inseln Mauke und Mitiaro von christlichen Lehrern besucht. Ankunft auf der Insel Aitutaki 96
12. Die Savage- (wilde) Insel. Ankunft auf der Insel Tongatabu. Freundliche Aufnahme von den Methodisten-Missionarien daselbst. Nachricht von ihren Arbeiten unter diesen Insulanern 103
13. Die Hapai-Inseln. Nachricht von der Einführung des Christenthums auf denselben 110
14. Fortsetzung der Reise nach den Schiffer- oder Samoa-Inseln. Ankunft auf Sawaji. Günstige Aufnahme daselbst. Verkehr mit den Eingebornen. Der Häuptling Malietoa. Erste Pflanzung des Christenthums auf Sawaji 115
15. Rückreise nach der Insel Rajatea. Besuch auf Rarotonga. Ankunft auf der Insel Rurutu. Vorfälle daselbst. Reise nach der Insel Tahiti. Missionsstation Afareaitu. Glückliche Ankunft auf Rajatea . . 125
16. Prüfungsvolle Erfahrungen des Herrn Williams auf Rajatea im Jahr 1831. Zweiter Besuch desselben auf den Schifferinseln. Landung auf Manua. Die Inseln Orosenga und Ofu. Allgemeines Verlangen nach Missionarien. Aufenthalt auf der Insel Tutuilla. Die Leonebucht. Ankunft auf der Insel Sawaji. Merkwürdige Volksversammlung 130
17. Wanderungen auf der Insel Sawaji. Besuch auf der Missionsstation Amoa. Die neue Station Malawa. Reise nach der Insel Manono. Versöhnung der Häuptlinge. Rückreise des Herrn Williams nach der Insel Rajatea 143
18. Geographische Notizen über die Schifferinselngruppe . 150

Jahrgang

1838.

Zweites Quartalheft.

Leben des seligen David Zeisbergers,
Missionars der evangelischen Brüdergemeinde
unter den Indianern in Nord-Amerika.

Vorwort.

Schon längst ging der Herausgeber des Magazins damit um, eine ausführlichere Lebensbeschreibung des vollendeten David Zeisberger auszuarbeiten, weil er die Ueberzeugung in seiner Seele trug, daß die Geschichte dieses ausgezeichneten Knechtes Gottes in dem Magazine nicht fehlen dürfe, und daß unter den Glaubenshelden der neuern Missionsgeschichte Zeisbergers Name oben an gesetzt zu werden verdiene. An reichhaltigen Materialien hiezu konnte es ihm nicht gebrechen. Schon in den bekannten „Nachrichten aus der Brüdergemeinde" Jahrgang **1819** erstes Heft, Seite **109—160**, wurde eine lehrreiche Skizze aus dem Lebenslaufe des Vollendeten dem christlichen Publikum mitgetheilt, welche füglich als Grundlage einer ausführlicheren Bearbeitung dienen konnte. Letztere war nämlich durch erstere keineswegs überflüssig gemacht, indem diese Skizze nur bruchstückartig die wichtigsten Momente aus dem erfahrungsreichen Leben dieses Knechtes Christi zusammenstellt, und sich zugleich vermuthen läßt, daß sie nur in einem beschränktern Kreise christlicher Missionsfreunde damals bekannt geworden seyn mag. Ausführlichere Beiträge zur Ausfüllung dieser Lücken bietet schon die von dem seligen Loskiel im Jahr **1789** ausgearbeitete lehrreiche Geschichte der Mission der evangelischen Brüder unter den Indianern in Nord-Amerika dar. Da diese Geschichte aber nur bis zum Jahre **1787** reicht, und den besondern Antheil des seligen Zeisbergers am großen Missionsgeschäfte nur im Vorübergehen berührt, so war es um so mehr wünschenswerth, diese zerstreuten Momente in einen nähern Zusammenhang mit einander zu bringen. Die willkommensten Materialien für Zeisbergers Biographie lieferte dem Verfasser eine interessante Schrift, welche einer seiner vieljährigen Mitgehülfen am Missionswerke,

Johannes Heckewelder, unter dem Titel: A Narrative of the Mission of the united Brethern among the Delaware and Mohegan Indians zu Philadelphia im Jahr 1820 im Druck herausgegeben hat. Da der selige Heckewelder eine lange Reihe von Jahren hindurch als Mitarbeiter an Zeisbergers Seite stand und alle Gefahren und Mühseligkeiten des Berufes treulich mit demselben getheilt hat, so war er um so mehr im Stande, ein wahres und lebendiges Bild von einem Manne zu zeichnen, den er als Führer, Rathgeber und Muster von Herzen hochgeachtet und geliebt hat.

Des seligen Zeisbergers mehr als sechzigjährige Arbeit unter den Indianern Nord-Amerika's stellt uns im hellsten Lichte die wahre Beschaffenheit eines ächt christlichen Missionscharakters und zugleich das Bild einer Leidens- und Verläugnungsschule dar, zu welcher sich ein Jeder entschließen muß, der im wahren apostolischen Sinne des Wortes ein Bote Christi unter den Heiden zu werden verlangt; und den Verfasser leitete bei der Bearbeitung dieser Lebensgeschichte zunächst die Absicht, theils seinen geliebten Brüdern im Heidenlande zu ihrer Stärkung und Ermunterung aus dem Kreise der Erfahrung ein Musterbild vor die Augen führen, das uns alle im Innersten beschämt, und von dem wir auf dem Wege der Selbstverläugnung noch gar Vieles zu lernen haben, theils aber auch den frommen Jünglingen, welche sich häufig, und ohne oft klar zu wissen, was sie wollen, um Aufnahme in unsere evangelische Missionsschule melden, ein Büchlein in die Hände zu geben, aus welchem sie erkennen mögen, wie es sich denn eigentlich mit der wahren Missionslaufbahn verhalte, welche Anforderungen diese an sie zu machen pflege, und wie sehr es Noth thue, sich wiederholt und ernstlich vor dem HErrn zu fragen, ob auch sie zu solcher verläugnungsvollen Hingabe an den HErrn und sein Werk sich entschließen können, noch ehe sie einen Schritt wagen, um diesem heiligen Berufe näher zu treten. Möge jeder Leser aus der Betrachtung dieser Lebensgeschichte den Eindruck der tiefen Beschämung und der kräftigen Ermunterung davon tragen, welcher dem Verfasser bei der Bearbeitung derselben zu Theil geworden ist, und auf diese Weise das Andenken an den Vollendeten noch lange unter uns im Segen fortwirken.

Leben des seligen David Zeisbergers.

I. Abschnitt.

Zeisbergers Jugendjahre. Seine Flucht nach Georgien. Aufbau von Nazareth und Bethlehem. Zeisbergers Bekehrung und Entschluß, als Missionar unter den Indianern zu arbeiten. Die ersten Missionsversuche der Brüder im Staate New-York. Schekomeko und Patschgatgosch, zwei kleine Indianergemeinden. Zeisberger begleitet den Bischof Spangenberg zu den Irokesen nach Onondago. Seine Gefangenschaft zu New-York. Rückkehr nach Bethlehem. Reise zu den Indianern auf Long-Island. Niederlassung zu Gnadenhütten. Jahr 1721—1750.

David Zeisberger wurde zu Zauchtenthal in Mähren am **11.** April **1721** geboren. In diesen Tagen waren die Bekenner der reinen Lehre des Evangeliums in Mähren und Böhmen von Seiten der Obrigkeit und der katholischen Priesterschaft um ihres Glaubens willen schweren Verfolgungen ausgesetzt, und Viele derselben mußten im Auslande eine Freistätte suchen. Manche derselben wanderten nach Herrnhut in der Lausitz, einem für die Aufnahme dieser Unglücklichen von dem Grafen von Zinzendorf neuerrichteten Dorfe aus, unter denen sich auch im Jahr **1726** die frommen Eltern unseres Zeisbergers befanden, welche ihre ganze Habe in der väterlichen Heimath zurückgelassen hatten, um mit ihren drei Kindern, unter denen auch der kleine fünfjährige David sich befand, ihre Lebenstage dort im Frieden Gottes zuzubringen. Aber nach kurzer Zeit brachen die Eltern mit mehreren ihrer gleichgesinnten Brüder nach Nord-Amerika auf, wo sich kurz zuvor in Georgien eine Anzahl

mährischer Auswanderer niedergelassen hatte, und ließen ihren kleinen David in Herrnhut zurück, um ihm im Schooße der dortigen Gemeinde eine christliche Erziehung geben zu lassen. Bald zeichnete sich der junge Zeisberger unter seinen Mitschülern durch besondere Geistesanlagen aus, und die guten Fortschritte, welche er in der lateinischen Sprache machte, ließen seine Lehrer ein besonderes Talent für die Erlernung fremder Sprachen in ihm erkennen.

Als fünfzehnjähriger Jüngling nahm ihn nun, nach seinem ersten Schulunterrichte, der Graf von Zinzendorf im Jahr **1736** auf eine Reise nach Holland mit, wo bald darauf zu Heerendyk eine kleine Brüderkolonie auf Veranlassung der verwittweten Prinzessinn von Oranien angelegt wurde, und hier machte sich der muntere Jüngling bald durch die Leichtigkeit, womit er die holländische Sprache sich aneignete und zu reden begann der aufkeimenden Gemeinde auf vielfache Weise brauchbar. Allein der strenge und düstere Ernst, der jeden seiner Schritte ängstlich bewachte, ließ ihn bald fühlen, daß seinem jugendlichen Geiste die Mauern von Heerendyk zu enge waren; und da einer seiner Jugendgenossen, Schober, das gleiche Gefühl mit ihm theilte, so entschlossen sich die beiden rüstigen Knaben, die nächste Gelegenheit sich zu ersehen, um heimlich über das atlantische Meer nach Georgien hinüber zu eilen, und ihre Eltern daselbst aufzusuchen. Wirklich gelang es ihnen, einen Schiffskapitain zu finden, der den beiden jungen Flüchtlingen ein Räumchen auf seinem Schiffe einzuräumen geneigt war. Nach einer glücklichen Seefahrt wurde der junge David in der Mündung des Savannah-Stromes ausgesetzt, und ihm von dem Schiffskapitain Gelegenheit gemacht, daß er wohlbehalten seinen Eltern in Georgien zugeführt wurde. Diese erschracken nicht wenig, als sie den armen Knaben in ihre Hütte hereintreten sahen. Anfangs kannten sie ihren Sohn nicht mehr, und es blieb ihnen nichts übrig, als es dem Worte

des Knaben zu glauben, daß er es sey. Sie selbst waren dürftig, und wußten sich nur mit genauer Noth unter ihren drangsalsvollen Umständen durchzuschlagen. Auch vermochten sie in der Dunkelheit ihrer damaligen Lage nicht zu ahnen, zu welch gesegneter Streiterbahn der lebensfrische Jüngling in dem Ofen der Leiden und Verläugnung herangebildet werden sollte.

Ehe wir weiter vorwärts schreiten, thut es Noth, auf die frühesten Niederlassungen der Brüdergemeinde in Nord-Amerika um einige Jahre zurückzublicken. Schon im Jahr **1735** waren einige mährische Brüder von Herrnhut nach Georgien gekommen, um den armen Indianern daselbst das Evangelium zu verkündigen. Allein kaum hatten sie sich in der damaligen Wildniß Georgiens an einer Stelle angesiedelt, so sahen sie sich vier Jahre später wegen des Krieges, der zwischen den Spaniern und Engländern an ihren Grenzen ausbrach, genöthigt, ihre kleine Niederlassung zu verlassen, und (im Jahr **1740**) nach Pensylvanien zu fliehen, wo sie unter dem Schutze einer freundlichen Regierung gesegnete Werkzeuge zur Bekehrung der umherstreifenden Indianer zu werden hofften. Einer der bekannten Stifter der Methodisten-Gemeine in England, der Prediger Whitefield, welcher in diesen Tagen mit wundervollem Erfolge das Evangelium in seinem Vaterlande verkündigte, und der um diese Zeit etwa **25** Stunden nördlich von Philadelphia eine beträchtliche Landesstrecke angekauft, und daselbst für den Unterricht der Negerjugend ein Schulhaus aufgerichtet hatte, lud jetzt die mährischen Brüder ein, an dieser Stelle, der er den Namen Nazareth gegeben hatte, sich häuslich niederzulassen, und unter den umherwohnenden Indianern ihre ersten Missionsversuche zu beginnen. Es dauerte nicht lange, so ward den Brüdern noch ein zweiter, an der Lecha, einem Zweigflusse des Delaware-Stromes, etwa **4** Stunden von Nazareth gelegener Platz zu einer Niederlassung angeboten, den sie käuflich an sich brachten, und wo bald darauf der schöne

Gemeinort Bethlehem von ihnen aufgerichtet wurde. Beide Missionsstellen blühten nach kurzer Zeit gleich einem Garten Gottes in der Wildniß auf, und der HErr segnete die Arbeiten der Missionarien, daß bald ein Häuflein gläubiger Indianer an denselben gesammelt werden durfte, die sich, einer Heerde ähnlich, um ihre geliebten Lehrer her ansiedelten. In dieser stillen Einsamkeit ließ sich nun auch der junge rüstige Zeisberger nieder, um, so gut er konnte, seinen Brüdern beim Aufbau von Nazareth und Bethlehem an die Hand zu gehen, und zuzusehen, welchen Weg die Hand Gottes auch für seine Lebensbahn in der ungeheuren Wildniß Nord-Amerika's brechen würde. Sein Herz war damals, wie er selbst erzählte, noch nicht zum Heiland der Sünder bekehrt, dessen Liebe er in die Herzen seiner Brüder so mächtig ausgegossen sah; aber er fühlte dennoch etwas in sich, was ihn zu diesem unsichtbaren Freunde unwiderstehlich hinzog, und es lag ihm an, daß sein Herz völlig und auf immer dem HErrn und seinem Lichte zugekehrt werden möge. Einem seiner Brüder, der ihn einmal fragte: ob er sich denn nicht bekehren werde? gab er zur Antwort: „Dieß wird schon geschehen, und dann wird Jedermann gewahr werden, daß ich in Wahrheit bekehrt bin;" eine Aeußerung, welche mit seinem entschiedenen Charakter, der sich schon in dem Jüngling entwickelte, so wie mit seiner ganzen Laufbahn vollkommen zusammenstimmt.

Nicht selten ist es im Leben der ausgezeichnetsten Werkzeuge Gottes ein einziger an sich völlig unbedeutsamer Schritt, ein einziges hingeworfenes Wort, das für die Richtung aller künftigen Lebenstage und die Schicksale derselben entscheidet. So war es auch in des jungen Zeisbergers Leben. Schon hatte er das zwei und zwanzigste Jahr angetreten, und noch war ihm seine eigentliche Lebensbestimmung nicht gewiß geworden; noch ahnete irgend einer seiner Brüder, was der Heiland aus dem kräftigen Jüngling zu machen beschlossen haben möge.

Für die Zwecke und Bedürfnisse seiner Brüder in Nord-Amerika schien er nun einmal nicht recht zu passen, auch hatte man es in der Gemeinde eben nicht so bald vergessen, daß er wenige Jahre zuvor sich heimlich aus Heerendyk weggeschlichen hatte. Als nun der Graf von Zinzendorf, welcher um diese Zeit die neuangelegten Gemeinden in Pensylvanien mit einem Besuch erfreut hatte, im Jahr 1743 seine Rückreise nach Europa eben antreten wollte, so hielt man dieß für eine schickliche Gelegenheit, den jungen David dahin zurückkehren zu lassen. Im Herzen des Jünglings, dem die Wildniß Amerika's lieb geworden war, lautete es freilich gar anders; dennoch fügte er sich stille in den Willen seiner ältern Brüder, und begab sich aufs Schiff. Schon fieng man an die Anker desselben zu lichten, als einer der Brüder, David Nitschmann, den traurigen Jüngling mit der Frage überraschte: ob er auch gern nach Europa zurückkehre? — Nein! war seine entschiedene Antwort, wobei er hinzufügte: daß seine Bekehrung ihm vor Allem am Herzen liege. Nitschmann rieth ihm nun, unverweilt nach Bethlehem zurückzukehren, was der glückliche Jüngling auch alsobald that. So wunderbar fügte es die Vorsehung unsers Gottes, weil sie unter den Indianern in Nord-Amerika ein großes Werk für den kräftigen Zeisberger ausersehen hatte.

Wirklich kam auch ihm bald die angenehme Zeit nahe, nach welcher seine Seele sich längst gesehnt hatte, und ein Tag des Heils brach über seinem Leben auf, der ihm nicht mehr untergehen durfte. Einmal hörte er in einer Versammlung seine Brüder zu Bethlehem den Liedervers singen:

Du ewiger Abgrund der seligen Liebe,
In Christo Jesu aufgethan;
Wie brennen, wie flammen die feurigen Triebe,
Die kein Verstand begreifen kann!
Was liebest du? — Sünder, die schnöde Zucht;
Wen segnest du? — Kinder, die dir geflucht.

Diese Worte brachen ihm das Herz; sein ganzes Wesen war durch sie ins Licht gestellt, und ein Thränen-

ſtrom der Buße und des Dankes rollte über ſeine jugendlichen Wangen herab. Ihm war von der Liebe Gottes in Chriſto gegen abtrünnige Sünder ein Eindruck geworden, den er nicht mehr verlieren konnte, und welcher ſtark genug war, ſeiner Seele eine ganz neue kräftige Richtung auf das zu geben, was droben iſt. Sein Herz hatte Gnade gefunden in dem Blute des Lammes, und von jetzt an fühlte er nun auch einen mächtigen Trieb, Ihm mit Leib und Seele zu dienen, und beſonders auf dem wilden Brachacker der heidniſchen Indianer im Bekehrungswerke derſelben alle ſeine Kräfte zu verzehren. Auf dieſen Beruf ſich gehörig vorzubereiten, war von jetzt an ſein eifrigſtes Beſtreben. Einer der Miſſionarien, Pyrläus, gab damals mehreren jungen Leuten Unterricht in der Sprache der Mohigan-Indianer; an dieſe ſchloß ſich nun der junge Zeisberger an, und bald ließ er durch ſeine Fortſchritte ſeine Mitſchüler weit hinter ſich zurück. Auch mit den durchreiſenden Irokeſen ſuchte er ſich bekannt zu machen, um im Umgang mit denſelben ihre Sprache zu erlernen, und innerhalb kurzer Zeit war er dieſer ſchwierigen Indianer-Mundart ſo mächtig geworden, daß er ſich mit Fertigkeit in derſelben auszudrücken wußte. Es dauerte nicht lange, ſo kam die willkommene Gelegenheit herbei, zum Beſten ſeiner Brüder von dieſer Sprache einen guten Gebrauch zu machen.

Um dieſelbe Zeit nämlich, als die mähriſchen Brüder am Delaware-Strome in Penſylvanien ſich anſiedelten, hatte einer derſelben (Jahr 1740) den erſten Verſuch gewagt, auch in den Gebieten von New-York und Connecticut, welche in jenen Tagen noch meiſt von Indianern bewohnt waren, dieſen das Wort vom Reiche Chriſti anzubieten. Chriſtian Rauch, ſo hieß dieſer fromme Bruder, hoffte zu New-York Gelegenheit zu finden, nähere Nachrichten über die Indianer, zu welchen der Drang der Liebe ihn hinzog, von den Einwohnern zu erhalten. Allein jeder, den er hierüber zu Rathe zog, rieth ihm aufs ernſtlichſte ſein Vorhaben ab, indem die

Indianer als die verworfenste und blutgierigste Menschenrace geschildert wurde, unter welchen ein Europäer nicht ohne die augenscheinlichste Gefahr sich niederlassen könne. Indeß fand er bald Gelegenheit, einige dieser Indianer zu New-York kennen zu lernen, und diese luden ihn ein, in ihren Dörfern im Walde ihnen einen Besuch zu machen. Er trug kein Bedenken, diesen Unglücklichen in die Wildniß zu folgen, und ließ sich an den Grenzen von Connecticut in einem Indianer-Dorfe, Schekomeko, nieder, wo er unter den schwersten Verläugnungen mit männlicher Beharrlichkeit das Evangelium von Christo dem Gekreuzigten verkündigte. Es dauerte nicht lange, so sammelte sich in dieser Wildniß ein Häuflein heilsbegieriger Seelen um ihn her, und er hatte im Lauf des Jahres **1742** die Freude, **22** derselben durch die heilige Taufe mit der Kirche Christi zu verbinden. Bald breitete sich das angezündete Licht immer weiter aus, und auch in einem andern Indianer-Dorfe am Kentflusse, Patschgatgosch genannt, sammelte sich ein Häuflein von gläubigen Indianern, meist aus dem Wampamo-Stamme, welche sich hier ein Kirchlein aufrichteten, und in stiller Verborgenheit von einem christlichen Bruder auf den Auen des Evangeliums geweidet wurden.

So flossen drei gesegnete Jahre dahin, als die weißen Kolonisten der Gegend, denen das Bekehrungswerk unter den Indianern verhaßt war, nun anfingen die Missionarien auf das grausamste zu verfolgen, und es darauf anzulegen, sie so schnell wie möglich aus dem Lande zu verjagen. Die Missionarien wurden als gefährliche Menschen verläumdet, welche damit umgingen, Unzufriedenheit mit der Regierung unter den Indianern auszustreuen, und sie zum Haß gegen die weißen Ansiedler im Lande aufzureizen. Die Ursache solcher Verläumdung lag zunächst nur darin, daß die weißen Kolonisten unter den bekehrten Indianern nicht mehr wie früher ihr freches Spiel treiben konnten, und besorgen mußten, den einträglichen Handel mit berauschenden Getränken, den sie

bisher mit den Indianern zum augenscheinlichsten Verderben derselben getrieben hatten, am Ende gänzlich einzubüßen. Jetzt wurden die armen Missionarien bei der Obrigkeit verklagt, von einer Stelle zu der andern geschleppt, und auf mannigfaltige Weise mißhandelt, bis sie endlich von der Regierung zu Connecticut nach schweren Prüfungen für schuldlos erklärt, und wieder frei gelassen wurden. Dieß dauerte indeß nicht lange, indem ihre Widersacher keine Ruhe hatten, so lange sie unter den Indianern im Lande wohnten. Das Gerücht wurde jetzt allgemein verbreitet, daß sie versteckte Papisten seyen, welche die Indianer für den römischen Glauben zu gewinnen suchten, und daß sie im Solde der französischen Regierung in Kanada sich befänden, welche sie als Werkzeuge gebrauche, die Regierung der Engländer zu untergraben und die Indianer-Stämme für die Parthei der Franzosen zu gewinnen. Diese Verläumdung wurde bald so frech im Lande umhergetragen, daß jetzt (December 1744) Abgeordnete des Rathes von New-York zu Schekomeko sich einfanden, welche alle Versammlungen der Brüder unter den Indianern verboten, und diesen den Befehl überbrachten, als Angeschuldigte vor der Regierungsbehörde zu New-York sich zu stellen.

Gerade zur rechten Stunde war der Bischof Spangenberg aus Europa nach New-York hinüber gekommen, um die Angelegenheiten der neuerrichteten Gemeinden in Nord-Amerika zu besorgen, und für die Ausbreitung des Evangeliums unter den Indianer-Stämmen sich nach neuen Wegen umzusehen. Kaum hatte derselbe diese Angelegenheiten geordnet, und seine verfolgten Brüder zu der verlassenen Gemeinde nach Schekomeko zurückgebracht, so faßte er den Entschluß (Jahr 1745), eine Reise nach Onondago, am südlichen Ufer des Oneidasees, dem Sitze des großen Rathes der Irokesen (auch Tscherokesen, oder die fünf Nationen genannt), zu machen, wohin ihn der junge Zeisberger nebst ein paar andern Brüdern begleiten sollte. Diese Reise war nicht blos in

Hinsicht auf die wilden Indianer, durch deren Gebiete sie zogen, als vielmehr wegen der Schwierigkeiten des Bodens und des Mangels an erforderlichen Lebensmitteln auf dem Wege im höchsten Grade gefährlich; und dieser erste Ausflug ins Heidengebiet ließ den kräftigen Jüngling deutlich gewahren, welch eine mühevolle und schwierige Laufbahn er sich für sein künftiges Leben erwählt hatte. Einmal waren den einsamen Wanderern in dieser ungeheuren Wildniß alle Lebensmittel ausgegangen, und sie sahen dem unausbleiblichen Hungerstode entgegen. Von den Anstrengungen der Reise ermüdet, legten sie sich neben ihrem ehrwürdigen Führer auf dem grünen Rasen am Ufer eines Baches nieder, und blickten einander, mit dem Hunger kämpfend, mitleidsvoll an, als plötzlich der Bischof Spangenberg von seinem Lager sich aufrichtete, und zu dem jungen Bruder Zeisberger freundlich sagte: „Mein David, mache dein Fischergeräthe geschwind zurecht, und fange uns ein Gericht Fische!" — Wie gerne wollte ich das, antwortete dieser, wenn nur einige Hoffnung vorhanden wäre, etwas zu fangen; aber in diesem seichten klaren Wasser sind, besonders in dieser Jahreszeit, keine Fische zu finden. Diese halten sich jetzt in tiefem Wasser auf. — Spangenberg erwiederte: „Wenn ich denn doch sage: Mein David, fische! so thue es denn diesmal nur aus Gehorsam." — Nun, ich will's thun, war seine Antwort. — „Gehe etwas tiefer ins Wasser hinein, rief ihm der alte Spangenberg nach, damit ich das Vergnügen habe, von meinem Lager aus zu sehen, wie du fischen kannst." — Der liebe Bruder versteht nichts vom Fischen, dachte Zeisberger; aber das gehört auch nicht in sein Fach! und mit diesem Gedanken ging er ins Wasser hinein. Aber wie erstaunte er nicht, als er nach wenigen Augenblicken eine Menge großer Fische in seinem Netze sahe, die er nun jubelnd zur Lagerstätte der hungernden Brüder zurückbrachte. — „Hab' ich dir's nicht gesagt, sprach Spangenberg lächelnd zu ihm, wir haben einen guten himmlischen Vater?"

Die Missionarien aßen sich jetzt satt, und konnten noch einen guten Vorrath am Feuer getrockneter Fische auf die Reise mitnehmen. Diese Erfahrung machte auf Zeisberger einen so unauslöschlichen Eindruck von der Fürsorge Gottes, daß er auf seiner fernern Laufbahn Alles auf den Beistand seines HErrn getrost wagen lernte, und auch nie in seinem kindlichen Vertrauen auf Gott zu Schanden wurde. Aber bald wartete ihrer eine neue schwere Prüfung. Im Irokesenlande wurden sie zu Albany am Hudson-Flusse als verdächtige Personen, welche die Indianer zum Kriege zu reizen versuchten, von den Widersachern der Mission gefangen genommen und vor die Obrigkeit gestellt, und am Ende nach schwerem Verhöre als Verbrecher nach New-York zurückgebracht, wo sie sieben Wochen lang unter fortgesetzten Verhören im Gefängnisse schmachten mußten. Da man sie aber, trotz aller frechen Beschuldigungen, dennoch unschuldig fand, so wurden sie wieder frei gegeben, und kehrten jetzt nach ihrem geliebten Bethlehem zurück.

Dieses harte Betragen der englischen Behörde deutet sich einigermaßen aus dem Umstande, daß die Irokesen damals in dem Verdachte standen, sich auf die Seite der französischen Regierung in Canada hinzuneigen, und dieser bei einem ausbrechenden Kriege gegen die englischen Ansiedler in Amerika ihren Beitritt zuzusagen. Weil nun die Missionarien unter denselben sich aufhielten, so ward von ihren vielen Widersachern bald der scheinbare Verdacht geltend gemacht, als ob sie es darauf anlegten, diese politische Richtung der gefürchteten Irokesen zu begünstigen. Dieser Umstand führte auch in der Folgezeit den Missionarien die mannigfaltigsten, schmerzlichsten Verlegenheiten in ihrem Bekehrungswerke unter den Indianern herbei, und machte ihre Missionsarbeit den weißen Ansiedlern doppelt verhaßt. Indeß fehlte es ihnen auch nicht an manchen stillen Freunden, welche ihr gefahrvolles und heilsames Werk zu würdigen wußten. Einer derselben, ein einflußreicher

Mann im Lande, hatte sie öfter im Gefängnisse besucht, und auf mannigfaltige Weise erquickt. „Zwar seid Ihr mir unbekannte Leute, sprach er zu ihnen, aber ich bin vollkommen gewiß, daß die gegen Euch vorgebrachten Beschuldigungen falsch sind, und daß Ihr um Christi willen duldet. Ich bewundere Eure fromme Hingebung; aber es muß doch etwas Seliges seyn, um des Namens Jesu willen gefangen zu liegen. Alle, die an den HErrn Jesum glauben, haben ja kein anderes Loos in dieser Welt zu erwarten, als daß sie gehaßt und verfolgt werden."

Den ersten Vorschmack seiner künftigen Streiterbahn hatte nun Zeisberger in vollem Maaße gekostet, aber dieser, wie bitter er auch gewesen war, hatte ihn keinen Augenblick für die Fortsetzung derselben entmuthigt; und jetzt fand er in den stillen Mauern Bethlehems im Kreise seiner, zu jeder Verläugnung im Dienste Christi aufgelegten Brüder die willkommene Gelegenheit, sich zu neuen Kämpfen vorzubereiten. In dieser Einsamkeit konnte indeß sein thätiger Geist nicht lange Ruhe finden, wie sehr er sich auch bemühte, jede Gelegenheit weise zu benützen, um mit den Mundarten, den Sitten und Gebräuchen der Indianerstämme genau bekannt zu werden, und die Liebe derselben zu gewinnen. Wirklich nahm auch die Hochachtung der Indianer und die Werthschätzung seines verständigen und aufrichtigen Wesens immer mehr zu, je genauer sie mit ihm bekannt wurden, und immer machte es ihnen Freude, wenn er sie in ihren Wäldern aufsuchte. Im Jahr 1747 machte Zeisberger, von einem seiner Brüder begleitet, eine Reise nach den beiden auf dem westlichen Arme der Susquehannah gelegenen Inseln Long-Island und Gros-Island, um seinen geliebten Indianern nahe zu kommen. Das große Elend dieser armen, in heidnische Greuel verstrickten und um diese Zeit durch Hungersnoth und Krankheit geplagten Leute ging ihnen sehr zu Herzen, und dieß um so mehr, da sie so wenig zur Linderung ihres leiblichen und geistlichen Elendes zu thun vermochten. Den vielen

Kranken Arzneimittel zu reichen, durften sie nicht wagen, weil, wäre einer derselben auch spät erst gestorben, die mißtrauischen Indianer die Schuld davon auf sie geworfen haben würden. Sie suchten ihnen die Liebe Christi zur Errettung ihrer Seelen auf jegliche Weise anzupreisen; aber auch dafür fanden sie nur wenig offene Ohren. Bald blieb ihnen nichts übrig, als von diesen Wohnstätten des menschlichen Jammers betrübt nach Bethlehem wieder zurückzukehren, nachdem sie auf ihrer Pilgerreise mehrere Male in Gefahr gewesen waren, von betrunkenen Indianern auf dem Wege erschlagen zu werden.

Die verlassenen Häuflein der Neubekehrten zu Schekomeko und an andern Stellen im Staate New-York, die ihrer Lehrer nunmehr beraubt worden waren, befanden sich in diesen Tagen in vielfachem Gedränge, und der bittere Haß der weißen Kolonisten, welcher die Missionarien auf jedem Schritte unter denselben verfolgte, machte es ihnen unmöglich, sich der Verlassenen in der Entfernung auf eine thätige Weise anzunehmen. Wie gerne hätte Zeisberger in ihren finstern Wäldern seine Tage unter denselben zugebracht, um sie zum Licht und Trost des Evangeliums hinzuführen; allein die drohenden Umstände der Gegenwart machten für jetzt jeden Versuch dieser Art unthunlich. Da indeß die Gefahr dieser Häuflein, von ihren heidnischen Volksgenossen aufgerieben zu werden, mit jedem Tage drohender wurde, so wandten sich die Brüder an den damaligen Gouverneur von Pensylvanien, Georg Thomas, um sie seiner thätigen Verwendung zu empfehlen. Dieser erließ nun die Verordnung, daß alle Indianer, welche nach dem Staate Pensylvanien ihre Zuflucht nehmen würden, unter dem Schutze der Regierung vollkommene Religionsfreiheit zu genießen haben sollten. Dieß gab Veranlassung, daß im Jahr 1748 zehn Familien in der Nähe von Bethlehem sich niederließen, und eine kleine Kolonie, Friedenshütten genannt, aufrichteten. Da indeß die Auswanderungen

derungen der gläubigen Indianer immer mehr zunehmen, so ward von den Missionarien jenseits der blauen Berge am Mahony-Flusse ein Stück Landes angekauft, auf welchem sich nun alle niederließen, und ein kleines Dorf mit einem Bethause aufrichteten, welchem der Name, Gnadenhütten, beigelegt wurde. Innerhalb kurzer Zeit nahm die Indianergemeinde an dieser Stelle so ansehnlich zu, daß sie aus 500 Seelen bestand, und daß die nicht lange zuvor errichtete Kapelle ansehnlich erweitert und in der Nähe ein neues Dorf, Mahony, aufgebaut werden mußte. Auch Schulen wurden bald daselbst aufgerichtet, und die Missionarien hatten die Freude, im Kreise dieser bekehrten Indianer der süßen Frucht ihrer Arbeiten und Mühen sich erfreuen zu dürfen. Auch unter den umherwohnenden Delawaren ward von dieser Stelle aus die Erkenntniß des Evangeliums verbreitet und viele derselben zum Glauben an Christum bekehrt.

II. Abschnitt.

Zeisbergers erste Reise nach Onondago. Aufenthalt daselbst. Gestattung zur Missionsarbeit. Rückreise nach Bethlehem. Zweite Reise nach Onondago. Arbeiten daselbst. Seine Lebensweise unter den Indianern. Schilderung der Irokesen. Indianerkrieg. Bedrohung der Missionsstellen. Unglückliches Schicksal von Mahony. Gefahrvolle Lage der Brüder. Missionar Büttner zu Pikipsi. Blühender Zustand von Gnadenhütten. Einrichtung dieser Missionsgemeinde. Zeisberger reist nach Wayomik. Gesandtschaft der Indianer nach Gnadenhütten. Feierliche Versammlung daselbst. Verführungskünste der Indianer. Zeisberger bringt die verirrte Gemeinde wieder zurecht. Ein Häuptling der Mohigan-Indianer. Jahr 1750—1763.

Die Aussichten der Brüder auf eine gesegnete Wirksamkeit unter den verschiedenen Indianerstämmen wurde mit jedem Tage heiterer, und da um diese Zeit (Jahr 1748) auch der Bischof Johannes von Wattewille aus

Europa zu einem Besuche der amerikanischen Gemeinden herüber gekommen war, so wurde der Beschluß erneuert, jede Gelegenheit zu benützen und der Erkenntniß des seligmachenden Evangeliums unter denselben immer weitere Bahnen zu brechen. Sollte dieß nun mit einiger Sicherheit geschehen, so that vor Allem Noth, daß vor dem großen Rathsfeuer (der Rathsversammlung) der sechs Nationen (Irokesen) zu Onondago die Genehmigung der dort versammelten Häuptlinge eingeholt werden mußte. Dem Bischof Cammerhof wurde deßhalb die Reise dorthin aufgetragen, und Zeisberger sollte ihn begleiten, um als Dollmetscher desselben bei der Rathsversammlung zu dienen. Beide traten die Wanderung dorthin im Lauf des Jahres 1750 an. Zwei und dreißig Meilen weit machten sie unter vielfachen Beschwerden den Weg zu Wasser die Susquehannah hinauf, brachten die Nacht auf dem wilden Ufer zu, wo sie sich immer eine kleine Hütte von Baumrinde aufrichteten, und drangen auf diese Weise auf ungebahntem Wege in die damals nur selten von Weißen betretene Wildniß hinein. Einmal kamen sie zu einem kleinen Indianerdorfe, wo ein 87 jähriger Häuptling, der viel Verstand zu Tage legte, sie freundlich bewillkommte. Er wünschte den Zweck ihres Besuches unter den Indianern zu erfahren, und schüttelte lächelnd den Kopf, als sie ihm denselben auseinandersetzten, indem er sagte: Neuigkeiten dieser Art seyen nichts für ihn; er wolle gerade auf die Weise sterben, wie seine Väter gestorben seyen. Indeß wurden sie freundlich von demselben bewirthet, und am andern Morgen mit Glückwünschen entlassen. Nach einer beschwerlichen Reise von fünf Wochen erreichten sie endlich Onondago, den Hauptsitz der Regierung der sogenannten sechs Nationen, eines kleinen Bundesstaates, zu welchem sechs Indianerstämme sich vereinigt hatten, unter denen die Irokesen die mächtigsten waren. Dieser Ort lag in einer schönen und fruchtbaren Gegend, und bestand aus fünf kleinen Dörfern, durch welche der Fluß

Zinochsa sich ergoß. Bald machten die beiden Ankömmlinge den Zweck ihrer Reise bekannt, nach welchem sie gekommen seyen, die Gestattung dafür einzuholen, daß einige christliche Lehrer auf ihrem Gebiet sich niederlassen dürften, um den Indianern das Evangelium zu verkündigen. Ihr Ansuchen wurde nach reifer Berathung von den Häuptlingen bewilligt, und ihnen die Versicherung gegeben, die Irokesen wollten die Brüder diesseits und jenseits des großen Wassers für ihre Brüder ansehen, und der Bund mit ihnen sollte nie getrennt noch zerrissen werden. Auch sollten sie die Gestattung haben, daß zwei von ihnen an irgend einer Stelle in ihrem Lande sich niederlassen und den Missionsberuf treiben dürfen.

Froh und dankbar für die Hülfe des HErrn, traten jetzt die Brüder ungesäumt ihre Rückreise nach Bethlehem an, nachdem sie im wilden Indianerlande einen Weg von mehr als 600 Stunden unbeschädigt zurückgelegt hatten. Welcher ungeheure Wechsel der Dinge hat nicht seit jenen Tagen in diesen Gegenden statt gefunden! Damals war das ganze Land mit einer undurchdringlichen Waldwildniß bedeckt; in unsern Tagen ist es in einen schönen Garten Gottes umgewandelt worden. Damals war es ausschließend im Besitze der Indianerstämme; jetzt sind diese über den Missisippi zurückgedrängt, und das Land ist ein Eigenthum der weißen Ansiedler geworden. Damals bedurfte es einer höchst beschwerlichen Reise von 5 Wochen auf meist pfadlosem Wege durch die Wildniß, um von Bethlehem zum Ontario-See hinauf zu gelangen; heute kann man auf Dampfschiffen und herrlichen Straßen mit der größten Bequemlichkeit denselben Weg innerhalb drei bis vier Tagen zurücklegen. Solche Veränderungen schafft das Evangelium; wo dieses sich in einem Lande niederläßt, da ist lauter Regsamkeit und Verbesserungslust; wo ein Heidenvolk hauset, da steht alles Jahrhunderte lang stille, und schmachtet in Ketten der Finsterniß. Kaum war

Zeisberger am Ende des Jahres 1750 nach Bethlehem zurückgekehrt, so schickte er sich an, mit einem seiner Brüder, Nathanael Seidel, einen Besuch in Europa zu machen, das er fünfzehn Jahre zuvor als ein Flüchtling verlassen hatte. Zu Herrnhut wurden sie mit herzlicher Liebe aufgenommen, und Zeisberger hatte Gelegenheit seine bisherigen Erfahrungen im Indianerlande ausführlich den Brüdern mitzutheilen. Er selbst wurde zu seinem Missionsberufe feierlich bestätigt, und nun kehrte er um so freudiger zu seinem Lieblingsberufe zurück, weil er wußte, daß er denselben mit dem Segen und Gebet der Gemeinde führen durfte.

Kaum erst im Sommer 1752 nach Amerika zurückgekehrt, machte sich David Zeisberger von zwei andern Brüdern, Martin Mack und Gottfried Rundt, begleitet, unverweilt wieder nach Onondago auf den Weg, um sich wo möglich eine Zeit lang daselbst niederzulassen. Schon auf dem Wege begegnete ihnen eine Gesellschaft von etwa 20 Häuptlingen der Oneidas, eines zu den sechs Nationen gehörigen Stammes, welche sich ihrer fernern Reise heftig widersetzten. Die Wanderer ließen sich indeß hiedurch nicht abschrecken, sondern baten sich eine Rathsversammlung aus, in welcher Zeisberger eine so kräftige Ansprache an sie hielt, daß sie andern Sinnes wurden, und ihnen volle Gestattung gaben, ihren Weg weiter fortzusetzen. In Onondago wurden sie freundlich aufgenommen, und es ward ihnen gestattet, in jede Hütte hinein zu gehen, und ohne Rückhalt mit den Einwohnern sich zu unterhalten. Dieß war eine willkommene Gelegenheit, die sie emsig benützten, um den Indianern das Wort des Glaubens ans Herz zu legen, und sie zum Antheil am Reiche Gottes einzuladen. Von hier aus machte Zeisberger mit einem seiner Reisegefährten seine Wanderungen in den benachbarten Gegenden der Stammverwandten Tascaroras und der Cajugas umher; sie wurden aber bei einem dieser Besuche von einem weißen Branntweinhändler aufs heftigste verfolgt,

und mit dem Tode bedroht, wenn sie nicht ungesäumt das Land verlassen und ihn in seinem Gewerbe ungestört lassen würden.

Am 15. Dezember dieses Jahres traten sie nach einem gesegneten Aufenthalt ihre Rückreise nach Bethlehem wieder an, weil die meisten Indianer auf die Winterjagd ausgezogen, und nur die Weibsleute zu Hause zurückgeblieben waren. Allein schon im Frühling des folgenden Jahres 1753 kehrte er wieder muthig nach Onondago zurück, wo ihn die alte Liebe der Indianer aufs Neue empfing. Hier genoß er mit seinem Reisegefährten die herzlichste Gastfreundschaft, und gerne theilten die Indianer auch den letzten Bissen ihrer Nahrung mit ihm. Neben der Predigt des Evangeliums suchte er sich durch wundärztliche Hülfe denselben nützlich zu machen, wozu die fortdauernden blutigen Händel und Kriege unter den Indianern vielfache Gelegenheit darboten. Zu andern Zeiten beschäftigten sie sich mit dem Fällen und Zubereiten von Bauholz, mit der Ausbesserung eiserner Werkzeuge, oder dem Aufbau von Hütten für die Eingebornen. Mit Tages Anbruch zogen sie in die Wälder hinaus, und brachten in schwerer Handarbeit ihre Stunden zu, bis sie ein paar schöne Bäume ins Dorf hereinschleppen konnten. Nicht selten war auch die Jagd das Mittel, das ihnen noch übrig blieb, um ihren Lebensunterhalt zu gewinnen. Auch bei dem großen Rathsfeuer hatten sie ihren Sitz, wenn sie den Verhandlungen beiwohnen wollten. Zeisberger war hier immer willkommen, weil er ihre Sprache fließend redete, und weil er als ein rechtschaffener, verständiger und muthvoller Mann hochgeachtet war. Das Rathhaus, in dessen Mitte das große Rathsfeuer brannte, war von hohen mit Baumrinde durchflochtenen Baumstämmen aufgerichtet, in deren Mitte auf jeglicher Seite Sitze für die Häuptlinge und die Ehrenmitglieder aufgerichtet waren. Hier wurden alle Angelegenheiten dieses Staatenbundes verhandelt, und jede Sache von Wichtigkeit

mußte, wie sie sich auszudrücken pflegten, vor das große Rathsfeuer zu Onondago gebracht werden.

Die Frokesen bildeten den mächtigsten und tapfersten Stamm unter den Indianervölkern, und sie hatten eine so hohe Einbildung von ihrer eigenen Größe, daß jeder Einzelne derselben keinen Andern außerhalb ihres Stammes, als etwa den König von England für seines Gleichen erachtete. Die sechs vereinigten Nationen bildeten einen unverletzlichen Bund, der durch seine gewaltigen Ueberfälle für jeden andern Volksstamm furchtbar war. Die Engländer, so wie die Franzosen wetteiferten viele Jahre lang mit einander, in ein Bündniß mit diesen sechs Nationen zu treten, und die Gesandten derselben wurden immer mit der größten Feierlichkeit an ihren verschiedenen Regierungssitzen empfangen, und mit ansehnlichen Geschenken entlassen. Die Versammlungen der Indianerhäuptlinge boten ein wildes, vielgestaltetes Bild des menschlichen Herzens dar. Der kälteste Verrath und die ausgesuchteste Grausamkeit sowohl, als der großartigste Heroismus, die unverletzlichste Treue und das zarteste Ehrgefühl hatten hier ihre Sprecher. Ihre Verhandlungen waren an manchen Tagen das vollendetste Gemälde kunstreicher Verstellung, indeß an andern die edelsten Gefühle der Seele und die wildesten Meinungen des Herzens in ihrer ganzen schmucklosen Natürlichkeit sich ausgossen. Zu diesem Rathsfeuer kamen nicht selten die Abgeordneten anderer Völker mit ihren Friedensanträgen oder ihren Kriegserklärungen, und hier erwarb sich Zeisberger seine vollkommene Bekanntschaft mit den Ausdrucksweisen und der rednerischen Darstellungsgabe der Wilden, so wie mit allen Eigenthümlichkeiten der Gemüthsart und der Denkweise der Indianer. Nicht minder machte er sich innerhalb weniger Jahre mit den verschiedenen Mundarten der vornehmsten Indianerstämme so vertraut, daß er als Bote Christi nach allen Richtungen in die große Wildniß hineinziehen konnte, und von den Bewohnern derselben verstanden wurde.

Der unglückselige Krieg, welcher im Jahr 1755 zwischen den Engländern und Franzosen in Nord-Amerika um die Herrschaft des Landes geführt wurde, gab Veranlassung, daß auch ein allgemeiner wilder Indianer-Krieg in helle Flammen ausbrach, durch welchen viele Gegenden, besonders aber der Staat Pensylvanien, der am heftigsten bedroht war, in die äußerste Angst und Verwirrung geriethen. Am meisten hatten die Missionarien der Brüdergemeinde mit dem kleinen Häuflein von Neubekehrten von diesen Ausbrüchen wilder Leidenschaft zu befürchten, indem die französische Parthei sich alle Mühe gab, durch ausgesendete Spione die Indianer auf ihre Seite herüber zu ziehen, und diese Spionen ein eigenthümliches Interesse hatten, die Missionarien, welche sich der Kriegslust der Indianer in den Weg stellten, und den Frieden unter denselben zu erhalten suchten, um jeden Preis, und durch die schlechtesten Mittel aus dem Lande hinauszujagen. Die Missionsdirection zu Bethlehem gerieth hierüber in große Verlegenheit, indem nicht nur ihr eigener Ort nebst dem benachbarten Nazareth, sondern besonders auch die blühende Indianerkolonie Gnadenhütten jenseits der blauen Berge, und die nahe dabei gelegene Niederlassung Mahony von den feindseligen Indianern heftig bedroht ward. Der rüstige Zeisberger, dessen Herz wohl am meisten unter diesen unglückseligen Umständen litt, hatte Kunde erhalten, daß die Indianer einen Mordplan auf das abgelegene Mahony jenseits des Lecha-Flusses gefaßt hatten, und augenblicklich machte er sich auf den Weg, um dieser kleinen Niederlassung der Brüder mit seinem Freunde Seidel zu Hülfe zu kommen. Bald fanden sie vielfache Spuren mordsüchtiger Indianer, die sich im Walde versteckt hielten. Seidel ging nun, Gefahr fürchtend, zurück, um so mehr, da die Nacht einzubrechen begann. Aber der unerschrockene Zeisberger setzte sich, aller Bitten seines Freundes ungeachtet, aufs Pferd, und schwamm über die Lecha hinüber, um seinen bedrängten Geschwi-

stern zu Hülfe zu eilen. Es war die schreckliche Nacht vom 24. November 1755. Kaum war er auf dem jenseitigen Ufer angekommen, so erschallte das Gewehrfeuer in seinen Ohren, und fürchterliches Jammergeschrei krächzte unter dasselbe hinein. Die Nacht war so dunkel, daß er nichts in dieser Waldwildniß, als das Blitzen der Schüsse wahrzunehmen vermochte. Er eilte so gut er konnte, aber er kam zu spät, um diese Jammerstätte zu retten.

Am Abend hatten sich die einsamen Kolonisten friedlich in ihren Hütten niedergelassen. Einige derselben saßen gerade am Nachtessen, andere vor der Thüre ihrer Hütte, um die herrliche Abendluft zu genießen. Auf einmal fingen die Hunde im Dorfe ein fürchterliches Geheul an, und Flintenschüsse wurden gehört. Schon erblickte man die mordsüchtigen Indianer, die unter den Bäumen ganz nahe zum Dorfe herbeigeschlichen waren. Ein furchtbares Gemetzel erfolgte; und eine Hütte um die andere wurde in einem Augenblick in Brand gesteckt! Wer von den Einwohnern den Indianern in die Hände fiel, wurde mit der Mordkeule zu Boden geschlagen und scalpirt; Andere wurden von den lodernden Flammen ihrer Hütten verzehrt, und nur Wenigen gelang es, dem Feuer und den Mordgewehren der Indianer zu entrinnen, und im Dunkel der Nacht eine Zufluchtsstätte im Dickicht der Wälder zu finden. Es war ein grauenvoller Anblick, welcher Zeisbergers Herz durchbohrte. Er befand sich mitten unter dem Mordgetümmel, um den Fliehenden zu Hülfe zu eilen; aber seinen Freund Fabricius, den Vorsteher dieser Missionsstelle, konnte er nicht finden. Dieser hatte versucht, durch die Reihen der Mörder hindurch zu fliehen, aber ein Tomahauk (Mordkeule) hatte ihn augenblicklich leblos zur Erde niedergestreckt. Die andern kamen in den Flammen um. Missionar Sensemann, der in den nächsten Wald entflohen war, hatte den Jammer, in einer kleinen Entfernung von ihm seine fliehende Gattinn von einem Bajonett durchstochen zu

sehen. Außer dem Verluste an kostbarem Menschenleben und ihren Hütten hatten die Brüder ihre kleine Viehheerde nebst ansehnlichen Vorräthen einer reichen Korn- und Heuernte eingebüßt, und Zeisberger war der erste, der diese Trauerbotschaft am andern Morgen seinen Brüdern in Bethlehem überbrachte. Der Schmerz der trauernden Geschwister war groß, indeß den Tag über von den wenigen Flüchtlingen einer um den andern hülflos herbeieilte.

Von jetzt an begann eine schwere Trübsalszeit für die Mission der Brüder auf dem Indianergebiete. Da die fortdauernden Kriegsunruhen die Thüre zur Wirksamkeit unter den armen Heiden verschlossen, so suchte sich Zeisberger so gut er konnte seinen Brüdern da und dort in den Gemeinden nützlich zu machen. Auch benützte er diese Ruhezeit, um eine Grammatik und ein Wörterbuch in der Frokesensprache auszufertigen, und die Harmonie der vier Evangelisten in dieselbe zu übersetzen. Auch mit den Indianern hatte er vielen Umgang, und er bemühte sich, sie durch freundliche Unterredungen auf das, was allein Noth thut zur Seligkeit, auf jegliche Weise aufmerksam zu machen. Auch die Sorge für die unter den Indianern umher zerstreuten Häuflein der Neubekehrten, die nicht selten von augenblicklicher Gefahr bedroht waren, machte ihm viel zu schaffen. In einer Nacht, als ein Angriff auf eine dieser Missionsstellen geschehen sollte, schlich sich einer der Einwohner in das Dickicht des Waldes hinaus, und da er in der Ferne durch die Bäume ein Feuer wahrnahm, so trat er leise und vorsichtig näher, und wurde gewahr, daß es ein kleines Feldlager feindlicher Indianer war, welche, vollständig bewaffnet, um das große Feuer herum saßen, um die Mitternachtsstunde für den mörderischen Angriff zu erwarten. Schnell eilte er nun nach Hause, und Alles machte sich jetzt zu möglichster Vertheidigung gefaßt, und ängstlich ward auf jeden Laut gehorcht, der in der Todesstille der Nacht vom Walde her ertönte; aber jetzt

fing ein Platzregen an stromweise herabzufallen, und dauerte mehrere Stunden fort, und die mordsüchtigen Indianer zogen sich unverrichteter Dinge wieder in das Dickicht ihrer Wälder zurück.

Solcher zerstreuten Missionsstellen waren in jenen Tagen sechs auf dem Indianergebiete. Eine derselben, Pickipsi genannt, leitete der treffliche Gottlieb Büttner, ein Missionar voll Hingebung und Liebe, welchen vielfacher Schmerz, Verfolgung und Mühsal in ein frühes Grab legten. Die schnell vorübereilende Laufbahn dieses ausgezeichneten jungen Mannes faßt viele rührende Züge aufopferungsvoller Liebe in sich. Wenn ein Schäflein seiner kleinen Indianerheerde sich verirrte, und in der Wildniß unter den heidnischen Volksgenossen sich verlor, so folgte er ihm in die Wüste nach, wenn es auch hunderte von Stunden Weges gekostet hätte. „Freue Dich mit mir, schrieb er in einem seiner Briefe an den frommen Spangenberg, denn ich habe das Schaf funden, das verloren war. Jonathan ist wieder mein Bruder geworden; mein Herz folgte ihm nach, wohin er sich verlief, und ich dachte, ich müsse hingehen, und ihn suchen, ob er gleich in großer Entfernung in den Wäldern sich auf der Jagd umhertrieb." Wirklich hatte er sich auf den Weg gemacht, um dem Verirrten die Macht der überwindenden Liebe entgegenzutragen. Als ihn der Indianer von Ferne kommen sah, stand er, wie vom Blitze gerührt, unbeweglich da. Büttner redete ihn freundlich an, nannte ihm die Absicht seines Besuches, und erklärte ihm, wenn er auch auf **300** Meilen davonfliehen wollte, so werde er ihm doch nachfolgen. Mit stotternder Zunge vermochte der Indianer blos zu sagen: wie, denkt Bruder Büttner noch an mich? Bist du einzig darum gekommen, mich aufzusuchen? — Und jetzt fing er an bitterlich zu weinen. Büttner umarmte ihn wie einst jener Vater seinen verlornen Sohn, und vergaß über der Freude des Wiederfindens alle Mühen des zurückgelegten Weges. Nicht lange hernach vollendete die-

ser treue Diener Christi seinen Lauf für diese Welt in Gegenwart sämmtlicher Indianergehülfen, nachdem er sie mit sterbenden Lippen ermahnt hatte, ihrem Heilande bis in den Tod getreu zu bleiben. Wie Kinder einen geliebten Vater betrauern, so weinten die Indianer am Sterbebette des Vollendeten. Sie wickelten seinen Leichnam in reine Leinwand ein, begruben seine sterbliche Hülle auf dem Gottesacker zu Schekomeko, und weinten an seinem Grabe zahllose Thränen.

Gnadenhütten am diesseitigen Ufer der Lecha war eine der regelmäßigsten und schönsten Niederlassungen dieser Tage; die Kirche stand in einem Thale, und die Indianerhütten, an einer leichten Anhöhe aufgebaut, bildeten einen Halbmond um sie her. Auf der entgegengesetzten Seite befanden sich die Wohnungen der Missionarien nebst dem Begräbnißplatze. Jede Indianerfamilie hatte in diesem stillen Thale ihre eigene Pflanzung, die sie sorgfältig anbaute, so daß das ganze Thal das Bild eines schönen Gartens darbot, indeß der Fluß mit seinem klaren Wasser ruhig an demselben vorüberfloß und die Verbindung mit den entfernteren Städten und Dörfern erleichterte. Das Ganze war an eine pünktlich beobachtete kirchliche und bürgerliche Ordnung geknüpft. Frühe Morgens und am Abend nach der Tagesarbeit kamen die Einwohner zusammen, um mit einander zu singen und zu beten; zuweilen auch um ein Wort der Erbauung über die Schriftloosung des Tages zu vernehmen. Diese einfachen Ansprachen waren das Mittel, das die Missionarien anwendeten, die Indianer nach und nach mit den Wahrheiten des Evangeliums bekannt zu machen, und sie ihrem Herzen nahe zu bringen. Einzelne Theile der heiligen Schriften, welche in die Mohigan-Sprache von Zeisberger übersetzt worden waren, wurden dabei gelesen und erklärt; auch der Unterricht der Katechumenen wurde sorgfältig fortgesetzt, und diese von Zeit zu Zeit öffentlich über die erkannte Wahrheit abgefragt. Auch besondere Versammlungen wurden mit

beiderlei Geschlechtern, mit Verheiratheten und Unverheiratheten gehalten, und diese ermahnt, ihren Beruf und Stand durch ein rechtschaffenes Wesen in Christo zu zieren. Nicht minder ernstlich lag es den Missionarien am Herzen, die Seelenpflege jedes einzelnen Gliedes der Gemeinde zu besorgen, und jeden nach seinen eigenthümlichen Umständen und Bedürfnissen auf dem Pfade der Gottseligkeit weiter zu führen. Die Gattinnen der Missionarien, so wie einzelne verständige und fromme Indianerschwestern dienten als Gehülfinnen der Missionsarbeit unter dem weiblichen Geschlechte, und von Zeit zu Zeit ward eine Arbeiter-Conferenz gehalten, der auch sie beizuwohnen pflegten, um die Angelegenheiten der Gemeinde im Allgemeinen und Besondern zu berathen. Um den einzelnen Neubekehrten sowohl, als auch den umherwohnenden Heiden im möglichst weitesten Umfange nahe zu kommen, dazu bedienten sich die Missionarien der Indianergehülfen, denen bisweilen auch das Halten der Andachten in den Wochentagen anvertraut war. Eine ihrer schmerzlichsten Arbeiten bestand darin, ihren verirrten Brüdern freundlich und geduldig nachzugehen; denn die Verführungen waren sowohl von Seiten der Heiden, als der weißen Leute umher groß und unausgesetzt. Wer öfter gewarnt worden war, und der Warnung nicht achtete, wurde von der Gemeinschaft der Gläubigen ausgeschlossen, und wenn er sich auch dann nicht besserte, ward ihm selbst das Wohnen im Orte untersagt. Dieß war immer eine schwierige Aufgabe; allein die Missionarien konnten nicht anders handeln, wenn sie nicht am Ende die ganze Gemeinde in Gleichgültigkeit und Verwirrung hinabsinken lassen wollten. Sie fürchteten nichts so sehr, als ein laodicäisches Wesen. Wenn sich die geringste Spur hievon zeigte, so hörten sie nicht auf, zu dem HErrn zu schreien, bis ein neues Feuer der Gnade und der Liebe sich wieder entzündete, und sie so, im HErrn gestärkt, mit erneutem Muth ihr Werk fortsetzen konnten.

Da es den Indianersprachen häufig für die neuen Gegenstände und Begriffe des Christenthums an passenden Ausdrücken gebrach, so waren die Missionarien genöthigt, sie mit manchen englischen und deutschen Wortbezeichnungen für diese Gegenstände zu bereichern; und diese wurden allmählig einheimisch in der Sprache und allgemein verständlich. Manche Jünglinge und Töchter der Indianer lernten auch die deutsche Sprache geläufig in der Schule. Ueberdieß war zu Bethlehem ein Hauptseminar aufgerichtet, wohin viele Eltern der Eingebornen ihre Kinder zur Erziehung schickten; und einen stärkern Beweis ihrer Liebe zur Sache Christi konnten sie wohl nicht geben, denn es ist allgemein bekannt, daß die Liebe der Indianer zu ihren Kindern so ausnehmend groß ist, daß sie es selten ertragen können, auch nur auf kurze Zeit ihren Anblick zu entbehren.

Sechs volle Jahre waren auf diese Weise unter vielfachen Kriegsunruhen und Gefahren vorübergeflossen, Jahre, welche für das Ausbreitungswerk des Evangeliums unter den Indianern ganz unfruchtbar zu seyn schienen, als endlich im Jahr 1762 der düstere Himmel sich wieder über dem Horizonte ihres Lebens allmählig aufzuheitern begann, und neue Aussichten für das Werk Christi vor den Augen der Missionarien sich aufschlossen. Die Regierung von Pensylvanien ließ es an keiner Bemühung fehlen, die friedlichen Verhältnisse mit den Delawaren an ihren Grenzen und andern Indianerstämmen wieder anzuknüpfen, und da man lange vergeblich nach einem geschickten und vertrauungswerthen Manne sich umgesehen hatte, um mit den feindseligen Indianern am Ohio-Flusse Friedensunterhandlungen anzuknüpfen, so ward endlich Christian Post von Bethlehem, ein christlicher Bruder von tapferm Unternehmungsgeist und mit den Sitten und Gebräuchen der Indianer wohl bekannt, zu diesem schönen Geschäfte auserkohren, und dieser machte vom Jahr 1758 an verschiedene gefahrvolle Reisen unter den Indianerstämmen weit umher, bis es endlich

im August 1761 der Regierung durch seine Vermittlung gelang, einen Friedensvertrag abzuschließen, der auch den Missionarien neue Hoffnungen für erweiterte Wirksamkeit unter dem Indianergeschlechte bereitete. Schon im Frühling 1762 eilte nun Missionar Zeisberger mit seinem Freunde Seidel zu den Indianern am Susquehannah-Flusse, um dem Häuflein der Neubekehrten zu Schomokin und Wayomick einen Besuch zu machen. Diese hatten sich durch die Drohungen der Irokesen von ihrer frühern Verbindung mit den Missionarien losreißen lassen, und wünschten nun wieder zur Gemeinde zurückzukehren. Eine große Gesandtschaft von Abgeordneten der Nautikoks und Schawanosen, aus 107 Personen bestehend, wurde jetzt nach Gnadenhütten abgesendet, um den Frieden mit den Brüdern zu schließen, und ein Bote derselben eilte vier Stunden vor ihnen voraus, und kündigte ihre Ankunft mit den Worten an: Wir kommen jetzt zu Euch; Gnadenhütten ist ein Ort, der uns gefällt. Die Hitze war groß, wir lebten auf dem Wege von nichts als Heidelbeeren und wollen jetzt bei Euch ausruhen. Wenige Stunden später kam der Haufe, sich langsam einer nach dem andern in einer langen Reihe fortbewegend, im Orte an, und ihr Anführer zog singend voraus. Ein reichliches Abendessen ward zugerüstet, worauf die ganze Versammlung nach einer nahen Anhöhe sich begab. Ein großes blaues Tuch ward in der Mitte ausgebreitet, und Matten darauf gelegt. Die Nautikoks und Schawanosen setzten sich um ihre Hauptlinge her, und die bekehrten Indianer von Gnadenhütten um ihre Lehrer, indeß die Frauen und Kinder in einer kleinen Entfernung außerhalb des Kreises den Zirkel schlossen. Es war ein herrliches Gemälde, an einem schönen Abende des Junius. Der Schatten der Wälder fing an ein tieferes Dunkel im Thale auszubreiten, indeß die Sonne in ihrer ganzen Herrlichkeit hinter dem nackten Rücken der blauen Berge sich niederließ, und das Wasser der Lecha friedlich im Thale hinabrollte. Manche Reden wur-

den von den Indianern gehalten, und von dem ehrwürdigen Spangenberg in gleicher Weise beantwortet, bis der Frieden geschlossen war, und man sich wechselseitig die Bruderhand drückte.

Aber auch auf diesem lieblichen Saatfelde wußte der Arge nach kurzer Zeit bösen Samen auszustreuen. Die weißen Kolonisten umher machten in Verbindung mit feindseligen Indianern einen Anschlag, um die Neubekehrten von ihren Lehrern abwendig zu machen, und sie zu ihrer heidnischen Lebensweise zurückzulocken. Dieß sollte nun nicht vermittelst der Mordkeule, sondern durch lose Verführung geschehen. Es wurden zu diesem Ende schlechte Leute unter sie gesendet, um sie gegen ihre Lehrer aufzuwiegeln; und dieß gelang bei Manchen so glücklich, daß sie den Pflug fahren ließen, von den Versammlungen wegblieben, und nach der Väter Weise nach der Streitaxt griffen, oder auf der Jagd in den Wäldern sich umhertrieben. Es währte nicht lange, so war Gnadenhütten in Gefahr, gänzlich verlassen zu werden. Kaum hatte Zeisberger an den fernen Ufern der Susquehannah diesen Jammer vernommen, so eilte er mit andern Brüdern herbei, um sich aus allen Kräften dem Strome des Verderbens entgegenzustellen. Eine Versammlung aller dort wohnenden Indianer ward gehalten, um, wie Zeisberger sich ausdrückte, mit ihnen zu reden, wie die Väter mit ihren Kindern reden. Nachdem er die Indianer zuerst an die Gnadenbeweise erinnert hatte, welche sie so reichlich von Gott empfangen hatten, erklärten die Aeltesten der Gemeinde ihren tiefen Schmerz über das veränderte Betragen ihrer Mitbrüder, wiesen auf die schönen Wohnungen und herrlichen Fruchtgärten hin, die sie um sich her erblickten, und fragten sie: ob sie wohl im Dickicht des Waldes, wohin sie zurückzukehren wünschten, Aehnliches erwarten dürften. Jetzt fiel die ganze Versammlung auf die Kniee nieder, und unter einem Strom von Thränen empfahl sie Zeisberger der Gnade und dem Schutze Gottes. Einem Feuerfunken

gleich drang diese Ansprache und dieses Gebet durch die Herzen der Indianer. Viele bekannten ihre Abweichung, und baten um Vergebung. Die Missionarien bemerken: „nie habe sich wohl die weltüberwindende Kraft des Christenthums so sichtbar zu Tage gelegt, als bei diesem Auftritte, wo Indianer, die von Natur im höchsten Grade stolz und unbiegsam sind, öffentlich vor dem Volke ihre Fehler bekannten, und Gott und ihre Mitbrüder um Verzeihung baten. Wenige Tage hernach kam Paxonous, einer der obersten Häuptlinge der Mohigan-Indianer, mit einem ansehnlichen Gefolge zu Gnadenhütten an, um den Ausgang der Dinge daselbst zu vernehmen. Die Missionarien gaben ihm auf seine Frage eine zwar freundliche, aber entscheidungsvolle Antwort. Dieser, statt im Zorne hierüber zu entbrennen, konnte sich nicht enthalten, den Mann zu bewundern, dessen Wort und Beispiel einen so mächtigen Einfluß auf seine Landsleute geübt hatte. Sein Besuch dauerte mehrere Monate. Auch seine Gattinn war bei ihm, ein, nach Indianerweise wohlgebildetes und verständiges Weib, das, was selten bei den Indianern der Fall ist, einen kräftigen Einfluß auf ihren Gemahl ausübte. Beide besuchten öfters den Gottesdienst, und dieser machte einen so starken Eindruck auf das Gemüth dieser geistvollen Indianerinn, daß sie einmal gegen den Missionar in die Worte ausbrach: mein Bruder, ich fühle mich gleich einem Kinde durch dein Wort überwunden!

III. Abschnitt.

Missionar Post's Reise an den Muskingum-Fluß. Aufrichtung einer kleinen Missions-Kolonie daselbst. Kargheit der Indianer. Zeisbergers Arbeiten am Susquehannah-Strome zu Machwihilusing. Bekehrung eines heidnischen Lehrers, Papunhauk. Große Erweckung an dieser Stelle. Schwere Kriegsstürme. Vertreibung sämmtlicher neubekehrter Indianer nach Philadelphia. Ihre kummervolle Lage daselbst. Friedensschluß.

Friedensschluß. Zeisberger zieht mit den Indianern nach der Susquehannah zurück. Gefahrvoller Zug derselben durch die Wildniß. Aufrichtung der Kolonie Friedenshütten. Aufblühender Zustand derselben. Unterhandlungen mit dem Häuptling der Cajuga-Indianer. Zeisbergers Reise nach Onondago. Sein Aufenthalt daselbst. Missionar Schmidt. (Jahr 1763—1767.)

Während David Zeisberger nach Machwihilusing an der Susquehannah sich begab, um dort die ersten Saatkörner der evangelischen Gnade auszustreuen, fühlte Missionar Post den freudigen Beruf in sich, nach den westlichen Wildnissen des Ohio-Flusses zu wandern, um an einem Zweigstrome desselben, dem Muskingum, die ersten Saatfelder des Evangeliums aufzusuchen. Schon einige Jahre zuvor hatte er als Friedensvermittler die düstern Wälder dieser entfernten Wildniß durchreist, und Land und Leute kennen gelernt; um so mehr fühlte er sich gedrungen, nun auch als Bote Christi den unglücklichen heidnischen Einwohnern dieses Stromgebietes den ewigen Frieden Gottes anzubieten. Im März **1763** machte er sich daher auf den Weg dorthin. Eine Strecke von etwa **60** Stunden lang traf er keine Spur von den Verheerungen des letzten Indianerkrieges an; aber kaum war er über Schippensburg hinaus gekommen, als ihm von allen Seiten das traurige Bild einer schrecklichen Verheerung begegnete. Die Bauerngüter lagen verödet da, die Kamine der abgebrannten Hütten ragten noch allein aus den Aschenhaufen hervor, und überall wanderte sein Fuß auf den Todtenhügeln der Erschlagenen, welche unter dem Mordbeile der Indianer ihren Tod gefunden hatten. Nach einer langen und beschwerlichen Reise kam er im Fort Pitt an, wo er von zwei einzigen Engländern, die des Handels halber hier zurückgeblieben waren, gastfreundlich aufgenommen wurde. Von hier führte ihn der Weg zu der Stelle, wo der große Biberfluß beim jetzigen Fort Mintosch sich in den Ohio ausmündet. Hier wohnte ein berühmter indianischer Kriegshauptmann, von den Engländern Weißäug genannt, der

ihn gastfreundlich bewirthete. Von hier zog er nun nach der Mündung des Muskingum hinab, wo er schon das Jahr zuvor in einiger Entfernung von einem Indianerdorfe eine Hütte aufgerichtet hatte, in welcher sich einer der größten Häuptlinge der Umgegend häuslich niedergelassen hatte. Freundlich ward Missionar Post an dieser Stelle aufgenommen, und er fing jetzt an die nächsten Bäume in der Gegend dieser Hütte zu fällen, und den wilden Boden umzureißen, um zu seinem Lebensunterhalte das erforderliche Korn mit eigner Hand zu pflanzen. Aber kaum hatten die benachbarten Häuptlinge der Indianer dieß vernommen, so beriefen sie ihn für den nächsten Morgen vor ihr Rathsfeuer, und als er daselbst erschien, fing der Sprecher des Rathes im Namen desselben an, ihn mit folgenden Worten anzureden:

„Bruder! Voriges Jahr hast du uns um die Erlaubniß gebeten zu uns kommen zu dürfen, um uns und unsere Kinder zu unterrichten, was wir dir gerne bewilligt haben. Jetzt da du gekommen bist, so freut es uns, dich zu sehen. Bruder! es scheint uns, du müssest seitdem deinen Sinn geändert haben, denn anstatt uns und unsere Kinder zu unterrichten, haust du die Bäume auf unserem Lande um, und hast dir ein Stück Boden zum Anbau ausersehen, wie die weißen Leute allenthalben zu thun pflegen. Allmählig kommt dann ein Zweiter, und ein Dritter, und thut dasselbe, und die nächste Folge ist, daß diese weißen Eindringlinge eine Festung zu ihrem Schutze bauen, sich unseres Landes bemächtigen, und uns weiter zurückdrängen, wie dieß die weißen Leute in unserem Lande immer gethan haben. Sage einmal, Bruder! sprechen wir nicht die Wahrheit?" —

Missionar Post gab hierauf zur Antwort: „Brüder! was ich Euch voriges Jahr gesagt habe, das ist wahr; ich bin in der Absicht zu Euch gekommen, um Euch zu unterrichten. Aber auch das ist wahr, daß ein Lehrer auch etwas zum Leben haben muß, wenn er sein Werk thun will. Da ich Euch nun nicht gerne zur Last falle,

um Euch um Lebensmittel anzusprechen, weil ich weiß, daß Ihr eure eigenen Familien zu versorgen habt, so wollte ich mein eigenes Stücklein Brot pflanzen, und dachte drei Jucharte Landes seyen wenig genug hiezu. Ihr erinnert Euch wohl, daß ich Euch voriges Jahr sagte: ich sey ein Bote Gottes, und von Ihm gesendet, seinen Willen den Indianern zu verkündigen, damit sie durch den Glauben an Ihn gerettet, und seines Himmelreiches theilhaftig werden mögen. Von eurem Lande verlange ich keinen Fuß breit zum Eigenthum, und das Bischen Korn, das ich für mich und meinen Begleiter pflanzen möchte, wird mir nie einen Anspruch auf euern Boden geben."

Post zog sich jetzt zurück, und die Häuptlinge traten zu einer geheimen Berathung zusammen; endlich kam der Sprecher abermals herbei, und redete ihn also an:

„Bruder! Jetzt hast du deutlicher dich ausgesprochen, und wir können dir vielleicht einen guten Rath geben. Du sagst, du seyest auf Antrieb des großen Geistes gekommen, um uns zu unterrichten. Ebenso sprechen auch die (katholischen) Priester zu Detroit, welche unser Vater (der Gouverneur von Canada), der Franzos, seinen Indianerkindern gesendet hat. Gut, ist dieß nun der Fall, so brauchst du nicht mehr Boden zu deinem Unterhalt, als einer von jenen, die sich mit einem Gartenloose begnügen, um etwas Gemüse und ein paar schöne Blümchen darauf zu pflanzen, wie sie die weißen Leute lieben. Bruder! da du den nämlichen Beruf treibest, wie die genannten Priester, und wir nie einen derselben Bäume abhauen und den Boden umbrechen gesehen haben, während sie doch gut und wohlbeleibt aussehen, so sind wir der Meinung, daß sie noch eine andere Hülfsquelle zu ihrem Lebensunterhalte haben müssen, als blos die sauere Arbeit mit eigener Hand. Wenn nun der große Geist wirklich verlangt, daß du, wie du sagst, den Indianern predigen sollst, so wird er auch machen, daß dir derselbe Vortheil zufällt, dessen sich die Priester zu De-

troit zu erfreuen haben. Wir sind daher mit einander überein gekommen, dir ein Gartenloos zu geben, und zwar noch etwas größer, als jene Priester haben. Es soll 50 Schritte in jeder Richtung messen; gefällt dir das, so magst du darauf pflanzen, was dir beliebt."

Diese besonnene Kargheit der Indianer mußte das Herz des Missionars tief schmerzen, und dieß um so mehr, da Hunderttausende von Jucharten Bodens wild und unangebaut um ihn herumlagen; allein er gab sich damit zufrieden, und war froh, wenigstens einen festen Fuß für die Predigt des Evangeliums unter diesen entfernten Indianern gefaßt zu haben.

Mittlerweile hatte Missionar Zeisberger zu Machwihilusing an der Susquehannah seit dem Frühling 1763 von Zeit zu Zeit von Bethlehem aus unter den dortigen Indianern sich nach einem Wirkungskreise umgesehen. Unter diesen befand sich ein merkwürdiger Charakter, Papunhauk, ein berühmter indianischer Lehrer, welcher lange zuvor mit großem Eifer eine heidnische Moral unter seinen Landsleuten gepredigt hatte. Da aber bei aller strengen Sittenlehre, die der Mann verkündigte, der Lehrer und die Zuhörer den abscheulichsten Lastern ergeben waren, so fingen manche der Letztern an zu zweifeln, ob Papunhauk wirklich ein Lehrer der Wahrheit sey. Indeß war doch immer der Einfluß sehr groß, den dieser Mann über die Gemüther seiner Landsleute ausübte. Als er nun einmal vor Zeisbergers Ankunft in einer mährischen Gemeinde das Evangelium vor Christo verkündigen hörte, so erklärte er, daß er immer an ein höchstes Wesen geglaubt habe, daß aber dieß die wahre seligmachende Lehre sey, deren sein Herz bedürfe. Jetzt brach er in Thränen aus und flehte: O Gott erbarme dich meiner, und gib, daß der Tod meines Erlösers auch an mir sich offenbare! Unter diesen Eindrücken ging er nach Hause zurück, rief seine Landsleute zusammen und erzählte mit großem Nachdruck, was sein Herz gefühlt habe. „Meine Landsleute, sprach er, ich habe Euch viele

Dinge gesagt und Euch einen Weg zum Heil gewiesen, aber ich habe jetzt gelernt, daß dieser Weg nicht der rechte ist. Wollen wir selig werden, so müssen wir nach dem Erlöser uns umsehen, welchen die mährischen Brüder verkündigen."

Aber so begierig auch dieser Mann war, ein Christ zu werden, so schauderte doch sein stolzes Herz vor dem Gedanken zurück, seinen bisherigen Einfluß auf seine Landsleute einzubüßen. Dieß verursachte einen langen und heftigen Kampf in seiner Seele, dessen er lange nicht los zu werden vermochte. Indeß kam im Monat Mai Zeisberger nach Machwihilusing, wo Papunhauk wohnte. Kaum war er der Stelle nahe gekommen, so begegnete ihm ein Indianer, der ihm sagte, daß sie schon seit 6 Tagen mit einander ernstlich zu Rathe gingen, wie sie einen Lehrer der Wahrheit bekommen möchten. Das Herz des Missionars glühte bei diesen Worten. Am Abend nach seiner Ankunft versammelten sich alle Einwohner des Dorfes und sprachen zu ihm: wir freuen uns hoch über deine Ankunft; du bist der Mann, auf den wir schon so lange gewartet haben; du wirst uns den rechten Weg zeigen. Zeisberger verkündigte ihnen nun die Heilslehre des Evangeliums, und sie hörten aufmerksam zu. So that er jeden Tag, und Papunhauk nebst vielen Andern wurden von seiner Predigt so lebendig ergriffen, daß er nicht länger zauderte, sondern dem Glauben an das Evangelium von ganzem Herzen sich ergab. Dieser stolze ehrgeizige Mann warf jetzt alle eigene Gerechtigkeit zu Boden; er wollte nicht früher essen noch trinken, bis er dem Missionar die groben Sünden seines frühern Lebens bekannt, und ihn flehentlich ersucht hatte, ihm die Taufe auf Christum zu ertheilen. Sein Verlangen wurde befriedigt, und vor allem Volk legte er nun ein feierliches Bekenntniß seines Glaubens ab.

Die selige Bewegung, welche an diesem Orte durch Zeisbergers Vorträge entstand, war allgemein. Manche weinten Tag und Nacht um Trost über ihre Sünden.

Die Hausväter wurden jetzt eins, die Brüder in Bethlehem feierlich zu ersuchen, ihnen einen bleibenden Lehrer zuzusenden, der ihnen das Evangelium verkündige. Zeisberger ward hiezu berufen, und er ließ sich jetzt unter diesem Volke für einige Zeit häuslich nieder. In Papunhauk fand er einen verständigen Gefährten und einen treuen Freund, der ihm mit seiner genauen Kenntniß der Indianerwelt überall freundlich zur Hand ging, und ihn auf manchen seiner gefahrvollen Wanderungen in dieser Wildniß begleitete.

Aber bald brach ein neuer, Verderben drohender Sturm über diese friedlichen Pflanzungen der Christenliebe aus. Die feindlichen Indianer am Ohio-Strome erregten neue Unruhen, und verbreiteten durch ihre grausamen Mordthaten einen allgemeinen Schrecken über ganz Pensylvanien. Es galt vor Allem dem bekehrten Häuflein der Indianer, welche sie allenthalben zu vertilgen drohten. Zeisberger blieb auf seinem abgelegenen Posten, so lange er sich zu halten vermochte, bis auch er, um der drohenden Gefahr zu entgehen, von seinen Brüdern nach Bethlehem zurückgerufen wurde. Die kleine Indianergemeinde am Wequetank-Flusse hatte sich lange gegen den Andrang ihrer Widersacher gehalten, allein der dortige Missionar mußte sich am Ende gleichfalls entschließen, mit ihr nach Nazareth aufzubrechen, um eine Sicherheitsstätte zu finden. Ihr Dorf ward niedergebrannt, noch ehe sie dieselbe erreicht hatten; auch am Susquehannah-Strome brachen die Kriegsunruhen von allen Seiten aus, und der wackere Papunhauk nahm mit einem Häuflein der gläubigen Indianer seine Zuflucht nach Bethlehem. So sammelten sich nach und nach die verjagten Schaaren der Neubekehrten bei den Wohnstätten ihrer Brüder, und es wurde am Ende (Januar 1764) für nöthig erachtet, sie sämmtlich nach Philadelphia zu bringen, und in einem besonders aufgerichteten Feldlager vor den Mauern der Stadt Tag und Nacht zu bewachen, um ihr Leben gegen die Mordkeulen der

überall umherstreifenden feindlichen Indianer sicher zu stellen. Auch Bethlehem mußte verlassen werden, und seine Einwohner flüchteten sich jetzt nach Philadelphia, wo jeden Tag ein feindlicher Angriff der Indianer erwartet wurde.

Die Regierung von Pensylvanien that, was sie unter diesen schwierigen Umständen nur immer vermochte, um das traurige Loos der Unglücklichen zu mildern, und den Weg aufzusuchen, um Friedensunterhandlungen mit den Indianern anzuknüpfen. So hatte nun Zeisberger mit seinen Brüdern einen neuen Wirkungskreis rettender Menschenliebe ganz unerwartet gefunden. Wie viel Hände auch sich in Bewegung setzten, um der dringenden Noth abzuhelfen, so blieb doch immer die Lage der verstoßenen und verfolgten Indianer ungemein schwer und im vollen Sinn des Wortes gefängnißartig. Die gewürzten Speisen waren sie nicht gewohnt, und sagten ihrem Magen nicht zu. Es fehlte ihnen an körperlicher Bewegung und an jeder Beschäftigung, und besonders fiel ihnen schwer, das freie Jägerleben entbehren zu müssen. Bald nahmen Krankheiten in ihrem Feldlager überhand, und 36 derselben gingen mit kindlicher Ergebung in die verborgene Führung Gottes in die Ewigkeit hinüber. Endlich ward im Dezember **1764** ein Friedensschluß mit den feindlichen Indianern zu Stande gebracht, welcher den lautesten Jubel in den Reihen der Unglücklichen verbreitete. Da die weißen Kolonisten im Lande die Haupturheber ihrer harten Bedrängniß gewesen waren, und die aufgereizten Indianer nur als Werkzeuge ihres Grolles gebraucht hatten, so lag den Missionarien alles daran, sie so weit wie möglich aus dem Bereiche der Weißen zu bringen, und in der tiefen Wildniß ihres eigenen Landes anzusiedeln.

Vor ihrem Abzuge von Philadelphia wandten sie sich noch in einem eigenen Schreiben an die Regierung, um derselben für ihre Menschenfreundlichkeit zu danken. „Unser Leben war in großer Gefahr, sagen sie in dem-

selben, aber Ihr habt uns geschützt und gegen unsere Feinde vertheidigt. Wie Väter habt Ihr für unsere Nahrung und Kleidung gesorgt; Ihr habt uns in der Krankheit gepflegt, und gebt uns noch Mehl auf die Reise mit, bis die Ernte reif geworden ist. Besonders aber danken wir Euch dafür, daß in der großen Trübsal unsere lieben Lehrer bei uns seyn durften, welche uns täglich im Worte Gottes unterrichtet haben. Sie haben uns den Weg des Heils gezeigt, so daß wir mit unserm Schöpfer bekannt wurden, und alle Menschen lieben können. Vor Allem freuen wir uns darüber, daß unsere Lehrer, Schmidt und Zeisberger, mit uns in das Indianerland ziehen, um uns noch weiter mit dem Weg des Heils bekannt zu machen. Dieses Alles werden wir nimmermehr vergessen, und wir beten zu Gott, daß Er Euch dafür segnen möge."

Die Reise-Karawane setzte sich nun im Namen Gottes im Anfang des Jahres **1765** in Bewegung, um nach dem Rathe der Brüder an den fernen Ufern des Susquehannah-Stromes eine friedliche Niederlassungsstätte aufzusuchen. An der Spitze des langsamen Zuges stand der wackere Zeisberger, der alles tapfern Muthes und aller unverdrossenen Beharrlichkeit bedurfte, um sein Völklein, gleich Moses, durch die Wüste zu führen; aber er kannte auch die Macht und Treue dessen, welcher gesprochen hat: Selig sind, die um der Gerechtigkeit willen verfolget werden, denn das Himmelreich ist ihr. (Matth. **5**, **10**.) Die beschwerdevolle Wanderung, welche von einem Bergrücken zu dem andern, und von einem wilden Waldstrome zu dem andern, nicht selten durch Sumpfstrecken in die bahnlose Wildniß hineinführte, dauerte nicht weniger als fünf Wochen. Die Kinder und Kranken, die Greisen und die Blinden und das schwere Gepäck wurden auf kleinen Wagen nachgeführt. Nicht selten mußten sie Tagelange Umwege machen, um feindseligen Indianerhaufen auszuweichen, indeß stürmisches Wetter und heftiges Schneegestöber den beschwerlichen

Marsch noch mehr erschwerten. Des Nachts ließen sie sich in den Wäldern nieder. Jede Familie baute sich eine Hütte aus Baumzweigen und machte ihr Feuer an. An manchen Stellen mußten sie den Weg durch das Dickicht des Waldes zuvor meilenweit mit Aexten durchhauen, an Andern Bäume fällen, um auf ihnen über die Waldbäche hinüberzukommen. Nicht selten riß der Strom die Fähren gewaltsam fort, auf denen die Weiber und Kinder übergesetzt werden sollten; und einmal mußten sie, weil alles mißlang, einen ungeheuern Eichstamm aushöhlen, um sich ein Boot zu machen, das die wandernden Häuflein nach und nach unter großen Gefahren über das Wasser trug. Am Ende ging auch der Vorrath von Lebensmitteln aus, bis zuletzt alles aufgezehrt war. Es war ein tief verwundender Anblick, als an einem Tage jede Familie die letzte Portion von Lebensmitteln in Empfang nahm, die noch übrig geblieben war. Die Mütter, die Kinder, die grauhaarigen Greise wußten nicht, welchen Bissen der morgende Tag zur Erhaltung ihres Lebens bringen würde.

In einer Nacht hatten sie sich, vom Marsch und Mangel gänzlich erschöpft, zum Schlaf niedergelegt, als der Wald, entweder durch ihre eigene Sorglosigkeit, oder weil die letzten Feuerbrände nicht ausgelöscht worden waren, auf einmal Feuer fing. Der Schrecken des Volkes war groß. Alle wachten auf einmal auf, aber wohin sollten sie fliehen im Herzen eines ungeheuern Waldes, der sie von allen Seiten umgab? Ein schneller und elender Tod bedrohte sie in der Luft und auf dem Boden auf jedem Schritt, den sie thaten. Die Bäume rings umher loderten im wildesten Geprassel des Feuers, und Rauchwolken, die jeden Augenblick zunahmen, hinderten sie, einander zu sehen, oder eines Pfades zur Flucht gewahr zu werden. Die Verwirrung war groß und allgemein. Kaum hatten die Kranken und die Alten Kräfte genug, den Flammen zu entfliehen, welche mit reißender Wuth sie jeden Augenblick verfolgten.

Ein großer Theil ihrer Geräthschaften ging zu Grunde; Einzelne wurden von den brennenden Baumästen verletzt, aber keiner büßte das Leben ein. Der Waldbrand dauerte bis zum folgenden Tag, und jetzt kehrten sie zu ihrem Feldlager zurück, um dort einzuholen, was von ihren Habseligkeiten das Feuer nicht verzehrt hatte. Zu ihrer großen Freude trafen sie da und dort bisweilen Kartoffelfelder an, welche wild aufwuchsen, und so unangenehm auch der Geschmack der wilden Kartoffeln ist, so machte sie doch der Hunger süß. Um die Kinder zu befriedigen, welche um Nahrung schrieen, schälten sie die Rinde des Kastanienbaumes ab, und ließen sie den süßen Saft desselben saugen, und selbst Erwachsene mußten bisweilen zu diesem Mittel ihre Zuflucht nehmen. Viele von ihnen starben auf dem Wege, und wurden im Dickicht des Waldes eingescharrt. „Aber alle diese Trübsale waren bald vergessen, so erklärten die armen Pilger, wenn wir in unsern Versammlungen auf eine so fühlbare und tröstliche Weise die Nähe des Heilandes empfinden durften. Diese wurden immer am Abend unter freiem Himmel um ein großes Feuer herum gehalten, wenn die Tagereise vollendet war. Das Auge des unsichtbaren Freundes war hier stets über uns offen, und wir sprachen unter einander voll Freude von seiner Liebe und Barmherzigkeit.“

Endlich kamen sie an den Ufern der Susquehannah an, und erwählten sich unweit des Wyalusing-Baches eine Strecke, wo sie sich ihre Waldhütten aufrichteten, und für ihre Lehrer so wie für ihre Versammlungen zwei große Blockhäuser aufschlugen, in denen sie sich mitten in der Wildniß niederließen. Diese Stätte ward Friedenshütten genannt, weil sie hier in friedlicher Stille unter dem segnenden Auge Gottes mit einander ihre Lebenstage zuzubringen hoffen durften. Allmählig wurde eine Anzahl hölzerner Wohnungen nach europäischer Weise aufgerichtet, und ein schönes Dorf gebildet, in dessen Mitte eine niedliche Kapelle mit einem kleinen

Glockenthurme emporragte. Um jede Wohnung ward ein Garten angelegt, und um das Dörflein her der wilde Boden zu einem Ackerfelde umgeschaffen, das der Segen Gottes krönte. Jede Familie erbaute sich ihr eigenes Boot, um auf dem Wasser der Susquehannah die Erzeugnisse ihres Bodens den entfernten Dörfern zuzuführen. So wandelt Ackerbau und bildender Menschenverkehr immer an der Hand des Evangeliums durch die Welt, und es verräth Unverstand und Mangel an Bekanntschaft mit der Völkergeschichte, wenn man dem Evangelio Christi und der Missionssache grollen mag, und die Bildung der Völker auf anderem als auf diesem Wege erwartet. Liebe und Eintracht knüpfte alle Herzen in einem Bunde zusammen, in welchem Christus die Seele Aller war. Es war erfreulich zu sehen, wie verständig sie ihr Tagewerk ordneten, und mit welchem Fleiße dasselbe ausgeführt ward. Das ganze Dörflein glich einem emsigen Bienenschwarm; jeder kannte sein Geschäft und verrichtete dasselbe mit Freuden. Einige waren mit Aufbau der Wohnungen beschäftigt, Andere brachen den wilden Boden auf, und pflegten ihres Gartens; noch Andere fingen Fische im Flusse, um für die Nahrung der Arbeitenden zu sorgen; wieder Andere besorgten die Haushaltung, indeß die Alten und die Kinder am Rocken oder am Webstuhle die fleißige Hand bewegten. Auch der fromme Papunhauk ließ sich hier nieder, und so zog der wachsende Ruf von Friedenshütten nach und nach aus allen Theilen des Indianergebietes viele Besuchende herbei.

Die neubekehrten Indianer, welche hier sicher und im Frieden wohnten, sandten nun eine Gesandtschaft mit einem Wampum-Gürtel *) an den Häuptling des

*) Wampum ist bei den nordamerikanischen Wilden eine Art von Gürtel aus Seemuscheln gemacht, durch deren Farben und Schattirungen sie Freundschaft oder Haß, Friede oder Krieg auszudrücken pflegen, und der ihnen für eine Art von Schrift oder Dokument dient.

Cajuga-Stammes, der als Bevollmächtigter der sechs Nationen ein Herrschaftsrecht über dieses Stromgebiet ausübte, um ihn und sein Volk zu benachrichtigen, daß sie sich an dieser Stelle mit ihren Lehrern niedergelassen hätten, um, wenn er es genehmige, ein friedliches und nützliches Leben hier zu führen. Dieser gab den Abgeordneten zur Antwort, daß er die Stelle, auf welcher sie sich niedergelassen hätten, nicht für geeignet halte, weil das ganze Land im letzten Kriege mit Blut befleckt worden sey, und daß er daher wünsche, sie noch weiter nördlich hinauf an die südliche Spitze des Cajuga-Sees zu versetzen. Dieser Vorschlag kam ihnen, wie natürlich, im hohen Grade unwillkommen, und es blieb daher nichts weiter übrig, als daß sich Zeisberger selbst mit vier Abgeordneten der Gemeinde auf den Weg machte, um diesen gewaltigen Häuptling auf andere Gedanken zu bringen. Dieser nahm sie zwar unter sein Dach auf, aber er sprach mit Verachtung von den mährischen Brüdern und ihren Arbeiten unter den Indianern. Zeisbergers Gefährten wurden darüber in Angst gesetzt, und scheuten sich, die Botschaft bei dem Rathsfeuer vorzutragen. Letzterer indeß sprach ihnen Muth ein, und versicherte sie, Gott werde auch in dieser Versammlung gegenwärtig seyn, und Alles leiten nach seinem Wohlgefallen. Zeisberger redete fließend die Cajuga-Sprache, und er glaubte um so mehr Recht zu haben, ein keckes Wort zu sprechen, da ihn nicht lange zuvor einer der angesehensten Häuptlinge der Delawaren an Kindesstatt aufgenommen hatte, und er demnach als ihr Stamm- und Ranggenosse in ihrem Kreise auftreten konnte. Am folgenden Morgen trat er in die Rathsversammlung der Häuptlinge ein, und sprach folgende Worte:

„Brüder, ihr habt die Bitte vernommen, welche euere Vetter *) an euch gemacht haben. Ihr sehet, ihre

*) Alle Indianer pflegen sich untereinander als nahe Blutsverwandte zu betrachten.

Sache ist gut; und ihr liebet ja, was Recht ist. Ihr habt sie in euere Arme aufgenommen, und sie danken euch dafür. Ihre Füße waren müde, und sie haben viel erduldet auf dem Wege, aber ihr habt ihre Seelen erquickt. Ihr habt Landes genug, gebt daher ein kleines Stück desselben euern Vettern, welche an Gott glauben, damit sie in Ruhe und Frieden unter euch leben mögen. Ich bin auch ein Delaware, und weiß, daß die Cajuga's wackere Leute sind. Laßt mich daher nicht mit Schmerz und Trauer aus euerer Mitte scheiden." — Die Bitte ward alsobald genehmigt, und ein Landesstrich ihnen abgetreten, der größer war, als sie verlangt hatten, und sich bis über Tiaotschi ausdehnte.

Die Abgeordneten freuten sich hierüber sehr, und brachten einige Tage an dieser Stelle zu. Zeisberger eilte nun mit dieser frohen Botschaft nach Friedenshütten zurück, und unverweilt ward vom abgetretenen Landesstrich Besitz genommen. Allein dieses Freudengefühl wurde bald getrübt durch die Botschaft eines Indianers von Yaninga, welcher der Rathsversammlung der Irokesenhäuptlinge daselbst beigewohnt hatte, und versicherte, daß dort der Häuptling der Cajuga's einen scharfen Verweis darüber erhalten habe, daß er ohne ihre Einwilligung den mährischen Brüdern ein solches Landesstück abgetreten habe. Auf diese Nachricht hin entschloß sich Zeisberger nach Onondago zu gehen, um das Wahre an der Sache zu erfahren, und das alte Freundschaftsbündniß mit den Irokesen zu erneuern. Er selbst sehnte sich, eine Stelle wieder zu sehen, wo er seinen ersten Missionsversuch gemacht, so manche theuer erkaufte Erfahrung eingeholt, und die Indianernatur in ihrer wilden Tugend, und in ihren noch wildern Lastern kennen gelernt hatte. Nach einer sehr beschwerlichen Reise langte er erschöpft daselbst an, und seine Seele heiterte sich bald wieder auf. Der Zinochso-Fluß, an dessen Ufern er so oft gewandelt hatte, der Wald, in welchem so mancher Baum unter seiner Axt fiel, das Thal, in

dem er mit eigener Hand so manche Hütte aufgerichtet hatte, Alles umher, wie wild es auch aussah, hatte eine eigene Anziehungskraft für sein Gemüth, und bot ihm Erinnerungen entgegen, die sein Herz zum Dank gegen Gott, den Führer seines Lebens, und zur Freude stimmten. Mit sichtbarer Freudenbewegung sammelte sich nach seiner Ankunft das Volk um ihn her. Der stolze, kaltsinnige, treulose Irokese, sonst der Schrecken der Völker, war mild und freundlich gegen ihn, und drückte ihm als einem Bruder die Hand. Auf den nächsten Morgen sollte das große Rathsfeuer angezündet werden, und schon wogte an der Pforte des Rathhauses die Flagge zu Ehren des neuangekommenen Gastes. Zeisberger trat in die Versammlung der Häuptlinge, in welcher früher so oft sein Wort mit gespannter Aufmerksamkeit gehört worden war. Von Kopf bis zu den Füßen bewaffnet saßen die wilden Feldobersten umher, und ernsten Blickes warteten sie seiner Rede. Zeisberger sprach warm und gut. Voll Gefühl malte er ihnen die Arbeiten der Brüder vor die Augen, schilderte ihnen den künftigen Zustand der Indianergemeinden, berief sich auf ihre frühere Freundschaft mit ihm, und forderte sie jetzt auf, deutlich zu erklären, ob sie die Gestattung des Cajuga-Häuptlings genehmigen wollen oder nicht. Es wurde nun genau nach allen Umständen der neuen Niederlassung gefragt, und nach Indianersitte erklärt, daß sie nicht so rasch zu einer Antwort gelangen könnten.

Nach dem Verlaufe einiger Wochen erfolgte eine vollständige Genehmigung. Freilich waren die Irokesenhäuptlinge eben nicht geneigt, jetzt das Evangelium anzunehmen, obgleich sie es gern gesehen hätten, wenn Zeisberger unter ihnen seinen Wohnsitz aufgeschlagen hätte. Mit Freuden und Dank gegen Gott kehrte nun Zeisberger nach seinem geliebten Friedenshütten zurück. In kurzer Zeit nahm diese Gemeinde ansehnlich zu. Die Indianer, welche von allen Seiten herbeikamen, bewunderten die regelmäßige Anlage dieser Stelle, und

erklärten, es sey das schönste Indianerdorf, das sie je gesehen hätten. Sie waren sehr aufmerksam auf die Predigt des Evangeliums, und an Vielen offenbarte sich die göttliche Kraft desselben. Die Gemeinde war aus verschiedenen Stämmen, aus Mohauks, Senekas, Mohiganen und Andern zusammengesetzt. Im Jahr **1767** ward eine geräumigere Kirche daselbst aufgerichtet, und das Wort Gottes wuchs, und verbreitete sich aller Orten. Besonders genoß Zeisberger eine große Achtung auch unter den heidnischen Indianern. Als einmal Missionar Schmidt eine große Reise im Lande machte, fragte er einige Indianer; ob sie Zeisberger kennen? Kaum hörten sie diesen Namen nennen, so legten sie voll Freude beide Finger zusammen und sagten: Wir sind eins mit diesem Manne, bist du auch eins mit ihm? Wir sind Brüder, gab Schmidt zur Antwort. — Wenn dieß ist, versetzten sie, so mußt du zu uns kommen, und ein Haus in unserm Dorfe bauen.

IV. Abschnitt.

Zeisbergers erste Reise nach den obern Ufergebieten des Ohiostromes. Beschwerden und Gefahren derselben. Er läßt sich zu Goschgoschünk am Allegennyflusse nieder. Wildheit der dortigen Indianer. Seine Arbeiten unter denselben. Züge ihrer Grausamkeit. Zeisbergers Rückkehr nach Friedenshütten. Seine zweite Reise nach Goschgoschünk. Wunderbare Rettung auf dem Wege. Segensvolle Wirksamkeit unter den Indianern. Macht der Widersacher. Gefahren der Missionarien. Bekehrung des Häuptlings Allmewi. Aufbruch der kleinen Gemeinde nach einer andern Stelle des Allegennyflusses. (Jahr 1767—1769.)

Im Späthherbste des Jahres **1767** trat Missionar Zeisberger, von seinem Indianerfreunde Papunhauk begleitet, seine erste Reise nach den entfernten Ufergegenden des Ohio-Stromes an, nachdem er gehört hatte, daß Indianer dort wohnten, welche begierig wären, die

Lehren des Christenthums zu vernehmen. Der ungebahnte Weg führte ihn über die ungeheure, mit ewigen Wäldern bedeckte Hochebene Nord-Amerika's, auf welcher die meisten wasserreichen Flüsse des Landes entspringen, welche von hier aus in südöstlicher oder südwestlicher Richtung die fruchtbaren Ebenen bewässern. An manchen Stellen war der Graswuchs so hoch, daß Pferd und Reiter unter demselben nicht mehr gesehen werden konnten. Machte er sich Morgens auf den Weg, so waren bald seine Kleider vom Thaue des Himmels gänzlich durchnäßt, und ihm blieb nichts übrig, als mit nasser Bedeckung seine Reise nicht selten in Gegenden fortzusetzen, welche der Fuß eines weißen Mannes nie zuvor betreten hatte. Nachts schlief er immer unter freiem Himmel, indeß häufig der Regen in Strömen sich ergoß. Nach vier Tagereisen kam er endlich zu einem verlassenen Indianerdorfe, das in einem einzelnen schönen Thale lag, in welchem er, wie er bemerkt, den ersten Wald von schönen Silbertannen antraf, den er bis jetzt in Amerika gesehen hatte. Unweit dieses Dorfes befindet sich eine der Quellen des Ohio-Flusses, die in einem kleinen Bache in die ungeheure Ebene hinabrollt. Ob Krieg oder Hungersnoth das Dorf geleert hatte, konnte er nicht errathen; die Hütten waren alle unbeschädigt, auch zeigte sich keine Spur von Verheerung in der Umgegend. In einer derselben schlug er sein Nachtlager auf, löschte seinen Durst an der Quelle des Ohio, und bereitete sein einfaches Mahl. Je tiefer er ins Land eindrang, desto fürchterlicher war die Wildniß, und es kostete ihm angestrengte Arbeit, sich durch das verwachsene Dickicht einen Pfad zu bahnen. Endlich gelang es ihm, die erste Indianerhütte im Herzen eines tiefen Waldes zu erreichen, in welcher er eine Nachtherberge suchte. Sie war von einem Indianer-Jäger bewohnt, der, getrennt von seinem Stamme, mit seiner Familie seine einsamen Tage hier zubrachte. Der Wald war so dick, und der Teppich der Waldbäume so verwoben,

woben, daß kein Sonnenstrahl je zu dieser Hütte dringen konnte. Wohl mag der wilde Jäger der Fremdlinge, die ihn in dieser abgelegenen Einsamkeit besuchten, sich gefreut haben. Ein menschliches Gesicht war ihm schon lange nicht mehr in seiner Waldhütte unter die Augen getreten. Aber kaum war Zeisberger mit seinen Gefährten hereingetreten, als einer der Indianer sich auf sein Pferd schwang und in vollem Gallopp 12 Stunden weit nach dem nächsten Dorfe der Seneka's ritt, um dem Häuptlinge daselbst die wundersame Erscheinung zu erzählen. Am folgenden Tage kehrte Zeisberger selbst in der Hütte desselben ein, und ward gar unfreundlich von ihm aufgenommen, indeß machte doch sein festes und dabei mildes Benehmen einen solchen Eindruck auf das Herz des Indianers, daß er ihn zum Nachtessen einlud. Nach einer Unterredung von mehreren Stunden erklärte ihm der Häuptling, er wolle ihn zwar an seiner Weiterreise nach Goschgoschünk, einer Stadt der Delawaren, nicht hindern, allein er warne ihn, den Einwohnern daselbst nicht zu trauen, indem sie an Bosheit und Mordsucht ihres gleichen im Lande nicht hätten. Zeisberger gab ihm zur Antwort: wenn sie wirklich so schlechte Leute seyen, wie er sie beschreibe, so haben sie die Freudenbotschaft von ihrem Erlöser nur um so nöthiger, und in jedem Falle fürchte er sie nicht, weil sie ihm ohne den Willen Gottes nichts thun könnten.

In diesen Tagen ward ein großes Volksfest im Dorfe gefeiert, und Zeisberger mit seinen Gefährten genöthigt, an zwei Gastmahlen der Einwohner Theil zu nehmen. Diese wurden in einer geräumigen Hütte gehalten, in deren Mitte ein großer Ofen aufgerichtet war, indeß die Gäste Familienweise in feierlicher Stille auf Bärenhäuten auf dem Boden sich lagerten. Die jungen Männer waren einige Tage zuvor in die Wälder hinaus gesendet worden, um die erforderliche Anzahl von Bären und anderm Gewild für das Volksgastmahl zu erlegen, während die Weiber und Töchter Brennholz herbeischafften

und den Boden mit trocknem Schilf und Gras belegten. Zuerst ward gesottenes Fleisch in großen Kesseln nebst Brot von Indianerkorn aufgetischt, und hierauf der Ofen mit 12 großen glühenden Steinen geheizt, während 12 Männer in denselben hineinkrochen. Ein alter Mann warf hierauf 12 Pfeifen Rauchtabak auf die heißen Steine, was einen so dichten Rauch verursachte, daß die im Ofen befindlichen Männer beinahe erstickten, und als sie herauskamen, in Ohnmacht fielen. Während des Essens herrschte eine Todesstille, aber kaum wurde das Getränk herbeigebracht, so lösten sich die Zungen der anwesenden Gäste. Vier Männer fingen jetzt außerhalb der Hütte ein furchtbares Todtengeheul an, worauf die ganze Versammlung einen Kriegsgesang begann. Nach diesem sprach ein Greis kurze Orakelworte aus, welche mit gespannter Aufmerksamkeit gehört wurden, und dann folgte ein Tanz beiderlei Geschlechts, der tief bis in die Nacht hinein dauerte.

Jetzt machte sich Zeisberger nach dem Dorfe Goschgoschünk auf den Weg, das ihm als eine Jammerstätte roher Grausamkeit geschildert worden war. Hier fanden sie einen Verwandten des frommen Papunhauk, der sie in seine Wohnung aufnahm. Das Ganze bestand aus drei verschiedenen Dörfern, welche am Ufer des Ohio aufgerichtet waren. Zeisberger ließ die Einwohner fragen, ob sie sich versammeln wollten, um die großen Worte zu hören, die er ihnen zu sagen habe? Ganz Goschgoschünk schien sich über die Neuheit dieses Besuches zu freuen, und das Volk versammelte sich im nächtlichen Dunkel. Eine große Waldhütte ward von gewaltigen Feuern beleuchtet, welche bei den Versammlungen der Indianer immer angezündet werden. Die Blicke der Leute waren wild und grausam, und gleich Gespenstern der Nacht stellten sie sich um den Fremdling herum, als ob sie ihn bereits zu ihrem Schlachtopfer ausersehen hätten. Indeß hielt Zeisberger eine so mächtige Ansprache an die Versammlung, daß mehrere derselben unwill-

kührlich ausriefen: Ja, das ist gewißlich wahr! Das ist der rechte Weg zur Glückseligkeit! Am Schlusse der Rede waltete eine Todesstille in der Versammlung, und auf ihren wilden Gesichtern lag der Ausdruck einer geheimen Macht, die sie gefesselt hielt, und gegen welche sie vergeblich anzukämpfen versuchten. Nie zuvor hatte Zeisberger im Indianerlande einen solchen Ausdruck von Höllenfinsterniß und eine solche weltbezwingende Kraft des Wortes Gottes auf den Stirnen gelesen, wie an dieser Stelle.

Auch das weibliche Geschlecht, alt und jung, hatte die Begierde, den Fremdling zu hören, herbeigeführt, und der hinreißenden Beredtsamkeit desselben außerhalb des Männerkreises mit tiefer Stille zugehorcht. Es war ein Wonneklang in ihren Ohren, als er den Werth ihrer unsterblichen Seele und ihr ewiges Schicksal dem Schicksale des stolzesten Kriegers im Stamme gleichstellte. Indeß machte Zeisberger bald die Erfahrung, daß der Häuptling der Seneka's nicht vergeblich ihn gewarnt hatte. Bald erhoben sich in der Mitte der Einwohner einige Widersacher gegen ihn, weil er ihre Gewohnheit, die Gefangenen grausam zu quälen und mit satanischer Kunst ihre Todesleiden zu verlängern, ernstlich gerügt hatte. Solche Grausamkeit war freilich mehr Sache der Gewohnheit als der Ueberlegung. Einmal ward ein junger Schawanose gefangen genommen und zum Tode verurtheilt. Schon war er an den Pfosten angebunden und jede Vorbereitung zur Todesqual gemacht, als aus dem gierigen Haufen der Sieger eine Wittwe hervorsprang, und sich zwischen den Gefangenen und den Tod stellte. Schon hatte der letztere die Liebe zum Leben geopfert, die jetzt noch einmal in seine Adern quoll. Die edelmüthige Wittwe legte alle ihre Kostbarkeiten zu den Füßen des Kriegers nieder, dem der Gefangene gehörte. Das Lösegeld ward angenommen, ihre Bitte gewährt und noch am gleichen Tage wandelte der losgekaufte Jüngling auf und ab im Dorfe. Seine Befreierinn setzte so großes

Vertrauen auf seine Treue, daß sie ihm gestattete, seine Eltern und Freunde in der Heimath zu besuchen; aber keine Ueberredungskunst vermochte den Jüngling zu dem Entschlusse zu bringen, sie zu verlassen. Dieß war mehr denn römische Tapferkeit, welche Eltern und Heimath und den geliebten Vaterstamm aufopferte, um dem Gefühle der Dankbarkeit treu zu bleiben.

Zeisberger wurde bald ein Gegenstand des Hasses unter dem Volke, weil er ihre Greuelthaten bestrafte, obgleich er den wilden Strom derselben nicht zu hemmen vermochte. Oft kehrte er trauernd von der Mordstätte zurück, wo wilde Wuth, thierisches Geheul, Zähnknirschen des Uebermuthes, und spottende, herausfordernde Schmerzensqual des Gepeinigten seine Seele zermalmt hatte. Letzterer wurde vor der Peinigung immer schwarz angemalt und sein Haupt mit Rabenfedern geziert. Nun begannen die Peiniger zu rufen: die Gebeine unserer erschlagenen Brüder liegen unbegraben! ihre Geister rufen uns laut zu: rächet unser Blut! Nun laßt uns ihn martern und mit den Zähnen zerreißen! Das Schlachtopfer fing nun an, ihrer Peinigung zu spotten; „als tapferer Mann will ich fallen, rief er, aufs Quälen versteht ihr euch gut; aber ihr seid feige Memmen im Krieg. Ich gehe hinüber zu den Heldenmännern, welche euch wie Spreu vor sich her getrieben haben." Bei solchen Auftritten suchte der Missionar seine einsame Hütte auf, und fiel betend auf die Kniee nieder, daß Gott die Herzen dieser Wilden bald verändern möge. Wohin sein Auge blickte, war der Boden mit Spuren der Hölle bezeichnet. Hier war die finstere Höhle der Verzweiflung, zu welcher selbst die Zugänge mit den Schädeln der Erschlagenen gepflastert waren, und ein unruhiges, trotziges Treiben satanischer Gewalt war Tag und Nacht wahrzunehmen. Konnte eine solche Mordstätte der Finsterniß je ein Wohnsitz werden für das Evangelium des Friedens und der Liebe? Ließ sich je hoffen, daß der wilde Strom des Blutdurstes durch das Wort des wehr-

losen Fremdlinges aufgehalten werden würde? Zeisberger glaubte und hoffte dieß, und Gott ließ seinen Glauben nicht zu Schanden werden. „Der Fürst der Finsterniß hat hier große Gewalt, schreibt er an einen seiner Freunde, selbst seinen Thron scheint er an dieser Stelle aufgerichtet zu haben, und von den Heiden angebetet zu werden; denn ohne alle Einschränkung treibt er seine Herrschaft unter diesem Volke."

Unter den Gefangenen befand sich einmal ein Greis von ehrwürdigem Aussehen nebst zwei Jünglingen. Eine große Summe ward den Kriegern für seine Loslassung angeboten, aber vergeblich. Auf der Schädelstätte angekommen, wurden die beiden Jünglinge gequält und lebendig verbrannt. Der Alte sollte das gleiche Schicksal erdulden, aber als er eben zum Richtplatze hinausgeführt wurde, hatte ihm ein Knabe ein Pferd in die Nähe gestellt, auf dieses schwang er sich und ritt mit Blitzesschnelle in das Dickicht des Waldes hinaus. Die Wilden verfolgten ihn mehrere Tage lang, aber die gewandtesten Jäger wurden an der Behendigkeit des Alten zu Schanden. Zehn Tage und zehn Nächte lang floh er oder verbarg sich in Felsenhöhlen, wo er von seinen einzigen Nachbarn, den wilden Thieren, zerrissen zu werden Gefahr lief. Endlich gelang es ihm, in der Nähe einer Missionsniederlassung eine Freistätte zu finden, nachdem er 10 Tage lang blos mit Gras sein armes Leben gefristet hatte.

Nun kam die Stunde (5. Nov. 1767), daß Zeisberger diese Jammerstätte verlassen sollte; freilich nur für kurze Zeit, denn er hatte sie zum Lieblingsorte seiner Missionsthätigkeit auserkohren, und keine Gewalt der Erde und der Hölle sollte ihn in diesem Entschlusse abwendig machen. Noch einmal trat der Missionar von seinem Freunde Papunhauk begleitet den Weg in die Wildniß an, und kam aus der obern Gegend des Allegennyflusses, an welchem Goschgoschünk lag, wieder bei der Quelle des Ohio und der einsamen Jägerhütte an,

wo er im Hinwege übernachtet hatte. Sein trauter Begleiter, ein wohlerfahrener Indianer, erheiterte ihm den Pfad durch die Wildniß durch seine genaue Kenntniß der Pflanzen und Kräuter und der reichen Naturerzeugnisse des Bodens. Auch die Ueberbleibsel seines alten Aberglaubens lieferten vielfachen Stoff zu geselliger Unterhaltung. Obgleich in einen ernstlichen Christen umgeschaffen, waren doch in des frommen Papunhauks Seele die Denkweisen und Täuschungen seines frühern Lebens so eingewurzelt, daß er sie nicht selten auf eine sonderbare Weise mit seinem neuen und reinen Glauben vermischte. Gleich andern heidnischen Lehrern hatte er geglaubt: der Weg in eine bessere Welt gehe ganz nahe an den Pforten der Hölle vorüber; dort liege der Teufel im Hinterhalt und suche jede Seele, die zu Gott eilt, im Fluge wegzuhaschen. Welche nun unbeschädigt an dieser gefährlichen Stelle vorüberkomme, die gelange zuerst in das Land der Glückseligkeit; indeß sey noch keiner dort angekommen, obgleich einige nahe genug zu der Pforte gelangt seyen, um das Hahnengeschrei zu vernehmen und den Rauch der Kamine im Himmel zu sehen. Der Flug großer Raubvögel, das Gekrächz der Nachteule, und Träume beunruhigten noch immer sein Gemüth, und die Gespenstergeschichten, womit er Andere früher geängstigt hatte, schwebten von Zeit zu Zeit wie Plagegeister bei Nacht um seine Seele. Viele seiner Landsleute, denen er zuvor als ein Gott erschienen war, verfolgten ihn jetzt mit tödtlichem Hasse; einige klagten ihn sogar an, daß er seine Landsleute zu vergiften suche, und diese Anklage ward so heftig betrieben, daß die Missionarien sein Leben kaum zu retten vermochten. Von allen Seiten geschwächt und verlassen blieb ihm nur eine einzige Tochter übrig, die er zärtlich liebte, und die an allen Drangsalen des Vaters standhaften Antheil nahm. Zu seiner großen Freude ward auch sie eine Christinn.

Nach großer Anstrengung kamen sie wohlbehalten zu Friedenshütten an; allein die Ruhe des muntern Glau-

bensboten dauerte hier nur kurze Zeit; denn schon im Frühling 1768 machte er sich wieder in Begleitung einiger Mitarbeiter und ein paar bekehrter Indianerfamilien auf den Weg nach dem Allegennyfluſſe, um dort mit der Genehmigung seiner Brüder unter Gottes Beistand eine bleibende Missionsstelle anzulegen. So viel sichs thun ließ, ging die Reise zu Wasser, die Susquehannah hinauf, bis nach Tioga, wo eine Gesandtschaft von 20 Häuptlingen der sechs Nationen sich ihnen in den Weg stellte, weil sie bei dem Rathsfeuer zu Onondago nicht zuerst die Gestattung zu ihrer Reise eingeholt hätten. Nach langen Unterhandlungen gaben sich endlich die Häuptlinge zufrieden, und die Missionarien setzten ihre Reise weiter fort. Zu Wajomick, wo sie übernachteten, liefen sie Gefahr, mit ihrem Gastwirthe auf eine fürchterliche Weise das Leben einzubüßen. In ihrer Nähe befand sich nämlich ein Pulvermagazin, neben welchem ihr freundlicher Gastwirth ihnen aus Stroh und dürrem Gras ein Lager zurecht gemacht hatte. Einer der Mitreisenden erbat sich ein Licht, um seine vom Marsch verwundeten Füße zu verbinden, und schlief über diesem Geschäfte ein, ehe er das Licht ausgelöscht hatte. Am nächsten Morgen nahm Zeisberger seinen Reisegefährten bei Seite, und zog das ausgelöschte Licht aus der Tasche. „Hätten wir nicht, sprach er zu ihm, in der verflossenen Nacht einen unsichtbaren Wächter bei uns gehabt, so würden wir alle in die Luft geflogen seyn, und Niemand hätte erfahren können, wie es zugegangen wäre. Ich schlief fest, denn ich war müde und im ersten Schlaf; auf einmal fühlte ich einen Stoß, als weckte mich Jemand mit Gewalt; ich fuhr auf, und siehe, das Licht war so tief herabgebrannt, daß es eben das Stroh erreichen wollte. Nur ein Augenblick war noch übrig, um uns vom Verderben zu erretten. Ich konnte von da an nicht mehr schlafen, denn es überlief mich ein Schauder nach dem andern. Dank sey unserm HErrn für diese außerordentliche Bewahrung!" Die Reise dauerte fünf Wochen;

bisweilen führte der Weg durch Waldbrände, welche die Luft mit erstickendem Rauch erfüllten; häufig ward ihre Nachtruhe durch das Geheul und die kecken Anfälle der Wölfe unterbrochen, welche bis zu ihrem Nachtfeuer kamen, so daß sie genöthigt waren, mit brennenden Holzstöcken sie wegzujagen. Endlich kamen sie in der Mitte des Junius zu Goschgoschünk an, wo sie mit fast allgemeiner Freude empfangen wurden.

Zeisberger predigte dem Volke jeden Tag und hielt Morgen- und Abendachten, wobei sie Liederverse sangen, welche er in die Delawarensprache übersetzt hatte, was seinen Zuhörern völlig neu war. Die Versammlungen wurden von den Einwohnern fleißig besucht. „Es ist ein auffallender Anblick, schreibt er, so Viele zur Predigt des Evangeliums versammelt zu sehen, die ihre Gesichter mit schwarzer oder scharlachrother Farbe angestrichen haben, und auf deren Köpfen ein Busch von Federn oder Fuchsschwänzen sich beständig bewegt. Die vornehmen Frauen der Delawaren sind mit einer feinen weißen leinenen Schürze bedeckt, die bis zu den Knieen hinabreicht; an ihrer Brust hängen ein paar silberne Knöpfe, und ihr langes Haar ist mit einem Stück Tuch um den Scheitel umwunden. Die reichsten unter ihnen schmücken ihr Haupt mit silbernen Zierathen von bedeutendem Gewicht, und behängen ihre Ohren mit Korallen oder silbernen Kreuzen. Andere haben nur das Haar in eine Schlangenhaut eingewickelt." Indeß verbreiteten sich bald ungünstige Gerüchte über das Betragen der weißen Einwanderer gegen die Indianer, und schon sagten sich die Einwohner in die Ohren, was sie den Weißen thun würden, wenn sie sich auch in ihrem Lande niederlassen wollten. Manche fürchteten, man möchte sie zu Sklaven machen, wenn sie sich von den weißen Predigern unterrichten ließen. Selbst die alten Weiber liefen in den Dörfern umher, und erhoben eine laute Klage, daß das Brot fehle, daß das indische Korn von Würmern zerfressen werde, daß alles Wild aus dem Lande fliehe,

daß die Kastanien und Heidelbeeren nicht mehr reif werden, seitdem die Indianer glauben, was der weiße Mann ihnen vorsage. Auch die Zauberer kamen mit ihrem guten Rathe herbei, und verlangten Opfer, um den Zorn des großen Geistes zu stillen, der über die Anwesenheit der weißen Prediger ergrimmt sey. Geheime Botschafter kamen von den sechs Nationen mit dem Befehl, den weißen Lehrer zu verbannen oder ums Leben zu bringen, indeß ein entfernter heidnischer Prediger dem Häuptling des Ortes, Allmewi, welcher den Missionarien hold war, einen schwarzen Wampum mit der Erklärung zuschickte, wenn sie noch länger den Lehren des weißen Mannes anhangen, so werde alles Korn im Lande von der Sonne verbrannt werden. So sahen sich die Missionarien von erbitterten Feinden umgeben, welche täglich nach ihrem Leben trachteten. Selbst viele von denen, welche bei ihrer Ankunft die größte Freude ausgedrückt hatten, hätten sie jetzt gerne zu Tode gesteinigt. Wirklich machten auch zwei Indianer ein Bündniß mit einander, den Missionar Zeisberger ums Leben zu bringen.

Unter solchen Umtrieben fanden die Missionarien für nöthig, zu ihrer Sicherheit sich ein kleines Blockhaus in einiger Entfernung vom Dorfe zu erbauen, und sich mit einigen neubekehrten Indianern, welche die Taufe empfangen hatten, dorthin zurückzuziehen. Letztere wagten indeß nicht, unbewaffnet auch nur einige Schritte von demselben sich zu entfernen. Als die kalte Jahreszeit heranrückte, bauten sie sich neben ihrer kleinen Festung noch ein großes Winterhaus, in welchem die Versammlung gehalten wurde. Nicht selten war die kleine Schaar auf ihrem verlornen Posten genöthigt, ganze Nächte zu durchwachen, und jeden leisen Ton zu belauschen, ob nicht ein ungesehener Feind in verborgenem Versteck auf sie lauern möchte; denn ihnen war nicht unbekannt, daß der Tomahauk (die Mordkeule) nach ihrem Blute dürstete. Von den Wällen ihres Blockhauses aus konnten sie die ganze Umgegend überschauen, in welcher die drei Indi-

anerdörfer lagen. Wie willkommen brach ihnen bisweilen in ihrer Noth der ersehnte Morgen an! dennoch ward ihre düstere Einsamkeit nicht selten durch die köstlichsten Tröstungen der göttlichen Gnade versüßt. Folgen wir ihnen in ihre Winterhütte nach, wo sie im kleinen traulichen Kreise das Mahl des HErrn mit einander feierten. In der Todesstille der Nacht und umgeben von den Schrecknissen des Todes knieten sie mit dem kleinen Häuflein ihrer Neubekehrten vor dem Mahl der ewigen Liebe nieder, und feierten mit einander das unvergängliche Denkmahl des Todes Christi. Wie verschwand nicht alle Furcht aus ihren Herzen! Was war alle Macht der Finsterniß gegen den Arm des Allmächtigen, der auch in ihrer Hütte nahe war! Ein Loblied des Erlösers erschallte jetzt aus ihrem Munde, dessen Liebe stärker war, denn der Tod; und sie frohlockten in dem seligen Glauben, zu den Schafen seiner Heerde zu gehören, die Er erkaufet hat mit seinem Blute.

Mittlerweile gab der rüstige Zeisberger die Verkündigung der frohen Botschaft unter dem Volke nicht auf, und keine Gefahr vermochte dabei seinen Glaubensmuth zu bezwingen. Eine solche Arbeit der Liebe konnte nicht vergeblich seyn, und sein inbrünstiges Flehen zum HErrn durfte eine Ausgießung des göttlichen Geistes hoffen, deren umschaffendem Einflusse auch das wildeste Heidenherz nicht zu wild ist. Und bald fing Licht und Finsterniß an, sich von einander zu scheiden. Die Einwohner der Dörfer theilten sich am Ende in zwei Partheien, von denen die eine, bei weitem die zahlreichste, mit aller Macht dem Evangelium sich widersetzte; indeß die Andere erklärte, daß sie lieber auswandern und an einer andern Stelle sich niederlassen, als vom seligen Christenglauben sich scheiden wolle. An der Spitze der letztern stand der Häuptling des Dorfes Allmewi, ein Greis, welcher bereits **120** Lebensjahre auf dem Rücken hatte. Seine Bekehrung bildet einen der interessantesten Auftritte in der neuern Missionsgeschichte. Von Anfang

an hatte er die Missionarien in seinen Schutz genommen; aber in solchem Alter, im zweiten Jahrhunderte des Menschenlebens, wie schwer, wie fast unmöglich ist es nicht, daß nach so langer Finsterniß ein Sonnenstrahl des Lichtes das abgestorbene Herz zu einem neuen Leben erwecken mag! Der Kampf seines Herzens gegen die Wahrheit war über die Maaßen schwer. Endlich gab der ehrwürdige Krieger, der so manchen Sturm auf dem Schlachtfelde mit Heldenmuth ausgehalten hatte, als ein Besiegter der Macht der göttlichen Gnade nach, und trotz alles Widerstandes, den sein Volksstamm ihm entgegensetzte, entschloß er sich in seinen alten Tagen, ein Schüler Christi zu werden. Einem Kinde gleich ließ er sich in die Versammlung der Gläubigen führen. „Ich kann es nicht länger ertragen, rief der Alte voll heftiger Bewegung unter einem Thränenstrome aus, ich kann es nicht länger ertragen; mein Herz ist voll, und ich habe keine Ruhe Tag und Nacht. Wenn ich nicht bald Trost erhalte, so muß ich sterben!" — Sein Weib und seine Verwandten, so wie alle seine Freunde standen um den Greisen her, der vielleicht jetzt zum erstenmal im Leben gezittert hatte, und setzten ihm den bittersten Widerstand entgegen. Aber es liegt in dem Erguß des Gefühles und in der gefurchten Stirne des hohen Alters eine Macht, welche auch den frechsten Bösewicht bisweilen zu entwaffnen vermag. Es war, als ob eine Stimme der Ewigkeit aus dem Alten herausspräche. Er ward am Christfeste (1768) getauft, und vermochte bald darauf in seiner wilden Sprache keine Worte zu finden, um den Frieden zu bezeichnen, der sein innerstes Wesen erfüllte. Selbst sein veralteter Körper schien neue Jugendkraft gewonnen zu haben. „Nicht allein mein Herz ist vollkommen befriedigt, sprach er, auch mein Körper ist wieder stark geworden. Nie hätte ich es glauben können, daß ich solche Seligkeit noch in meinen alten Tagen genießen dürfte."

Nun aber hatte der Groll der Widersacher die höchste Stufe erreicht, und drohte einen so fürchterlichen Aus-

bruch, daß die Missionarien für nöthig achteten, an den Abzug zu denken, und sich ein paar Boote bauten, um auf dem Wasser des Allegenny mit einander hinab zu schwimmen, und eine andere Wohnstätte aufzusuchen. Während sie so beschäftigt waren, kamen drei Häuptlinge der Seneka's im Dorfe an, und als sie vernahmen, daß Zeisberger sich anschicke, mit dem Häuflein der Neubekehrten eine andere Stelle aufzusuchen, so überreichten sie ihm einen schwarzen Wampumgürtel mit dem Verbot, nicht eher von der Stelle zu weichen, bis weitere Befehle vom Rath zu Onondago eingetroffen wären. Zeisberger war indeß nicht der Mann, der sich so leicht schrecken ließ; herzhaft trat er hervor, und legte in Gegenwart der Häuptlinge und vieler Andern ein mächtiges Zeugniß ab von der Liebe Gottes, die in Christo Jesu gegen die Sünderwelt sich geoffenbaret habe, worauf der Häuptling Allmewi erklärte, daß sie Alle entschlossen seyen, es koste was es wolle, ihrem Lehrer in die Wildniß zu folgen. Wirklich führten sie auch ihren gefaßten Entschluß im Frühling **1769** aus. Die Boote waren segelfertig, die Missionarien mit dem Häuflein ihrer Neubekehrten standen am Ufer bereit, das ganze Volk blickte in dumpfer Todesstille auf die Scheidenden hin, aber keine feindselige Hand durfte sich gegen sie emporheben. Sie verließen Goschgoschünk, und ließen sich sechs Stunden unterhalb des Dorfes am Ufer des Flusses zu Lahunakhanneck im Frieden Gottes nieder.

V. Abschnitt.

Anlegung einer neuen Missionsstelle, Schechequon, an der Susquehannah. Treuloser Verkauf des Missionsgebietes daselbst von Seiten des Rathes zu Onondago. Schwere Anfänge des neuen Missionspostens am Allegennyflusse. Der heidnische Lehrer Wangomend. Der Delawarenhäuptling Glikhican. Gedeihen von Lahunackhanneck. Ansied-

lung am Biberflusse. Anlegung von Friedensstadt. Gesandtschaft der Delawarenhäuptlinge zu Gekelemuckpeschink. Der Häuptling Netawatwis. Zeisbergers Reise an den Muskingumfluß. Anlegung von Schönbrunn daselbst. Versetzung der Indianergemeinden Friedenshütten und Schescheguon an die Ufer des Muskingum. Beschwerliche Auswanderung dorthin. Gemeinsame Missionsordnung. Anlegung einer zweiten Missionsstation Gnadenhütten an den Ufern des Muskingum. (Jahr 1769—1773.)

Mittlerweile blühte auf der Missionskolonie Friedenshütten an der Susquehannah das Werk Gottes immer lieblicher auf, und viele Delawaren und Leute aus andern Stämmen wurden aus dem Sündenschlaf zu einem neuen göttlichen Leben aufgeweckt. Die Erweiterung der Gemeine gab nun im Jahr **1769** die nächste Veranlassung dazu her, daß in einer Entfernung von etwa **12** Stunden am Ufer des gleichen Flusses eine zweite Missionsniederlassung, Schescheguon genannt, aufgerichtet wurde, um die Erkenntniß der evangelischen Wahrheit immer weiter in den Wildnissen auszubreiten. Bei diesen gesegneten Erfolgen feierte freilich auch der alte Widersacher jedes guten Unternehmens nicht, der Verbreitung der Wahrheit neue Schlingen in den Weg zu legen. In einer Versammlung der Häuptlinge zu Onondago wurde nämlich der ganze Landesdistrikt der Susquehannah mit allen darauf befindlichen Besitzungen an die englische Regierung von Pensylvanien verkauft, obgleich wenige Jahre zuvor der gleiche Rath der sechs Nationen den Missionarien ihre Besitzungen an der Susquehannah aufs feierlichste als Eigenthum abgetreten, und diesen Beschluß erst kurz zuvor aufs neue bestätigt hatte. Jetzt trugen sie kein Bedenken, die schönen Anlagen, welche die Brüder auf diesem fruchtbaren Boden gemacht hatten, ohne Wissen und ohne alle Rücksprache mit denselben an die englische Regierung zu verkaufen, und waren zu gleicher Zeit frech genug, durch eine eigene Botschaft den Missionarien zwei spanische Thaler mit dem Bemerken überbringen zu lassen, daß dieß der Antheil sey,

der ihnen als Erlös vom verkauften Lande zufalle. *) Hiedurch geriethen die Missionarien in eine peinliche Verlegenheit, und obgleich der englische Gouverneur von Pensylvanien sie versichern ließ, daß sie nie im Besitz ihres Bodens gestört werden würden, so lange ihre Leute ein ruhiges und friedliches Leben führten, so mußten sie sich doch in einer Lage höchst unbehaglich fühlen, in welcher sie mit ihrem Werke der Willkühr des Augenblicks preisgegeben waren. Wirklich brachte auch dieses ungerechte Verfahren, das sowohl von Seiten der Verkäufer als der Käufer in dem vorliegenden Falle stattfand, eine unzufriedene Stimmung in den Gemüthern der neubekehrten Indianer hervor, und die Ungewißheit, ob und wie lange sie den mit harter Mühe angebauten Boden würden behalten dürfen, mußte nothwendig eine Art von Gleichgültigkeit erzeugen, bei welcher es ihren Lehrern schwer fiel, sie zum Fleiße in der Arbeit anzuhalten.

Auch auf seinem neuen Missionsposten am untern Allegenny-Flusse hatte Missionar Zeisberger mit einem schweren Anfange zu kämpfen. Der kleine Vorrath von Lebensmitteln, den die neuen Ankömmlinge dorthin mit sich gebracht hatten, war zum Theil aufgezehrt und zum Theil in Fäulniß übergegangen, und noch war die neue Erntezeit nicht gekommen. Ein allgemeiner Mangel herrschte in der ganzen Gegend umher, und kein Korn war selbst um Geld zu kaufen; und so entstand in ihrer Mitte eine große Noth, welche nur das kindliche Ver-

*) Es ist bemerkenswerth, daß die gleichen Indianerstämme, welche auf eine so treulose Weise an der Mission gehandelt haben, in der neuesten Zeit das gleiche Schicksal traf, indem sie von der amerikanischen Regierung wider ihren Willen aus dem rechtmäßigen Besitz ihrer Väter über den Mississippi hinübergejagt, und ihnen für alle ihre Verluste eine Art erzwungener Entschädigung dafür angeboten worden ist, welche im Großen etwa in dem gleichen Verhältnisse zu den zwei spanischen Thalern stehen mag, die sie den Missionarien als Ersatz für den Verkauf ihrer Niederlassungen anboten.

trauen auf Gott und der thätige Glaubensmuth ihres unverdrossenen Lehrers besiegte. Auch von dem benachbarten Goschgoschünk her wurde ihnen Anfangs viel Trübsal zugefügt. Dort hatte sich nach ihrer Abreise ein heidnischer Schwärmer, Wangomend, als Lehrer aufgeworfen, der aus allen Kräften die Indianer gegen die Predigt des Evangeliums zu erbittern versuchte. Dieser Mann gab vor, in den Himmel versetzt worden zu seyn, und alles was dort zugehe gesehen zu haben, und suchte die Indianer zu bereden, daß sie gerade in dem Zustande, in welchem sie sich befinden, Gott am angenehmsten seyen. Dort in den himmlischen Wohnungen sitzen alle Indianer bei einem großen Gastmahle, und leben im reichsten Ueberfluß; indeß die weißen Leute daselbst darben müßten. Dieser Mann trieb zum Schaden der Mission eine Zeitlang sein Unwesen fort; allein die Lüge kann sich in dieser Welt, der Wahrheit gegenüber, niemals lange halten. Auch unter schwerem Druck hatte Zeisberger in stiller Geduld auf die Hülfe Gottes warten gelernt, und sein Glaube wurde nicht zu Schanden. Die Zahl der Indianer, welche zur Predigt des Evangeliums an dieser Stelle hinzuströmten, mehrte sich nach kurzer Zeit, und auch von dem verwilderten Goschgoschünk kamen der Einwohner viele herbei, welche der Lichtstrahlen des Evangeliums sich immer mehr freuen lernten. Wangomend sah sich nach und nach von seinen Schülern gänzlich verlassen, und die Entdeckung seiner trügerischen Umtriebe erhöhte das Zutrauen, das Zeisberger schon früher unter den Indianern sich erworben hatte. Hiezu kam noch ein anderer Umstand, welcher zum Sieg der guten Sache in diesen verfinsterten Gegenden mächtig mitwirkte. Einer der berühmtesten Häuptlinge der Indianerstämme, Namens Glikhican, ein Mann, der unter den Kriegern und Staatsmännern der Indianerstämme in jenen Tagen die erste Stelle einnahm, und durch seine natürliche Beredtsamkeit in den Versammlungen das Volk gewaltsam mit sich fortriß, machte in diesen Tagen

auf Zeisbergers Missionsstelle einen Besuch, um den berühmt gewordenen Mann zu widerlegen und die Predigt von einem gekreuzigten Christus für immer zu Schanden zu machen. Obgleich er sich, wie er dachte, für alle Fälle wohl bewaffnet hatte, um dem Vortrage des weißen Lehrers die Spitze zu bieten, so hatte er doch Klugheit genug, den Streit nicht zuerst zu beginnen, sondern den Missionar mehrere Male predigen zu lassen, bis er eine schwache Seite in seiner Lehre entdeckt haben würde. Aber kaum hatte er der Verkündigung des Evangeliums einige Male beigewohnt, so wurde er von der Wahrheit dessen, was er hörte, lebendig ergriffen, und die Macht des Wortes drang so unwiderstehlich in seine Seele ein, daß er nach Hause zurückkehrte und überall, wohin er kam, das beste Zeugniß von der Predigt des Missionar Zeisbergers, und der heilsamen Wirksamkeit derselben unter den Indianern ausbreitete.

Auch auf die Einwohner von Goschgoschünk wirkte dieser Umstand wohlthätig zurück, und eine feierliche Versammlung wurde daselbst veranstaltet, um die Frage zu beantworten: ob das Evangelium angenommen werden solle oder nicht? Anfangs war die Meinung unter dem Volke getheilt, doch trug am Ende der bessere Theil desselben den Sieg davon, und es wurde der Beschluß gefaßt, daß jeder Einwohner die vollkommene Freiheit haben solle, das Evangelium zu hören. Wer dasselbe annehmen wolle, soll auf keinerlei Weise daran gehindert werden; wer es nicht hören wolle, der könne wegbleiben, denn die Indianer seyen ein freies Volk, und werden sich nie dazu verstehen, Sklaven zu werden. Die Häuptlinge sandten nun eine Botschaft an Zeisberger, um ihn zu bitten, alle früheren Beleidigungen zu vergessen, und sich von nun an ihrer Freundschaft versichert zu halten. Dieses Ereigniß erweckte die Seele Zeisbergers zu dem innigsten Dank gegen Gott, der selbst die satanische Wildheit dieses Volkes also zu bändigen wußte, daß der Rath desselben sich gedrungen fühlte, einen

verjagten

verjagten und wehrlosen Mann um Verzeihung zu bitten. Wie oft er auch dem bittern Hasse und der Verschwörung, ja dem Tode selbst ins Angesicht geschaut hatte, so hatte er doch keine Ursache mit dem Propheten zu sprechen: „Ich dachte, ich arbeitete vergeblich, und brächte meine Kraft umsonst zu." Die Frucht war oft verborgen, und kam später erst zum Vorschein, sie glich dem Saatkorn, das der Wind auf den unangebauten Boden hinausstreut, und das dort Wurzel faßt, ohne daß das Auge es zu sehen vermag. Nicht selten hörte der Wilde mit scheinbarer Unempfindlichkeit und selbst mit verbissenem Groll der Predigt des Wortes zu, und wenn nach Jahren der Missionar wiederkam, so durfte er bisweilen die Erfahrung machen, daß dieser das Wort, nach der Indianer Ausdruck, in der Höhle des Geistes aufgespeichert hatte, und daß es nun Früchte trug zum ewigen Leben. „An unserem neuen Zufluchtsorte, schreibt Zeisberger um diese Zeit, hatten wir die unaussprechliche Freude, mehrere Indianer als Erstlinge dieser Gegend zu taufen. Für unsere Herzen war dieß ein Fest ohne gleichen, und von einem so mächtigen Gefühle der Gegenwart Gottes begleitet, daß wir für alle unsere Trübsal reichlich getröstet wurden." Immer sichtbarer trat diese merkwürdige Veränderung unter den Einwohnern von Goschgoschünk hervor. Diese Stätte der Grausamkeit ward allmählig in eine Pflanzung Gottes umgewandelt, und der edle Allmewi hatte die Freude, daß die übrigen Häuptlinge des Volkes mit ihren Familien zu einem Bruderbunde sich an ihn anschlossen. Die stolzen Krieger standen jetzt als freundliche Brüder um Zeisberger her, und sprachen: sein Gott solle auch ihr Gott seyn, und sie seyen bereit, wohin er gehe, mit ihm zu ziehen.

Mittlerweile waren die Irokesen mit den sechs Nationen wegen des oben genannten Verkaufs ihres Landes an die Engländer in Zwistigkeit gerathen, und sie klagten die andern Stämme der Bundbrüchigkeit an. Es

kam zu blutigen Auftritten, in welchen einige Gefangene den Irokesen in die Hände fielen. Diesen machten sie bittere Vorwürfe über die Treulosigkeit ihres Volksstammes, welcher das Versprechen, den Gürtel des Friedens mit beiden Händen festzuhalten, gebrochen habe. Sie schnitten daher den Gefangenen die Finger ab, und schickten sie den Häuptlingen ihres Stammes mit der Botschaft zurück: „Wir haben einen Frieden mit einander geschlossen, wobei wir beide geschworen haben, die Kette der Freundschaft mit beiden Händen festzuhalten. Wir haben dieß gethan, aber ihr nicht; daraus schließen wir, daß ihr keine Finger mehr braucht, und deswegen haben wir euern Stammgenossen die Finger als unnütze Glieder abgeschnitten.“ Jetzt fingen rohe Feindseligkeiten zwischen beiden Partheien an, wobei die Missionsstationen am Allegenny und der Susquehannah in neue Verwicklungen geriethen. Aber auch für diese hatte die väterliche Fürsorge Gottes schon zum Voraus die nöthige Hülfe vorbereitet. Der obgenannte Häuptling Glikhican, der zu Cascaski am großen Biberflusse wohnte, welcher in den Ohiostrom sich einmündet, hatte schon früher Zeisberger und seine Gefährten aufs freundlichste einladen lassen, sich in seiner Nähe am Biberflusse niederzulassen, um den zahlreichen Bewohnern der dortigen Umgegend Gelegenheit zu verschaffen, mit dem Evangelio Christi bekannt zu werden. Zeisberger erkannte in diesem Umstande eine gnadenreiche Führung Gottes, und er entschloß sich daher, mit dem Häuflein seiner Neubekehrten die Stelle zu Lahunakhannek zu verlassen, und sich tiefer in der Wildniß mit denselben anzusiedeln. Nach einem rührenden Abschied von den Häuptlingen zu Goschgoschünk traten sie am 17. April 1770 auf 16 Kanus ihre Reise an, segelten den Allegennyfluß bis nach Pittsburg hinab, und setzten auf dem Ohiostrome ihre Reise bis zu der Stelle fort, wo sie in die Mündung des Biberflusses einlaufen konnten. Ein merkwürdiger Auftritt, und der erste dieser Art in dieser abge-

legenen Waldwildniß; eine Familie von christlichen Brüdern und Schwestern, welche auf den unbesuchten Gewässern des Westens in das schauerliche Dickicht hineinschwammen, um eine Freistätte für das Evangelium Christi aufzusuchen. Was mag der wilde, am Ufer stehende Indianerjäger gedacht haben, als er diese kleine Flotte voll unbekannter Gestalten sein väterliches Stromgebiet hinabschwimmen sah? Einige dieser Boote waren angefüllt mit den bekehrten Kriegern, die bis zu den Zähnen bewaffnet waren, und auf deren Köpfen eine gefiederte Krone prangte. In andern saßen die wehrlosen Missionarien mit dem Kinderhäuflein der Neubekehrten, um eine Wohnung Gottes unter den Menschenkindern in dieser Wildniß anzupflanzen. Von Zeit zu Zeit erschallte eines der köstlichen altdeutschen Lieder, welche Zeisberger in die Delawarensprache übertragen hatte, auf den Gewässern dieses breiten Stromes, und durchbrach zum ersten Mal die Todesstille seiner Einsamkeit. Die beiden letzten Tagereisen waren die schwierigsten; sie waren nämlich auf dem Biberflusse mit ihren Booten bis zu einem hohen Wasserfalle gelangt, von welchem aus sie dieselben mit allen ihren Geräthschaften an die Stelle ihrer Niederlassung, 8 Stunden oberhalb der Mündung des Biberflusses, mit großer Anstrengung hinschleppen mußten. Glücklicherweise kam ihnen bei dieser harten Arbeit der freundliche Glikhican mit seinen Leuten zu Hülfe. Bald griff jede Hand freudig ans Werk; jede Familie baute sich in dieser fruchtbaren Wildniß ihre Hütte mit ihrem eigenen Heerde auf, und so entstand ein kleines niedliches Dörfchen, dem sie den Namen Friedensstadt beilegten. Selbst bis in diese weite Entfernung folgte das gefürchtete Volk von Goschgoschünk dem theuern Lehrer nach, den sie mit aufrichtiger Seele ehrten und liebten, und ließen sich neben ihren Vettern vom Wolfsstamme freundlich nieder, um das Wort Gottes aus seinem Munde zu hören.

Indeß hatte die Niederlassung der weißen, nie zuvor gesehenen Fremdlinge im Lande zuerst Erstaunen, nachher Unwillen und Groll unter den Einwohnern erregt, und Glikhican, der ihnen hülfreich zur Seite stand, gerieth hierdurch in nicht geringe Verlegenheit. Glücklicher Weise kam gerade zur rechten Stunde eine Gesandtschaft der Delawarenhäuptlinge vom großen Rathe zu Gekelemuckpeking bei dem Häuptling des Ortes an, welche einen schwarzen Wampumstrick mit der Botschaft überbrachte: „daß in ihrer Umgegend eine ansteckende Krankheit ausgebrochen sey, welche große Schaaren der Delawaren hinwegraffe; daß sie dieses Uebel allein der Macht der Zauberkräfte zuschreiben, und daß einige ihrer Räthe der Meinung seyen, daß, wenn das Christenthum von den Delawaren angenommen würde, die gefährliche Seuche aufhören dürfte. Sie hätten daher einmüthig in ihrem Rathe beschlossen, daß zu diesem Hülfsmittel geschritten werden solle, und sie erklären hiemit, daß sie selbst das Wort Gottes anzunehmen bereit seyen, und daß jeder, welcher sich dieser Maaßregel widersetze, als ein Feind der Nation betrachtet werden solle." Wohl mag der kluge und einflußreiche Glikhican bei solchem Beschlusse im Verborgenen seine Hand im Spiele gehabt haben; aber wie dem immer sey, so wurde bald hernach der Beschluß von dem Volke gefaßt: „daß die Missionarien in der ganzen Nation nicht blos geduldet werden und die Gestattung haben sollen, überall im Lande umher das Evangelium zu predigen, sondern daß sie auch als aufgenommene Glieder ihrer Familie betrachtet werden sollen."

Durch solche huldreiche Fügungen Gottes ermuntert, fingen jetzt die neuen Ankömmlinge an, sich feste Wohnhäuser und eine geräumige Kirche in ihrer Friedensstadt aufzubauen, und da die Zahl der Einwohner bedeutend zunahm, so wurde ihnen Missionar Jungmann mit seiner Gattinn zugesendet, der sich nun in ihrer Mitte bleibend niederließ. Zeisberger hatte nie eine bleibende Anstellung an einer Missionsstelle gesucht und

angenommen; seine Lebensaufgabe war, im großen Heidengebiete von einer Stelle der Wildniß zu der andern zu ziehen, in der vordersten Streiterlinie der Boten Christi da, wo der Kampf am heißesten war, mit dem Panier des Gekreuzigten seinen Brüdern voranzugehen, und in das verschanzte Feldlager der Feinde Christi kühne Einfälle zu machen. Im Frühling 1771 machte er die Bekanntschaft mit Netawatwis, dem Delawarenfürsten, welcher sich zu jeder Zeit als einer seiner aufrichtigsten und mächtigsten Freunde erprobte. Die Gesandten der Delawarenhäuptlinge, an deren Spitze Netawatwis als Unami (Fürst) stand, hatten ihn nämlich ausdrücklich zu einem Besuche in ihrem Lande eingeladen. Auf seiner Reise kehrte er in der Wohnung des Unami als Fremdling ein, wo er aufs freundlichste empfangen wurde, nachdem er mehrere Tagereisen lang durch tiefen Schnee über die Gebirge gewandert war, und seine Kräfte fast gänzlich erschöpft hatte. Bald lernte er in demselben einen Mann von starkem Geiste und kräftigem Charakter kennen, der ein überwiegendes Regententalent besaß, und es redlich mit dem meinte, was ihm als wahr und gut erschien. Dieser lud ihn ein, am Muskingumflusse eine neue Niederlassung unter den Delawaren aufzurichten, für welche er nun die passende Stelle in Augenschein nahm. Diese schien ihm in jeder Beziehung für das Werk der Heidenbekehrung gelegen. Von dem Erie-See und von Friedensstadt gleich weit entfernt, lag sie im Herzen einer ansehnlichen Bevölkerung. Aus einem kleinen See quoll der Muskingum hervor; seine Ufer waren mit üppigem Grün bedeckt; überall hin fand sich guter Ackerboden und eine Menge von Gewild, von welchem die Wälder der Umgegend wimmelten. An der Stelle hatte früher eine große Indianerfestung gestanden, von welcher noch die Mauern sichtbar waren. Die Ebene war mit Wallnuß-, so wie mit wilden Apfel- und Pflaumenbäumen überdeckt: die ganze Landschaft trug das Bild einer malerisch schönen, herrlich

überschatteten Gegend, die alle Reize des Anbaues darbot, und sein Gemüth mächtig an sich zog.

Der Delawarenfürst säumte nun nicht, auch die christlichen Indianergemeinden an der Susquehannah zur Niederlassung am Muskingum einzuladen, versicherte sie, daß sie überall als Freunde behandelt werden, und das beste Land zu ihrer Niederlassung nach eigener Wahl wählen sollten, und forderte Zeisberger auf, als Augenzeuge die Angemessenheit seines Vorschlages zu bezeugen. Zeisberger selbst fand im Sommer dieses Jahrs für zweckmäßig, eine Reise nach Bethlehem und Friedenshütten zu machen, um mit seinen Brüdern daselbst die erforderliche Rücksprache zu nehmen. Diese dankten den Häuptlingen am Muskingum für ihre freundliche Einladung, bemerkten aber dabei, daß sie für jetzt zu schwer seyen, um vom Boden aufzustehen (d. h. eine große Korn- und Heuernte erst vor kurzer Zeit eingeheimst hätten), daß sie aber, so bald sie einmal leichter geworden seyen, demselben eine entscheidende Antwort zusenden wollten. Zeisberger ging indeß im September dieses Jahres von einigen Missionsbrüdern begleitet, nach seinem Posten am Biberflusse zurück, der sich während seiner viermonatlichen Abwesenheit mit einer Anzahl neuer Mitglieder vermehrt hatte. Allein frühe im Jahr **1772** sandten die Häuptlinge der Delawaren eine neue Botschaft, um die Brüder aufs dringendste einzuladen, daß sie kommen und Niederlassungen in ihrem Lande aufrichten möchten. Zeisberger machte sich daher mit fünf bekehrten Indianerfamilien auf den Weg, und kam nach einer Reise von **18** Tagen wohlbehalten auf der Stelle am Muskingum an, welche ihm zu einer Niederlassung die tauglichste zu seyn schien, und nahm auf diese Weise im Namen seiner Brüder Besitz von dem Lande. Der ganze Landesstrich nämlich, welcher zwischen dem Muskingum und dem Tuscaroriflusse mitten inne liegt, wurde ihm von den Häuptlingen als bleibendes Besitzthum abgetreten, und alle Indianer, welche an diesen Flüssen umher wohnten,

im Namen des großen Rathes aufgefordert, sich friedlich gegen die Missionarien und ihre Neubekehrten zu benehmen. Diese fingen an, sich Hütten aufzubauen, den wilden Boden umzubrechen, Gärten anzulegen, und der neuen Missionsstelle ward nun der Name Schönbrunn gegeben. Als nach kurzer Zeit auf üppigem Boden die neuen Pflanzungen aufblühten, wurde auch auf die Errichtung einer niedlichen Kirche und eines Schulhauses Bedacht genommen. Die Indianer hatten sich indeß an den Ufern des kleinen schönen Sees von Zeit zu Zeit zum Gottesdienste versammelt, aber kaum war die geräumige Kapelle fertig geworden, so füllte sie sich mit zahlreichen Zuhörern an, unter denen nicht selten der Delawarenfürst selbst sich einfand. Auch ein Schulhaus stieg in kurzer Zeit empor, und wurde von einer großen Anzahl von Schülern besucht. Das von Zeisberger ausgefertigte delawarische Buchstabirbuch war jetzt willkommen; auch fuhr er mit munterem Fleiße fort, einzelne Theile der heiligen Schrift, Lieder und christliche Aufsätze in die Delawaren- und Mohigansprache zu übertragen.

Mittlerweile hatten sich auch die beiden Indianergemeinden an der Susquehannah, Friedenshütten und Schescheguon, zur Auswanderung nach dem Muskingum vorbereitet, weil sie auf ihrem Grund und Boden, der nun als verkauftes Gut behandelt wurde, der Versicherungen des englischen Gouverneurs ungeachtet, von Seiten der Weißen und der Indianer fortgesetzten Neckereien ausgesetzt waren, und weil die weißen Rum- und Branntweinkrämer, die mit ihrer Waare überall im Lande umherzogen, sich verschworen zu haben schienen, die Häuflein ihrer Neubekehrten durch den Verkauf berauschender Getränke zu verderben. Als der Rath der sechs Nationen merkte, das es den Brüdern Ernst war, das Land zu verlassen, so versuchten sie jedes Mittel, sie davon zurückzuhalten. Zuerst gebrauchten sie süße Worte und Versprechungen, um das ihnen zugefügte Unrecht

vergessen zu machen, und als diese nichts ausrichteten, versuchten sie dieselben durch die Vorstellung zurückzuschrecken, daß das ganze Land am Ohio mit Blut befleckt sey, und deswegen einen Rachekrieg zu erwarten habe. Indeß blieben die Missionarien bei ihrem Entschlusse, und machten sich im August 1772 auf den Weg.

Es liegt unstreitig etwas Großartiges in diesen Wanderungen der Brüder durch die Wildnisse Nordamerika's. Der irdische Weltsinn, welcher nicht über die nächste Oberflächlichkeit der Erscheinungen hinauszuschauen vermag, und seinen Gott im Besitze von Erdengütern findet, dürfte sie leicht bei denselben einer Neigung zur Abentheuerlichkeit, der Veränderlichkeit, oder eines ungezügelten Freiheitssinnes beschuldigen. Aber wie konnten sie handgreiflicher darthun, als durch diese Thatsache, daß es ihnen bei ihren Niederlassungen auf dem herrenlosen Boden nicht um den Besitz irdischer Güter, auch nicht um gute Tage nach dem Fleisch, sondern einzig darum zu thun war, unsterbliche Seelen für den gekreuzigten Erlöser zu gewinnen. Und welche Kraft der Selbstverläugnung, welche unbedingte Hingebung in den Dienst ihres göttlichen Meisters, welche Abgestorbenheit für die Welt und ihre Lust legten sie nicht dadurch zu Tage? Die Welt war für sie gekreuzigt, und sie für die Welt. Auch sie gaben, wie einst der fromme Glaubensvater Abraham, bei diesen Wanderzügen zu verstehen, daß sie ein Vaterland suchen. Und hätten sie das gemeint, von dem sie waren ausgegangen, so hatten sie ja Zeit wieder umzukehren. Nun aber begehrten sie eines bessern, nämlich eines himmlischen, darum schämte sich Gott nicht, zu heißen ihr Gott; denn Er hat ihnen eine Stadt bereitet (Hebr. 11, 14—16.).

Wirklich war es keine geringe Aufgabe, Friedenshütten für immer fahren zu lassen. Es war eine Lieblingsstätte der christlichen Indianer gewesen, welche mit natürlichen Vortheilen zugleich die Segnungen des emsigen Gewerbsfleißes vereinigte. Das große Dorf war

regelmäßig gebaut, und die Wohnungen desselben von gezimmertem weißen Fichtenholze aufgeführt. Die Kirche war eine Zierde des Ortes. Ihre Gärten waren umzäunt, ihre Felder im schönsten Anbau, und zahllose Fruchtbäume bedeckten diese Stätte des Wohlstandes. Es war das Werk von sieben angestrengten Arbeitsjahren, das jetzt aufgeopfert werden sollte, ohne die geringste Entschädigung dafür zu empfangen; allein es ward dem HErrn und der guten Sache der Mission freiwillig zum Opfer dargebracht. Nach einem rührenden Abschied machten sich die Indianerhäuflein, **241** Seelen in sich fassend, unter der Anführung der Missionarien Schmick und Rothe auf die Wanderung. Die Reise war lang und beschwerlich, und eine schwere Geduldschule für die Wanderer und ihre Führer. Der ganze Zug theilte sich in zwei Haufen ab. Der eine machte mit der ansehnlichen Viehheerde und den Wagen, welche mit den Kranken zugleich die Geräthschaften führten, die Wanderung zu Lande; die andere Abtheilung suchte, so gut sich's thun ließ, die Ströme zu benützen. Die Landreisenden hatten dabei die beschwerlichste Aufgabe zu lösen; sie mußten nicht selten mit ihrem Vieh durch das undurchdringliche Dickicht der Wälder, oder über tiefe Sümpfe sich hindurcharbeiten, über zahlreiche Flüsse und Bäche waten, steile Gebirge erklimmen, dem Ungestüm tobender Gewitter sich Preis geben, und dem Bisse der Klapperschlange sich aussetzen, welche an manchen Stellen sehr häufig im hohen Grase anzutreffen war. Am meisten aber hatten sie von der quälenden Sandfliege zu erdulden, von der sie oft wie von einer Nebelwolke umgeben waren.

Endlich gelangten nach unsäglicher Anstrengung beide Kolonnen zu Friedensstadt am Biberflusse an, wohin David Zeisberger ihnen entgegen gekommen war, um sie die Gewässer des Ohio hinab bis zur erwünschten Ruhestätte am Muskingumflusse zu begleiten. Dort wohlbehalten angekommen, wurden sie von den Häuptlingen

und dem Volke aufs herzlichste empfangen, und sie feierten nun ein gemeinschaftliches Dank- und Freudenfest dem Gott, der sie mit starker Hand durch die Wildnisse Amerika's geführt hatte. Noch ehe das Werk des gemeinsamen Anbaues in dieser friedlichen Einsamkeit begonnen ward, fanden die Missionarien für zweckmäßig, sich mit ihren Indianern über gewisse Punkte ihres Zusammenlebens zu verständigen, welche als gemeinsame Haus- und Familienordnung von jedem beobachtet und jährlich einmal öffentlich vorgelesen werden sollte. Sie sind folgende:

1.) Wir wollen keinen andern Gott erkennen und keinen andern Gott verehren, als Den, welcher uns erschaffen und uns mit seinem kostbaren Blute erlöset hat.

2.) Wir wollen an den Sonntagen von aller Arbeit ruhen, und die Gottesdienste desselben fleißig besuchen.

3.) Wir wollen Vater und Mutter ehren, und sie im Alter und in der Noth treulich unterstützen.

4.) Keinem soll gestattet seyn, ohne Erlaubniß unserer Lehrer hier zu wohnen.

5.) Keine Diebe, Mörder, Trunkenbolde, Ehebrecher und Hurer sollen unter uns geduldet werden.

6.) Wer heidnischen Tänzen, Opfern oder Festen beiwohnt, kann unter uns nicht leben.

7.) Keinem, der auf der Jagd mit abergläubischem Zauber sich abgibt, soll der Aufenthalt unter uns gestattet seyn.

8.) Wir wollen allen Gaukeleien, Lügen und Täuschungen des Satans entsagen.

9.) Wir wollen unsern Lehrern und ihren Gehülfen gehorsam seyn, welche den Auftrag haben, in- und außerhalb unseres Dorfes gute Ordnung zu halten.

10.) Wir wollen nicht träge und müssig seyn, nicht über einander lügen und lästern, nicht einander schlagen und mißhandeln, sondern im Frieden mit einander leben.

11.) Wer das Vieh oder das Eigenthum des Andern beschädigt, soll gehalten seyn, den angerichteten Schaden zu ersetzen.

12.) Ein Mann soll nur eine Gattinn haben, sie lieben und für sie und ihre Kinder sorgen; eben so soll ein Weib auch nur einen Mann haben, und ihm gehorsam seyn, für ihre Kinder sorgen, und in allen Stücken auf Reinlichkeit bedacht seyn.

13.) Wir wollen nicht gestatten, daß Jemand Rum oder andere geistige Getränke in unsere Dörfer bringt. Geschieht dieß, so soll der Nationalgehülfe die Waaren so lange in Beschlag nehmen, bis der Krämer wieder von dannen zieht.

14.) Kein Einwohner soll irgend etwas ohne alsbaldige Bezahlung von den Krämern kaufen, so lange er nicht die Gestattung des Nationalgehülfen dafür erhalten hat.

15.) Keiner soll eine Reise oder Jagd auf weite Entfernung antreten, ohne den Prediger des Ortes zuvor davon benachrichtigt zu haben.

16.) Junge Leute sollen ohne die Einwilligung ihrer Eltern und ohne den Rath derselben nicht heirathen.

17.) Wenn die Aufseher des Ortes die Einwohner zu einer gemeinschaftlichen und gemeinnützigen Arbeit auffordern, so sollen diese bereitwillig Folge leisten.

18.) Alle erforderlichen Beiträge zum allgemeinen Besten sollen bereitwillig geleistet werden.

Wir haben diese gemeinsamen Verordnungen beigefügt, weil sie uns ein lebendiges Bild darstellen von den Grundregeln, auf denen das gesellige Menschenleben ruht. Ohne ihre gewissenhafte Beobachtung vermag das bürgerliche Zusammenleben nicht zu bestehen, und die tiefere Einsicht in diese Grundwurzeln menschlicher Wohlfahrt, so wie die redliche Bereitwilligkeit, sie im Leben festzuhalten, bereitet nur der Glaube an das Evangelium. Wo dieser an irgend einer Stelle der Wildniß

sich anpflanzt, da bringt er auch den Sinn für gesellige Ordnung und das redliche Bestreben des Einzelnen mit sich, sich als das Glied eines ganzen Körpers betrachten zu lernen, und in der Wohlfahrt des Ganzen sein eigenes Gedeihen zu suchen.

Indeß ein Theil der eingewanderten Indianer sich neben ihren Brüdern zu Schönbrunn niederließ, legten die andern in einiger Entfernung an den Ufern des Muskingum eine zweite Missionsstelle an, welcher sie den Namen Gnadenhütten beilegten. Das fröhliche Gedeihen dieser beiden Niederlassungen machte den Bewohnern von Friedensstadt am Biberflusse Lust, sich mit ihren Brüdern am Muskingum zu vereinigen. Sie machten sich daher im April 1773 auf den Weg, um theils zu Lande, theils auf dem Ohiostrome auf 22 Booten eine Reise von mehr als 80 Stunden anzutreten, um in dem friedlichen Thale des Muskingums an der Seite ihrer Brüder das gleiche Loos mit denselbigen zu theilen. Auf diese Weise hatte die Missionsarbeit der Brüder innerhalb kurzer Zeit mit einem ganz neuen Boden auch eine neue Gestalt gewonnen, und neue Verhältnisse mit den Indianern angeknüpft. Zeisberger war die Seele dieser mächtigen Veränderung gewesen, und das nächste Werkzeug, dessen sich der HErr bediente, um seine gnadenreichen Rathschlüsse unter den Indianern auszuführen. Das Amt, das die Versöhnung predigt, war jetzt um 100 Stunden tiefer in die amerikanische Wildniß hineingerückt, um in dem verborgenen Dickicht ihrer ewigen Wälder zum ersten Mal die Freudenbotschaft zu verkündigen, daß das Reich Gottes nahe gekommen sey.

VI. Abschnitt.

Zeisbergers gesegneter Wirkungskreis am Muskingum. Uebersetzungsarbeiten. Häuptling Assiningk. Das Leben in der Wildniß. Heilkunst der Indianer. Giftbereitung der Nan-

tikoks. Anfang des nordamerikaniſchen Revolutionskrieges. Naive Anſprache an die Indianer. Nachtheilige Wirkung des Kampfes auf die Miſſion. Anlegung von Lichtenau. Der Häuptling Netawatwis. Goldene Zeit in Zeisbergers Leben. Verwirrung unter den Indianerſtämmen. Netawatwis Tod. Begräbniß desſelben. Zeisbergers Bedrängniß. Schönbrunn verlaſſen. Auswanderung nach Lichtenau. (Jahr 1773—1777.)

Die ſchönſten Wünſche unſeres frommen Davids waren jetzt in Erfüllung gegangen. Sein Herz lebte aufs neue auf, wenn er nun in dieſem neuen weiten Wirkungskreiſe bemerken durfte, wie kräftig ſich das Wort, welches er und ſeine Mitarbeiter verkündigten, an den Zuhörern bewies. Kein fremder Indianer, der in den Ort kam (und der täglichen Beſuche waren viele), kam wieder heraus, ohne das Evangelium gehört zu haben. Manche gingen nicht erſt wieder weg, ſondern hielten gleich um Erlaubniß an, da bleiben zu dürfen. Bei Andern war ein Funke ins Herz gefallen, der ſie unwiderſtehlich wieder nach Schönbrunn zurückführte. Auch zu den benachbarten Schawanoſen machte Zeisberger von Zeit zu Zeit eine friedliche Wanderung, um unter dieſem wilden Stamme die Erkenntniß des Heiles auszubreiten. Dieſe Zeiten blieben ihm bis an ſein Ende unvergeßlich. Wenn er in den ſpätern Tagen über den Gang der Indianergemeinde zu trauern ſich öfters veranlaßt ſah, ſo tröſtete er ſich damit, daß der Heiland zu ſeiner Zeit eine neue Erweckung unter ihnen könne entſtehen laſſen; und er hoffte, daß dieſes auch geſchehen werde. Seine wenigen Muſeſtunden, welche ihm vom geſchäftvollen Berufe frei blieben, füllte er mit dem Lieblingsgeſchäfte aus, ſchöne Lieder aus dem Brüdergeſangbuche in die Delawarenſprache zu überſetzen, und nützliche Büchlein für die Schulkinder auszufertigen. Unter den vielen Beſuchenden, welche die neue Schöpfung Gottes im wilden Muskingumthale bewunderten, war auch ein Häuptling Aſſiningk, welcher 19 Jahre zuvor ein ſchönes Mädchen aus einer Familie der Weißen in Vir-

ginien auf einem Räuberzuge weggeführt hatte. Der Häuptling brachte die kleine Weiße in seine Waldhütte, behandelte sie freundlich, und als sie unter seiner Pflege herangewachsen war, wählte er sie zu seiner Gattin, und hing an ihr mit treuer Liebe. Ihre virginische Heimath und ihre geliebten Eltern hatte sie in der Wildniß bald vergessen, und ihre Heimath war jetzt die einsame Waldhütte geworden, in welcher sie, so weit natürliche Liebe und Freundschaft es gestattet, mit ihrem wilden Gemahl ein glückliches Leben führte. An einem Morgen kam sie mit demselben zu der Morgenandacht der bekehrten Indianer. Voll Begeisterung horchte sie dem schönen Liede zu, und vernahm zum ersten Male wieder das Wort des HErrn. Jetzt wachte auf einmal das Andenken an die Heimath und an die süßen Liebesbande in ihrer Seele auf, welche sie in den heitern Jugendtagen an dieselbe gefesselt hatten. Ein Thränenstrom rollte über ihre Wangen, indem sie sich der Zeit erinnerte, wo auch sie mit ihren geliebten Eltern zum Hause Gottes gewallet hatte. Ihre Seele ward mächtig von der Gnade Christi ergriffen, und sie rief in ihrem Indianerdialekte laut aus: Dieser Morgen ist der glücklichste meines Lebens!

Das Leben in der Wildniß hatte allmählig für Zeisbergers Gemüth einen solchen Reiz gewonnen, daß er dasselbe mit der gemächlichsten Lage in der Stadt nimmermehr vertauscht hätte. Auch nicht eine Spur des Wunsches findet man in allen seinen Briefen, daß er sich nach einer andern Lage gesehnt hätte, als seine Lage war in dem Dickicht dieser abgelegenen Wälder. Ein Glück war es für ihn, daß sein Körper von Eisen zu seyn schien, und daß sein Herz keine Furcht kannte. Auch mit den Stunden mußte er trefflich haushalten, und manche derselben dem Schlafe in der stillen Mitternacht entwendet haben, sonst begreift man nicht, wie er einem solchen Ueberdrange von Geschäften und Abhaltungen ein Genüge leisten konnte. Bisweilen nahm am Tage die Jagd der Bären, der Panther und des Elen-

thieres, das in großer Menge am Muskingum (Aug' des Elenthieres) gefunden wird, seine Zeit hinweg. Kehrte er Nachmittags nach Schönbrunn zurück, so pflegte er die Arbeiten an den Gebäuden und auf den Pflanzungen in Augenschein zu nehmen, die Schulen zu besuchen, die Jugend zu prüfen, die Abendversammlung zu halten, und alles zu berichtigen, was das Wohl der Gemeinde betraf, und nun zog er sich in seine einsame Hütte zurück, um seine schriftlichen Arbeiten und seine indianischen Sprachstudien fortzusetzen. Auch an Besuchen fehlte es ihm keinen Tag. Viele kamen aus der Ferne herbei, um ihn als ihren Vater zu begrüßen, oder die Angelegenheiten ihres Herzens ihm zu eröffnen, und seinen väterlichen Rath einzuholen, oder für ihre Kranken guten Rath und Hülfe bei ihm zu finden. Der Indianer-Arzt macht viele geheimnißvolle Ceremonien, und fordert für sie schwere Bezahlung; bereitet er eine wundersame Mischung von Wurzeln und Kräutern, so will er mit seiner Mixtur den bösen Geist der Krankheit in die Wüste verbannt und ihn dort an einen Baum angebunden haben. Bisweilen kriecht er mit seinem Kranken in einen Ofen, schwitzt, heult und brüllt in demselben, grinzt den Kranken fürchterlich an, und kommt nicht früher mit ihm aus dem Loch wieder heraus, bis beide halb gebacken sind. Einmal legte ein Indianerarzt eine große Bärenhaut an, so daß seine Arme mit den Vorderbeinen derselben, seine Füße mit den Hinterbeinen und sein Kopf mit dem Bärenkopf, an welchem fürchterliche Korallenaugen funkelten, gänzlich bedeckt war. So kam er singend und tanzend mit einem Kruge in der Hand, aus dem er Asche in die Luft hinauf warf, vor die Thüre des Kranken, um in diesem Aufzuge ein Gefecht mit dem bösen Geiste zu liefern, dem er so ziemlich ähnlich war. Der ärztliche Ruf unsers Zeisbergers lockte bald viele Kranke von diesen Wunderärzten hinweg, welche, da sie ihren Gewinn gefährdet sahen, nicht minder wüthend auf ihn loszustürmen anfingen, wie einst

die Silberschmiede zu Ephesus auf den Apostel. Sie sprachen alle Arten heidnischer Bannflüche und Zauberformeln über ihn aus, und riefen die bösen Geister an, daß sie ihm das Leben nehmen sollten, weil es ihnen nicht mehr recht gelingen wollte, das Zutrauen ihrer Kranken zu gewinnen. Diese sahen voll Sehnsucht und Freude nach Vater Zeisberger hin, wenn er mit seinem freundlichen, mutheinsprechenden Blicke an ihr Krankenlager sich stellte, und ihnen Worte der Gnade und des Friedens in die Seele sprach, während seine Hand ihnen das Heilmittel in den Mund reichte. Hätten die Indianerärzte es gewagt, den unwillkommenen Störer ihres finstern Gewerbes zu vergiften, so wäre ihnen dieß eine leichte Aufgabe gewesen; denn die Delawaren hatten von den Nantikoks die Kunst gelernt, eine Art von Gift zu bereiten, womit sie ganze Dörfer zu Grunde richten konnten. Selbstmörder nahmen gewöhnlich zu diesem Mittel ihre Zuflucht, das innerhalb weniger Stunden tödtete. Die Nantikoks, die Erfinder dieser unseligen Kunst, haben auf diesem Wege fast ihren ganzen Volksstamm ausgerottet. Diese Leute besaßen eine wahrhaft hölliſche Geschicklichkeit, alle schädlichen und vergiftenden Säfte aus Pflanzen und Bäumen auszuziehen. Sie hatten alle Gattungen von Giften; solche, die in wenigen Augenblicken, in einigen Stunden, in einem, zwei, drei, vier Monaten, wieder andere, welche erst in einem Jahr und noch länger ganz langsam und schmerzlos den sichern Tod bereiteten, und deren Wirkungen, so weit die Erfahrung reichte, durch keine Gegenmittel aufgehoben werden konnten. Eine mohiganische Mutter verlor ihren ältesten Sohn durch eines dieser Gifte; wenige Monate hernach ward von demselben berüchtigten Zauberer ihr jüngster Sohn auf dieselbe Weise aus dem Wege geräumt. Selten verließ sie mehr die Grabstätte ihrer Geliebten, und benetzte sie mit ihren Mutterthränen bis an ihren Tod. „Der Zauberer hat meinen Mann gemordet, so lautete ihr Jammerlied, er hat meinen

Sohn,

Sohn, den Erstgebornen, ermordet, und jetzt erschlug der Zauberer den Jüngsten; der Wittwe einziges Kind ward ihr vom Mutterherzen weggerissen."

Mit jedem Jahre blühte der Wohlstand der beiden Indianergemeinden immer lieblicher empor, und die Zahl der Gläubigen mehrte sich. So viele drängten sich zum Schalle des Evangeliums hinzu, daß im Jahr 1775 die ansehnliche Kirche zu Schönbrunn noch mehr erweitert werden mußte, weil sie nicht alle Zuhörer fassen konnte. Schon hatten die Boten Christi um diese Zeit der süßen Hoffnung sich hingegeben, daß in ihrer abgelegenen Einsamkeit die wilden Wellenbewegungen der civilisirten Welt und ihrer Kämpfe sie nicht erreichen würden. Wohl hätten sie gerne das europäische Volksleben, das meist nur störend und vergiftend in ihre Missionsarbeit hereinwirkte, für immer vergessen; aber die Welt vergaß sie nicht, und es wurden bald neue unglückselige Versuche gemacht, auch sie in den wilden Strudel menschlicher Selbstsucht hinein zu wirbeln. Mit dem Jahr 1774 hatte der Kampf zwischen Großbrittannien und seinen nordamerikanischen Kolonien begonnen, in welchem sich die letztern ihre Unabhängigkeit vom Mutterlande zu erkämpfen strebten. Ein allgemeiner Kongreß war am 4. September dieses Jahres in Philadelphia zusammengetreten, um die Grundlagen einer allgemeinen Vereinigung zum gemeinsamen Freiheitskampfe einzuleiten. Nach dem Kongresse wurden Kommissäre nach allen Richtungen ausgesendet, um sich der Stimmung der Indianerstämme zu vergewissern, und diese dahin zu vermögen, im beginnenden Unabhängigkeitskriege eine strenge Neutralität zu beobachten. So kamen im Oktober dieses Jahres einige dieser Abgeordneten auch nach dem benachbarten Pittsburg, wo schon ein paar Jahre früher auf Zeisbergers Anrathen ein Agent der Regierung zur Schlichtung der Indianer-Angelegenheiten aufgestellt worden war, und dorthin wurde nun eine Versammlung der einflußreichsten Männer der Indianer-

stämme einberufen. Auch die Delawaren-Häuptlinge fanden sich daselbst ein, und wußten nach ihrer Rückkehr gar Manches von den Verhandlungen daselbst zu erzählen. „Brüder, denket einmal, habe man ihnen dort gesagt, ein Vater hatte einen kleinen Sohn, den er, so lange er noch ein Kind war, zärtlich liebkoste. Als der Knabe allmählig heranwuchs, fing der Vater an darauf zu denken, wie er eine Hülfe von ihm haben möge; er machte ihm daher einen Bündel zusammen, gab ihn dem Knaben auf den Rücken, und hieß ihn denselben statt seiner tragen. Der Knabe nahm mit Freuden den Bündel auf die Schultern, und zog mit seinem Vater fort. Als nun der Vater fand, daß der Knabe willig den Weg mit ihm fortging, und dieser allmählig erstarkte und zum Jüngling heranwuchs, so machte er ihm den Bündel größer. So lange indeß der Jüngling denselben tragen konnte, so that er es ohne Murren. Endlich war der Jüngling ein Mann geworden, und während der Vater damit beschäftigt war, den Bündel für ihn zurecht zu machen, so schlich sich ein bösgesinnter Mann herbei, der dem Vater den Rath in die Ohren bließ, den Bündel noch schwerer zu machen, weil der starke Kerl noch immer im Stande sey, den Pack zu tragen. Der Vater gab jetzt lieber dem bösen Rathgeber, als seinem eigenen Urtheil und den Gefühlen der Vaterliebe Gehör, befolgte den Rath des hartherzigen Mannes, und machte eine schwere Last für die Schultern seines Sohnes zusammen. Der Sohn, der jetzt groß gewachsen war, hob die Last empor, die er tragen sollte, und wandte sich sodann an den Vater mit folgenden Worten: „Lieber Vater, diese Last ist zu schwer für meinen Rücken, mache sie doch ein wenig leichter; ich will thun was ich kann, aber dieser Bündel ist mir zu schwer." Allein des Vaters Herz war schon hart geworden, und der Rathgeber, der zu seiner Seite stand, bließ ihm aufs neue in die Ohren: peitsche den Burschen, wenn er nicht gehorchen will und sich weigert, den Bündel

zu tragen! Jetzt wandte sich der Vater mit rauhem Tone an den Sohn und sprach zu ihm: nimm den Pack auf den Rücken, oder ich peitsche dich; und schon griff er nach einem Stock, um ihn zu schlagen. So? sprach der Sohn, geht man also mit mir um, weil ich nicht thue, was ich doch nicht thun kann! Gut, wenn Bitten nichts mehr bei dem Vater ausrichten, und der Stock entscheiden soll, ob ich den schweren Pack tragen soll oder nicht, dann bleibt mir keine andere Wahl übrig, als mit meiner Faust dieser unbilligen Forderung mich zu widersetzen, und so wird sich's zeigen, wer von uns der stärkste ist."

Die Kinder dieser Welt sind in der Regel in ihren Angelegenheiten klüger, als die Kinder des Lichts; allein ihre Klugheit ist nur auf den Anfang des Augenblicks berechnet, und sie sieht das Ende nicht. Der Weltsprache stehen die ergreifendsten Bilder zu Gebote, um ihre Sache, welche selten die gute ist, gar niedlich zu bemänteln; allein der Erfolg liegt nicht in ihren Händen, sondern in der Hand dessen, der alle Dinge leitet nach seinem gnädigen Wohlgefallen. Es war bei diesen Ansprachen darum zu thun, die Indianerhäuptlinge zu vermögen, in dem begonnenen Familienstreite keine Parthei zu ergreifen; aber die Sache des mißhandelten Sohnes sollte ihnen doch als die einzig gute erscheinen, und es war trefflich darauf berechnet, das schlichte und kräftige Indianergemüth für die Sache des Sohnes zu gewinnen. Wirklich partheiten sich gar bald die Indianerhäuptlinge, indem die einen auf die Seite des Mutterlandes und der alten Regierung Englands, die andern auf die Seite der Amerikaner übertraten, und nur der kleinere Theil derselben den neutralen Boden festhielt. Dem letztern Grundsatze hatten die Missionarien im begonnenen Streite von ganzem Herzen gehuldigt, und thaten alles, was in ihren Kräften stand, um die Indianer von jeglichem Antheil an dem Kampfe abzuhalten; allein wie es in solcher Stellung gewöhnlich zu

geschehen pflegt, sie wurden von nun an von allen Partheien verlassen und niedergedrückt.

Indeß blühte ihre Missionsarbeit an den Ufern des Muskingums immer lieblicher auf, und die Kraft des Evangeliums feierte einen Sieg um den andern über die Herzen der Indianer. Schon im April 1776 sahen sich die Missionarien veranlaßt, auf die Anlegung einer dritten Missionsstelle Bedacht zu nehmen. Der wackere Zeisberger, von seinem Freunde und Mitarbeiter Heckewälder begleitet, zog mit 8 bekehrten Indianerfamilien, im Ganzen 35 Personen in sich fassend, an den Ort der neuen Niederlassung aus, der nur eine Stunde von Goschgoschünk lag, dem nun der Name Lichtenau gegeben wurde. Diese Stelle hatten die Delawarenhäuptlinge selbst dazu ausersehen, damit sie eine Gelegenheit haben möchten, das Evangelium zu hören; ein Wunsch, den der oberste Häuptling, der alte Netawatwis, ihnen immer wieder aufs neue ans Herz gelegt hatte. Die Zahl der bekehrten Indianer an den beiden ersten Stellen belief sich auf 414 Mitglieder, und auch zu Lichtenau mehrte sich innerhalb kurzer Zeit das Häuflein der Gläubigen, an das sich jetzt die ganze Familie des alten Netawatwis anschloß. Eine lange, mit 60 niedlichen Wohnhäusern besetzte Straße zog sich von Norden nach Süden, in deren Mitte eine ansehnliche Kirche aufgerichtet war. Die Stelle war weislich gewählt, denn sie war ein Mittelpunkt, wo sich die Wilden von den entferntesten Theilen des Landes her sammelten, und wo sie jetzt mit bleibendem Segen die frohe Botschaft von ihrer Erlösung zu vernehmen Gelegenheit hatten. Unter den Besuchenden waren einzelne, welche von den Ufern des Flusses Illinois auf eine Entfernung von 400 Stunden herbeigekommen waren. Unter den Neubekehrten herrschte Eintracht und Friede, und sie fühlten sich glücklich, als Kinder Gottes im Schooße der Liebe zu leben. Unter den besuchenden Gästen fand sich auch der ehrwürdige Delawarenfürst Netawatwis häufig in Zeis-

bergers Wohnung ein, und auch dieser kehrte oft bei dem edlen Häuptlinge ein, wo er immer freundlich willkommen hieß. Nur langsam, aber immer wieder aufs neue suchte er das Gemüth seines Freundes zur Liebe Christi hinzuleiten; nicht durch glühende Ansprachen, denn er sah wohl ein, daß diese für das ruhige und nachdenksame Gemüth dieses Mannes nicht taugten, nur im Laufe der Unterhaltungen, welche, nachdem die Familie sich zur Ruhe begeben hatte, neben dem sterbenden Kohlfeuer oft bis tief in die Nacht hinein von ihnen fortgesetzt wurden, suchte er ihn da und dort auf die Wahrheit, die Würde und den unaussprechlichen Werth des Evangeliums Christi aufmerksam zu machen. Der ehrwürdige Greis stand oft in langem Stillschweigen da, gleich als ob er in Gedanken sich vertieft hätte. Der Erstling der Bekehrungsgnade, der zu Lichtenau getauft wurde, war ein Neffe dieses Fürsten. Die Bekehrung desselben machte einen tiefen Eindruck auf sein Gemüth, und er fing jetzt an, ernstlicher als zuvor auf sein eigenes Heil bedacht zu seyn. Er erzählte seinem Freunde Zeisberger, er sey an 13 Sonntagen zu Lichtenau gewesen, um dort das Wort der Wahrheit zu hören, und habe jedes Mal auf dem Rückwege ein Zeichen in die Rinde eines Baumes eingeschnitten, damit diese Zeichen ihn und seine Krieger, so oft er in den Wäldern jage, an den Weg zum Leben erinnern mögen. Und nun fing er an zu weinen und darüber Klage zu führen, daß er so oft von dem Erlöser gehört habe, ohne das Heil desselben anzunehmen. Dieß war ein schönes und demüthiges Bekenntniß von einem so einflußreichen und mächtigen Manne, wie er war.

Diese Tage pflegte Zeisberger die goldene Zeit in seinem Leben zu nennen. Unter den vielen Niederlassungen, welche seine fleißige Hand in der Wildniß aufgerichtet hatte, kam an innerem und äußerem Wohlstande keine derselben den Missionsstationen am Muskingum gleich. Hier fand sein Herz, was er so lange vergeblich

gesucht hatte, eine aufblühende Stadt Gottes in der Wüste, deren Bewohner mit jedem Tage sich mehrten, in welcher der Geist Christi sein herrliches Leben offenbarte, die den wilden Boden weit umher in einen schönen Garten Gottes umschuf, und zu deren Tempel die Indianerstämme weit her zu wallen pflegten. Bei jeder frühern Niederlassung hatte sein Gemüth nach einiger Zeit immer wieder eine gewaltige Unruhe verspürt, die ihn drang, noch tiefer in die Wildniß einzudringen, um eine noch schönere Heimath in derselben aufzusuchen; aber jetzt fühlte seine Seele sich befriedigt, wenn er auf sein geliebtes Schönbrunn hinblickte, und er hoffte seine letzten Jahre hier im Frieden Gottes im Schooße seiner Indianerbrüder verleben zu dürfen. Wahrlich ein seliges Loos im Dienste Christi, wenn seine Huld uns also segnet, und wenn wir glauben und bisweilen sogar schauen dürfen, daß wir nicht vergeblich hienieden gelebt haben! Auch die andern Delawarenhäuptlinge wurden nach und nach für den Glauben an das Evangelium gewonnen. Unter diesen zeichnete sich einer aus, der um seiner hellblitzenden Augen willen den Namen Killbuck (Weißaug) führte, einer der großherzigsten und tapfersten Krieger der Indianerstämme dieser Tage, der an Edelmuth, Verständigkeit und gerader Charakterfestigkeit dem alten Unami (Fürsten) am nächsten kam, und der nun gleichfalls anfing, so wie jener, dem Evangelium Christi seine Seele aufzuschließen. Auch der Häuptling Assinink mit seiner Gattinn hatte sich an das Häuflein der Gläubigen angeschlossen, und übte durch sein Beispiel einen heilsamen Einfluß auf den ihm untergeordneten Stamm aus. Auf diese Weise hatte die Predigt des Evangeliums unter den vereinigten Delawarenstämmen des Ohioflusses einen ausgebreiteten und ungehinderten Wirkungskreis gefunden, in dessen Mitte sich Zeisberger mit seinen Gehülfen segensreich bewegte, um den fruchtbringenden Samen der Wahrheit nach allen Richtungen hin auszustreuen. Vater Zeisberger war den Indianern um so lieber ge-

worden, weil er in Sprache, Lebensweise und Sitte der Ihrige geworden war. Er, ein Muster christlicher Gottseligkeit und patriarchalischer Sitteneinfalt, hatte sich zugleich in den Indianerkünsten eine ausgezeichnete Geschicklichkeit erworben. Gleich einem ihrer besten Krieger und Jäger wußte er den Speer zu führen, den Tomahauk zu wirbeln und das Gewild im Wald zu erlegen.

Doch die glücklichen Tage können in dieser Welt niemals lange dauern, und gerade dann, wenn die Sonne am hellsten über unserm Haupte glänzt, sammelt sich hinter den Bergen eine schwarze Gewitterwolke, die nach wenigen Stunden unsern Horizont verdüstert und uns Verderben droht. Die unseligen Umtriebe des amerikanischen Revolutionskrieges fingen allmählig an, auch die Indianerwildniß zu erreichen, und die Bewohner der abgelegenen Wälder in seinen wilden Strudel hineinzuziehen. Bald verbreitete sich das Gerücht, die Frokesen (sechs Nationen) hätten sich an die englische Parthei gegen die Amerikaner angeschlossen, und auch die benachbarten Wyandots nebst einem Theile der Schawanosen seyen entschlossen, dasselbe zu thun, während auf der andern Seite von dem Kongresse zu Philadelphia eine Botschaft mit der Mahnung einlief, daß die Indianerstämme sich nicht in den Streit mischen, sondern ruhig verhalten sollten. Die edlen Delawarenhäuptlinge Netawatwis, Weißaug, Gelelemend und andere thaten alles, was sie vermochten, um den Frieden unter den Stämmen zu erhalten; und es wurden daher von ihnen Abgeordnete an die Wyandots am Sanduskiflusse mit der Mahnung abgesendet, nicht nach der Streitaxt zu greifen. Letztere ließen indeß die Häuptlinge wissen: sie rathen ihren Vettern, den Delawaren, ihre Schuhe bereit zu halten, um sich an den Kriegshaufen anzuschließen. Die Häuptlinge ließen ihnen dagegen sagen: sie sollen nur zuerst hinsitzen und bedenken, wie sie im letzten Kriege zwischen den Engländern und Franzosen blutige Köpfe davon getragen hätten. Indeß ward der Häuptling Weißaug mit einigen Abgeordneten nach dem Huronflusse ge-

ſendet, um den Führer des dort wohnenden Indianerſtammes zum Frieden zu bewegen; allein dieſer warf ihnen das Friedens-Wampum vor die Füße, und befahl ihnen, innerhalb einer halben Stunde den Ort zu verlaſſen.

Die Ausſichten der Miſſionarien wurden noch trüber, als im Jahr 1777 der ehrwürdige Netawatwis, dieſe wichtige Stütze ihrer Wirkſamkeit, gerade im entſcheidungsvollſten Zeitpunkte durch den Tod aus ihrer Mitte hinweggenommen wurde. Sein Hingang aus dieſer Zeit war rührend. Er ließ alle Feldoberſten und Räthe zu ſeinem Sterbelager rufen, und drückte ihnen in den herzlichſten Worten den Wunſch ſeiner Seele aus, daß die Delawaren alle das Wort Gottes annehmen möchten, das ihnen von den Miſſionarien verkündigt werde, und daß Chriſti Name unter ſeiner Nation nie untergehen möge. Die Häuptlinge verſprachen ihm feierlich alles, was in ihren Kräften liege, zu thun, um den letzten Willen ihres geliebten Fürſten zu erfüllen. Nun rief dieſer ſeinen Freund Zeisberger herbei, und bat ihn, ihm in ſeiner letzten Todesſtunde noch etwas von der Liebe Chriſti zu ſagen. Dieſer ergoß ſein Herz in heiliger Inbrunſt, und unter ſeinem thränenvollen Gebete ſchloß der Greis im Frieden Gottes die Augen zu. In erſchütterter Todesſtille ſtanden die Feldoberſten um den geliebten Leichnam her, als der edle Weißaug, eine Bibel in der Hand haltend, mit bethräntem Auge hervortrat und ſie alſo anredete: „Meine Freunde, ihr habt jetzt den letzten Willen unſeres erblaßten Unami vernommen. Laßt uns ihn befolgen; laßt es uns unſern Jünglingen und unſern Kindern ſagen, und davon reden, wenn wir im Walde jagen oder uns vom Feinde in das Geſicht ſchauen laſſen. Wir wollen niederknien vor dem Gott, der uns geſchaffen hat, und Ihn bitten, daß Er uns gnädig ſeyn, und uns ſeinen Willen offenbaren wolle; und da wir denen, die noch nicht geboren ſind, das heilige Bündniß nicht verkündigen können, das wir bei dieſer Leiche geſchworen haben, ſo wollen

wir beten zu dem HErrn unserm Gott, daß Er es unsern Kindern und Kindeskindern bekannt machen möge."

Den Tag nach Netawatwis's Tode langte eine zahlreiche Gesandtschaft der Tscherokesen an, um ihr Bündniß mit den Delawaren zu erneuern. Eine Stunde unterhalb der Stadt machten die Gesandten Halt, und ließen ihre Ankunft wissen; und jetzt zogen ihnen einige Häuptlinge entgegen, um sie zu bewillkommnen. Wie sie sich der Stadt näherten, schlossen sich große Haufen der Einwohner an sie an, und begleiteten sie zu dem großen Rathsfeuer. Nachdem sich alle niedergesetzt hatten, drückte der erste Gesandte der Tscherokesen seinen Schmerz über den Tod des Delawarenfürsten in folgenden Worten aus: Ich hülle seinen Leichnam in reine Leinwand ein, und decke sein Grab mit Eichenrinde zu. Nun näherte er sich der Leiche, die im Rathssaale aufgestellt war, deckte sie mit einem großen Stück feiner Leinwand zu, und legte einen schönen Wampumgürtel, in ein seidenes Tuch eingehüllt, auf sein Haupt. Es war das Zeichen des Friedens, dem der Vollendete im Leben gehuldigt hatte. Hierauf erwiederte der Nachfolger des entschlafenen Fürsten: Wir danken euch für euern Antheil an unserm Kummer. Unsere ganze Nation weint um unsern Unami. Er war ein Fels, und wir ruheten in seinem Schatten. Wenn die Sonne untergegangen ist, begraben wir seine sterbliche Hülle, und decken sein Grab mit Baumrinde zu, damit weder der Thau des Himmels, noch der Regen auf dasselbige falle. Ist dieß geschehen, so laßt uns mit einander handeln, wir wollen dann eure Seelen zufrieden stellen.

Der Begräbnißplatz lag, wie gewöhnlich, in einiger Entfernung von den Wohnungen. Das mächtige Gefolge der Leidtragenden und ihre tiefe Trauer um den Entschlafenen verbreitete eine erschütternde Feierlichkeit über den Auftritt seiner Beerdigung. Alles war todesstille, als die lange Reihe trauernder Krieger mit düsterem zur Erde gesenktem Blick langsamen Schrittes der Grabes-

stätte sich näherte. Die kämpfende Eifersucht der Stämme war in dieser Stunde vergessen. Der Tscherokese und der Hurone wandelte als trauernder Bruder an der Seite des Delawaren. Kaum war der Sarg in das Grab niedergesenkt, so erhoben die Frauen eine herzzerreißende Jammerklage. Einem Manne unter den Indianern ziemt es nicht, öffentlich zu weinen, und manches wilde Kriegergesicht strengte alle Kräfte an, um die Thräne am Grabe zurückzuhalten. Eine hohe Holzsäule, niedlich ausgeschnitzt, auf welcher die ruhmvollen Thaten des Verstorbenen eingegraben waren, ward nun über seinem Haupte aufgerichtet. In der Mitte des Leichenzuges und unter den vordersten Feldobersten wandelte Zeisberger, in seine Delawarentracht eingehüllt, und nur dadurch von ihnen unterscheidbar, daß er bitterlich am Grabe weinte. Und als die Erde die Hülle seines Freundes verschüttete, so ergriff seine Seele eine mächtige Ahnung, daß eine Stunde mitternächtlicher Finsterniß dem Missionswerke herannahe.

Diese Unglücksstunde kam früher herbei, als Zeisberger erwartet hatte. Schon seit einigen Jahren hatte sich zu Detroit am Huronflusse ein Gouverneur der brittischen Regierung in der Absicht niedergelassen, um die Indianerstämme zu einem gemeinschaftlichen Kriege gegen die aufrührerischen Amerikaner zu bewegen. Den Umtrieben dieses Mannes war es wirklich gelungen, die nördlichen Stämme auf seine Seite zu bringen, und jetzt wurde jedes Mittel versucht, auch die westlichen in die Falle hineinzulocken. Unter diesen waren die vereinigten Delawarenstämme die einflußreichsten und mächtigsten; allein gerade die Häuptlinge derselben waren seit Netawatwis's Tode dem Kriege von Herzen abgeneigt, und sie fanden ihr eigenthümliches Interesse dabei, zwischen beiden kriegführenden Partheien friedlich mitten inne zu stehen. Diesem Grundsatze waren auch die unter ihnen arbeitenden Missionarien aufrichtig zugethan, und trugen das Ihrige dazu bei, die Liebe zum Frieden unter diesen

Stämmen zu bewahren. Zwar fehlte es auch unter den Delawaren nicht an kriegslustigen Gemüthern, und selbst manche Neubekehrte gaben den Lockungen der Verführung bereitwillig Gehör; allein der überwiegende Einfluß der Führer war doch vermögend genug gewesen, das Volk in den Schranken der Mäßigung zurückzuhalten. Indeß wurde die Gefahr immer größer und drohender, da alle benachbarten Stämme umher sich entweder bereits für die Parthei der brittischen Regierung entschieden hatten, oder so unsicher in ihren Ansichten umherschwankten, daß ihr Uebertritt jeden Tag erwartet werden mußte. Und nun durfte kein Mittel unversucht bleiben, die Delawaren auf die eine oder die andere Seite hinüber zu ziehen. Von der alten Väterzeiten her hatten die Delawaren die Gewohnheit, jährlich wenigstens einmal ein allgemeines Volksfest in einem Walde zusammen zu rufen, um im Kreise der Nation die Verträge und Friedensschlüsse, die sie seit Penn's Zeit mit der Regierung von Pensylvanien abgeschlossen hatte, öffentlich vorzulesen, und den Inhalt derselben zu erklären; auch einige talentvolle Jünglinge den wichtigen Inhalt derselben auswendig lernen zu lassen. Da in der Ausdrucksweise dieser Verträge manches vorkam, was für die Denk- und Sprechweise der Indianer unverständlich war, so waren die Missionarien, seitdem sie im Lande sich aufhielten, jedes Mal zu diesem Volksfeste eingeladen worden, um den verständigsten Männern der Nation die Bedeutung der Ausdrücke und Zeichen zu dolmetschen. Auch dieses Mal hatten zu solchem Zweck die Missionarien an dem Feste Theil genommen, ohne von ferne her etwas Arges von den Folgen zu ahnen, welche die Bosheit der Menschen ihnen daraus bereitete. Kaum hatten nämlich die Feinde des Friedens diese Dienstleistungen vernommen, so glaubten sie Ursache zu haben, in dem Einflusse der Missionarien auf die Nation und ihre Häuptlinge die nächste Ursache zu finden, um welcher willen diese für die Beibehaltung des Friedens

bis jetzt so bestimmt sich erklärt hatten; und nun fingen sie an, sie überall als Männer auszuschreien, welche dem Interesse des brittischen Volkes im Wege stehen.

Auch der brittische Gouverneur zu Detroit hatte diese Ansicht aufgefaßt, und nun ging es bald aus mancherlei Vorgängen deutlich hervor, daß man es von verschiedenen Seiten her darauf anlegte, der Missionarien habhaft zu werden, und sie dem brittischen Gouverneur nach Detroit einzuliefern. Bald verbreiteten sich mancherlei Gerüchte, welche auch nach Schönbrunn gebracht wurden, daß mehrere Partheien von Meuchelmördern auf dem Wege sich befinden, um die Missionarien ums Leben zu bringen. Die Besorgniß vieler christlicher Indianer für das Leben ihrer Lehrer war so groß, daß sie sich nicht zufrieden geben konnten, bis sie dieselben in vollkommener Sicherheit wußten. Die Missionarien konnten sich lange nicht entschließen, ihre geliebten Arbeitsstätten zu verlassen, wie sehr sie auch durch die dringendsten Bitten ihrer Freunde dazu aufgefordert wurden. Allein die Gefahr rückte immer drohender herbei, und schon ließen sich da und dort die bestellten Meuchelmörder erblicken. Die Gefahr war um so größer, da in Schönbrunn, wo Zeisberger bis jetzt gewohnt hatte, die Einwohner in ihren politischen Ansichten gespalten waren, und er von dieser Seite her keine Sicherheit erwarten konnte. Er ließ deßhalb die Gemeinde zusammenrufen, und erklärte derselben, daß er mit seinem Mitarbeiter entschlossen sey, den Ort zu verlassen; auch forderte er alle diejenigen, welche entschlossen seyen, ihrem Christenglauben getreu zu bleiben, freundlich auf, sich gerüstet zu halten, und mit ihren Lehrern von dannen zu ziehen. Nun hielt er noch eine letzte Ansprache an das Volk, die er mit einem inbrünstigen Gebete schloß; hierauf ward die Kirche niedergerissen, damit sie nicht durch heidnische Gebräuche entweiht werden möchte; und jetzt machte sich Zeisberger mit dem Häuflein seiner Getreuen auf den Weg, um sich mit denselben in dem benachbarten Lichtenau niederzulassen.

Daß indeß mitten unter diesen Stürmen die Missionarien von Seiten der Indianerstämme nichts zu fürchten gehabt hätten, das konnten sie auf mannigfaltige Weise deutlich wahrnehmen. Ihre Gefahr kam nur von den Weißen her, während die Indianer sie hochschätzten und liebten. Einen auffallenden Beweis hiefür zeigt ein Vorfall, der sich kurz vor ihrem Abzuge zugetragen hatte. Es ist folgender: Eines Tages ließ sich nämlich in der Nähe von Gnadenhütten eine ansehnliche Truppe indianischer Krieger erblicken, welche auf großen Umwegen durch die Wälder sich Gnadenhütten näherte, um die Häuptlinge ihrer Dörfer lebendig oder todt in ihre Gewalt zu bekommen. Diese hatten sich schon früher nach Pittsburg geflüchtet, und es wurden daher einige Nationalgehülfen an den Feldobersten Pachgantschihilas abgesendet, um demselben dieß bekannt zu machen. Dieser Feldoberste der Delawaren redete sie also an: „Freunde und Verwandte, höret, was ich Euch zu sagen habe! Ihr sehet ein großes und mächtiges Volk getheilt. Ihr sehet, wie der Vater gegen den Sohn und der Sohn gegen den Vater zu Felde zieht. Der Vater (König von England) hat seine Indianerkinder aufgefordert, ihm beizustehen, um seine Kinder, die Amerikaner, zu züchtigen, welche von ihm abgefallen sind. Ich habe mich lange besonnen, was ich thun solle, ob ich das Streitbeil meines Vaters in die Hände nehmen soll oder nicht, um ihm im Kampfe beizustehen. Anfangs betrachtete ich die Sache als einen Familienstreit, der mich nichts anginge. Endlich kam es mir doch vor, der Vater habe recht, und seine Kinder verdienen ein wenig gestraft zu werden. Daß dieß der Fall seyn müsse, schloß ich aus den vielen grausamen Verbrechen, die sich seine Kinder, die Amerikaner, von Zeit zu Zeit gegen seine Indianerkinder zu Schulden kommen ließen, indem sie kein Bedenken trugen, ihnen ihr Land wegzunehmen, ihr Eigenthum zu stehlen, und ohne alle Ursache ihre Männer, Weiber und Kinder auf der Jagd todt zu schießen. Ja

selbst solche haben sie gemordet, die unter dem Dach ihres Vaters der Sicherheit halber gelebt haben, während der Vater selbst die Wache unter der Hausthüre gehalten hat, (d. h. solche Indianer, die sich zum Regierungssitze des brittischen Gouverneurs geflüchtet hatten, um von ihm geschützt zu werden.)

Freunde und Verwandte! schon oft war der Vater genöthigt, den Schaden wieder gut zu machen, den seine muthwilligen Kinder uns zugefügt haben; aber diese wollen eben doch nicht besser werden. Nein, sie bleiben dieselben, und werden es so lange bleiben, bis wir keinen Schuhbreit Boden mehr im Besitz haben. Blicket zurück auf die schändlichen Mordthaten, welche die langen Messer (Virginier, welche lange Messer zu tragen pflegten) an vielen unserer friedlichen Verwandten am Ohiostrome verübt haben; glaubet Ihr, diese Leute seyen jetzt besser als damals? Nichts weniger, als das. Noch sind nicht viele Tage verflossen, so stand ein Haufen derselben vor Euerer eigenen Thür, und würde Euch ermordet haben, hätte sie nicht die große Sonne (so pflegten die Indianer den Obrist Daniel Breithaupt zu nennen) daran gehindert, der vom großen Geiste den Auftrag hatte, Euch zu schützen.

Freunde und Verwandte! Ihr liebet was gut ist, und wünscht im Frieden zu leben mit allen Menschen, und an dieser Stätte zu wohnen, um nicht gestört zu werden, wenn Ihr betet. Ihr thut sehr recht daran, und ich mache Euch deßhalb keine Vorwürfe, daß Ihr dieß erwählet habt; aber meine Freunde, meint Ihr wohl, daß die Stelle, wo Ihr jetzt wohnet, dazu gelegen sey? Lebt Ihr nicht gerade an der Straße, wo die kriegführenden Partheien gegen einander zu Felde ziehen? Habt Ihr denn nicht im Angesicht Euerer Dörfer die Fußstapfen der langen Messer entdeckt, und den Rauch gesehen, der aus ihrem Feldlager emporstieg? Sollte dieß nicht hinreichen, Euch zu warnen und zu bewegen, auf Euere eigene Sicherheit bedacht zu seyn! Schon lange

haben wir unser Angesicht Euern Wohnungen zugewendet, um zu sehen, ob Ihr nicht von dort hinweg an eine gefahrlose Stelle Euch begeben werdet; aber Ihr seyd mit dem Beten so beschäftiget, daß Ihr gar nicht bemerken könnet, wie viel Kummer wir für Euch haben.

Freunde und Verwandte! Nun höret zu, was ich Euch zu sagen habe. Ich selbst bin gekommen, um Euch aufstehen zu heißen, und mit mir zu ziehen an einen sichern Ort. Laßt Euch das Land nicht dauern, das Ihr so schön angebaut habt; ich führe Euch in ein Land, das eben so gut ist, wo das Feld eine reiche Ernte einbringt, wo Euer Vieh eine volle Weide findet, wo der Wald von Hirschen wimmelt, und wo Euere Weiber und Kinder im Frieden leben können, so daß Euch kein langes Messer je beschädigen darf. Dort könnt Ihr Euerm Gott dienen ohne alle Furcht; aber hier, wo Ihr jetzt seid, könnt Ihr es nicht thun. Denket nach über das, was ich Euch so eben gesagt habe."

Nach Verlauf einer Stunde brachten die christlichen Indianer dem Häuptling die Antwort zurück, daß sie ihren Freunden und Verwandten danken für ihren wohlmeinenden Rath, daß sie es aber bedauern, wahr zu nehmen, wie sie von ihren weißen Brüdern, den Amerikanern, eine gar schlechte Meinung aufgefaßt hätten; daß sie bis jetzt keine Ursache gehabt hätten, die Aufrichtigkeit derselben zu bezweifeln, auch keinen Grund einsehen, warum sie eine Mißhandlung von denselben zu besorgen hätten. Wenn ihre Freunde und Verwandte sie wirklich also lieben, wie sie behaupten, so möchten sie doch nur ihre friedlichen Dörfer vermeiden, wenn sie gegen die Amerikaner zu Felde ziehen, und einen andern Weg nehmen, weil sie sonst den Feind reizen, in ihre Nähe zu kommen. Uebrigens leben sie in ihren Hütten sehr glücklich und seyen jetzt allzuschwer, um aufstehen zu können.

Der Delawarenhäuptling hielt jetzt Kriegsrath mit seinen Feldobersten, und redete hierauf die christlichen Indianer also an: „Meine Freunde, Ihr gläubigen In-

dianer! Ich habe reiflich überlegt, was Ihr gesprochen habt; Euere Worte kommen aus einem guten Herzen, das nichts Arges von dem Andern denkt; obgleich ich mit ihnen wohl zufrieden bin, so muß ich doch gestehen, daß ich eine andere Ansicht habe. Ich glaube immer noch, daß das lange Messervolk (Amerikaner) immer dasselbe bleiben wird, bis sie alles Land von uns haben, und wir entweder ausgerottet sind, oder bis sie uns Alle in den großen Salzwassersee (Meer) hineingejagt haben. Indem ich Euch noch einmal warne, Euch durch ihre schönen Worte nicht täuschen zu lassen, mache ich Euch einen andern Vorschlag. Ich hatte keineswegs im Sinne, Euch zu nöthigen, alsobald Eure Wohnungen zu verlassen. Nein, das war meine Absicht nicht. Ich wollte Euch blos vor der Gefahr warnen, in der Ihr hier lebt, und Euch das Beste rathen, und, im Falle wenn Ihr mir folgt, Euch hülfreich an die Hand gehen; aber da die Anhänglichkeit an die Stelle, wo Ihr jetzt lebt, Euch das Auge verschließt gegen die Gefahr, der Ihr so nahe seid, so sage ich Euch, meinen Freunden, laßt Jeden unter Euch den freien Willen haben, zu gehen oder zu bleiben; hindert diejenigen nicht, die sich vor dem Krieg fürchten, und gerne an einen sichern Ort ziehen möchten, und dann bin ich zufrieden." — In diesen Vorschlag wurde alsobald eingewilligt, und die Krieger, welche damit wohl zufrieden waren, machten sich jetzt auf den Weg, um in der gleichen Absicht von Gnadenhütten nach Salem zu ziehen. Der alte Isaak Glikhican ging ihnen entgegen, und sie stellten sich jetzt, der Wohnung des Missionars gegenüber, militärisch auf. Pachgantschihilas redete nun seine Soldaten also an: „Freunde und Krieger! Ihr seid heute mit mir in diese Stadt der gläubigen Indianer eingetreten, höret, was ich Euch zu sagen habe. Ihr Krieger, junge und alte, Euer Betragen zu Gnadenhütten verdient meinen Beifall. Ihr habt Euch aufgeführt, wie es brave Soldaten thun müssen, und den

Leuten

Leuten nichts zu Leide gethan, die im Frieden mit andern leben, und sich verbunden haben, ihrem Gott zu dienen. Blickt um Euch, meine Krieger, und Ihr findet auch hier wieder in Euern Verwandten die guten gastfreundlichen Leute. Ihre Religion fordert von ihnen, daß sie also gesinnet seyen. Das große Buch, aus welchem sie gelehret werden, enthält nichts, als lauter gute Dinge. Sehet auf dieses Haus (er zeigte auf die Kirche hin), da versammeln sich unsere Freunde, um zu beten. Sehet, dort wohnt ihr Lehrer. Wir kennen einander seit vielen Jahren, und ich werde ihn besuchen. Ihr, meine Krieger, lasset Euch jetzt dort im Schatten der Waldbäume nieder, wo unsere Freunde Euch ein gutes Essen bereitet haben, und dann könnt Ihr die Stadt besehen. Aber, ihr junge Soldaten, laßt Eure Hände im Wald zurück, wenn Ihr in die Stadt kommt, damit die Weiber und Kinder nicht erschrecken, welche an solche Besuche nicht gewöhnt sind. Ihr sehet, welch eine Menge von Kühen und Schweinen unsere Freunde hier haben. Auch Ihr sollt Milch und Schweinefleisch von ihnen bekommen; aber zerstöret nichts, was unsern Freunden gehört, und rühret auch nicht ein Küchlein an, das auf der Straße umherläuft."

Nun machte er den christlichen Indianern den gleichen Vorschlag, jedem die freie Wahl zu lassen, ob er bleiben oder gehen wolle, und zog sodann friedlich mit seinen Kriegern wieder ab.

VII. Abschnitt.

Bedenkliche Lage der Gemeinden. Ein Plünderungsversuch des Häuptlings der Huronen. Vereitlung desselben durch Zeisbergers Glaubensmuth. Lichtenau und Gnadenhütten aufs neue bezogen; auch Schönbrunn wird wieder aufgerichtet. Ein neuer Gemeinort Salem. Zeisbergers Lebensgefahr unter Meuchelmördern. Er wird auf wunderbare Weise

errettet. Tod des Häuptlings Weißaug. Spaltung unter den Delawaren. Der Häuptling Pipe. Zeisbergers Reise nach Bethlehem. Seine Verheirathung. Neuer Vernichtungsplan des brittischen Gouverneurs zu Detroit. Die Gemeinden am Muskingum werden feindselig überzogen. Letzte Predigt. Die Missionarien gefangen. Schreckliche Lage derselben. Ihr Abzug vom Muskingum. (Jahr 1777—1781.)

Allein noch war die Verwirrung und die Noth nicht aufs höchste gestiegen, indem die Widersacher des Missionswerkes ihm sowohl, als seinen Freunden den gänzlichen Untergang geschworen hatten. Zwar hatte der amerikanische Agent zu Pittsburg die Indianer wissen lassen, daß sie die christlichen Lehrer schützen und auf keinerlei Weise beunruhigen lassen sollen, weil sie von Gott ihnen zugesendet worden seyen. Allein die feindlichen Indianer, die sich auf die Seite der Engländer geschlagen hatten, schickten den Delawaren eine Kriegserklärung um die andere zu, falls sie sich nicht an sie gegen die Amerikaner anschließen würden. Die Häuptlinge des Volks ließen sie dagegen immer wissen, sie hätten den Weißen versprochen, sich nicht in den Krieg zu mischen, so lange die Sonne scheine und die Wasser fließen; diesen Vertrag halten sie mit beiden Händen fest; es bleibe ihnen darum keine weitere Hand für das Kriegs-Wampum übrig. Da man indeß den nahen Ausbruch von Feindseligkeiten fürchten mußte, so ward für rathsam erachtet, die verheiratheten Missionarien Schmick und Jungmann mit ihren Familien nach Pittsburg zu flüchten, von wo sie nach Bethlehem weiter zogen. Im Vertrauen auf den HErrn, der ihn schon aus so mancher Noth herausgerissen hatte, wartete der fromme Zeisberger auf seinem einsamen Posten, was der Rath Gottes über ihn beschlossen hatte. Und weil er seinem Gott vertraute, so durfte er auch die Wunder seiner bewahrenden Gnade reichlich inne werden.

Schon am folgenden Tage rückten 200 wilde Krieger aus dem Wyandotstamme unter Anführung ihres berüchtigten Halbköniges (am 8. Aug. 1777) zu Goschgoschünk, dem Regierungssitze der Delawaren, eine Stunde

von Lichtenau, ein, um den Häuptlingen den Antheil am Kriege gegen die Amerikaner und die Entfernung der Missionarien abzunöthigen. Man war übereingekommen, die unwillkommenen Gäste festlich zu bewirthen, und dieß machte einen so guten Eindruck auf die Krieger, daß der Halbkönig erklärte, die Vorstellungen seiner Vetter gegen den Krieg seyen ihm ins Herz gedrungen, und sie sollen immerhin den guten Rath ihrer Lehrer befolgen. So konnte Zeisberger zu Lichtenau, und sein Leidensgefährte Edwards zu Gnadenhütten, einer 14 Stunden entfernten Indianergemeinde, noch länger bleiben, und der Durchhülfe ihres Gottes warten. Auch waren sie beide entschlossen, eher den Tod zu erdulden, als die Häuflein ihrer Neubekehrten dem Verderben des Krieges Preis zu geben. Sie hatten unter allen diesen Stürmen die Freude, zu sehen, wie die leiblichen und geistlichen Segnungen Gottes den Gemeinden in reichem Maaße zufloßen, und wie huldreich Er sich zu denen bekennt, welche Ihn fürchten und auf seine Güte hoffen.

Im Frühling 1778 rückte der Kriegsschauplatz ihren friedlichen Hütten immer näher, und nicht selten hatten sie den Schmerz, zu sehen, wie von den umherstreifenden Wyandots die blutigen Schädel der Erschlagenen durch ihre Dörfer getragen wurden. Nicht minder beunruhigend war für sie die Kunde, an deren Wahrheit nun nicht länger gezweifelt werden konnte, daß der brittische Gouverneur zu Detroit beschlossen hatte, alle Indianer zum Kriege gegen die Amerikaner zu nöthigen, und diejenigen, welche sich deß weigerten, zum Lande hinaus zu jagen. Ein von ihm selbst unterzeichnetes Schreiben an die Missionarien ließ hierüber keinen weitern Zweifel übrig, worin er ihnen gebot, mit ihren bekehrten Indianern ohne Verzug gegen die Rebellen jenseits des Ohio (Amerikaner) zu ziehen, und ihm die Scalps (abgezogenen Kopfhäute) derselben auszuliefern. Nicht minder fürchterlich lautete die Drohung, welche er diesem unmenschlichen Befehl beifügte. „Da haben wir Brief und

Siegel, sprach Zeisberger, daß es auf die Zerstörung unserer Mission angetragen ist, und so oft ich daran denke, stehe ich eine Art von Tod aus." Der Mann Gottes machte es mit diesem Schreiben, wie es einst der selige Luther mit der päpstlichen Bulle gemacht hatte, er warf es ins Feuer, und flehte inbrünstig zu Gott, daß Er solch Unglück von seinem Volke abwenden möge. Indeß hatte der brittische Gouverneur drei verrufene brittische Spionen in das Land der Delawaren gesendet, um diese durch falsche Gerüchte aller Art zum Kriege aufzureizen, und ihren Herzen einen tödtlichen Haß gegen die Missionarien und die Häuflein der Neubekehrten einzuflößen. Wirklich gelang es ihnen auch, einen ihrer Feldobersten, Pipe, und eine nicht unbeträchtliche Parthei der heidnischen Delawaren dahin zu bewegen, daß sie zu einem Feldzuge gegen die Amerikaner sich anschickten. Der ehrwürdige Weißaug bat in einer allgemeinen Volksversammlung um einen Verzug von zehn Tagen, während dessen er vertraute Leute ausschickte, um durch sie den wahren Stand der Dinge zu vernehmen. Sein Nebenbuhler Pipe wußte indeß einen Beschluß zu veranlassen, daß jeder, der dem Kriegszuge sich widersetze, für einen Feind der Nation erklärt werden solle. „Gut, sprach Weißaug, wenn es euch ein wahrer Ernst ist, so gehet wenigstens nicht ohne mich. Wenn ihr entschlossen seyd, dem Rath von abentheuerlichen Betrügern lieber zu folgen, als meinem Wort, so erkläre ich euch, daß ich mit euch ziehen werde, aber nicht wie ein Bärenjäger, der seine Hunde an das Thier hetzt, und in vornehmer Entfernung zurückbleibt; nein! dann stelle ich mich an eure Spitze, und werde der Erste seyn, der vor euren Augen dem Tod in die Arme fällt. Entscheidet nun, was ihr thun wollt. Ich bin fest entschlossen, meine Nation nicht zu überleben, und mein Leben müßte mir unerträglich seyn, indem mir nichts übrig bliebe, als den gänzlichen Untergang eines tapfern Volkes zu beweinen, das eines bessern Schicksals werth gewesen wäre."

Diese Worte des allgemein verehrten Kriegers machten einen tiefen Eindruck auf die Gemüther des Volks, und sie beschlossen, noch zehn Tage auf die Rückkunft der Boten zu warten. Diese brachten nun die überzeugendsten Beweise mit sich, daß sie von den drei Fremdlingen aufs schändlichste belogen worden seyen, und diese mußten nun eiligst das Feld räumen, um nicht dem Ingrimm des Volks aufgeopfert zu werden.

Die Gefahr war zwar dießmal vorüber, aber die drei fliehenden Bösewichter hatten darum den Plan keineswegs aufgegeben, die Lehrer sammt ihren Gemeinden dem Untergang zu weihen. Da die abgelegene Kolonie Gnadenhütten den Durchzügen der kriegführenden Indianer am meisten ausgesetzt war, so wurde für nöthig erachtet, während der Kriegsstürme auch diese Niederlassung, so wie ein Jahr zuvor Schönbrunn, aufzugeben, und die gläubigen Einwohner daselbst nach Lichtenau zu verpflanzen. An sie schlossen sich bald darauf viele Indianerfamilien vom Sciotaflusse an, welche keinen Antheil am Krieg nehmen wollten, und so wuchs Lichtenau zu einer ansehnlichen Stadt heran, welche gleich einem Lichte in die Wildniß des Heidenthums hineinleuchtete. Man darf wohl mit Zuversicht behaupten, daß bei der allgemeinen Hochachtung, welche das Wort Gottes und der Wandel der Missionarien unter den Indianerstämmen genoß, das väterliche Heidenthum längst unter denselben ausgerottet und das Christenthum allgemein unter ihnen verbreitet worden wäre, hätte nicht das schlechte, und selbst in den Augen der heidnischen Indianer verachtungswürdige, Betragen der sogenannten Christen einen so tödtlichen Haß gegen die Weißen ihren Herzen eingeflößt, daß sie sich immer wieder an diesem Fels der Aergerniß stoßen und darüber fallen mußten. Indeß dauerte es nicht lange, so wurden die Missionarien gewahr, daß eine so ansehnliche Bevölkerung an einer Stelle die erforderliche Nahrung nicht finden, und daß auch die strenge Gemeinordnung nicht unter ihnen gehandhabt werden könnte. Es

wurde daher Jedem, der es wünschte, gestattet, in seine frühere Heimath, die noch unversehrt da stand, zurückzukehren. Zeisberger selbst wanderte mit einer Anzahl von Familien nach seinem geliebten Schönbrunn im April 1779 zurück, während mit einem andern Häuflein Missionar Edwards zu Gnadenhütten sich aufs neue niederließ. So blühten im schönen Muskingumthale wieder drei liebliche Gemeinden Christi auf, und verbreiteten ihren heilsamen Einfluß nach allen Richtungen hin. Ihr Wohlstand und der süße Friedensgenuß, dessen sie sich erfreuen durften, zog am Ende so viele vorüberziehende Indianer herbei, welche gleichfalls eine Ruhestätte hier aufsuchten, daß in der Nachbarschaft von Schönbrunn ein neuer Gemeinort, Salem genannt, angelegt werden mußte, um die Menge heilsbegieriger Indianer zu befriedigen. Nichts konnte dem Herzen des frommen Zeisbergers größere Freude machen, als solches Wachsthum der Gemeinde Jesu mitten unter den Stürmen eines verheerenden Revolutionskrieges. Da er die Arbeit leitete, und selbst thätige Hand anlegte, so ging er jeden Tag aufs neue mit Lust an sein Tagewerk, und jede Mühe und jede drohende Gefahr war vergessen, wenn er nur das Werk Christi gedeihen sah.

Aber nur um so erbitterter wurden seine zahlreichen Widersacher, welche alle ihre verderblichen Anschläge nur in Förderungsmittel des Christenthums verwandelt sahen. Der verhaßte Mann, der die Seele der ganzen widerstrebenden Bewegung war, sollte, es koste was es wolle, aus dem Wege geräumt werden. Kaum hatte sich Zeisberger in seinem geliebten Schönbrunn wieder niedergelassen, als das Gerücht sich aufs neue allgemein verbreitete, daß eine Bande von Meuchelmördern, einer jener schändlichen Agenten, Girty genannt, an ihrer Spitze, sich aufgemacht habe, um ihm nach dem Leben zu trachten. Es lag nicht in Zeisbergers Charakter, sich durch irgend etwas in dieser Welt in Furcht jagen zu lassen, vielmehr ging er der drohenden Gefahr nur um so kühner entgegen. „Mein Schicksal ist in Gottes Hand, gab

er seinen Brüdern zur Antwort, welche ihn vor der drohenden Gefahr warnten. Wie oft hat schon Satanas versucht, mich zu fällen; aber er darf es nicht thun." Unbedenklich fuhr er fort, die umherliegenden, auf 12—13 Stunden entfernten Gemeinden zu besuchen, und ihr zeitliches und ewiges Wohl mit seinen Brüdern zu berathen. Als er einmal zu Lichtenau ankam, dem Missionar Heckewälder als Lehrer vorstand, so erhielt dieser von einem vertrauten Freunde die Kunde, daß die Meuchelmörder sich auf dem Wege nach Schönbrunn im Dickicht des Waldes aufgestellt hätten, um Zeisbergern auf dem Rückwege zu ermorden. Man bemühte sich jetzt aufs äußerste, ihn zu bewegen, da zu bleiben, zumal er keinen Begleiter mit sich genommen hatte. Allein Zeisberger konnte sich im Dienste seines Gottes, der ihn nach Schönbrunn zurückrief, nicht hemmen lassen; und da die beiden rüstigen Indianer, die man ihm jedenfalls als Begleiter mitzugeben beschloß, nicht zur bestimmten Stunde bei der Hand waren, so machte er sich allein auf den Weg, und verirrte sich auf den verschlungenen Fußpfaden des Waldes. Lange suchten ihn die beiden nacheilenden Begleiter vergeblich, bis sie ihn endlich gerade in dem Augenblick fanden, wo er auf den rechten Weg wieder einlenkte. So wandelten sie einige Stunden im Walde ruhig mit einander dahin, als plötzlich der bekannte Girty mit acht bewaffneten Irokesen aus dem Hinterhalte in den Weg hervortrat und dieser jetzt laut Zeisbergern als den Mann bezeichnete, dem der Mordanschlag gelte. Eben machten sie sich gefaßt, ihre Keulen über ihn zu schwingen, als plötzlich und völlig unerwartet zwei Delawaren-Jäger aus dem verschlungenen Gebüsch hervortraten, und, Zeisbergers Todesgefahr wahrnehmend, alsobald sich zum Kampfe gegen die Meuchelmörder anschickten. Obgleich diese an Anzahl immer noch bei weitem die stärkern waren, so überfiel sie doch in diesem Augenblick ein so überwältigender Schrecken, daß sie mit ihrem verbrecherischen Anführer in die Schlupfwinkel des Waldes sich eiligst

zurückzogen, und Zeisberger jetzt unter dem allmächtigen Schutze seines Gottes wohlgemuth seine Straße nach Schönbrunn fortsetzte.

Eine der wichtigsten Stützen der Mission war nach Netawatwis Tod der Häuptling Weißaug gewesen, der, wenn er auch nicht gerade entschieden für den Christenglauben hervortrat, doch wenigstens die christliche und bürgerliche Civilisation seines Volkes als wichtige Angelegenheit auf dem Herzen trug. Er hatte bisher Zeisbergern sein volles Zutrauen geschenkt, und auch dieser konnte in allen Angelegenheiten mit Zuversicht auf die kräftige Beihülfe desselben rechnen. Der Anblick der mächtigen Veränderung, welche unter seinen Augen im Kreise der christlichen Indianer sich zutrug, welche mit dem glücklichsten Erfolg mit dem Feldbau und mancherlei nützlichen Gewerben des bürgerlichen Lebens sich beschäftigten, hatte ihm die feste Ueberzeugung eingebracht, daß eine gleiche Umgestaltung unter dem ganzen Delawarenstamme wohl ausführbar sey. Obgleich seine ganze Seele von Jugend an am Kriegsruhme hing, und ihm, dem tapfern und allgemein gefeierten Kriegshelden, jeder neue Feldzug ein Leckerbissen war, dem er früher mit Sehnsucht entgegengeblickt hatte, so konnte er es sich doch nicht verbergen, daß zur Ausführung dieser glücklichen Veränderung unter seinem Stamme der Genuß des Friedens unentbehrlich war. Um so mehr ließ er es sich angelegen seyn, die Kriegslust der Delawaren aus allen Kräften zu dämpfen, und auch unter den andern Indianerstämmen der Liebe zum Frieden überall das Wort zu reden. Leider erlebte er diesen schönen Plan seiner Seele nicht. Um die friedliebenden Indianer gegen die kriegslustigen Partheien zu schützen, hatte er um diese Zeit eine Reise nach Tuscoraras (Fort Laurenz) gemacht, um dort eine Indianerfestung aufrichten zu lassen. Während seines Aufenthaltes daselbst ward er von den Pocken befallen, und nach kurzer Zeit aus dem Leben weggerafft.

Dieß war ein neuer harter Schlag, welcher die Mission überhaupt, und namentlich unsern wackern Zeisberger

traf. Seine zahlreichen Widersacher triumphirten, denn schon sahen sie nach der Entfernung dieses Häuptlings ihre Zerstörungsplane verwirklicht; und die wachsende Delawarenparthei unter dem Häuptling Pipe glaubte nun die willkommenste Gelegenheit gefunden zu haben, ihren verbissenen Groll an den gläubigen Indianern auszulassen, und sie jetzt mit sich in den Strom des Krieges hineinzureißen. Mit dem Anfang des Jahres **1780** nahmen von den obern Gegenden her die Durchzüge der kriegführenden Indianer durch das Delawarenland immer mehr zu, und da die Gemeinde Lichtenau den umherstreifenden Indianern am meisten ausgesetzt war, und sich durch Lieferung von Lebensmitteln an dieselben bereits ganz erschöpft hatte, so wurde von den Missionarien für nöthig erachtet, diese Stelle für einige Zeit aufzugeben, und die christlichen Einwohner derselben nach dem neuerbauten Salem zu verpflanzen, wo am **22.** Mai d. J. die niedliche Kirche daselbst von Missionar Zeisberger eingeweiht wurde. Mittlerweile war er im Jahr **1781** von seinen Brüdern nach Bethlehem gerufen worden, um sich mit denselben über den Zustand der Gemeinden am Muskingum und die Mittel ihrer Erweiterung zu berathen, so wie mit der ledigen Schwester Susanna Lekron daselbst zur Ehe verbunden zu werden. Bis in sein sechzigstes Lebensjahr hatte Zeisberger im ledigen Stande dem Missionswerke mit aller Treue gedient, und die Worte des Apostels Paulus: „wer ledig ist, der sorget, was dem HErrn angehöret" (**1** Cor. **7**, **32**.) hatte er so wohl gefaßt und so richtig befunden, daß er bis dahin fest glaubte, der ledige Stand schicke sich am besten für ihn und für seinen Missionsberuf. Da jedoch seine Brüder zu Bethlehem unter seinen damaligen Umständen seine Verheirathung für zweckmäßig hielten, so ergab er sich auch in diesem Stücke in den Willen Gottes, und eine darauf folgende sieben und zwanzigjährige Erfahrung machte es ihm klar, daß das Wohlgefallen Gottes auf seinem Ehestande ruhe.

Allein kaum war er noch in demselben Jahre mit seiner Gehülfinn an die glücklichen Ufer des Muskingums zurückgekehrt, als das schwere Ungewitter ausbrach, das schon längst den Gemeinden daselbst den Untergang gedroht hatte. Der brittische Gouverneur zu Detroit, Hamilton, war nicht lange zuvor von den Amerikanern gefangen genommen und nach Pittsburg abgeführt worden, und seine Stelle hatte jetzt ein anderer eingenommen, welcher mit dem gleichen Vorurtheile gegen das Missionswerk zugleich jene berüchtigten drei Aufwiegler der Indianerstämme, Elliot, M'Kee und Girty, als Werkzeuge geerbt hatte, die er mit erneutem Nachdruck zur Ausführung seiner Plane gebrauchte. Vor Allem sollten sie den Kriegsrath der sechs Nationen für den Plan gewinnen, die Missionarien mit ihren Gemeinden, es koste was es wolle, aus dem Lande hinauszujagen. Wie sehr diese auch längst für den Krieg gegen die Amerikaner gestimmt waren, so schämten sie sich doch, an der Ausführung dieses schändlichen Planes einen unmittelbaren Antheil zu nehmen, und sie sandten daher eine Botschaft an die Tschippewas und Ottowas in den obern Gebieten, um ihnen sagen zu lassen: „Wir machen euch hiemit ein Geschenk mit den christlichen Indianern am Muskingum, um ihnen den Garaus zu machen." Diese beiden Stämme indeß, welche sich als Großkinder der Delawaren betrachteten, wiesen diesen Antrag mit dem Bedeuten ab, daß ihr Großvater ihnen nichts zu Leid gethan habe. Nun wendeten sie sich mit ihrem Auftrage an den Halbkönig der Huronen, und auch diese wollten anfangs ein solches Geschäft nicht übernehmen, weil sie die Delawaren als ihre Vetter betrachteten, und früher die christlichen Indianer am Muskingum zu schützen versprochen hätten. Endlich gelang es doch dem brittischen Agenten Elliot, so wie dem Häuptling Pipe, den Halbkönig der Huronen, der schon früher einen ähnlichen Anschlag auszuführen an die Ufer des Muskingums gekommen war, für dieses Unternehmen zu gewinnen, und ihn

zu bewegen, daß er sich an die Spitze der Truppen zu stellen für bereitwillig erklärte.

Von Seiten der Widersacher ward nun kein Mittel gespart, um so bald wie möglich zum Ziele zu gelangen. Nach allen Richtungen hin wurden die Krieger an eine Stelle am Sandusky-flusse zu einem kriegerischen Gastmahle eingeladen, und Kapitain Elliot hatte reichlich dafür gesorgt, daß es den Soldaten an einem schwelgerischen Mahle nicht gebrach, wobei die brittische Flagge aufgezogen wurde; und jetzt bildeten sie sich in Compagnien, um den mörderischen Anschlag auszuführen, der jedoch keinem der Indianer, sondern nur Elliot und dem Halbkönige bekannt war. Ganz unerwartet rückte am **10.** August **(1781)** ein Kriegerhaufen von **140** bewaffneten Männern unter brittischer Flagge an die Ausgänge von Salem, und schlugen dort ein Lager auf. Elliot, von seinem Fahnenträger begleitet, machte dem Missionar Heckewälder einen Besuch in seiner Wohnung, und that aufs freundlichste gegen ihn, während er die Frage desselben, was dieser unerwartete Aufzug bedeuten solle? mit den süßesten Worten von sich ablenkte. Beim Weggehen Elliots nahm der Fahnenträger den Missionar auf die Seite und sagte ihm leise: „wären drei Bösewichter nicht, so könnten Sie ruhig und glücklich leben. Alle Indianer achten Sie hoch, und bewundern Ihre Anstalten; sie wissen, daß Sie ein frommes, friedsames und gastfreundliches Volk sind. Selbst der Kommandant zu Detroit würde Sie nicht stören, wenn der Schurke nicht wäre, der so eben den Judas neben mir gespielt hat, und der auf ihren Untergang bedacht ist. Sagen Sie dieß dem Vater Zeisberger!" — Unverweilt meldete Bruder Heckewälder den bedenklichen Vorfall dem ehrwürdigen Zeisberger nach Schönbrunn, das sechs Stunden von Salem lag, worauf dieser treue Knecht Christi antwortete: „So scheint also der Satan sich eine wahre Freude daraus machen zu wollen, uns zu plagen und zu verfolgen! Kein Wunder, daß er grimmig ist, wenn er

ſieht, daß durch die Predigt des Evangeliums ſo viele ſeiner Unterthanen ſeiner Gewalt entriſſen werden. Aber ſein Brüllen ſoll uns nicht ſchrecken! Wir haben einen himmliſchen Vater, ohne deſſen Willen er uns nicht anrühren darf. Wir wollen feſt auf den vertrauen, der uns ſchon ſo oft aus des Teufels Stricken erlöſet hat."

Am andern Tage ward der Kriegerhaufen nach Gnadenhütten abgeführt, wo er ſich bis auf 300 Mann verſtärkte. Ohne den geringſten Unfug brachten die Indianer eine ganze Woche daſelbſt mit Eſſen, Trinken und Schlafen zu, während ihre beiden Führer ſich mit einander berathſchlagten, auf welche Weiſe ſie die Ausführung ihres Planes angreifen ſollen. Am 20. Auguſt ließ der Halbkönig die einflußreichſten Männer von Gnadenhütten zuſammenrufen, und ſprach ihnen, als ſeinen Vettern, mit freundlichen Worten zu, ihre Wohnungen und ihre Kornfelder zu verlaſſen, und mit ihren Lehrern an einen andern Ort zu ziehen, wo ſie ihrem Gott ungeſtört dienen könnten. Die chriſtlichen Indianer gaben dem Halbkönige zur Antwort: „Sie hätten aufmerkſam gehört, was ihr Oheim ihnen geſagt habe, aber ſie könnten nicht begreifen, warum ihr Aufenthalt an dieſer Stelle für ſie gefährlich ſeyn ſolle. Sie lebten mit allen Menſchen im Frieden, und ſie können nicht einſehen, wie jemand Urſache haben könnte, ihnen zu ſchaden. Sie wünſchten daher zu bleiben, wo ſie ſeyen, und in Ruhe gelaſſen zu werden." Mit dieſer Antwort ſchien der Halbkönig und der größte Theil ſeiner Krieger vollkommen zufrieden zu ſeyn; auch erklärten ſie, ſie halten es für unrecht, ihre Vetter von einer Stelle wegzutreiben, wo ſie ſo zufrieden und glücklich leben. Ueberdieß wäre es eine Schmach, ein Volk zu beleidigen, das ihnen ſo viele Gaſtfreundſchaft erzeigt habe. Um ihren Unwillen über dieſes Beginnen auszudrücken, ſchoſſen ſie ihre Gewehre nach der brittiſchen Flagge ab, und der gute Fahnenträger war froh, ſeine Lumpen jetzt nach Hauſe tragen zu dürfen.

Aber dieß war die bitterſte Kränkung, die Elliot erfahren konnte, und er ſetzte im wilden Grolle alles

in Bewegung, um seine Mordpläne auszuführen. Indessen wurde einige Wochen lang über die Sache verhandelt, und sie konnten lange über die Ausführung sich nicht verständigen. Am Ende erklärte ihnen Elliot: sie hätten bereits durch ihre bisherigen Schritte mit den Amerikanern gebrochen, von denen sie keine Gunstbezeugung weiter erwarten dürfen. Wenn sie jetzt ihrem Vater, dem Britten, nicht gehorchen, der ihnen bisher so viel Gutes erzeigt hätte, so würden sie einen neuen Feind sich auf den Hals laden, der alsobald alle ihre Weiber und Kinder umbringen würde; wenn sie nicht augenblicklich einstimmten, so besteige er sein Roß, um dem Vater zu Detroit zu melden, was gegen sie, die Abtrünnigen, vorzunehmen sey.

Jetzt ward einmüthig der Beschluß gefaßt, die christlichen Indianer und ihre Lehrer erforderlichen Falls mit Gewalt zu nöthigen, ihre Dörfer zu verlassen, und sich an einer andern Stelle anzusiedeln. Die Missionarien erwarteten mit stiller Ergebung in den Willen Gottes, was Sein Rath über sie beschlossen haben möge, und da es gerade die Stunde des Morgengottesdienstes war, so wurde die Gemeinde, wie gewöhnlich, durch die Glocke zusammengerufen, während große Haufen der Krieger in und außerhalb des Versammlungssaales sich mit gespannter Aufmerksamkeit aufgestellt hatten. Nach einem rührenden Gesang las Missionar Zeisberger die wichtige Tageslosung: „Ich habe mein Angesicht im Augenblick des Zorns ein wenig vor dir verborgen; aber mit ewiger Gnade will ich mich dein erbarmen, spricht der HErr, dein Erlöser." (Jes. 54, 8.) Ueber diese Worte redete er mit solcher Kraft und Unerschrockenheit, daß fast alle Anwesenden, und selbst viele Krieger, in ein lautes Weinen ausbrachen. „Lasset es uns nicht machen, meine Brüder, sprach er am Schlusse, wie es die Kinder Israel gemacht haben. Hat Er uns nicht aus der heidnischen Finsterniß zum Licht geführt? Hat Er uns nicht nach Leib und Seele viel Gutes gethan? Und unter wie

manchen Stürmen haben wir nicht seinen allmächtigen Schutz erfahren dürfen? Wie sollten wir jetzt alles dieß vergessen können? Wie oft haben wir nicht die gleichen Drohungen gehört, wenn wir nicht von dannen ziehen würden, und dennoch durfte uns kein Haar gekrümmt werden; und warum? weil wir unser Vertrauen auf den allmächtigen Gott gesetzt haben. Sind wir etwa jetzt schwächer im Glauben geworden? Wollen wir den Heiden Ursache geben, daß sie unserer spotten und sagen können: diese Leute geben vor zu glauben, und glauben doch nicht. Nein, meine Brüder, wir wollen ruhig bleiben, und die Folgen abwarten, weil es Kindern Gottes nicht geziemt, gleich den Kindern dieser Welt Gewalt mit Gewalt abzutreiben. Auch wollen wir unsere Feinde nicht hassen, denn sie wissen nicht, was sie thun; vielmehr für sie beten, daß der HErr ihnen ihre Augen öffne; und vielleicht läßt er uns die Freude zu Theil werden, daß sich einige derselben an unser Häuflein anschließen."

Die ganze Gemeinde war im HErrn eines Sinnes. Ruhig wollten sie ihr Schicksal aus seiner Hand erwarten. Nach dem Mittagessen begaben sich die Brüder Zeisberger, Sensemann und Heckewälder, in den Garten, als ein Feldoberster der wilden Monseys herbeikam und Zeisberger fragte: ob er nicht allein dem Dienst der Monseys als Lehrer derselben sich widmen wolle? Auf die bestimmte Antwort: daß sie Eine Familie bilden, und daß, wo Einer sey, Alle bleiben, fiel ein wilder Haufe über sie her, und führte sie als Gefangene nach dem Feldlager der Huronen ab. Schon unterwegs versuchte es einer der Wilden mehrere Male, seine Mordkeule über Bruder Sensemann zu schwingen; allein dieser wußte derselben immer auszuweichen. Gebunden wurden sie vor das Gezelt Elliots geführt. Dieser Bösewicht war bei ihrem Anblick betroffen, und entschuldigte sich damit: es sey nicht nach seinem Sinne gegangen; aber die Indianer handeln eben immer auf ihre eigene Weise; und mit diesen Worten ließ er sie mitten in das Feldlager in eine offene Rindenhütte abführen.

Es war ein mächtiges Getümmel in dem Lager der Wilden, ſchreiben die Miſſionarien, indem unter fürchterlichem Geheul eine Parthei um die andere abzog, um in den drei Gemeinden unſere übrigen Brüder und unſere Familien als Gefangene herbeizuſchaffen, und unſere Wohnungen zu plündern und zu verbrennen. Die Nacht, welche die Gefangenen entblößt und aller ihrer Kleider beraubt, auf dem Boden liegend zubrachten, war ſchauerlich. Von weiter Ferne her wurde in drei verſchiedenen Richtungen das Mordgeheul gehört, das die Zurückgebliebenen im Lager brüllend beantworteten, indeß in weiter Ferne die Rauchſäulen und Flammen ihrer Wohnungen emporloderten. Noch ehe der Morgen anbrach, war alles, was ſie ſeit ſieben Jahren mit der größten Anſtrengung aufgerichtet hatten, eine Stätte der Verheerung geworden, ihre Kirchen, ihre Schulhäuſer und ſo manche freundliche Wohnung, die ſie tröſtend beſucht hatten, ward in einen Aſchenhaufen verwandelt, und mit ihnen die Manuſcripte und Ueberſetzungen von den Flammen verzehrt, an welchen Zeisberger ſo viele Jahre mit unverdroſſenem Fleiße gearbeitet hatte. Der ganze Wohlſtand ihres Volkes, dieſe ganze Pflanzung der Chriſtenliebe, die wie ein Garten Gottes mitten in der Wildniß blühte, war gleich dem Traume der Nacht, der beim Erwachen nicht mehr iſt. An Händen und Füßen gebunden, den Todtengeſang in den Ohren und die Flammen der Verwüſtung im Auge, brannte ein noch tieferer Schmerz in ihrer Seele, die ſchreckliche Erwartung des Schickſals, das die geliebten Ihrigen in der Nacht betroffen hatte.

Nach einigen Tagen hatten ſie am folgenden Morgen wenigſtens die Freude, daß ſie von den drei Gemeinorten her ihre Brüder, Gattinnen und Kinder, obgleich halb nackt und ſchwer mißhandelt, doch lebendig von dem brüllenden Kriegshaufen im Triumph herbeibringen ſahen. Auch der fromme Indianer-Häuptling Glickhican wurde gefangen eingebracht. Als er die Soldaten in ſeine Wohnung eindringen ſah, redete er ſie alſo an:

„Freunde, aus euren Bewegungen schlteße ich, daß ihr meinethalben gekommen seid. Ist dem also, warum zaudert ihr, euern Befehl auszuführen? Ich bin bereit, der Gewalt zu weichen. Ihr habt früher den Glickhican im Schlachtgetümmel gekannt, und darum fürchtet ihr ihn jetzt. Ja, es war eine Zeit in meinem Leben, wo ich Angriffe dieser Art mit stolzem Hohn zurückgewiesen haben würde. Aber ich bin nicht mehr Glickhican! Ich bin Isaak (sein Taufname) geworden, und glaube jetzt an den wahren und lebendigen Gott, und für Ihn bin ich bereit, Alles, was ich habe, und selbst mein Leben aufzuopfern." Jetzt legte er selbst freiwillig die Hände auf den Rücken, und sagte: bindet mich getrost, und bringt mich weiter fort. Mit zitternder Hand banden ihn jetzt die Kriegsknechte, und führten ihn nach dem Lager. Als er dort bei seinen gebundenen Freunden ankam, rief er ihnen zu: guten Morgen, meine Brüder! — Guten Morgen, mitgefangener Bruder, gaben sie zur Antwort, sey guten Muthes! — Ja ja, erwiederte er, das bin ich auch. — Auch Missionar Michael Young von Salem ward unter jämmerlichen Umständen mit den Seinigen zuletzt herbeigebracht. Als er alle seine Mitbrüder gebunden auf dem Boden liegen sah, rief er ihnen zu: „guten Abend, meine Brüder, unsere irdische Wanderschaft scheint ihrem Ende zuzueilen, und wir befinden uns an den Pforten des Todes. Gut! wenn sie uns ums Leben bringen, so sterben wir für eine gute Sache. Der HErr ist mit uns!"

Vier Tage lang waren die Führer unschlüssig, was sie mit ihren Gefangenen thun sollten; auch erwarteten diese, jeden Augenblick von den Wilden ermordet zu werden. Die wackern Nationalgehülfen der Gemeinden waren indeß Tag und Nacht beschäftigt, um ihren geliebten Lehrern das Leben zu retten, und ihnen die Freiheit wieder zu verschaffen. Wirklich gelang es einem derselben, Marcus, durch seine hinreißenden Worte den Führern das Versprechen abzulocken, daß sie mit ein paar

Zusagen

von Seiten der Lehrer sich zufrieden geben wollten. Als endlich die Missionarien am vierten Tage vor die Versammlung der Häuptlinge gebracht wurden, welcher auch Elliot beiwohnte, wurden sie gefragt: ob sie bereit seyen, mit ihnen nach dem Sanduskyfluß zu ziehen, und ob sie auch die christlichen Indianer bewegen wollten, dasselbige zu thun? Die Missionarien erklärten sich hiezu bereit, und nun wurden sie frei gegeben, und ihnen gestattet, nach Salem zurückzukehren, um sich zum Abzuge gefaßt zu halten. Dort sammelten sich die gläubigen Indianer der drei Gemeinden zu Einem Haufen, und Zeisberger hatte noch einmal die Freude, auf diesem geliebten Boden das Evangelium zu verkündigen, einen bekehrten Heiden zu taufen und das heilige Abendmahl seinen Brüdern auszutheilen, das mit tiefer Empfindung der Gnadengegenwart des HErrn von ihnen gefeiert wurde. Aber jetzt war die Stunde des Abschiedes gekommen; es war wohl der schmerzlichste, den Zeisberger je mit seinen Brüdern auf der Erde gefeiert hatte. Drei herrliche Pflanzungen Gottes, Gnadenhütten, Schönbrunn und Salem, diese Offenbarungsstätten der Herrlichkeit des HErrn sollten jetzt für immer verlassen werden. Nach allen Richtungen loderten noch die schwarzen Rauchsäulen ihrer geliebten Wohnungen, und der Greuel der Verwüstung war über sie ausgebreitet. Dieser Anblick brach ihnen das Herz, und alles Volk erhob seine Stimme, und weinete. Wohl war in dieser Trauerstunde die Seele des frommen Zeisbergers am tiefsten verwundet, dem die Krone seines Lebens vom Haupte gefallen war. Aber wenn auch alles verloren zu seyn schien, so hatte er doch das feste und kindliche Vertrauen auf seinen Gott nicht eingebüßt. Durch ein inbrünstiges Gebet stärkte er seinen und seiner Geliebten Glaubensmuth im HErrn, und nun ward das Zeichen zum Aufbruch gegeben. Wohl gilt von diesen armen Pilgern, was dort ein frommer Dichter von dem verborgenen Leben der Christen auf Erden gesungen hat:

„Sie wandeln auf Erden, und leben im Himmel;
Sie bleiben ohnmächtig, und schützen die Welt.
Sie schmecken den Frieden bei allem Getümmel;
Sie kriegen, die Aermsten, was ihnen gefällt.
Sie stehen in Leiden, sie bleiben in Freuden;
Sie scheinen verschlossen den äußeren Sinnen;
Und doch ist das Leben des Glaubens von innen!"

VIII. Abschnitt.

Gefahren der Reise. Ankunft an den Ufern des Erie-Sees. Reise nach Detroit. Verhör daselbst. Glücklicher Ausgang desselben. Fürchterliche Ermordung von 90 christlichen Indianern am Muskingum. Zweites Verhör der Missionarien zu Detroit. Ihre Niederlassung am St. Clair-See. Aufbau von Gnadenhütten. Segensreiches Aufblühen dieser neuen Gemeinde. Rettung aus der Hungersnoth. (Jahr 1781—1785.)

Schon war alles zum Abzuge fertig, als eine neue Gefahr die Wanderer bedrohte. Die kräftigen Indianer-Jünglinge konnten eine solche bittere Mißhandlung kaum verschmerzen, und sie hatten sich deshalb verschworen, in der Nacht die Häuptlinge zu überfallen, und den Gefühlen der Erbitterung freien Lauf zu lassen. Glücklicher Weise war einer derselben klug genug, dem Vater Zeisberger Kunde hievon zu geben, und sich seinen Rath zu erbitten. Mit kräftigen Worten rief sie jetzt Zeisberger zu ihrer Christenpflicht zurück, und ermahnte sie, zu bedenken, welches Geistes Kinder sie sind, und in welche Gefahr sie sich selbst, ihre Lehrer und die Gemeinde bei solchem Beginnen stürzen würden; und jetzt legten die raschen Jünglinge die Waffen nieder und schloßen sich an den Haufen der Auswanderer an. Der Abzug ward theils zu Lande, theils zu Wasser auf 20 mit den erforderlichen Lebensmitteln beladenen Booten angetreten. Die Wanderung war im höchsten Grade mühselig, und Manche büßten durch die schlechte Witterung und die

Anstrengungen der Reise das Leben ein. Einmal brach während ihres Nachtlagers im Walde ein fürchterliches Gewitter aus, daß sie jeden Augenblick von den umstürzenden Bäumen erschlagen zu werden Gefahr liefen, und nach wenigen Stunden bis an die Kniee im Wasser standen. Ein andermal waren sie in Gefahr, im Waldsumpfe stecken zu bleiben, und ihre letzten Habseligkeiten, die sie auf dem Rücken trugen, einzubüßen. Sechs Missionarien mit ihren Frauen und Kindern theilten diese Mühseligkeiten mit den verjagten Indianerhäuflein, und Zeisberger, der Aelteste unter ihnen, ging mit dem Beispiele der Geduld und der unverdrossenen Hingebung in den Willen Gottes voran. Endlich kamen sie am **11. Okt. 1781** nach vierwöchigem mühseligem Umherirren bei dem südwestlichen Ufer des Eriesees an, wo eine Stelle zu ihrer Niederlassung von dem brittischen Commandanten ausersehen worden war. Aber wie öde und leer sah nicht diese ganze Wildniß aus, die ihnen zuvor als ein Paradies geschildert worden war! Wehmüthige Sehnsucht nach der verlassenen schönen Heimath wachte aufs neue in ihrer ganzen Stärke in ihrem Herzen auf, und verwandelte die neue Stätte ihrer Niederlassung in ein Thränenthal, das sie nur mit tiefem Schmerz anschauen konnten. Schon früher hatten die Huronen und ihre Führer auf dem Zuge sich davon gemacht, und die armen Flüchtlinge in dieser pfadlosen und unbekannten Wildniß ihrem eigenen Schicksal überlassen. Auch Elliot war von ihrer Seite verschwunden, und so hatten sie in ihrer hülflosen Verlassenheit wenigstens den Trost, unangefochten von außen her ihrem Gott in der Einsamkeit dienen zu dürfen. Da die Jahreszeit schon weit vorgerückt war, so suchten sie so schnell wie möglich ihre Winterhütten aufzurichten, und nach harter Tagesarbeit lagerten sie sich sodann unter freiem Himmel um ein großes Feuer her, sangen dem HErrn ihrem Gott ein lautes Loblied, und erquickten ihre Seelen an der Predigt des Evangeliums, das ihre Lehrer den dürstenden Herzen nahe

brachten. Bald gingen alle ihre Vorräthe aus, und sie sahen mit ihren Kindern bitterem Mangel entgegen. Den Milchkühen gebrach es an Futter, und selbst die wilden Wurzeln konnten im Walde und am Ufer des Flusses nicht gefunden werden, weil der Boden hart gefroren und mit tiefem Schnee bedeckt war. Dennoch verloren sie den getrosten Muth nicht, daß die Hand Gottes auch aus dieser Noth sie väterlich erretten werde.

Es dauerte nicht lange, so langte an ihrer Wohnstätte eine Botschaft von dem brittischen Kriegs-Gouverneur zu Detroit an, daß die Missionarien sich unverzüglich vor dem Gerichte stellen, und auf die gegen sie eingebrachten Anklagen sich verantworten sollten. Es machte sich demnach Zeisberger mit drei seiner geliebten Mitarbeiter und einigen Nationalgehülfen auf den Weg, um gegen die Anklagen ihrer Widersacher zur Rede zu stehen. Elliot hatte es früher veranstaltet, daß auf sein zudringliches Verlangen der Delawarenhäuptling Pipe nebst ein paar Andern eine Anklage gegen die Missionarien bei dem Gouvernement eingeben mußten, zu welcher er ihnen selbst den Stoff dargeboten hatte. Dieser Häuptling hatte sich daher mit einer Parthei seiner Anhänger gleichfalls auf den Weg nach Detroit gemacht, und die Missionarien sollten in Gesellschaft mit denselben daselbst eintreffen. Als sie aber bei dem nahen Feldlager desselben eintrafen, fanden sie ihn und die Indianerhaufen in einem so hohen Grade betrunken, daß es rathsam war, dem Lager nicht nahe zu kommen. Sie machten sich daher weiter, um ihre Reise allein fortzusetzen. Die Wege waren um die südliche Spitze des Eriesees ungemein schlecht, und nicht selten sanken sie auf den halb zugefrornen Sümpfen so tief hinein, daß sie sich nur mit der größten Anstrengung wieder heraus zu winden vermochten. Ein kalter Nordwestwind machte ihnen bei ihrer schlechten Bedeckung das Reisen im hohem Grade beschwerlich, und so kamen sie halberfroren und starr innerhalb der Mauern von Detroit an. Es war in der

Stadt bekannt geworden, daß die mährischen Missionarien als Gefangene eingebracht werden würden, und so trieb die Neugierde alle Einwohner auf die Straßen, um zu sehen, was dieß für Leute seyn möchten. Die zerrissenen und mit Koth beschmutzten Kleider, die sie trugen, und ihr armes Päckchen auf dem Rücken machte bald ihr Mitleiden rege, und so wurden sie jetzt vor das Haus des Gouverneurs geführt, wo sie, von der Reise erschöpft, von der Kälte erstarrt, und vom nagenden Hunger geplagt, ein paar Stunden vor der Thüre warten mußten, bis sie endlich zu einem kurzen Verhör zugelassen, und sodann einer französischen Familie, Herrn Tybout, zugewiesen wurden. Glücklicher Weise waren dieß menschenfreundliche Leute, welche ihrer Noth hülfreich entgegen kamen, und ihnen das Bittere ihrer Lage so gut wie möglich zu versüßen suchten.

Nach mehreren Tagen wurden sie in den großen Gerichtshof gerufen, wo der Gouverneur mit seinen Räthen, eine Anzahl Indianerhäuptlinge von verschiedenen Stämmen, so wie der Häuptling Pipe mit seinen Gefährten versammelt waren. Auch den Missionarien ward jetzt, ihren Anklägern gegenüber, ein Platz angewiesen, während neben ihnen ein Indianerhäuptling an einer hohen Stange vier blutige Schädel emporhielt, die er erst vor wenigen Tagen den Amerikanern abgeschlagen hatte. Der Gouverneur forderte jetzt den Häuptling Pipe zum Sprechen auf. Dieser erhob sich, indem er an einer Stange zwei Schädel in der linken Hand hielt und zuerst mit wildem Feuer vom Kriege sprach. Lange wollte er nicht zur Sache selbst kommen, um die sich's handelte, bis ihn der Gouverneur zum zweiten Mal ernstlich dazu aufforderte, mit der Bemerkung, daß sie deßhalb zusammengekommen und auch die Angeklagten herbeigerufen worden seyen, um ihre Verbrechen zu untersuchen. Pipe wandte sich nun an seine mitgebrachten Räthe, und forderte sie auf, sich auf die Beine zu stellen, und zu sprechen. Aber diese hatte ein panischer Schrecken ergriffen,

und keiner vermochte ein Wort vorzubringen. Noch einmal forderte sie Pipe nachdrücklich auf, indem er bemerkte, es sey jetzt Zeit zum Sprechen, sonst sey die Sache für immer vorüber. Aber diese hingen die Köpfe, und blieben stumm. Jetzt stand er keck auf, und statt die Missionarien anzuklagen, sprach er ihre Vertheidigung aus. „Sie seyen gute Leute, sagte er, und er wünsche sehr, sein Vater (der Gouverneur) möchte nur gute Worte mit ihnen reden; denn sie seyen seine Freunde, und es würde ihn schmerzen, wenn sie hart behandelt würden." Noch ein einmal forderte ihn der Gouverneur auf, die Klagen laut zu wiederholen, die er so oft gegen diese Lehrer bei dem Gerichtshof eingebracht habe. Der Häupling kam darüber in die größte Verlegenheit, und schüttelte seinen Räthen die Köpfe, daß sie sprechen sollen; aber sie blieben noch immer wortlos. Vater, rief er endlich aus, die Lehrer können nicht getadelt werden! Haben sie, wie man sie beschuldigt, ein paar Mal mit den Amerikanern Briefe gewechselt, so haben sie blos gethan, was wir selbst sie zu thun aufgefordert haben. Sie haben nicht für sich, sondern für uns an die Amerikaner geschrieben; und wir sind deßhalb anzuklagen. Sie wollten nicht, indem sie sagten: sie seyen nicht deßhalb zu uns gekommen, sich in unsere bürgerlichen Angelegenheiten zu mischen, sondern um die geistige Wohlfahrt der Indianer zu befördern. Auf die Frage des Gouverneurs an den Häuptling: Was er denn wünsche, daß jetzt mit den Lehrern geschehen solle? antwortete dieser ganz unerwartet: er möchte es gestatten, daß sie wieder in ihre Heimath zurückkehren dürfen.

Jetzt wandte sich der Gouverneur zu uns, bemerkt Zeisberger, erklärte uns von aller Anklage frei, und versicherte uns, daß ihm unsere Bemühung, Christenthum und bürgerliche Kultur unter den Indianern zu verbreiten, wohl gefalle, und daß er es gerne gestatte, daß wir wieder zu unserer Gemeinde zurückkehren. Schließlich bemerkte er, daß wir mit Kleidungsstücken und andern nothwen-

digen Dingen versehen werden sollen, bot uns für alle künftigen Fälle seinen Rath und seine Hülfe an, und gestattete uns jederzeit einen offenen Zutritt in sein Haus, so oft wir ihn zu besuchen wünschen. Kaum verbreitete sich die Nachricht über den Ausgang unseres Verhöres in der Stadt, als eine allgemeine Freude darüber unter den Einwohnern rege wurde, und jeder mit dem andern wetteiferte, uns Gutes zu thun.

Mit warmen Kleidern und Bettdecken reichlich versehen, kehrten sie nun nach einem rührenden Abschied von ihren Freunden frohen Muthes wieder zu den Ihrigen an den Sandusky-fluß, wo sie nach einer beschwerlichen Reise über die tiefen Schneefelder am 22. Nov. wohlbehalten wieder eintrafen. Die Freude des Wiedersehens war um so größer, da während ihrer Abwesenheit sich das Gerücht allgemein verbreitet hatte, daß der Commandant zu Detroit die Missionarien auf einem Schiffe den Eriesee hinab gesendet habe, um nie wieder zu den Ihrigen zurückzukehren. Indeß nahm mit dem gänzlichen Mangel an Lebensmitteln zugleich die Kälte auf eine so empfindliche Weise zu, daß sich die Gemeinde des Hungertodes oder des Erfrierens kaum mehr zu erwehren vermochte. Die Kinder schrieen um Nahrung, und das Herz der Eltern blutete, ihr Verlangen nicht befriedigen zu können. Um sich aus der großen Noth zu erretten, kam ein Theil der Indianer überein, nach den Brandstätten ihrer frühern Wohnung auf eine Entfernung von 65 Stunden zurückzukehren, um die etwa noch übrig gebliebenen Kornvorräthe zusammenzuraffen, und sie in der Nähe in Waldhöhlen zu verwahren, um den täglichen Bedarf von dorther einzuholen. Indeß der Jammer von innen peinlich war, hörten auch ihre erbitterten Widersacher von außen nicht auf, sie auf jegliche Weise zu verfolgen, und durch lügenhafte Beschuldigungen den Commandanten zu Detroit zu bestürmen, die Missionarien auf die Seite zu schaffen, und die gläubigen Indianer ihrem Elende preiszugeben. Am geschäftigsten war der

berüchtigte Girty, der alle Indianerhäuptlinge, und besonders den Halbkönig der Hyronen durch jegliches Mittel gegen die Missionarien zu verstimmen und sie zu bewegen suchte, mit ihren Bitten um die Entfernung derselben bei dem brittischen Commandanten einzukommen. Dieser, obgleich den Missionarien persönlich gewogen und dem Missionswerke nicht abhold, wußte doch keinen andern Ausweg, als sie aufs neue nach Detroit zu berufen, um sich gegen die schweren Anklagen, welche Girty persönlich gegen sie zu führen gedachte, zu verantworten.

Schon schickte sich der vielgeprüfte Zeisberger an, mit einigen seiner Mitarbeiter abermals den sauern Weg nach Detroit anzutreten, als die Nachricht bei ihm einlief, daß das Häuflein gläubiger Indianer, welches die Hungersnoth nach ihren frühern Wohnsitzen getrieben hatte, von einer amerikanischen Streifparthei der Virginier grausam ermordet worden sey. Dieß war wohl der härteste Schlag, welcher sein bekümmertes Herz treffen konnte. Die Sache verhielt sich also: Glücklich waren sie auf den Brandstätten ihrer Wohnungen angekommen, und mehrere Wochen damit beschäftigt, die umhergeworfenen Kornbüscheln zusammenzulesen und in Sicherheit zu bringen, als die Nachricht sie überraschte, daß ein amerikanisches Streifcorps über den Ohiofluß gesetzt habe und am Muskingum heraufziehe. Sie selbst glaubten indeß nicht das Geringste von den Amerikanern zu befürchten zu haben, da sie, wie es bekannt war, zu der friedliebenden Parthei gehörten, und bisher von dieser Seite her unangetastet geblieben waren. Da sie indeß einen schönen Vorrath von Korn bereits eingesammelt hatten, so machten sie sich zur Abreise fertig; und eben wollten sie den Weg antreten, als einige Hundert weiße Krieger zu Gnadenhütten einzogen. Diese begrüßten sie jetzt als Freunde und Brüder, welche gekommen seyen, gegen die Ueberfälle der brittischen Parthei ihnen hülfreich beizustehen. Auch luden sie die Indianer ein, um allen Neckereien des Krieges auszuweichen, sich mit ihnen

auf das jenseitige Ufer des Ohio zu begeben, wo sie von ihren Brüdern zu Bethlehem mit Freuden würden aufgenommen werden. Wirklich ließen sie sich zu diesem Schritte überreden, da einige dieser Krieger auf eine sehr christliche Weise mit ihnen redeten; aber kaum hatten sie den Weg angetreten, als ihnen alles, was sie bei sich hatten, weggenommen, und sie für Gefangene erklärt wurden. Nur zu spät sahen die armen Indianer ihren Irrthum ein, und es wurde ihnen bald klar, daß diese trunkenen Freiheitsmänner es darauf anlegten, sie alle ums Leben zu bringen. Nichts ward ihnen weiter von den rohen Kriegern gestattet, als die Frist von wenigen Stunden, um sich auf den Tod vorzubereiten. Nachdem einer den andern um Verzeihung, gebeten hatte für alle etwaige Beleidigung knieten sie mit einander auf dem Felde nieder, vereinigten sich in einem inbrünstigen Gebete zu Gott ihrem Heilande, und in der seligen Hoffnung, bald aus aller Noth erlöst zu seyn, fielen sie einander weinend in die Arme, und erwarteten jetzt unter einem lauten Lobgesang den letzten Todesstoß. Lange zögerten die Krieger mit demselben. Auf sie mit der Mordkeule zurennend schauderten sie immer wieder von dem ehrwürdigen Häuflein zurück. Noch einmal traten einige der frechsten Mörder mit der Frage vor sie hin: ob sie bereit seyen zu sterben? Ja, antworteten sie mit fester Stimme. Wir haben unsere Seelen Gott empfohlen, und Er hat uns die feste Zuversicht ins Herz gelegt, daß Er uns aus lauter Gnade in sein Himmelreich aufnehmen wolle. Und nun trat ein Bösewicht mit einem Hammer herbei, und schlug vierzehn derselben die Schädel ein. Als er müde geworden war, reichte er einem andern den Hammer und sagte: mein Arm fehlt mir, mache du fort; ich glaube die Sache gut gemacht zu haben! Neunzig dieser Schlachtopfer fielen unter dem grausamen Hammerschlage und färbten den Boden mit ihrem Märtyrerblute. Selbst die heidnischen Indianer waren über dieses unmenschliche Vergehen höchlich erbittert, und schickten

Streifparthien aus, um weiße Coloniſten zur Stillung ihres Rachgefühls aufzufangen. Der Obriſt Crawfurt, welcher beſchuldigt ward, bei dem Ueberfalle eine bedeutende Rolle geſpielt zu haben, fiel unglücklicher Weiſe in ihre Hände. Die Indianer ſchickten jetzt zu ihren chriſtlichen Landsleuten, ſie aufzufordern, ihr Rachegefühl an ihm auszulaſſen; und als dieſe ſich deß weigerten, ward er von ihnen zu Tode gequält.

Doch wir wenden das weinende Auge von dieſem fürchterlichen Schauſpiele hinweg. Es waren ſogenannte Chriſten; es waren prahlende Freiheitshelden, welche ihren neugebornen Staat mit dieſem unauslöſchlichen Brandflecken beſudelt haben. Wer wundert ſich, wenn dieſe armen Schlachtſchaafe in unſern Tagen über den Miſſiſippiſtrom hinübergejagt, und allen Greueln der heidniſchen Finſterniß aufs Neue Preis gegeben werden! Und wer wundert ſich, wenn er vernimmt, daß noch bis auf dieſen Tag in dem freien Nordamerika bei zwei Millionen unglücklicher Negerſklaven mit ihren klirrenden Ketten auf den Straßen vieler Städte umherlaufen, und gleich dem Vieh auf den Märkten öffentlich verſteigert werden, indeß es jedem freien Bürger bei ſchwerer Strafe verboten iſt, ein Wort des Erbarmens für ſie vor den Ohren der Regierung laut werden zu laſſen! — Nur Wenigen gelang es zu entfliehen, um mit dieſer Todesbotſchaft die Herzen ihrer verfolgten Brüder zu zerreißen.

Alles war in der tiefſten Trauer, als zwei große Boote von Detroit her in der Mündung des Sandusky einliefen, um ſämmtliche Miſſionsfamilien dorthin zu bringen. Dem Führer derſelben ward vom Gouverneur aufs ſtrengſte geboten, alle, die zu der Gemeinde gehören, aufs freundlichſte zu behandeln, für ihre Bedürfniſſe zu ſorgen, und ſie auf dem Eriſee keiner Lebensgefahr auszuſetzen. Am 14. April 1782 kamen ſie wohlbehalten zu Detroit an, wo ſie in aufgeſchlagenen Häuſern vor der Stadt einquartiert und von dem Kriegsgouverneur freundlich verſorgt wurden. Dieſer überließ es nun ihrer eigenen Wahl, entweder zu Detroit unter

seinem Schutze zu bleiben, oder mit den erforderlichen Lebensmitteln ausgestattet, auf den Seen und Flüssen nach Bethlehem zu ihren Brüdern gesandt zu werden. Von ihrer zurückgebliebenen Indianergemeinde lief bald die erfreuliche Nachricht ein, daß sie ihrem christlichen Glaubensbekenntnisse würdig wandeln, sich jeden Tag gemeinschaftlich erbauen und auf eine rührende Weise sich die Stunden der bangen Trübsal mit den lieblichen Liedern Zions versüßen. Indeß sandte ihnen bald der Halbkönig der Huronen, aufgestiftet von Elliot und Girty, den Befehl zu, sich von seinem Gebiete gänzlich hinwegzumachen. Nun mußten sie sich für einige Zeit am Sciotoflusse zerstreuen, kamen aber mit einander überein, sich an einer gelegenen Stelle des Miamiflusses gemeinschaftlich niederzulassen, sobald ihre geliebten Lehrer ihnen wieder zurückgegeben seyn würden. Indeß hatten die Missionarien aus genauen Erkundigungen erfahren, daß ein Landstrich am Huronflusse, etwa **12** Stunden oberhalb Detroit, die passendste Stelle für eine Missionsniederlassung seyn würde, und sie machten deshalb dem brittischen Gouverneur den Vorschlag, ihnen zu gestatten, sich an dieser Stelle mit ihrer Indianergemeinde anzusiedeln. Diesem gefiel die Sache wohl, und nach getroffenen Unterhandlungen mit den Häuptlingen der Tschippewas, welche diesen Landstrich als Eigenthum ansprachen, ward den Missionarien nun die freudige Gestattung ertheilt, diese Stelle zur Anlegung einer Missionsstation in Besitz zu nehmen. Derselbe ließ ein Schiff zurichten, das er mit dem erforderlichen Hausgeräthe, ein paar Milchkühen, Pferden und Vorräthen von Lebensmitteln ausstattete, und nun zog Missionar Zeisberger mit drei andern seiner Brüder am **20.** Juli dieses Jahres voraus, indeß die beiden andern Missionarien der nachkommenden Indianer noch länger zu Detroit warteten. Bei ihrer Ankunft am Orte knieten sie nieder, weihten die Stätte dem Namen des HErrn, und gaben der neuen Missions-Niederlassung, welche hier aufgerichtet werden sollte, den Namen **Neu-Gnadenhütten.** Die Lage des Platzes

war sehr schön, gerade in der Mitte zwischen dem Huron- und Eriesee, und ganz nahe an den Ufern des St. Clair-Sees. Der Huronfluß floß gerade vor ihren Wohnungen vorüber. Der Boden war vortrefflich, und mit Sycamoren, Buchen, Eichen, Linden und Pappelbäumen reichlich besetzt. Wilder Hanf wuchs im Ueberfluß. Die Zuckerbereitung vom Ahornbaume, wie sie in allen ihren Missionsniederlassungen stattfand, fiel reichlich aus. Die Jagd hatte einen guten Erfolg, und sie konnten Wildpret und Thierhäute gegen andere Nothwendigkeiten des Lebens austauschen.

Nur langsam und in kleinen Häuflein konnten sich nach und nach die am Scioto- und Miamifluſſe umher zerstreuten Indianerchristen an dieser Stelle wieder sammeln, weil die Häuptlinge der Stämme, unter welchen sie sich einstweilen niedergelassen hatten, sie durchaus nicht aus ihrem Lande ziehen lassen wollten, indem sie dieselbe als nützliche Mitglieder des Stammes zu betrachten pflegten. Vielen gelang es nur bei Nacht davon zu kommen, indeß manche andere unter den heidnischen Indianern umher sich zerstreuten und im Stillen ein Segen für dieselben wurden. Ueber das Weglaufen derselben geriethen die Delawarenhäuptlinge mit dem berüchtigten Häuptling Pipe in einen heftigen Streit. „Warum hast du sie verjagt, sagten sie ihm ins Gesicht, haben wir dir nicht zuvor gesagt, wenn du ihre Lehrer vertreibst, so werden alle gläubigen Indianer wie die Schafe ihnen nachlaufen. Aber du wolltest damals nicht hören, und jetzt gerathen wir alle in Verlust. Du bist die Ursache an diesem Verderben, und du allein!" Und nun drohten sie ihm, ihn ums Leben zu bringen. — Da auch die umherwohnenden wilden Tschippewas anfingen, die neue Niederlassung zu besuchen, so wurde von den Nationalgehülfen keine Mühe gespart, ihnen das Evangelium zu verkündigen. Dieser Indianerstamm stand in Bildung gar weit hinter den Delawaren zurück, welche seit 20 Jahren den Einfluß des evangelischen Lichtes erfahren hatten. Sie sorgten um nichts, und waren

dabei sehr träge. Mit dem Ackerbau wollten sie nichts zu thun haben, und gingen nur auf die Jagd und die Fischerei aus. Auch ihre Lebensweise war ungemein roh und wild. Sie verzehrten Frösche, Insekten, Hunde, ja das Aas wurde nicht verschmäht, wenn der Hunger sie dazu antrieb.

Auf diese Weise blühte innerhalb kurzer Zeit Neu-Gnadenhütten mitten in der Wildniß auf, und nahm an glücklichen Einwohnern zusehens zu. Auch von Seiten der brittischen Einwohner zu Quebeck fanden die Missionarien vielfache Unterstützung, um ihre geschlagenen Wunden zu heilen. Besonders hatten sie an dem dortigen General Haldimand einen treuen Freund, dem die Förderung des Bekehrungswerkes unter den heidnischen Indianern nahe am Herzen lag. Ueberhaupt durften sie auch in dieser Hinsicht erfahren, daß der HErr mit ihnen war, und sich zu ihrer Arbeit aus Gnaden bekannte. Ein neuer Gouverneur, John Hay, war nach Detroit gekommen, der sie aufs freundlichste empfing, und ihnen erklärte, daß das Benehmen der frühern brittischen Gouverneure von der englischen Regierung streng untersucht und das Verfahren einiger brittischen Offiziere gegen die Missionarien scharf gerügt, und daß ihm von Seiten der Regierung der Auftrag ertheilt worden sey, mit allen Mitteln, welche ihm zu Gebote stehen, ihr Bekehrungswerk zu befördern. Unter solchen Erweisungen der göttlichen Gnade lebte das Herz unseres alternden Freundes Zeisbergers aufs neue auf, und ein neuer jugendlicher Muth durchdrang sein ganzes Wesen, seine letzten Tage mit frischer Glaubenskraft dem Dienste des Weltheilandes aufzuopfern.

Der mächtige Eriesee, der vor den Augen der Missionarien lag, und auf dessen Wassern in die ungeheuren Wildnisse der nordwestlichen Gebiete der Weg offen stand, bot die schönste Gelegenheit dar, das Evangelium Christi nach allen Richtungen hinauszutragen. Einmal ward Zeisberger mit einigen seiner Freunde auf einer solchen Fahrt auf eine einsame Insel dieses Sees verschlagen,

und mehrere Wochen lang daſelbſt eingeſperrt, weil ſie wegen widriger Winde nicht nach Hauſe zurückkehren konnten. Ein andermal kam er mit ſeinem Schifflein zu den berühmten Felſen auf der ſüdlichen Küſte dieſes Sees, welche ſenkrecht aus dem Waſſer emporſteigen, und von den Wellen ſo untergraben ſind, daß ſie jeden Augenblick den Umſturz zu drohen ſcheinen. Bei einem Sturme iſt an dieſer Stelle die Gewalt der Brandung ſo ungeheuer, daß jedes Schiff, welches von ihr erreicht wird, in tauſend Trümmer zerſchmettert wird. Kaum war es ihm gelungen, an dieſer Spitze vorüber zu ſegeln, und in den Cayahagafluß einzulaufen, als ein ſolcher Sturm entſtand, der ſie geraume Zeit auf einer engen Stelle einſperrte. Ihre Lebensmittel waren gänzlich ausgegangen, und ſie machten ſich nun an das Fiſchen, um den Hunger zu ſtillen. In einer Nacht fingen ſie bei Fackelſchein über 300 große Fiſche von köſtlichem Geſchmack, ſo daß es ihnen an Lebensmitteln nicht gebrach, und ſie noch einen reichlichen Vorrath mit nach Hauſe bringen konnten. Auch der Friede, welcher um dieſe Zeit zwiſchen Großbrittannien und den vereinigten Staaten geſchloſſen worden war, wirkte wohlthätig auf ihre Miſſionsarbeiten zurück, und erweiterte ihre Wirkungskreiſe, obgleich der Krieg mit den Indianerſtämmen noch immer fortdauerte, und ihnen bisweilen großes Ungemach und vielfache Gefahr zuzog. Aber dennoch blühte ihre Gemeinde unter Gottes ſichtbarem Segen lieblich auf, und die Zahl der Einwohner nahm mit jedem Jahre zu. Schwere Erfahrungen brachte ihnen mehrere Jahre lang der Umſtand, daß ſie das Klima dieſer höhern Gegenden noch nicht genug kannten, das von dem milden Himmelsſtriche am Muskingum gar ſehr verſchieden war. Weil ſie nun weder die dem Boden angemeſſenen Kornarten, noch die rechte Zeit und Weiſe ihrer Pflanzung kannten, ſo mißriethen ihnen mehrere Sommer hindurch ihre Ernten, und nur eine ſpätere theuer erkaufte Erfahrung lehrte ſie das Klima und den Boden beſſer kennen, und ſich und ihre Gemeinde gegen die Hungersnoth zu ſchützen.

Diese war besonders in dem harten Winter von 1784—1785 ungemein groß. Ein fünf Fuß hoher Schnee bedeckte das Land, noch ehe sie mit den nöthigen Lebensmitteln versehen waren. Bald trat bitterer Mangel ein, und Menschen und Vieh mußten hungern. Noch hatten sie die erforderlichen Stallungen nicht aufgebaut, und das Vieh stand vor ihren Wohnungen unter Schoppen, und war mit denselben unter dem Schnee begraben. Die Einwohner machten nun bald die Bemerkung, daß das eingeschneite Vieh immer die Köpfe nach dem Fluß ausstreckte, der nahe am Dorfe vorüberfloß und hart zugefroren war, und da sie vermutheten, daß es an Durst leiden müsse, so schmolzen sie Schnee, um das Vieh zu tränken. Aber wie viel Schneewasser sie auch immer darreichen mochten, so streckten die Kühe doch immer wieder ihre Nasen dem Flusse zu, und keiner wußte die Ursache hievon zu errathen. Indeß gelang es den Missionarien auf dem Eise des Flusses ein paar Hirsche zu erlegen, und als sie dieselben öffneten, fanden sie, daß der Magen derselben mit Kannenkraut (Equisetum hyemale) angefüllt war. Nun machte sich alles ans Werk, um dem Vieh durch die Schneemassen einen Weg nach dem Flusse zu bahnen, und kaum war dieß geschehen, so sprang gierig dasselbige zum Flusse hin, und fand dort überall auf dem Felde umher die trefflichsten Weideplätze unter dem Schnee. Da auch das Wild in großen Heerden an diesen Stellen seine Nahrung aufsuchte, so machten sich jetzt unsere Indianer breite Gestelle an die Füße, um vom Schnee getragen zu werden, und es gelang ihnen, einen solchen reichlichen Vorrath von Wildpret in kurzer Zeit herbeizuschaffen, daß es keinem Einwohner mehr an der erforderlichen Nahrung gebrach. Selbst ihre armen Hunde hatten ihre gute Zeit, und im kommenden Frühling war die Viehheerde der Niederlassung im besten Zustande. So hilft der HErr den Seinen in den Tagen der Noth! Wohl allen, die auf Ihn vertrauen!

IX. Abschnitt.

Neue Hoffnung für die Rückkehr der Missionsgemeinde an den Muskingum. Aufbruch von Neu-Gnadenhütten. Beschwerlicher Zug. Niederlassung am Cayahagastrome. Petquotting am Huronflusse. Unruhe unter den Indianerstämmen. Aufbau von Neu-Salem am Huronflusse. Niederlassung am Themseflusse. Fairfield. Indianerkrieg. Wohlstand der Gemeinde. Rückkehr der gläubigen Indianer an die Ufer des Muskingum. Gnadenhütten, Salem und Schönbrunn wieder aufgebaut. Zeisbergers Lieblingsaufenthalt in der neuen Gemeinde zu Gosen. Rückblick auf sein Leben. Besuch eines Huronenhäuptlings. Neue Missionsstelle am weißen Flusse. Ein Indianerprophet. Fürchterlicher Tod des Nationalgehülfen Josua auf dem Scheiterhaufen. (Jahr 1785—1801.)

Bald wurde den nach Neu-Gnadenhütten herbeiströmenden Indianern der Raum zu enge, und ein größeres Gebiet war auf dieser Stelle nicht weiter zu gewinnen. Längst schon waren die Häuptlinge der Tschippewas-Indianer der neuen Ankömmlinge müde, welche die alte geliebte Welt der Väter in ihren Wildnissen zu verdrängen, und eine neue nie zuvor gesehene Ordnung der Dinge einzuführen sich bestrebten. Sie hatten eben daher den Missionarien bereits die Weisung gegeben, keine neuen Wohnungen weiter aufzubauen, und auch nicht mehr Land umzubrechen, weil sie für ihren eigenen Bestand von solchem Beginnen Gefahr fürchteten. Es blieb diesen nun nichts anderes übrig, als im Sommer **1785** nach einer andern Stelle zur Niederlassung sich umzusehen, welche sie auch am Walhandingflusse, auf der Südseite des Eriesees, gefunden zu haben glaubten. Während sie die nöthigen Erkundigungen hierüber einzogen, lief die willkommene Nachricht bei ihnen ein, daß der amerikanische Kongreß im Friedensschlusse mit den Indianern ausdrücklich die gänzliche Abtretung der frühern Missionsbesitzungen am Muskingumflusse zum Besten der Mission einbedungen habe, was unter den Indianern zu Gnadenhütten eine allgemeine Freude verursachte. Es wurden daher alle Anstalten getroffen, um im kommenden Frühlinge

die

die vom Blute geliebter Brüder beträuften Fluren am Muskingum aufs neue in Besitz zu nehmen. Wundern möchte man sich, wie die Missionarien jener Tage so leicht zu dem Entschlusse kommen konnten, eine ansehnliche, freundlich aufblühende Niederlassung in der Wildniß mit allen ihren Wohnungen, Höfen und angebauten Aeckern auf einmal zu verlassen, und mit einer Gemeinde von 300—400 Seelen bisweilen auf eine Entfernung von 80—100 Stunden eine andere Wohnstätte in der Wildniß aufzusuchen. Solches Beginnen dürfte freilich in vielen andern Ländern der Heidenwelt nicht ohne die größten Verluste zu bewerkstelligen seyn, aber in den ungeheuern Wäldern des nordwestlichen Amerika's hatte eine solche Veränderung weniger Schwierigkeiten, und in dem vorliegenden Falle schien sie nach dem Urtheil des erfahrungsreichen Zeisbergers und seiner Brüder von der Klugheit gefordert zu seyn. Sie wurden zu Neu-Gnadenhütten auf vielfache Weise angefochten, indem die Indianerhäuptlinge das von Fremdlingen in Besitz genommene Bodenstück ihres Gebietes selbst alsdann, wenn es von denselben angekauft oder ihnen geschenkt worden war, dennoch als ihr Eigenthum zu betrachten pflegten, und sich jederzeit die freie Verfügung über dasselbe vorbehielten. Dazu kam, daß an dieser Stelle an die nothwendig gewordene Erweiterung ihrer Arbeitsstätte nicht zu denken war, indem die Häuptlinge der Tschippewas jedem Versuche dieser Art ihre Zustimmung versagten. Auf der andern Seite war den Missionarien, so wie ihren Gemeindeangehörigen die Erinnerung an das glückliche Klima und den gesegneten Boden am Muskingum unvergeßlich geblieben; dort waren ihre Indianer einheimisch, und sehnten sich daher Tag und Nacht nach dem geliebten Boden ihrer Väter wieder zurück; und der amerikanische Kongreß hatte noch überdieß diesen großen gesegneten Landesstrich in dem letzten Friedensschlusse als bleibendes Eigenthum der Missionssache zugesichert; auch hatte die Verkündigung des Evangeliums bis jetzt unter

keinem Indianerstamme einen so allgemeinen Zutritt, wie zu den Delawaren gefunden.

Nachdem Alles zum Aufbruche fertig war, traten sie am 20. April 1785 ihren Zug nach dem Muskingum an; aber wer von ihnen hätte je glauben können, daß ein Zeitraum von vollen zwölf Jahren vorübergehen würde, bis es ihnen gelang, an der ersehnten Stätte anzukommen? Auf dem Huronflusse segelten sie zuerst nach dem benachbarten Detroit hinab, nahmen dort von ihren geliebten Freunden Abschied, und setzten nun im Namen ihres Gottes auf der Südseite des Eriesees ihre Reise nach der Mündung des Cayahagaflusses fort, an dessen Ufern sie zu landen gedachten. Allein ein fürchterlicher Sturm überfiel sie an den klippenreichen Ufern dieses Sees, und jeder Versuch war vergeblich, in die Mündung des Flusses mit ihrem Schiffe einzulaufen. So blieb ihnen nichts übrig, als an einer andern Stelle die Landung zu bewerkstelligen, und zu Land über eine mächtige Sumpfgegend hin die Reise bis zu den Ufern des Cayahaga fortzusetzen, und dort sich aus Baumrinde die nöthigen Boote zur Fortsetzung ihrer Wasserreise zu verfertigen. Schon hatte der rüstige Zeisberger das 64ste Lebensjahr auf dem Rücken, aber noch immer war er an Thätigkeit und Muth die Seele des zahlreichen Reisezuges, und ging Allen mit seinem ermunternden Beispiele voran. Keine Anstrengung war ihm zu schwer, wenn es dem Beginnen galt, der Gemeinde Christi im Heidenlande neue Bahnen zu brechen. Bald erfuhren sie, daß im Laufe des reißenden Waldstromes eine gefährliche Felsenstrecke zu durchlaufen sey, an welcher leicht ihre schwachen Boote zertrümmert zu werden Gefahr liefen. Als sie eben die beste Weise der Durchfahrt berathschlagten, kam eine Anzahl schön gebauter Indianerboote den Fluß herauf, und auf die Wahrnehmung der Indianer, daß es ihnen an Muth gebrach, die gefährliche Felsenwand zu umsegeln, versuchten sie die Missionarien zu überreden, zuerst dem Flußgeiste ein Opfer darzubringen, und dann

getrost ihre Schifflein den Wellen und den Winden zu überlassen. Wirklich zeigte ihnen einer der Indianer, wie sie die Sache anzugreifen hätten. Mit emporgehobenen Augen sprach er ein kurzes Gebet zum großen Geiste, der die Winde regiert, und während er eine Hand voll Tabak in die Luft ausstreute, flehte er zu ihm, daß er uns auf dem Flusse vor den Winden bewahren möge. Nun nahm er eine zweite Handvoll Tabak und streute sie ins Wasser, indem er betete: und du, Manitto (Geist des Wassers), halte du die Wellen zurück, daß sie unsere Schifflein nicht verschlingen. — Jetzt ist keine Gefahr mehr, sprach er, und da er die Missionarien noch immer unschlüssig fand, ihre Gesellschaft zu begleiten, so segelten die Indianer munter ab, und kamen glücklich an der gefährlichen Felsenbank vorüber.

Die Witterung wurde nun immer stürmischer, und da die Jahreszeit bereits so weit vorgerückt war, daß an die Pflanzung und Gewinnung einer Kornernte an den Ufern des Muskingums vor dem Einbruch des Winters nicht mehr gedacht werden durfte, so entschlossen sie sich, an einer gelegenen Stelle des Cayahagaflusses ein Kornfeld anzubauen, sich Waldhütten aufzurichten, und den Winter daselbst zuzubringen. Indeß waren neue Streitigkeiten zwischen den Amerikanern und den Indianerstämmen ausgebrochen, und sie hatten zu fürchten, in dieser abgelegenen Wildniß von den feindseligen Häuptlingen derselben vielfach angefochten zu werden. Der Delawarenhäuptling Pipe, welcher nunmehr ihr sorgsamer Freund geworden war, ließ sie daher wissen, daß die gläubigen Indianer beim wahrscheinlichen Ausbruch eines neuen Krieges vielfache Gefahr laufen, von weißen Kolonisten in ihrer gegenwärtigen Stellung aufs neue überfallen und ermordet zu werden. Er rathe ihnen daher, auf seinem Gebiet zu Petquotting am Huronflusse sich niederzulassen, wo sie so lange in Sicherheit und Frieden leben könnten, bis ein fester Friede geschlossen sey, und sie ihre bleibende Niederlassung am Mus-

kingum beziehen könnten. Er wünsche, daß die gläubigen Indianer ihn als ihren aufrichtigen Freund betrachten und seine Einladung annehmen möchten. Wirklich wurden die Klagen der Indianer über das ungerechte und grausame Verfahren der weißen Kolonisten in ihrem Lande immer lauter und heftiger. „Gehet einmal, sagten sie, allen Flüssen und Bächen nach, welche in den Ohio sich ergießen, haben sie nicht überall unsere Dörfer zerstört, und unsere besten Freunde ermordet? Und wie viel Herzeleid haben sie nicht unseren Stämmen zugefügt, seitdem sie sagten: es ist alles Friede! Breiten sie sich nicht allenthalben in unserem Lande aus, um unsere Pferde zu stehlen, unser Wild wegzuschießen, und uns die Thierhäute von der Hütte wegzurauben? Wie können wir zugeben, daß solche Diebe und Räuber unsere Nachbarn werden! Sie werden so lange fortfahren, bis sie uns gänzlich ausgerottet, und unser ganzes Land in Besitz genommen haben. Hat uns Gott nicht eben so gut geschaffen, wie die weißen Leute? Hat er uns nicht in dieses Land gesetzt, und uns die Kraft gegeben, dasselbe gegen die Angriffe unserer Feinde zu vertheidigen? Erwartet er nicht von uns, daß wir alles anstrengen, um das zu bewahren, was er unsern Voreltern und ihren Enkeln für immer anvertrauet hat? Haben sie nicht unsern armen Landsleuten, die sie auf der Jagd fanden, muthwillig die Nasen und die Ohren abgeschnitten, und sie uns zurückgesendet? Noch kein Volk hat je erduldet, was wir von den weißen Leuten gelitten haben!" So lauteten die lauten Klagen der Indianer auf allen Seiten, und leider waren dieselben nur allzuwahr, denn sie wurden als ein unterdrücktes Sklavenvolk behandelt, das der gänzlichen Ausrottung Preis gegeben war.

Indeß blieb doch nichts anderes übrig, als den kalten, rauhen Winter am Cayahaga zuzubringen, und so gut als es die Umstände gestatteten, sich für denselben einzurichten. Der wilde Boden wurde umgeflügt, Kartoffeln, Indianerkorn, Bohnen und Rüben angepflanzt,

und dabei in dieser abgelegenen Wildniß der Unterricht und die Erbauung der Indianer unter dem fühlbaren Segen Gottes fortgesetzt.

Schon frühe, im Anfang des Jahres 1787, erhielt Missionar Zeisberger von einem freundlichen Delawaren-Häuptling folgendes Schreiben: „Großvater! Da ich gehört habe, daß Ihr im Sinne habt, Euch am Muskingum niederzulassen, so möchte ich Euch rathen, dieses Frühjahr nicht hieher zu kommen. Ich kann Euch jetzt die Gründe dafür nicht nennen; auch kann ich nicht sagen, ob wir Krieg oder Frieden haben werden. Aber so viel weiß ich, daß jetzt noch nicht die rechte Zeit ist, hieher zu kommen. Denket ja nicht, als ob ich der Predigt des Wortes unter den Indianern mich widersetzen wolle. Vielmehr bin ich froh, daß Ihr dieß thut; aber ich rathe Euch nicht, an den Muskingum zu kommen." So kam nun im Laufe des Aprils 1787 für diese umhergejagte Indianergemeinde ein neuer Abschiedstag herbei. Sie dankten gemeinschaftlich dem HErrn für allen Schutz und alle leiblichen und geistlichen Segnungen, die Er ihnen an dieser Stelle so reichlich hatte zufließen lassen, und traten nun in zwei Partheien, zu Wasser und zu Land, ihre Reise wieder zurück nach den Ufern des Eriesees an. Kurz zuvor war Zeisbergern noch durch einen Eilboten von einem Häuptling eine Botschaft folgenden Inhaltes zugesendet worden: „Höre Freund, mein Großvater! ich weiß, daß Du früher von unsern Häuptlingen als Glied unserer Nation bist angenommen worden. Keiner soll Dir schaden, noch darfst Du irgend etwas fürchten, oder ein Bedenken tragen, Dich in unserer Mitte am Sandusky-fluße niederzulassen;" worauf ihm ein Friedens-Wampum überreicht wurde. Allein die Gemeinde dachte einen andern Weg einzuschlagen, und zog sich gegen die Mündung des Huronflusses hin, wo sie sich an einer gelegenen Stelle niederließ, ein Dorf aufbaute, die Wildniß anpflanzte, und innerhalb kurzer Zeit zu einem gedeihlichen Fortkommen sich erhob. Die

Stelle wurde Neu-Salem genannt, und auch hier hatte Zeisberger die Freude, heilsbegierige Indianer von allen Seiten herbeikommen zu sehen, welche nach dem Weg des Lebens fragten. Hier hatte die Gemeinde mehrere Jahre Ruhe, und stärkte sich in dem HErrn. Auch mehrte sich innerhalb kurzer Zeit die Anzahl derer, welche durch die heilige Taufe der Gemeinde Jesu einverleibt wurden.

Aber noch gingen leider die unglückseligen Streitigkeiten zwischen den vereinigten Staaten und dem Indianervolke nicht zu Ende, obgleich erst im Januar 1789 ein Friedensvertrag zwischen beiden Parteien abgeschlossen worden war. Unglücklicher Weise brachte es der Zweck ihrer Missionsarbeiten mit sich, daß sie immer an der äußersten Grenze des Heidenlandes, und also an einer solchen Stelle wohnen mußten, welche in der Regel den beiderseitigen feindlichen Ueberfällen am meisten ausgesetzt war. Sie wußten nicht, von welcher Parthei, von Seiten der Heiden oder der sogenannten Christen, sie am meisten zu fürchten hatten. Die weißen Kolonisten an der Grenze — in der Regel ein zusammengelaufenes Gesindel, das sich alle Schlechtigkeiten zu Schulden kommen ließ — haßten sie als solche, von denen sie glaubten, daß sie es mit den Indianern hielten, und dem Interesse der Weißen, besonders der Verbreitung ihrer berauschenden Getränke und ihrer Laster, überall im Wege stünden; und die heidnischen Indianer konnten kein rechtes Zutrauen zu ihnen fassen, weil sie nun einmal auch Weiße waren, und nicht zu ihrer Nation gehörten. Ein neuer blutiger Krieg brach nun abermals zwischen beiden Theilen aus; und in dieser Noth wandten sie sich aufs neue an den brittischen Kriegsobersten zu Detroit, welcher ihnen freundlich rieth, sich tiefer innerhalb seines Gebietes am Themseﬂuß (Thames) niederzulassen, wo er ein schönes Stück Landes abtrat, auf welchem sie eine neue Niederlassung, Fairfield genannt, aufrichteten.

Zwei Jahre hindurch führten die Amerikaner einen unglücklichen Krieg mit den Indianerstämmen, und es

schien, als ob es auf die gänzliche Vertilgung des einen oder andern Theiles abgesehen wäre. Bei dem stolzen Trotz, zu welchem das Kriegsglück die Nation erhoben hatte, war an eine friedliche Beilegung der Streitigkeiten unter diesen Umständen nicht so bald zu denken, wie sehr auch der amerikanische Kongreß allen Mitteln aufgeboten hatte, den unseligen Kampf zu Ende zu bringen. Zum Glück genoß die Gemeinde eine wohlthuende Ruhe, und lebte mitten im Kriege in segensvollem Frieden. Eine Reihe schöner Wohnungen nebst einer Kirche wurden innerhalb kurzer Zeit aufgerichtet; auch der fruchtbare Boden in der Nachbarschaft umher mit fleißiger Hand angebaut, obgleich das immer wieder emporstrebende wilde Gebüsch, das der durchwurzelte Boden mächtig emportrieb, ihren schönen Saatfeldern vielfachen Schaden zufügte. Doch sie hatten gelernt, sich auch in die böse Zeit zu schicken, und darum war ihr Herz froh und dankbar für den Genuß des stillen Friedens, den die Huld Gottes ihnen bereitet hatte. Endlich kam es im Jahr 1797 zwischen beiden kriegführenden Partheien zu einem Friedensabschlusse, welcher längere Dauer verhieß, und in welchem der amerikanische Kongreß aufs neue die drei verlassenen Gemeinorte am Muskingum der Mission der Brüderkirche als bleibendes Eigenthum ausmittelte. Ohne Zeitverlust wurden nun auf Befehl desselben einige ihrer Beamten an den Muskingum abgesendet, um jedem der drei frühern Missionsorte, Gnadenhütten, Salem und Schönbrunn, einen fruchtbaren Landesstrich von 4000 Jucharten als Eigenthum zuzumessen. Nun war ein hoher Jubel unter den christlichen Indianern zu Fairfield, und schon im Oktober des Jahres 1798 machte sich der ehrwürdige Zeisberger auf den Weg, um in der geliebten irdischen Heimath eine Ruhestätte für seine letzten Lebensjahre aufzusuchen. Wie tief war nicht seine Seele gerührt, und wie strömte nicht ein frohes Danklied aus seinem Munde, als er nach einer Abwesenheit von 17 Jahren wieder die lieb-

lichen Ufer des bekannten Flusses mit seinem Fuße betreten durfte. Bald waren die drei Missionsniederlassungen mit Häuflein gläubiger Indianer angefüllt, und um unter den Unruhen der emsigen Ansiedlung desto bälder zur Ruhe zu gelangen, erwählte er sich eine einsame Lieblingsstätte zwischen Schönbrunn und Gnadenhütten gelegen, wo er im Frieden Gottes seine letzten Lebenstage zuzubringen gedachte, und der er daher als Vorbereitungsort für das himmlische Kanaan, dem seine Seele entgegenzog, den Namen Gosen beilegte.

Unter allen diesen Veränderungen einer mühevollen Pilgerschaft war seine Lebenszeit schnell dahingeflossen, und dieser Bote Christi hatte ein hohes Greisenalter unter den ungewöhnlichsten Anstrengungen erreicht, ohne daß ein Krankheitsanfall ihn an die Schwachheit dieser Altersstufe je erinnert hätte. Sein Körper war so kräftig und durch lange Angewöhnung an eine höchst mäßige Lebensweise und an harte Arbeit in so hohem Grade abgehärtet, daß ein Krankheitsgefühl kaum den Weg zu seinem Herzen finden konnte, obgleich Wunden, Gefangenschaft und bittere Hungersnoth gar häufig die Gefährten seiner Lebensreise gewesen waren. Gleich dem Indianer, unter denen er 62 Jahre bereits zugebracht hatte, war er bis zum letzten Augenblick ein Freund kühner Unternehmungen und vielfacher Veränderungen geblieben. Die Altersstufe, welche dem Menschen in der Schrift angewiesen ist, hatte er bereits erreicht; war es nicht weise, sich jetzt zur Ruhe zu begeben, dankbar froh auf die Kreuzzüge der verflossenen Wanderschaft zurückzublicken und mit seinen Gedanken auf der stürmischen Geschichte der Vergangenheit auszuruhen? Allein noch fühlte sich sein Geist kräftig, noch war seine körperliche Kraft beinahe ungeschwächt, und sein Seelenvermögen vom Alter beinahe unberührt. Der HErr hatte es ihm in seinem Leben gelingen lassen, dreizehn Missionsniederlassungen unter den Indianern aufzurichten, und jetzt hatte er sich auf der letzten derselben mit

einem Häuflein seiner geliebten Delawaren angesiedelt. Gleich einem ehrwürdigen Patriarchen der biblischen Vorzeit wanderte er mit seinen Kindern und Knechten und einer kleinen Viehheerde an diese unangebaute Stätte, und die Fürsten des Landes sprachen freundlich mit ihm. An dieser Stätte brachte er seine letzten 8 Jahre zu, und wenn einer der Häuptlinge der Nation, was nicht selten der Fall war, in seine einfache Hütte eintrat, so fing sein Auge an zu glänzen und sein Ausdruck wurde belebter. Gerne sprach er mit ihnen von der alten Indianerzeit und den glücklichen Tagen, die er einst in früher Jugend unter den Irokesen am Onondago zugebracht hatte. Welche schmerzliche Erfahrung hatten nicht die Indianerstämme seit jenen Tagen gemacht, und wie weit waren nicht seit jener Zeit die Grenzstöcke ihres großen Landes nach dem Norden und dem Westen zurückgeschoben worden? Damals war am Susquehannahstrome und am Hudson hinauf die Grenze ihrer alten Heimath; jetzt mußten sie jenseits des Eriesees und jenseits des mächtigen Ohiostromes ihre Landesmarchen gegen das Ungestüm der zudringlichen Einwanderer vertheidigen. Solch ein Wort des ehrwürdigen Alten drang immer wie ein Feuer durch die Blutadern des jungen Indianerhäuptlings, und er hätte gerne den edlen Greisen mit seinen Silberhaaren für diese Sympathie der Liebe umschlungen, wenn die tiefe Ehrfurcht vor ihm diesen Ausdruck des Gefühles ihm gestattet hätte.

Sonst lag ein tiefer Ernst in Zeisbergers Wesen, obgleich von früher Jugend an sein Gemüth zu heiterm Frohsinn gestimmt war. Da er viele Reisen alleine machen und sich oft lange an Orten aufhalten mußte, wo er keine Gesellschaft um sich hatte, so lernte er stille seyn, und im stillen Umgang mit seinem ungesehenen Freunde seine süßeste Unterhaltung aufzusuchen. Bei allen Ueberlegungen pflegte er gründlich zu Werke zu gehen; er ließ sich durch nichts übereilen, und sagte seine Meinung nicht früher, bis er mit der Sache ganz ins

Klare gekommen war. Wirklich bestätigte auch die Erfahrung, daß er in den meisten Fällen das Rechte getroffen hatte, und daß man seinem Urtheil etwas zutrauen durfte. Sein fester Gang und sein meist sicherer Blick in die Zukunft, verbunden mit einem unbedingten kindlichen Vertrauen auf den überall nahen und lebendigen Gott, der alle Dinge leitet nach seinem Wohlgefallen, machte daher auch sein Herz getrost und unter allen Umständen unverzagt. Und da sowohl seine Mitarbeiter, als auch alle Gemeindeglieder ein hohes Vertrauen zu ihm hatten, so richteten sie gewöhnlich, wenn eine Frage entschieden werden sollte, ihre Blicke auf ihn, und in Verlegenheiten war es ihnen genug, wenn nur er ihnen Trost und Muth zusprach. Dabei lag ihm das Wohl der Gemeinden immer oben auf der Seele, und er pflegte sich jederzeit selbst zu vergessen und aufzuopfern, wenn nur seinen Brüdern in der Welt in irgend einer Weise aufgeholfen und das Reich Christi unter ihnen gefördert werden konnte. Aeußere widrige Umstände machten ihm nur selten Kummer; am meisten schmerzten ihn die innern Schäden, welche sich von Zeit zu Zeit unter den Häuflein der gläubigen Indianer offenbarten, und die größtentheils ihren oftmaligen Wanderungen und den lang anhaltenden Indianerkriegen zugeschrieben werden mußten. Darüber seufzte er oft, und täglich erhob er sein Herz im Gebete zu seinem lieben HErrn, daß Er selbst seine Gemeinde unter den Indianern weiden und ihre vielfachen Gebrechen heilen möge.

Einer der schönsten Siege war dem Abende von Zeisbergers Laufbahn vorbehalten. Eines Tages saß er vor der Thüre seiner Hütte, um die schöne Abendsonne über den Wipfeln des nahen grünen Waldes untergehen zu sehen, als ein Haufe wilder Huronen in der Nähe entdeckt wurde, welcher langsamen Schrittes dem Dorfe sich näherte. Da diese Huronen immer als seine erbittertsten Feinde und Verfolger sich bewiesen hatten, so wurde Lärm im Dorfe gemacht, und seine treuen Indianer sam-

melten sich um seine Wohnung her, um ihren geliebten Vater gegen jede Beleidigung zu schützen. Aber die Huronen, obgleich sämmtlich bewaffnet, ließen bald merken, daß sie nicht in feindlicher Absicht gekommen waren. Ihr Führer, der kurz zuvor zum Häuptling ihres Volkes erwählt worden war, trat nun herzu, legte seine Hände auf die Brust und beugte sein Haupt vor dem Manne, den er vormals gebunden und als Gefangenen weggeführt hatte. Voll Rührung erklärte er ihm, daß er seit zwei Jahren vergeblich etwas Besseres suche, als die Welt zu geben vermöge, und nun sey er gekommen, um hier die Ruhe für seine Seele zu finden, welche ihm die Welt nicht zu geben vermöge. „Ich komme, sprach er, um des Schatzes theilhaftig zu werden, den ihr besitzet." Dieß war ein Labetrank für die Seele des frommen Zeisbergers, indem er den schönsten seiner Wünsche an diesem heitern Abende in Erfüllung gehen sah. Aufs neue ward es seiner Seele klar, daß der Gott, auf welchen er im Leben gehofft, unbeschreiblich groß und freundlich ist, und mehr zu thun pflegt, als das arme Herz zu hoffen und zu bitten vermag.

Zeisberger hatte die Freude, den Ruf vom Reiche Gottes unter dem großen Delawarenvolke weit hin bis in das Herz der westlichen Gebiete verbreitet zu sehen. Selbst vom fernen Wabaschstrome und seinen Wasserverzweigungen her kamen von Zeit zu Zeit Einladungen an die christlichen Indianer, daß sie mit ihren Lehrern auch dorthin kommen, und am weißen Flusse eine Niederlassung aufrichten möchten, damit auch sie die Gelegenheit gewännen, die Predigt von Christo zu vernehmen. Wie gerne wäre der noch immer lebensfrische Greis mit dem Evangelio seines HErrn in das innerste Herz der Indianer-Wildniß hineingezogen, hätte ihn nicht die Liebe seiner Brüder von solchem gewagten Versuche zurückgehalten. Zwei derselben, Natuge und Luckenbach mit dem wacken Nationalgehülfen Josua und drei christlichen Indianerfamilien von Gosen machten sich daher

im Frühling 1801 auf den Weg, um die Botschaft des Friedens in das finstere Dickicht dieser ewigen Wälder hineinzutragen. Sie liefen mit ihrem Schifflein den Muskingum hinab, lenkten in den breiten Ohiostrom ein, machten auf demselben die bedeutende Wasserreise bis zur Mündung des großen Miamiflusses, und segelten den Miami eine lange Strecke bis an die Stelle hinauf, wo sie landeinwärts den weißen Fluß erreichen konnten. An den Ufern desselben bauten sie nun in der Nähe der Delawarendörfer ihre Hütten auf, und begannen mit frohem Muth ihre Missionsarbeit in der süßen Zuversicht, daß die wilden Einwohner durch die Predigt des Evangeliums aus den Banden der heidnischen Finsterniß zur Erkenntniß Christi geführt werden mögen.

Indeß zeigte sichs nach kurzer Zeit, daß es den dortigen Indianern nicht sowohl um die Bekehrung zum Christenthum, als vielmehr darum zu thun gewesen war, die gläubig gewordenen Delawaren von der Nachbarschaft der weißen Leute wegzulocken, und sie mit sich zu vereinigen. Dennoch ward mehrere Jahre lang die Predigt des Evangeliums unverdrossen unter ihnen fortgesetzt, als ein Betrüger unter dem Schawanosenstamme sich erhob, welcher die Gabe der Weissagung empfangen zu haben behauptete, und den Missionarien vielfache Drangsale zufügte. Dieser Prophet, Tecumseh genannt, wußte sich durch allerlei Trug und Kunst allmählig ein solches Ansehen unter den Indianern jener Gegenden zu verschaffen, daß er das Orakel des Tages wurde. Bei seinen Reden an das Volk legte er es nur darauf an, die Indianerstämme gegen die weißen Leute aufzureizen, indem er ihnen mit glühenden Farben die paradiesischen Zeiten schilderte, welche ihre Väter in diesen glücklichen Wäldern verlebt hätten, noch ehe das weiße Volk ins Land gekommen sey. Mit nicht minder grellen Farben malte er jetzt das Bild ihres gegenwärtigen Elendes aus, das die Weißen über sie gebracht hätten, die auf nichts anderes ausgehen, als ihre Stämme gänzlich auszurotten, und das Land ihrer Väter in Besitz zu nehmen.

Er gab ihnen daher den Rath, den Fremdlingen ihre Liebe gänzlich zu entziehen, diesen ihre eigene Religionsweise zu lassen, und bei der alten Väterlehre fest zu beharren, und wie diese den großen Geist zu verehren. Zugleich brachte er den Indianern den Glauben bei, daß die weißen Leute lauter Zauberer seyen, und nur durch Zauberei ihren verderblichen Einfluß auf die Indianer zu verbreiten suchten, und daß man demnach diesem Unheil einmal ein Ende machen müsse. Da er nun, fügte er hinzu, mit übernatürlichen Kräften ausgestattet sey, so vermöge er auch den Einfluß der Zauberkräfte unter ihnen zu erkennen. Er werde ihnen daher diese Zauberer bezeichnen, und dann sey es ihre Pflicht, ohne Ansehen der Person einen solchen auf dem Scheiterhaufen zu Asche zu verbrennen.

Diese neue Lehre zog viele neugierige Zuschauer herbei, die den außerordentlichen Wundermann sehen wollten, ohne eben daran zu denken, daß sie in seiner Nähe Gefahr laufen, als Zauberer von ihm bezeichnet zu werden. Hier war nun ein weites Feld für diesen Lügenpropheten geöffnet, um seinen Ehrgeiz und seine Mordlust zu befriedigen, denn wer immer seine Prophetenwürde zu bezweifeln wagte, durfte gewiß seyn, daß er als Opfer fallen würde. Die den Indianern eigenthümliche Leichtgläubigkeit, womit sie jede Neuigkeit auffassen, ließ viele derselben für den ersten Augenblick nicht zur Besinnung kommen, und sie eilten dem Manne zu, um die Verbrecher kennen zu lernen, die sein Prophetenwort als solche bezeichnen würde. Unter den vielen Schlachtopfern, welche nun auf dem Scheiterhaufen ihr Leben einbüßten, nennen wir nur Einige. Der Delawarenhäuptling Tatapachksi ward von dem Betrüger als Zauberer bezeichnet, und jetzt unter großem Lärm seiner Anhänger in die Nähe der Missionsniederlassung gebracht, um dort auf dem Scheiterhaufen verbrannt zu werden, und den Einwohnern daselbst Gelegenheit zu geben, diesem schauerlichen Schauspiele beizuwohnen. Als es vorüber war,

liefen sie taumelnd zur Wohnung des Missionars und verlangten etwas zum Essen zu bekommen. Wie schauerlich auch der Anblick dieser wilden Barbaren für die Missionarien war, so mußten sie doch mit möglichster Fassung sich in die Umstände fügen. Nach dem Essen fragten die Missionarien, ob sie nichts von ihrem Bruder und Gehülfen Josua wüßten, den einige aus ihrem Volke zu sich berufen hätten, um ihnen eine Frage zu beantworten? Da er noch nicht zurückgekommen sey, so seyen sie seinethalben in Verlegenheit, und wünschten nun zu erfahren, wie es mit ihm stehe. Die Wilden gaben zur Antwort, es sey ihm gewiß kein Leid geschehen, und er würde bald wieder nach Hause zurückkommen. Da indeß Josua noch immer ausblieb, so machte sich Missionar Luckenbach auf den Weg, um sich zur Versammlung der Wilden, eine Stunde vom Orte, zu begeben, und als er eben auf dem Wege war, kam ihm ein Indianer entgegen mit der Nachricht, er komme schon zu spät, denn Josua sey bereits auf dem Scheiterhaufen verbrannt.

Der Schmerz der Missionarien über den Verlust ihres Bruders war unbeschreiblich. Sie fielen nieder auf ihre Kniee, und beteten zum HErrn, daß Er jede Gefahr von seinem Volke abwenden, sie unter seinen gnädigen Schutz nehmen und die Werke der Finsterniß zerstören möge, welche gleich einem mächtigen Bollwerke dem Laufe des Evangeliums sich entgegenstellten. Als unser gute Josua auf den Scheiterhaufen geführt ward, betete er inbrünstig zu Gott seinem Heilande, und fuhr fort laut zu beten und Loblieder zu singen, bis die Wuth der Flammen seinem Leben ein Ende machte. Mehrere Indianer, welche bei diesem höchst traurigen Schauspiele zugegen gewesen waren, versicherten, Josua sey seinem Gott unverrücklich treu geblieben, bis kein Odem mehr in ihm war, aber er habe in einer fremden Sprache (wahrscheinlich in der deutschen, die er gut gelernt hatte) gebetet, die man nicht habe verstehen können. Dieser Indianer war 61 Jahre alt, und einer der Erstlinge, die zu Bethlehem auf den Glauben an Christum getauft

worden waren, und hatte durch seinen rechtschaffenen Wandel in Christo das Evangelium geziert. Er besaß viel Geschick zum Erlernen der Sprachen, und war ein sehr guter Holzarbeiter, so daß ihn keiner in der Verfertigung von Booten übertraf; auch für die Musik zeigte er viel Talent, war lange Zeit der Chorsänger, spielte die Orgel, und verfertigte mit eigener Hand ein gut gerathenes Klavier, auf welchem er manches Loblied zum Preise des Heilandes in der Delawaren- und deutschen Sprache zu singen pflegte. Bei dem Ueberfall von Gnadenhütten am Muskingum im Jahr 1782 waren ihm zwei geliebte Töchter von den Mördern erschlagen worden, und oft sah man ihn in der Stille schmerzliche Thränen eines blutenden Vaterherzens weinen. Dennoch war nie ein Ton des Rachegefühls gegen die Mörder seiner einzigen Kinder aus seinem Munde gehört worden. Seine Verwunderung konnte er jedoch selten darüber verbergen, wie die weißen Leute, welche sich Christen nennen, einen guten Unterricht genießen, und die Bibel besitzen, solcher unmenschlichen Grausamkeit je sich schuldig machen können. Auch war er fest überzeugt, daß die Indianer, wenn sie alle lesen könnten und die Bibel hätten, ein besseres und frömmeres Volk, denn die Weißen seyn würden. Diese Ueberzeugung sprach er oft mit großer Unbefangenheit und viel Wehmuth seines Herzens aus, und wir müssen uns billig von Herzen darüber schämen, und aufrichtig bekennen, daß ein frommer Indianer, welcher auf dem Scheiterhaufen die Aufrichtigkeit seines Glaubens an den HErrn Jesum versiegelte, in diesem Stück die Wahrheit gesprochen habe.

X. Abschnitt.

Zeisbergers letzte Lebenstage. Sein Sterbelager. Sein Missionscharakter. (Jahr 1802—1808.)

Nur leise und auf fast unbemerkbare Weise hatte sich mittlerweile das hohe Greisenalter in Zeisbergers

Leben eingeschlichen, und seine Füße fingen an, ihn nicht länger in die Wüste hinauszutragen. Dieß war keine geringe Verläugnung für einen Mann, welcher siebenzig Jahre lang, von den Mündungen der Susquehannah an bis zum Huronsee hinauf und bis zum Wabaschstrome hinüber, unaufhörlich in ihr umhergewandelt hatte. Des Tages hatte dem unermüdeten Wanderer, der nach allen Richtungen die frohe Botschaft von seinem Erlöser in die Finsternisse des heidnischen Lebens hinauszutragen dürstete, die Wildniß des Waldes den einsamen Fußpfad, und des Nachts der Himmel die Decke dargeboten; und nun nöthigte ihn der wankende Fuß des Greisenalters, sich in seine stille Hütte zurückzuziehen, und den Knechten zu gleichen, welche auf ihren Herrn warten. So lange er immer vermochte, wandelte er in seinem geliebten Gosen von einer Indianerhütte zu der andern, und vor jeder Thüre, in welche der ehrwürdige Greis eintrat, ward er mit Ehrfurcht und mit Freude von den Einwohnern aufgenommen. Der Ernst seines Gesichtes mit holder Freundlichkeit vermischt, hatte ihm jeder Zeit die Herzen der erwachsenen Indianer und ihrer Jugend gewonnen, auch konnte er ihnen immer etwas sagen, was für sie lehrreich, nützlich und erbaulich war. Auch zu Hause wußte er die flüchtigen Stunden immer weise zu benützen. Die jüngern Missionarien fanden hier in ihm einen erfahrungsreichen väterlichen Lehrer, in dessen Umgang sie für ihren heiligen Beruf mehr als in mancher Gelehrtenschule zu lernen Gelegenheit hatten. Auch war sein Beispiel vollkommen geeignet, ihren Herzen einen heiligen Muth und eine frohe Zuversicht zu dem Werke des HErrn einzuflößen, das sie unter den heidnischen Indianern zu treiben berufen waren. Die noch übrige Zeit benützten seine Freunde, ihm Nachrichten aus dem Reiche Gottes vorzulesen, welche aus entferntern Kreisen seiner Brüder von Zeit zu Zeit bei ihm einliefen, und es war immer eine hohe Wonne für sein Herz, sich im Geiste auf ihre Kampf- und Siegesstätten

zu verſetzen, und für das Gedeihen ihrer Arbeit zu dem Vater der Barmherzigkeit zu flehen.

Noch in ſeinem 87ſten Lebensjahre fiel es ihm nicht zu ſchwer, dem einen oder dem andern ſeiner alten Freunde ein paar Zeilen der Liebe zuzuſenden. Sein letzter Brief, den er unter dem 6. Auguſt 1807 aus ſeiner Wildniß heraus an Herrn J. Latrobe, Prediger der Brüdergemeinde in London, ſchrieb, lautet alſo: „Ich habe mit viel Vergnügen vernommen, welch großen Antheil Du an dem Gedeihen unſerer Miſſion nimmſt, und ich flehe zu Gott, daß Er Dich dafür ſegnen möge. Ich ſchreibe Dir ein paar Zeilen, um Dich der Liebe und Hochachtung zu verſichern, welche ich für Dich ſchon längſt in meinem Herzen trage. Mit Deinem vollendeten lieben Vater habe ich lange eine brüderliche Correſpondenz geführt. Sein erſter Brief an mich kam mir nach unſerer Gefangenſchaft in Canada in die Hände, indem er uns damals eine anſehnliche Geldhülfe zuſchickte, und ſeine Freundlichkeit werde ich nimmermehr vergeſſen. Damals hatte es den Anſchein, als ob unſere Miſſion unter den Indianern für immer zu Ende ſey, aber durch den gnädigen Beiſtand unſeres HErrn lebte ſie aufs neue auf, und viele der zerſtreuten Schafe wurden wieder zu ihren Lehrern zurückgebracht. Manche Schwierigkeiten hatten wir damals zu überwinden. Als wir aus der Gefangenſchaft entlaſſen wurden, kreuzten wir abermals über den Erieſee nach Petquotting hinüber, wo während unſeres vierjährigen Aufenthaltes daſelbſt die Gemeinde des HErrn einen bedeutenden Zuwachs erhielt. Dieß war indeß der letzte reiche Fiſchzug; denn als der neue Indianerkrieg ausbrach, mußten wir abermals über den See hinüber ziehen, und auf dem brittiſchen Gebiete eine Zufluchtsſtätte aufſuchen, wo wir freundlich aufgenommen wurden. Allein die Miſſion daſelbſt kam in vielfache Berührung mit den weißen Koloniſten, und dieß hatte eine gefährliche Anſteckung unter unſern Indianern zur

Folge. So lange wir von den Weißen umgeben waren, konnten wir unmöglich Unordnungen und Verführungen aller Art verhindern. Wir flehen zum HErrn, daß Er alle Hindernisse Seines Werkes auf Erden aus dem Wege räumen, und uns eine neue Zeit der Ausgießung Seines heiligen Geistes erleben lassen möge, wie wir sie damals genießen durften.

Ich selbst kann nur wenig mehr thun, und bin nicht länger im Stande umherzureisen; ich kann nur noch beten, daß der HErr uns helfen und viele treue Arbeiter und Zeugen ausrüsten möge, welche vor Verlangen brennen, die armen Heiden ihrem Erlöser zuzuführen. Wir leben hier im brüderlichen Frieden mit einander."

Auch die Verbesserung seiner frühern Uebersetzungsarbeiten gab dem unermüdet thätigen Manne selbst noch im Greisenalter ein willkommenes Geschäft in die Hände. Er hatte schon im ersten Anfang seiner Missionslaufbahn zwei verschiedene Indianersprachen, die Onondago- (Mohigan) und die Delawarensprache gelernt, auch sich noch mit andern Mundarten der Indianerstämme bekannt gemacht. Ueber die Onondagosprache verfaßte er um das Jahr **1768** zwei Sprachlehren, die eine in englischer, und die andere in deutscher Sprache, so wie ein Wörterbuch, das über **1700** Seiten in sich faßt. In der Delawarensprache gab er im Jahr **1776** ein Buchstabierbuch, und **30** Jahre später eine vermehrte Auflage desselben heraus. Noch zwei andere Schriften wurden in dieser Sprache von ihm ausgefertigt, nämlich eine Sammlung einfältiger Ansprachen an Kinder, so wie ein Liederbuch, welches auf etwa **360** Seiten mehr als **500** Lieder in sich faßt, die er theils aus dem deutschen, theils aus dem englischen, in den Brüdergemeinden gangbarem Liederbuche, in die Delawarensprache übersetzte. Im Manuscript ließ er eine Grammatik der Delawarensprache zurück, so wie eine Uebersetzung der Harmonie der vier Evangelien, welche nach seinem Tode durch den Druck bekannt gemacht wurden.

Eine letzte schwere Prüfung war ihm noch für den kurzen Ueberrest seiner Lebenstage vorbereitet, indem er an beiden Augen erblindete, und deshalb in der letzten Zeit seine Hütte nicht mehr verlassen konnte. Dieses Leiden ertrug er in stiller Geduld und kindlicher Ergebung in den Willen seines Gottes. Zeisberger mußte diesen Verlust seiner Sehkraft doppelt schmerzlich empfinden, weil in so langer Ermanglung des geselligen Umganges die Natur umher und jeder Baum seiner Nachbarschaft sein treuer Lebensgefährte war, den er lieb gewonnen hatte. O wie oft setzte er sich in seinen alten Tagen, gleich einem Patriarchen der Vorzeit, an einem heiteren Abende vor die Thüre seiner Hütte hin, um den letzten Sonnenstrahl über den vergoldeten Wipfeln des Waldes untergehen zu sehen, und in einem lauten Dankliede die Empfindungen seiner Seele vor dem auch in der Wildniß überall nahen und überall gnadenreichen Gott auszuschütten. War nun gleich die äußere Welt für den Blick seiner Augen für immer untergegangen, so stand jetzt nur in desto größerer Klarheit die innere Welt vor den Augen seines Geistes da. Wenn es wahr ist, was man behauptet, daß im Zustande der Erblindung die Erinnerungskraft um desto thätiger ist, und die Phantasie die Bilder der Vergangenheit mit desto hellern Farben ausmalt: welche heitere Gestalten mochten nicht in diesen lichtlosen Stunden an dem Himmel seiner Seele vorüberziehen! Sein frühester Freund Schikellimus, der Irokesenfürst, welchem er den Weg zu dem himmlischen Vaterlande gezeigt hatte; der edle Unami der Delawaren, in dessen letzte Sterbestunden er den Trost des Evangeliums einst hineingießen durfte; ein Allmewi, jener Gewaltige „am Orte der Grausamkeit," welcher noch zur eilften Stunde in seinem 120sten Jahre für das Reich Gottes gerettet wurde; ein Papunhank und jener großherzige Krieger Weißaug: lauter liebliche Früchte seines Gebets und seines Glaubens, welche vor

ihm als Gerettete durch des Lammes Blut in die unsichtbare Welt hinübergezogen waren, deren Pforten nun auch zu seinem Empfange vor den Blicken seines Geistes sich aufschlossen.

Im Laufe des Oktobers 1808 fing er an zu fühlen, daß sein Ende herannahe. Seine letzte Krankheit war kurz und schmerzlos, und die Lampe seines Lebens fing an sanft und linde auszuglimmen. „Nur eines mache ihm noch Unruhe, sprach er auf seinem Sterbelager, und dieß sey der gegenwärtige geistliche Zustand des Indianervolkes." Dieses Wort verhallte bald in den Hütten der Indianer, und jetzt sammelten sie sich alle vor seiner Wohnung, und traten in kleinen Abtheilungen in die Kammer ihres sterbenden Vaters. „Vater, riefen sie, vergib uns alles, womit wir dir Schmerzen gemacht haben. Wir wollen unsere Herzen dem Heilande hingeben, und für Ihn allein leben in dieser Welt." Der ehrwürdige Greis, an den Augen gänzlich erblindet, und von den Pforten der Ewigkeit, an denen er stand, noch einmal zurückblickend, richtete sich in seinem Bette auf, und blickte ernst nach den reumüthigen Kindern hin, die sein leibliches Auge nicht mehr zu sehen vermochte. Er segnete sie inbrünstig und mit dem Ernste und der Freundlichkeit, welche er in der Unterhaltung mit den Indianern so trefflich zu mischen verstand, warnte er sie jetzt vor den Gefahren, denen sie ausgesetzt waren, und den Abwegen der Sünde, zu denen sie sich so leicht verführen ließen. „Ich gehe nun hin, mein Volk, fuhr er fort, um von aller Arbeit auszuruhen und daheim zu seyn bei dem HErrn. Er hat mich noch nie in der Noth verlassen, und auch jetzt wird Er nicht von mir weichen. Ich habe meinen ganzen Lebensgang überblickt und gefunden, daß hier Vieles zu vergeben ist." Hier schwieg er eine Zeitlang stille, und schien in inbrünstigem Flehen verloren; aber bald darauf rief er aus: „der Heiland ist nahe; bald wird Er kommen, um mich heimzuholen!" Die Indianer wollten sein Sterbelager nicht

verlaſſen, und ſangen ihm von Zeit zu Zeit ein paar köſtliche Liederverſe zu ſeiner ſeligen Heimfahrt; und als nun ſein Odem im letzten Zuge ſtille ſtand, fielen alle unter einem Strome von Thränen auf ihre Kniee nieder und beteten zum HErrn.

Schaut das Ende treuer Zeugen,
Wenn ihr Haupt
Sieg umlaubt
Darf zum Tod ſich neigen;
Schauet, wie ſie fröhlich ſcheiden
Himmelan!
Solche Bahn
Lehrt für Chriſtum leiden.

Hier in einſam ſtillen Klauſen,
Wo kein Freund
Sie beweint, —
Dort in Meeresbrauſen,
Hier in frommer Brüder-Mitte
Sanft umweht
Vom Gebet
Sinkt die morſche Hütte.

Aber ſieh' das Auge ſchimmern!
Sieh' im Blick
Himmelsglück,
Heldenwonne flimmern!
Alſo ſtirbt, wer ſelig endet,
Wem vom Thron
Gottes Sohn
Engel zugeſendet.

Abgeſtreift iſt von dem Herzen
Tand und Welt;
Ruh' und Geld
Ließen ſich verſchmerzen. —

Eines nur ist treu geblieben,
Ew'ges Gut,
Heil'ge Glut:
Jesus und sein Lieben!

Eines haben sie gefunden,
Eins erstrebt,
Eins erlebt,
Einem sich verbunden:
Ihm zu leben, Ihm zu sterben,
Auszuzieh'n,
Und für Ihn
Seelen anzuwerben.

Süßer Strahl aus jener Höhe!
Wonn' und Ruh'
Bietest Du
Für ein kurzes Wehe;
Selig, die bei deinem Grüßen
Sanft und lind
Wie ein Kind
Ihre Augen schließen!

Hin, wo sich die Engel freuen,
Gehen sie;
Werden nie
Ihren Gang bereuen;
Dort empfängst Du Deine Kinder
Nach dem Streit
Dieser Zeit,
Todesüberwinder!

Dem vollendeten Zeisberger war das seltene Loos zu Theil geworden, das hohe Alter von 87 Jahren und 7 Monaten zu erreichen, und volle 67 Jahre als Bote Christi unter den Indianern Nordamerika's zu verleben. Bei

einem verhältnißmäßig kleinen Körperwuchse und einem seelenvollen Gesichte hatte ihn Gott mit einem kräftigen Geiste, einer gesunden Urtheilskraft und einem reichen Gemüthe ausgestattet, und nach Körper und Geist war sein ganzes Wesen vorzugsweise zu den schweren Anforderungen des Missionsberufes geeignet. Schon bei seiner Erweckung aus dem Schlaf der Sünde hatte sich der Grundsatz unauslöschlich tief in seine Seele eingesenkt, es auf etwas Ganzes und Konsequentes in seinem Christenlaufe anzutragen, und jeder Halbheit in der Nachfolge Christi für immer zu entsagen. Auch sein Missionslauf war gleichsam aus einem Stück gegossen, und von Anfang desselben bis zum Ende unter den schwersten Verläugnungen folgerichtig durchgeführt. Seine treuen Mitarbeiter konnten ihm am Schlusse seiner Laufbahn das ehrenvolle Zeugniß nachrufen: „Unser seliger Bruder war seines göttlichen Berufs, das Evangelium unter den Heiden zu verkündigen, gewiß, opferte demselben alle Bequemlichkeiten und guten Tage in der Welt auf, er hielt im Glauben und Vertrauen auf den Segen und die Durchhülfe des HErrn, dem er diente, unter Hohn und Spott, Widerwärtigkeiten und Drohungen, Hunger und Gefahren, bei dem ihm bestimmten Tagewerke mit getrostem Muthe aus, und brachte es, trotz alles Widerstandes zur Vollendung. Nie war er vergnügter, als wenn er glauben konnte, daß das Evangelium, welches er verkündigte, Eingang gefunden habe, wenn er sah, daß bekümmerten Sündern Gnade und Friede zu Theil geworden sey, und daß sie sich nun in ihrem Heiland von Herzen freuen können. Dann nahm er solchen Antheil an ihrer Freude, als wenn er selbst das höchste Ziel seiner Wünsche erreicht hätte. Auch ist die Freude nicht zu beschreiben, welche sein Herz belebte, wenn ein verirrter Sünder über seinen Zustand jammerte und sich wieder bei dem guten Hirten einstellte. — In seiner Amtsführung schien er nie zu vergessen, daß er mit dem Fürsten, der sein Werk hat in den Kindern des Unglau-

bens, zu kämpfen habe, daß aber Gott auf seiner Seite stehe, der ihm stets den Sieg geben werde. Und gewiß hat er auf eine ausgezeichnete Art den Satan überwunden durch des Lammes Blut, und durch das Wort seines Zeugnisses." —

Schon bei seinem frühesten Eintritt auf die Missionslaufbahn hatte sich Zeisberger vorgesetzt, das Amt, das Versöhnung predigt, kostenfrei unter den Heiden zu führen, und sich von der Missionsdirection zu keiner Zeit einen Jahresgehalt ausbezahlen zu lassen. Obgleich er es keineswegs mißbilligte, wenn dieß Andere thaten, und er es auch unter den gewöhnlichen Umständen recht und billig fand, so wollte doch er in dem Feldlager Christi als ein Freiwilliger dienen, und sich lieber die größten Entbehrungen und Mühseligkeiten gefallen lassen, ehe er diesen Ruhm am Evangelio Preis gegeben hätte. Er war es sich nämlich unerschütterlich fest gewiß, daß ein Arbeiter Christi in dieser Welt an der Verheißung des HErrn: „Ich will dich nicht verlassen noch versäumen," und „an dem Troste der zukünftigen Herrlichkeit, die Gott geben wird," mehr als genug habe; und diesem Grundsatze seiner Missionslaufbahn blieb er bis ans Ende seines Lebens getreu. Auch hatte er keine Ursache, denselben jemals zu bereuen; denn zu keiner Zeit ließ es ihm die huldreiche Fürsorge Gottes an Nahrung und Kleidung fehlen. Er begnügte sich gerne mit dem, was da war, auch schämte er sich keinen Augenblick, mit Handarbeit sein Stücklein Brot zu erwerben, so oft es Noth that, oder mit eigner Hand einen Kornacker anzupflanzen, um bei eigner Nahrung auch noch etwas zu haben, das er dem Dürftigen geben könne. Sein Lebenslauf beweist, daß er weder eine übertriebene, noch eine falsche Rechnung auf die Vorrathskammer seines Gottes gemacht hatte; übertrieben war sie nicht, denn er war auch zur Zeit des Mangels wohl zufrieden, und falsch konnte sie nicht seyn, denn die Verheißung des Treuen und Wahrhaftigen war ihm gewiß. Solcher

Verläugnungssinn erscheint uns billig um so ehrwürdiger, da es Zeisbergern ein gar leichtes gewesen wäre, sich einen großen Namen in der Welt zu machen, und über ansehnliche irdische Schätze zu gebieten. Die ausnehmende Gewandtheit, mit welcher er fast alle Indianer-Dialekte gleich den besten Rednern der Nation sprach, seine durchgängige Bekanntschaft und Anbequemung an die Denkweise, die Lebensart und die Sitten des Indianervolkes, seine Fertigkeit, womit er sich auf ihre Kriegskünste sowohl, als auf ihre Staatsmaximen verstand, die hohe Achtung, die er durch seinen tapfern Muth sich bei ihren angesehensten Feldobersten erworben hatte, so wie der Umstand, daß er in den fürstlichen Rang ihrer Häuptlinge freiwillig eingebürgert worden war, hätten ihm namentlich in der damaligen entscheidungsvollen Crisis der Indianerstämme leicht den Weg zu der höchsten Ehrenstelle unter denselben gebahnt; und unbedenklich hätte er sich an die Spitze der ganzen Nation stellen können, um den Krieg derselben gegen die Engländer oder gegen die Amerikaner zu führen, hätte ihn nicht der Glaube an den HErrn Jesum so mächtig an die Laufbahn eines demüthigen und anspruchslosen Boten Christi angefesselt, daß er die Schmach Christi für größern Reichthum achtete, als die Würde, ein Heerführer der Indianer zu seyn; denn er sah an die Belohnung.

Auch über die Art und Weise seines Missionsberufes war er mit sich selbst und mit seinem HErrn vollkommen einverstanden; er fühlte sich nämlich durch einen innern Ruf angetrieben, nicht an einer einzelnen Stelle des Heidenlandes sich bleibend niederzulassen, und der Ausbildung einer Gemeinde seine Zeit und seine Kräfte zu widmen, sondern als ein pilgernder Bote allmählig in das tiefste Dickicht der Indianer-Wildniß einzudringen, und von einer Stelle zu der andern das Panier des Gekreuzigten aufzurichten. Es dünkte ihm Ruf vom HErrn und Freude zu seyn, in der vordersten Vorhut

der Streiter Christi muthig vorauszuziehen, und den nachrückenden Arbeitern den tausendfach verrammelten Pfad in die ewigen Wälder Nordamerika's mit tapferem Christenmuthe aufzubrechen. Das war nun freilich eine riesenhafte Arbeit, zu welcher sich nicht ein jeglicher gemacht und berufen fühlt. Da war der gute Wille der Wilden zuerst zu gewinnen, da mußte man mit dem Leben in der Hand zuerst in ihre finstern Waldwinkel sich hineinwagen, da war das Dornengesträuch wegzubrennen, der Wald mit der Axt zu lichten, der wilde Boden aufzubrechen, ein neues Blockhaus aufzurichten, mit den Bären und Wölfen und Riesenschlangen und Vipern ein schwerer Krieg zu führen, und Monate lang bei der Nacht unter einem Baume des Waldes Wache zu halten, um nicht von der Mordkeule der wilden Indianer unversehens überfallen und niedergeschlagen zu werden. Dreißig Jahre lang zog er auf diese Weise mit einem kleinen gläubigen Indianerhäuflein und ein paar seiner geliebten Mitstreiter von einer Stelle zur andern in der Wildniß umher, bis er endlich sein geliebtes Schönbrunn als bleibende Wohnstätte aufrichtete; und als ihm auch dieses nach wenigen Jahren saurer Arbeit und Mühe über dem Kopfe zu einem Aschenhaufen niedergebrannt wurde, so zog er abermals bei dreißig Jahren heimathlos in der Wildniß umher, bis er endlich für die letzten Jahre seines Lebens in seinem stillen Gosen eine Ruhestätte fand. Dieser 60jährige Feldzug nahm seine ganze Seele und seine Zeit so sehr in Anspruch, daß er innerhalb dieses ganzen Zeitraumes nur dreimal von seinen Indianergemeinden auf längere Zeit abwesend war, um seinen Brüdern zu Bethlehem und Nazareth in Pensylvanien einen Besuch zu machen. Solche Treue im Dienste des Weltheilandes wird nur selten angetroffen, und verdient als Muster der Nachahmung für Alle herausgehoben zu werden, welche sich dem Amte der Versöhnung unter den Heiden gewidmet haben. Nun ist der Vollendete eingezogen zu den Pforten des neuen

Jerusalems, um dort in den Wohnungen des ewigen Friedens mit der Schaar der Ueberwinder dem Lamme, das für uns geschlachtet ward, ein ewiges Loblied zu singen. Uns, die wir noch hienieden durch die Wüste wallen, wird sein Andenken unvergeßlich und im Segen bleiben; und wenn einer unserer theuern Missionsbrüder, welche in unsern Tagen als Boten Christi an den Ufern des fernen Ohiostromes umherpilgern, in die Nähe der ehrwürdigen Stätte kommen sollte, wo am Muskingum im friedlichen Gosen die Gebeine des Entschlafenen unter einem Grabhügel ruhen, so möchten wir ihn im Namen der deutschen Missionsfreunde bitten, an den Stamm der Silbertanne, die das Grab des Vollendeten beschattet, folgende Worte anzuschreiben:

„Hier übel genennet, und wenig erkennet;
Hier heimlich mit Christo im Vater gelebet;
Dort ewiglich mit Ihm im Himmel geschwebet.“

Missionslied.

Der, den man durch den Kreuzestod
Gedachte auszurotten,
Den macht der große Lebensgott
Zum Leben aller Todten;
Er nimmt das aus freiwill'gem Trieb
Gelaß'ne Leben wieder;
Was thun wir dafür Ihm zu lieb? —
So denken seine Glieder.

Die Sach' ist des Gedankens werth:
Er starb vom Drang der Liebe;
Die Liebe hat Ihn so verzehrt,
Daß Ihm kein Blutstropf bliebe;
Die Liebe hat Ihn in die Gruft
Des Grabes hingestrecket;
Der Liebe sanfte Lebensluft
Hat Ihn vom Tod erwecket.

Er lebt, dieß ist das Losungswort
Der heiligen Gemeine;
Ach! ruhte sie nicht fort und fort
Auf diesem Felsensteine:
Sie hätte der ergrimmten Macht,
Den Höllenfinsternissen
Und der unsel'gen Todesnacht
Längst unterliegen müssen.

Er aber lebt, so lebt sie auch,
Und bleibet an Ihm hangen!
Und wird von seinem Lebenshauch
Durchwehet und durchgangen.
So wahr Er an dem Kreuz geschlacht't,
Und wahrlich nicht vergebens:
So wahr schenkt Er uns auch die Macht
Des auferweckten Lebens.

(August Gottlieb Spangenberg.)

Inhalt

des zweiten Heftes 1838.

Leben des seligen David Zeisbergers.

Abschnitt. Seite.

1. Zeisbergers Jugendjahre. Seine Flucht nach Georgien. Aufbau von Nazareth und Bethlehem. Zeisbergers Bekehrung und Entschluß, als Missionar unter den Indianern zu arbeiten. Die ersten Missionsversuche der Brüder im Staate New-York. Schekomeko und Patschgatgosch, zwei kleine Indianergemeinden. Zeisberger begleitet den Bischof Spangenberg zu den Irokesen nach Onondago. Seine Gefangenschaft zu New-York. Rückkehr nach Bethlehem. Reise zu den Indianern auf Long-Island. Niederlassung zu Gnadenhütten. (Jahr 1721—1750.) 173

2. Zeisbergers erste Reise nach Onondago. Aufenthalt daselbst. Gestattung zur Missionsarbeit. Rückreise nach Bethlehem. Zweite Reise nach Onondago. Arbeiten daselbst. Seine Lebensweise unter den Indianern. Schilderung der Irokesen. Indianerkrieg. Bedrohung der Missionsstellen. Unglückliches Schicksal von Mahony. Gefahrvolle Lage der Brüder. Missionar Büttner zu Pikipsi. Blühender Zustand von Gnadenhütten. Einrichtung dieser Missionsgemeinde. Zeisberger reist

Abſchnitt. Seite.

nach Wayomik. Geſandtſchaft der Indianer nach Gnadenhütten. Feierliche Verſammlung daſelbſt. Verführungskünſte der Indianer. Zeisberger bringt die verirrte Gemeinde wieder zurecht. Ein Häuptling der Mohigan-Indianer. (Jahr 1750—1763.) . . . 185

3. Miſſionar Poſt's Reiſe an den Muskingum-Fluß. Aufrichtung einer kleinen Miſſions-Kolonie daſelbſt. Kargheit der Indianer. Zeisbergers Arbeiten am Susquehannah-Strome zu Machwihiluſing. Bekehrung eines heidniſchen Lehrers, Papunhauk. Große Erweckung an dieſer Stelle. Schwere Kriegsſtürme. Vertreibung ſämmtlicher neubekehrter Indianer nach Philadelphia. Ihre kummervolle Lage daſelbſt. Friedensſchluß. Zeisberger zieht mit den Indianern nach der Susquehannah zurück. Gefahrvoller Zug derſelben durch die Wildniß. Aufrichtung der Kolonie Friedenshütten. Aufblühender Zuſtand derſelben. Unterhandlungen mit dem Häuptling der Cajuga-Indianer. Zeisbergers Reiſe nach Onondago. Sein Aufenthalt daſelbſt. Miſſionar Schmidt. (Jahr 1763—1767.) 200

4. Zeisbergers erſte Reiſe nach den obern Ufergebieten des Ohioſtromes. Beſchwerden und Gefahren derſelben. Er läßt ſich zu Goſchgoſchünk am Allegennyfluſſe nieder. Wildheit der dortigen Indianer. Seine Arbeiten unter denſelben. Züge ihrer Grauſamkeit. Zeisbergers Rückkehr nach Friedenshütten. Seine zweite Reiſe nach Goſchgoſchünk. Wunderbare Rettung auf dem Wege. Segensvolle Wirkſamkeit unter den Indianern. Macht der Widerſacher. Gefahren der Miſſionarien. Bekehrung des Häuptlings Allmewi. Aufbruch der kleinen Gemeinde nach einer andern Stelle des Allegennyfluſſes. (Jahr 1767—1769.) 215

5. Anlegung einer neuen Miſſionsſtelle, Scheſchequon, an der Susquehannah. Treuloſer Verkauf des Miſſionsgebietes daſelbſt von Seiten des Rathes zu Onondago. Schwere Anfänge des neuen Miſſionspoſtens am Allegennyfluſſe. Der heidniſche Lehrer Wangomend. Der Delawarenhäuptling Glikhican. Gedeihen von Lahunackhanneck. Anſiedlung am Biberfluſſe. Anlegung von Friedensſtadt. Geſandtſchaft der Delawarenhäuptlinge zu Gekelemuckpeſchink. Der Häuptling Netawat-

Abſchnitt. Seite.

wis. Zeisbergers Reiſe an den Muskingumfluß. Anlegung von Schönbrunn daſelbſt. Verſetzung der Indianergemeinden Friedenshütten und Scheſcheguon an die Ufer des Muskingum. Beſchwerliche Auswanderung dorthin. Gemeinſame Miſſionsordnung. Anlegung einer zweiten Miſſionsſtation Gnadenhütten an den Ufern des Muskingum. (Jahr 1769—1773.) . . . 228

6. Zeisbergers geſegneter Wirkungskreis am Muskingum. Ueberſetzungsarbeiten. Häuptling Aſſiningk. Das Leben in der Wildniß. Heilkunſt der Indianer. Giftbereitung der Nantikoks. Anfang des nordamerikaniſchen Revolutionskrieges. Naive Anſprache an die Indianer. Nachtheilige Wirkung des Kampfes auf die Miſſion. Anlegung von Lichtenau. Der Häuptling Netawatwis. Goldene Zeit in Zeisbergers Leben. Verwirrung unter den Indianerſtämmen. Netawatwis Tod. Begräbniß desſelben. Zeisbergers Bedrängniß. Schönbrunn verlaſſen. Auswanderung nach Lichtenau. (J. 1773—1777.) 244

7. Bedenkliche Lage der Gemeinden. Ein Plünderungsverſuch des Häuptlings der Huronen. Vereitlung desſelben durch Zeisbergers Glaubensmuth. Lichtenau und Gnadenhütten aufs neue bezogen; auch Schönbrunn wird wieder aufgerichtet. Ein neuer Gemeinort Salem. Zeisbergers Lebensgefahr unter Meuchelmördern. Er wird auf wunderbare Weiſe errettet. Tod des Häuptlings Weißaug. Spaltung unter den Delawaren. Der Häuptling Pipe. Zeisbergers Reiſe nach Bethlehem. Seine Verheirathung. Neuer Vernichtungsplan des brittiſchen Gouverneurs zu Detroit. Die Gemeinden am Muskingum werden feindſelig überzogen. Letzte Predigt. Die Miſſionarien gefangen. Schreckliche Lage derſelben. Ihr Abzug vom Muskingum. (Jahr 1777—1781.) 265

8. Gefahren der Reiſe. Ankunft an den Ufern des Erie-Sees. Reiſe nach Detroit. Verhör daſelbſt. Glücklicher Ausgang desſelben. Fürchterliche Ermordung von 90 chriſtlichen Indianern am Muskingum. Zweites Verhör der Miſſionarien zu Detroit. Ihre Niederlaſſung am St. Clair-See. Aufbau von Gnadenhütten. Segensreiches Aufblühen dieſer neuen Gemeinde. Rettung aus der Hungersnoth. (Jahr 1781—1785.) . . 282

Abſchnitt. Seite.

9. Neue Hoffnung für die Rückkehr der Miſſionsgemeinde an den Muskingum. Aufbruch von Neu-Gnadenhütten. Beſchwerlicher Zug. Niederlaſſung am Cayahagaſtrome. Petquotting am Huronfluſſe. Unruhe unter den Indianerſtämmen. Aufbau von Neu-Salem am Huronfluſſe. Niederlaſſung am Themſefluſſe. Fairfield. Indianerkrieg. Wohlſtand der Gemeinde. Rückkehr der gläubigen Indianer an die Ufer des Muskingum. Gnadenhütten, Salem und Schönbrunn wieder aufgebaut. Zeisbergers Lieblingsaufenthalt in der neuen Gemeinde zu Goſen. Rückblick auf ſein Leben. Beſuch eines Huronenhäuptlings. Neue Miſſionsſtelle am weißen Fluſſe. Ein Indianer-Prophet. Fürchterlicher Tod des Nationalgehülfen Joſua auf dem Scheiterhaufen. (Jahr 1785—1801.) 296

10. Zeisbergers letzte Lebenstage. Sein Sterbelager. Sein Miſſionscharakter. (Jahr 1802—1808.) . . . 311

Miſſionslied 323

Jahrgang
1838.

Drittes Quartalheft.

Drei und zwanzigster

Jahresbericht

der

evangelischen Missions-Gesellschaft

zu Basel.

Digitized by Google

Es ist nicht zu läugnen, verehrte und geliebte Freunde und Mitarbeiter in dem HErrn, daß die Zeit, in welcher wir jedes Jahr unsere Bibel- und Missionsfeste zu feiern pflegen, im apostolisch kirchlichen Sinne eine gutgewählte Zeit ist, indem sie den segensreichen Kreislauf unserer kirchlichen Festtage schließen, und dem letzten derselben, dem h. Pfingstfeste, bedeutungsvoll auf dem Fuße nachfolgen. Was nämlich im ersten Anfange des apostolischen Zeitalters das erste christliche Pfingstfest für die Apostelgeschichte war, das sollen auch unsere jährlichen Bibel- und Missionsfeste für die große Ausbreitungsgeschichte des Reiches Jesu Christi auf Erden unter dem Beistande Gottes in unsern Tagen seyn und werden. Das erste christliche Pfingstfest war der große Anfangspunkt der apostolischen Missionsgeschichte; an ihm ward der unerschütterliche Grundstein gelegt zu dem heiligen Tempel Gottes, für dessen Aufbau unter den Völkern der Erde heute noch Schaaren unserer Glaubensboten in die Welt ausgesendet werden. Und unsere jährlichen Missionsfeste, was sollen sie ihrer großen Bestimmung gemäß anders seyn, als ein heiliger Feuerherd, von welchem aus die glühenden Kohlen des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung unter die Völker der Erde hinausgetragen werden; die Geburtsstätte neuer Kämpfe, neuer Unternehmungen und neuer Siege in den Gebieten der Heidenwelt; ein ehrwürdiger Markstein, den wir in gemeinsamer Liebe auf unserer Laufbahn aufrichten, von welchem aus das Rückwärts und das Vorwärts innerhalb der Schranken unserer evangelischen Missionsthätigkeit mit heiligem Ernste angeschaut, und neue Lebenskräfte für die Erweiterung unserer Arbeiten eingesammelt werden sollen? Das erste christliche Pfingstfest ward durch eine wundervolle Ausgießung des heiligen

Geistes über die Apostel und Jünger des HErrn als das merkwürdigste unter allen nachfolgenden Pfingstfesten der Kirche Christi ausgezeichnet, an welchem sie mit den Gaben und Kräften des heiligen Geistes in reichem Maaße erfüllt und zu dem großen Berufe tüchtig gemacht wurden, Zeugen zu seyn unter allen Völkern von dem gekreuzigten, auferstandenen und ewiglebenden Erlöser, den Gott der Welt zum Erretter vom ewigen Verderben gegeben hat, und in dessen Namen allein das Heil zu finden ist. Und was bedürfen wir mehr, verehrteste Freunde, was kann und muß uns, die wir heute einmüthiglich in dem Hause des HErrn versammelt sind, angelegentlicher auf der Seele liegen, als daß wir in diesen festlichen Tagen unser Gebet und Flehen vor dem Throne der göttlichen Gnade vereinigen, daß nach der Verheißung des himmlischen Vaters, die nicht trügen kann, auch über uns, unsere geliebten Sendboten und ihre Saatfelder weit umher, daß über die ganze Kirche Christi aller Orten der heilige Geist reichlich ausgegossen und ihnen und uns neue Gaben und Kräfte aus der unsichtbaren Welt mitgetheilet werden mögen, damit die ungebrochenen Wildnisse des Menschenlebens, auf denen sie den guten Samen des göttlichen Wortes ausstreuen, lebendig werden und gedeihen, und reiche Früchte tragen mögen zum Preise unseres Gottes! Möge an dem heutigen drei und zwanzigsten Jahresfeste unserer evangelischen Missions-Gesellschaft, das wir mit einer willkommenen Anzahl theurer Freunde und Mitarbeiter aus der Nähe und Ferne zu feiern die Freude haben, die Huld unsers Gottes einen solchen Pfingstsegen unsern Herzen und unserm Werke bereiten, der uns zu muthiger Fortsetzung desselben und zu erhöhter Theilnahme an seinen Kämpfen und Siegen brüderlich vereinigt, und von welchem aus Ströme des lebendigen Wassers sich über die weiten Kreise unserer geliebten Sendboten und ihre Arbeitsstätten in der Heidenwelt ergießen.

I.

In einer christlichen Gemeinschaft von mehr als **160** Gliedern, welche unsere Anstalt zu einer gesegneten Missionsfamilie zusammenfaßt, kann es an mancherlei Veränderungen nicht fehlen, welche der Rath Gottes im Laufe eines Jahres herbeiführt. Wenn wir in unserm vorjährigen Berichte in dem schmerzlichen Falle uns befanden, den Verlust von vier geliebten Sendboten nennen zu müssen, welche von ihrer kaum betretenen Laufbahn hinweg in das Haus des Vaters hinübergerufen wurden, so gereicht es uns dießmal zum besondern Danke gegen Gott, unsere theilnehmenden Freunde mit der Nachricht erfreuen zu dürfen, daß, so weit es uns bis jetzt bekannt geworden ist, aus dem Kreise von **100** Glaubensboten, die als Glieder unsers Bundes in der weiten Welt umher zerstreuet sind, keiner von ihnen für seine angewiesene Arbeitsstätte eingebüßt werden durfte. Bedenken wir bei dieser erfreulichen Thatsache, daß Mehrere von ihnen mitten unter wilden Verheerungen der Pest und der Cholera ihr Tagewerk unversehrt fortgesetzt haben, indeß Andere unter den glühenden Strahlen einer tropischen Sonne auf gefahrvollen Reisen zu Wasser und zu Land, und wieder Andere im feindseligen Kampfe bürgerlicher Kriege, boshafter Verfolgung oder unerwarteter feindlicher Ueberfälle ihr Leben von allen Seiten bedroht sahen: so gebührt es uns um so mehr, diese gnadenreiche Erhaltung des Lebens unserer Brüder mit gerührtem Dank als ein Geschenk aus der Hand unseres guten Gottes in Empfang zu nehmen, und Ihm dafür die Ehre zu geben, welche Ihm gebührt.

Freilich hat in den jüngstverflossenen Monaten der Tod unserm häuslichen Kreise eine schmerzliche Wunde geschlagen, indem nach dem verborgenen Rathe Gottes unsere geliebte Hausmutter, Frau Büchelen, nach einem langen und beschwerlichen Krankenlager aus unserm Kreise hinweggerufen und auf diese Weise unserm Missionshause der Segen ihrer mütterlichen Thätigkeit entzogen wurde. Möge sie der HErr dort in den Wohnungen des ewigen Friedens reichlich segnen für das, was sie unter uns ausgestreuet hat, und ihrem hinterlassenen Gatten, den Verwalter unseres Hauses, mit seinen drei mutterlosen Waisen erfahren lassen, daß Gottes Wege, wie verborgen sie auch scheinen mögen, dennoch eitel Güte und Wahrheit sind denen, die seinen Bund und seine Zeugnisse halten.

Missionar Kißling, welcher uns voriges Jahr mit seinem Besuche erfreute, ist im November 1837 in Begleitung Mis. Bultmanns und vier anderer Sendboten nach der westafrikanischen Küste, Sierra Leone, zurückgekehrt, und in den ersten Tagen dieses Jahres wohlbehalten daselbst angekommen, um mit erfrischter Kraft dem heiligen Werke Gottes unter den Negerhaufen dieser Küste zu dienen. Missionar Haas langte im Sommer vorigen Jahres von Tebris in Oberpersien hier glücklich bei uns an, und wir hatten Gelegenheit, während seines kurzen Aufenthaltes unter uns, den Gang der Umstände genauer kennen zu lernen, welche allmählig die Nothwendigkeit der Aufhebung unseres dortigen Missionspostens herbeigeführt haben. Da der Uebertritt in neue Missionsgebiete, wie sie ihm für seine künftige Thätigkeit dargeboten wurden, in seinen und seiner Familie Umständen mit eigenthümlichen Schwierigkeiten verbunden zu seyn schien, die es ihm nicht zuließen, bei dieser Wahl zu einem bestimmten Entschlusse zu gelangen, so liegt unsern Herzen der Wunsch nahe, daß der HErr, dem er sein Leben geweihet hat, ihn die rechte Arbeitsstätte finden lassen möge, um zur Verherrlichung seines Namens das

begonnene Tagewerk muthig fortzusetzen und bis ans Ende in seinem seligen Dienste treulich auszuhalten. Missionar Schreiner trat im Dienste der Londner Missionsgesellschaft im November des verflossenen Jahres in Begleitung einer ansehnlichen Schaar von Glaubensboten von London aus die Ueberfahrt nach der Küste des südlichen Afrika's an, um unter den dortigen heidnischen Völkerstämmen eine Arbeitsstätte aufzusuchen, indeß Missionar Eipper im September des gleichen Jahres nach Neu-Holland sich einschiffte, wo sich in der neuesten Zeit große Wirkungskreise für Boten des Heiles aufgeschlossen zu haben scheinen. Wie vieles uns auch in der letzten Zeit in dem Lebensgange und den selbsterwählten Schritten der Letztern unklar geblieben ist, dessen dereinstige Lösung wir dem HErrn anheimstellen, so folgt ihnen doch über das große Weltmeer hin der aufrichtige Wunsch unserer Herzen nach, daß die Schule der Leiden, in welche sie eingetreten sind, für die Rettung ihrer eigenen Seele so wie für das Heil vieler verfinsterten Bewohner der Heidenwelt reichlich gesegnet seyn möge.

Eine besondere Freude gewährte in den letzten Monaten unsern Herzen der Besuch unsers geliebten Bruders, Miss. Häberlen aus Calkutta in Bengalen, welcher nach siebenjähriger angestrengter Arbeit durch die tief herabgedrückte Angegriffenheit seines Körpers sich genöthigt sah, das große Tagewerk seiner Hände für einige Zeit einigen seiner dortigen Brüder zu überlassen, und im vaterländischen Himmelsstriche seine körperliche Stärkung zu suchen. Der Reichthum von Missionserfahrungen, den er auf jenen Gebieten heidnischer Finsterniß einzusammeln Gelegenheit gefunden, die vielseitige Einsicht in die Bedürfnisse und das wahre Wesen des dortigen Missionswerkes, so wie die freundlichen Einladungen, welche uns derselbe mitbrachte, an dem großen Bekehrungswerke der bengalischen Völker thätigen Antheil zu nehmen, waren für uns in hohem Grade ermunternd, und wir dürfen hoffen, daß sein verläuger-

ter Aufenthalt in unserer Mitte das gesegnete Mittel in der Hand Gottes werden dürfte, den Glaubensboten unserer Gesellschaft neue hoffnungsreiche Wirkungskreise an den Ufern des Ganges aufzuschließen. Missionar Häberlen gedenkt mit des HErrn Hülfe im Herbst dieses Jahres wieder nach Indien zurückzukehren. Die wachsenden Arbeiten der verehrten Hülfs-Bibelgesellschaft zu Calcutta haben dieselbe veranlaßt, sich an die brittische Muttergesellschaft zu wenden, und den Missionar Häberlen als das tauglichste Organ ihrer Arbeiten zur Verbreitung des Wortes Gottes unter den Völkern Bengalens und besonders zur gründlichen Revision der verschiedenen indischen Bibelübersetzungen und den Druck derselben vorzuschlagen. Brüderliche Unterhandlungen, welche deshalb zwischen der brittischen Bibel- und der bischöflichen Missions-Gesellschaft stattfanden, führten das Ergebniß herbei, daß letztere, obwohl ungerne, unsern geliebten Bruder mit Einwilligung desselben als Arbeiter an die brittische Bibelgesellschaft abtrat, und er nun als Agent des Bibelverbreitungswerkes in Bengalen nach Indien zurückkehren wird, zu welchem einflußreichen und wichtigen Berufe wir ihm den reichen Segen unsers Gottes und Heilandes inbrünstig erflehen.

Immer erzeugt es wehmüthige Empfindungen in unsern Gemüthern, wenn wir an den Namen von 78 geliebten Brüdern, welche außerhalb der Schranken der christlichen Kirche auf dem großen Marktplatze der Welt im Dienste der bischöflichen und anderer Gesellschaften oder Kirchenverbindungen als Knechte Christi hingestellt sind, wortlos vorüberziehen müssen, ohne jedem Einzelnen in unserm Jahresberichte ein Räumchen unseres liebenden Andenkens zu weihen. Aber da nun einmal die abgemessenen Grenzen unseres Berichtes solche Nothwendigkeit gebieten, so bleibt uns nichts übrig, als sie alle dem treuen Hohenpriesterherzen unseres Erlösers, der sie mit Gnade und Barmherzigkeit zu tragen und zu führen verheißen hat, so wie der inbrünstigen Für-

bitte unserer mitverbundenen Freunde angelegentlich zu empfehlen. Um indeß ihrer Arbeiten und Leiden, von denen in den Blättern unsers Heidenboten von einem Monat zu dem andern kurze Mittheilungen zu erscheinen pflegen, auch in unserm Jahresberichte nicht ganz zu vergessen, gedenken wir in gedrängten Zügen von dem Tagewerke von 9 geliebten Brüdern, welche unter den Negerstämmen der westindischen Inseln und des westlichen Afrika's arbeiten, hier Einiges zu erwähnen.

Missionar H. Bernau, welcher im Anfang des Jahres 1835 von der bischöflichen Missionsgesellschaft nach der südamerikanischen Provinz des brittischen Guianas den 40,000 armen Negern am Flusse Berbice zugesendet wurde, ließ sich eine Zeitlang zu Achlyne daselbst nieder, um den Negern auf den zahlreichen Pflanzungen der Umgegend zu dienen. „Meine Zeit, so schreibt er im Sept. 1835, ist mit häufigem Reisen angefüllt, aber ich halte dieß für jetzt für die angemessenste Weise, den armen Negern nahe zu kommen, indem sie so sämmtlich Gelegenheit finden, die Botschaft des Evangeliums zu vernehmen. Mir liegt vor Allem daran, sie zuerst mit den großen Thatsachen unsers Bibelbuches auf eine recht einfältige Weise bekannt zu machen, und den zerstreuten Taufkandidaten noch einen nähern Unterricht in den Heilswahrheiten des Christenthums zu ertheilen. Wahrhaft bewunderungswürdig ist der Eifer, womit selbst alte Afrikaner das neue Testament lesen lernen. Da ich nur einen kleinen Vorrath desselben besaß, so wurden mir von der Hülfsbibelgesellschaft in der Stadt 200 neue Testamente zugesendet, welche begierigen Absatz gefunden haben. Auch manche Deutsche haben sich in der Gegend umher angesiedelt, an welche ich auf ihr Verlangen das Wort Gottes ausgetheilt habe. Die Neger dieser Küste betragen sich ungemein ruhig, und seitdem ich hier bin, durfte kein einziger unter ihnen körperlich gestraft werden. Es wäre voreilig, jetzt schon viel vom Erfolg meiner Arbeiten

reden zu wollen; bin ich ja doch erst seit kurzem hier in ein Saatfeld eingetreten; aber wenn auch die Ernte im Großen vielleicht noch ferne seyn mag, so sproßt doch bereits hie und da eine lebendige Pflanze aus dem Boden hervor. Viele meiner Neger kommen und sagen: Massa, wir sind unwissende Leute, aber Gott sey es gedankt, daß Ihr gekommen seyd, um uns von unserer Sünde und von der Liebe Gottes etwas zu sagen. Eine besondere Freude macht mir ein armer Neger, der durch schwere Arbeit krüppelhaft und untüchtig zur Arbeit geworden ist. Er geht auf Krücken, und kann sich nur mit Mühe von einer Stelle zur andern bewegen. Sein Herz war sehr verfinstert, als ich ihn zum erstenmal sah, und dabei war er stolz und einbildisch; aber die Gnade Gottes hat ihn nun erleuchtet, und die Huld seines Erlösers ist sein Freudengesang geworden. Sein Trieb zum Lernen war so stark, daß er nach wenigen Monaten das neue Testament fertig lesen und die Hauptstücke des christlichen Glaubens auswendig gelernt hatte. Es ist ein auffallender Beweis, was die Gnade Gottes in dem Herzen eines armen Sünders auszurichten vermag; und sein Eigenthümer selbst ist nicht wenig erstaunt über die große Veränderung, welche bei ihm stattgefunden hat. Mit der pünktlichsten Sorgfalt benützt er aber auch jede Gelegenheit, in welcher er zu seiner Erbauung etwas vom Worte Gottes hören kann. „Massa, sagte er kürzlich zu mir, als ich hieher kam, wußte ich von Christo nichts, aber jetzt flehe ich zu ihm, mir ein gutes Herz zu geben, und mich dereinst in den Himmel zu nehmen. Dank Euch, Massa, daß Ihr mir gesagt habt, wie böse mein Herz und wie gut der Heiland ist. Wenn man mich begräbt, Massa, muß man mich dort drüben in den Kirchhof legen, damit ich, wenn einst Christus kommt, mit Euch auferstehen, und mit Euch zu Ihm in den Himmel kommen kann."

Ich habe an dieser Stelle vielfache Gelegenheit, schrieb Missionar Bernau unter dem 3. Okt. 1836, da

und dort wahrzunehmen, daß die Predigt des göttlichen Wortes keineswegs umsonst ist. Alles Ding hat eben seine Zeit. Wohl dem, der auf den HErrn wartet. Heute wurde ich durch ein Cirkularschreiben unsers theuern Inspectors zu Basel, das er seinen Kindern in Westindien zugesendet hat, unaussprechlich erquickt. Es wanderte zuerst nach Jamaika, von dort nach der Insel Trinidad, und zuletzt kam es zu mir nach Berbice noch immer frisch, belebend und voll Trostes. Möge der HErr unsern theuern Vater segnen, der mit so viel Liebe auch seiner Kinder in Westindien vor dem Throne der Gnade gedenkt.

Am 24. Okt. wurde ich zu einer gefährlich kranken Negerinn auf einer Plantage gerufen, die mich dringend bat, mit ihr zu beten, und ihr etwas vom Reiche Gottes zu sagen. Die Stube war mit Negern angefüllt, zu denen ich freundlich von der Liebe Gottes gegen Sünder sprach, welcher seinen eingebornen Sohn zu ihrer Rettung in diese Welt gesendet hat; und es war wohlthuend für mich, die große Begierde wahrzunehmen, womit das Wort aufgenommen ward. Freilich ist es schwer, die großen Wahrheiten des Evangeliums ihnen verständlich zu machen. Um sie ihrem Herzen und Gewissen nahe zu bringen, finde ich es am zuträglichsten, das als Bild zu benützen, was ihre tägliche Beobachtung und die Natur um sie her ihnen darbietet; mit abstracten Sätzen kommt man gar nicht fort, indem sie kein Wort davon verstehen. — Später wurde ich zu einem kranken Neger gerufen, der mit dem Worte Gottes und dem Wege des Heiles noch gänzlich unbekannt war. Er versicherte mir, nie etwas von Christo gehört zu haben, indem er in seinem ganzen Leben an nichts anders als ans Fischen im Flusse gedacht habe. Ich legte ihm nun so kurz und verständlich wie möglich den Weg des Heils unter die Augen, und er wurde dadurch sehr niedergeschlagen; dennoch wünschte er noch mehr davon zu erfahren. Ich besuchte ihn nun öfters, und lud ihn freundlich ein,

auch noch in der eilften Lebensstunde zu dem Gott seines Heils zurückzukehren, und seine Vergebungsgnade zu suchen; und ich darf hoffen, daß der HErr das Flehen dieses einst so gedankenlosen Negers erhört, und ihn wie einen Brand aus dem Feuer errettet hat. Oft pflegte er zu mir zu sagen: Massa, ich habe eine Welt von Zeit verloren; sollte ich sie noch einmal durchleben dürfen, o wie viel besser würde ich sie anwenden! Wie ernst spricht das Wort an jede Seele: ich muß wirken, so lange es Tag ist, denn es kommt eine Nacht, da Niemand wirken kann.

Im Aug. **1836** schreibt Missionar Bernau: „Seit einiger Zeit ist ein römisch-katholischer Missionar in unser Land gekommen, macht großen Lärm unter den Pflanzern und hat angefangen, in öffentlichen Blättern uns den Krieg anzukündigen. Lange verhielt ich mich stille, endlich aber fand ich für nöthig, öffentlich bekannt zu machen, daß ich gesonnen sey, in einer Reihe von Vorträgen die Irrthümer des Mannes zu widerlegen. Dieß geschah, und Viele kamen herbei, um zu vernehmen, was ich zu sagen habe. Einige schrieben meine Vorträge, so gut sie konnten, nach, andere fluchten und nannten mich einen Lügner, wieder andere riethen mir, von meinem Vorhaben abzustehen, weil ich Gefahr laufe, mir viele Feinde zuzuziehen. Ich bemerkte ihnen, es sey mir bloß um die Wahrheit zu thun, wie sie in Christo ist, und sie durch diese Wahrheit vom Irrthum frei zu machen. Da sie fanden, daß ich mir durchaus keine persönlichen Beleidigungen gestattete, sondern mich streng an das Wort Gottes hielt, so gaben sie sich wohl zufrieden, und der HErr stand mir mächtig bei. Nach neun Vorträgen blieb dem lärmenden Priester nichts übrig, als sich nach Demerara zurückzuziehen, nachdem er alles Zutrauen der hiesigen Einwohner eingebüßt hatte. Mein Herz verweilt mit dankbarer Freude auf den schnellen Fortschritten, welche die evangelische Erkenntniß innerhalb kurzer Zeit an den Ufern dieses Flusses hinauf

gemacht hat. O möchte es doch dem HErrn wohlgefallen, einen treuen Hirten zu senden, der sich dieser armen, verlassenen Schafe hülfreich annimmt! Wo es zur Förderung des Reiches Christi durch Aufbau von Kirchen oder in anderer Weise irgend etwas zu thun gibt, da treten mit Freuden die Neger herbei, um ihr Geld und ihre Handarbeiten freiwillig anzubieten. Man sieht es, wie hoch sie die Segnungen des Evangeliums anzuschlagen wissen, welche ihnen zu Theil geworden sind. Wohl dürfte von Manchen unter ihnen gelten, daß die letzten die ersten werden."

Am Ende des Jahres **1836** mußte Missionar Bernau seinen Posten verlassen und eine andere Arbeitsstätte zu Bartica beziehen, um daselbst seinem Mitarbeiter, Missionar Youd, hülfreich beizustehen. „Bei meinem Eintritt in diesen neuen Arbeitskreis, schreibt derselbe, der ein weites Missionsfeld vor mir aufschließt, war es mein inbrünstiges Gebet, daß mir der HErr den wahren Missionsgeist, ein Herz voll Liebe und Geduld schenken möge. O beten Sie für uns, daß wir ein Segen werden mögen für alle, welche um uns her wohnen. Mein früherer Beruf (er war ein Schlosser) kommt mir bei meiner Missionsarbeit ungemein wohl zu statten, indem ich die Indianer in demselben unterrichte, um sie dadurch von ihrem trägen umherstreifenden Leben abzugewöhnen. Ich habe angefangen die Akawisprache zu lernen, weil diese von vielen Indianern dieser Gegend gesprochen wird. In diesem Lande sind vier Indianerdialekte im Gange, in deren Besitz der Bote Christi sich setzen muß, wenn er Allen nützlich werden will. Ich habe daher ein Wörterbuch für sie angelegt, und eine Grammatik geschrieben, um meinen künftigen Nachfolgern den Weg zu erleichtern, auf diesem weiten Missionsgebiete thätig zu seyn."

Missionar Sessing hat unter den Negern zu Birnam Wood auf der Insel Jamaika seine Arbeitsstätte gefunden. „Diese Stelle, schreibt derselbe, könnte nicht

besser gelegen seyn. Sie liegt mitten in den St. Georgsbergen, umgeben von einer großen Anzahl von Kaffeepflanzungen, und unter einer Bevölkerung von etwa 8,000 Negern, die bis jetzt alle evangelischen Gnadenmittel und allen heilsamen Unterricht gänzlich entbehren mußten. Möchte doch Birnam Wood eine Stadt werden, die auf dem Berge steht; ein Licht, das allen umherleuchtet, die in der Finsterniß begraben liegen. Das Klima ist herrlich, die Luft gesund, und klare Ströme trefflichen kalten Wassers ergießen sich nach allen Richtungen von den Bergen herab. Bei meinem Eintritt unter diesen Negern erzählte ich ihnen: ich sey viele Jahre im Guinealande (so nennen sie ihre Heimath in Afrika) ein Missionar gewesen, habe dort ihre Brüder und Schwestern gesehen, und denselben den Weg des Heils bekannt gemacht, und nun sey ich zu ihnen gesendet worden, um Alte und Junge mit dem Worte Gottes bekannt zu machen, das sie allein weise machen könne zur Seligkeit durch den Glauben an Christum. Die frommen Leute jenseits des großen Wassers wünschen, daß nicht allein die Körper der Neger frei werden mögen von zeitlicher Sklaverei, sondern noch vielmehr, daß ihre bösen Herzen befreit werden sollen von den Stricken des Satans, der Welt und der Sünde, und von dem ewigen Verderben. So fing ich meine Arbeit im Namen des HErrn unter ihnen an. Unsere Versammlungen haben seither jeden Sonntag zugenommen, und werden jetzt von 300 Zuhörern regelmäßig besucht, so weit sie unsere Kirche zu fassen vermag. Ich fing an, ein Stück der heiligen Schrift um das andere in der Sprache und ganz nach der geringen Fassungskraft der Neger denselben zu erklären, und hatte bald die Freude, zu sehen, daß Alles voll gespannter Aufmerksamkeit war. Auch an unsern Schulen hat der HErr mehr gethan, als wir erwarten konnten. Bei der Eröffnung derselben zählte ich nur sieben Schüler, welche sich bereits auf 130 vermehrt haben. Schmerzlich ist

es, daß es uns an tauglichen Schullehrern gebricht. Unser Sonntag ist vom frühen Morgen bis in die Nacht hinein mit Arbeiten besetzt, und erschöpft oft meine ganze Kraft; aber wie anstrengungsvoll auch das Tagewerk desselben ist, so ist es doch ein süßes, herrliches Werk, und der HErr verleiht mir dabei immer so viel Kraft, als ich gerade bedarf. Dafür sey sein Name hochgelobet."

Die beiden Brüder G. Mühlhäuser und A. Eckel sind auf der Insel Trinidad, und zwar ersterer zu San Fernando, und letzterer zu Savanna Grande als Arbeiter eingetreten. Beiden sind die weitesten Wirkungskreise unter den armen Negern aufgeschlossen, und die zahlreichen Pflanzungen, welche umher liegen, stehen ihnen zu ihrem Unterrichte offen. „Mein Gemeinlein zu San Fernando, schreibt Missionar Mühlhäuser, ist noch klein, da die meisten Einwohner von frühern Zeiten her durch die Taufe in die römisch-katholische Kirche aufgenommen wurden, ohne eben irgend einen Unterricht im Christenthum zu erhalten. Ich darf indeß getrost hoffen, daß nach wenigen Jahren mit des HErrn Hülfe die Sache sich anders gestalten wird, indem die armen Neger, von denen bis jetzt noch keiner lesen gelernt hat, nach Unterricht verlangen. Habe ich am Sonntag an meinem Wohnorte den Gottesdienst gehalten, so wandere ich auf das Land hinaus, um einige Pflanzungen zu besuchen, auf denen ich oft **60—70**, und bisweilen über **100** Zuhörer antreffe. Alles befindet sich hier noch in seinen allerersten Anfängen, und so lange unsere Neger noch nicht lesen gelernt haben, so lange können wir auch das Wort Gottes und andere nützliche Schriften nicht unter denselben ausbreiten, und wir sind bloß auf den mündlichen Unterricht beschränkt. Besonders segensreich finde ich es, die Neger in ihren eigenen Hütten zu besuchen, und zutraulich nach den Umständen zu ihren Herzen zu reden, indem dieß das beste Mittel ist, ihre Liebe zu gewinnen, und so ihr Herz nach und nach der Wahrheit aufzuschließen."

Missionar Eckel bemerkt in einem seiner Briefe: „Der größte Theil der Einwohner sind römische Katholiken, aber bloß dem Namen nach, indem sie von der römischen Religion nichts weiter wissen, als daß sie einst von einem katholischen Priester getauft worden sind. Ich spreche ihnen keineswegs zu, Protestanten zu werden, aber daran ist mir Alles gelegen, eine richtige Schrifterkenntniß ihnen beizubringen, und sie in Stand zu setzen, die Bibel als einzigen Quell ihres Christenglaubens selbst gebrauchen zu können. Bei den Besuchen, die ich bei ihnen mache, erkläre ich ihnen daher offen heraus, daß es mir einzig darum zu thun sey, ihnen den wahren Weg des Lebens zu zeigen, und sie zu guten Menschen und Christen zu machen. Ich vermeide daher jegliche Streitigkeit, aber wenn sie mir sagen, es sey nur ein einziger Gott, und die französische und englische Religion sey dieselbe, so suche ich ihnen so klar wie möglich den Unterschied zwischen dem lautern Schriftglauben und dem Glauben der römischen Kirche darzuthun, und es ihnen fühlbar zu machen, daß sie in Sachen des Glaubens nichts für wahr halten dürfen, was nicht lauterlich im Worte Gottes gegründet ist. Ein Spanier, der mich vor einiger Zeit besuchte, fand an Milners Kirchengeschichte, von welcher ich ihm die beiden ersten Bände zu lesen gab, ein großes Vergnügen, und er bat mich, ihm die andern Bände von London kommen zu lassen. Er besucht mich oft, und läßt sich gerne in religiöse Gespräche ein. Ein französischer Kreole, der mich besuchte, bat mich um ein paar Unterhaltungsbücher, die er gern bezahlen wolle. Ich gab ihm ein christliches Erbauungsbuch zu lesen, das er mit großer Begierde verschlang. Einige Zeit hernach kam er wieder und erklärte, das Lesen dieser Schrift habe seinen ganzen frühern Glauben erschüttert, und er könne nicht länger römischer Katholik bleiben. Ich wies ihn nun an, die heilige Schrift ernstlich zu lesen, indem durch sie alle seine Zweifel

gelöst

gelöst und sein ganzes Herz vom Lichte der göttlichen Wahrheit bestrahlt werden würde. Wirklich scheint in dem Herzen dieses Mannes eine gründliche Bekehrung begonnen zu haben, und er äußerte mir, er habe früher sehr schlecht gelebt, und nun sey ihm das, was er früher liebte, zum Eckel und Verdruß geworden. Einer der Freineger macht meinem Herzen viel Vergnügen. Kürzlich äußerte er gegen mich: die Schrift sagt, die Zunge sey ein Lügner, aber die Zunge kann auch bezeugen, was ich in meinem Herzen fühle (indem er die Hand auf die Brust legte). Gott selbst spricht da drinnen, und darum glaube ich, daß auch die Zunge Wahrheit sprechen kann. Was Ihr mir in Euern Büchern vorgelesen und mir gesagt habt, das spricht Gott auch in meinem Herzen, und wenn Ihr mir von dem Weg zur Seligkeit redet, so werde ich gewahr, daß Gott dasselbe auch in meinem Herzen spricht, und darum glaube ich, daß es wahr ist. Ich weiß nichts süßeres, als der herrliche Name Jesu Christi ist, und gegen Ihn ist mir jetzt die ganze Welt freudenlos geworden. Ich horchte Euch zu, was Ihr mir gesagt habt, und als Ihr vom Lamm Gottes sprachet, so wurde mein Herz von Freude so voll, daß ich mich nicht mehr halten und nicht länger schweigen konnte.

Mehrere dieser Neger, fügt Missionar Eckel hinzu, sind wirklich ernstlich um das Heil ihrer Seele bekümmert, und sie hören mit so großer Begierde dem Worte Gottes zu, daß ich getrost glauben darf, der heilige Geist habe sein gutes Werk in ihren Herzen angefangen. Dem HErrn ist es allein bekannt, und mir gebührt nur in Geduld, Glauben und Liebe fortzuarbeiten. Nach dem Maaß unsers Glaubens und unsers Gebets, ja noch überschwänglich mehr will der HErr unser Werk segnen, weil es Sein Werk ist."

Die Arbeitskreise dieser geliebten Brüder erweitern sich mit jedem Jahre, und es thut ihnen die Unterstützung von Gehülfen Noth, wenn sie nicht erliegen

sollen. „Wir erwarten dieses Jahr, schreibt Missionar Mühlhäuser, 7,000—10,000 arme Afrikaner, welche auf den Pflanzungen unsrer Insel (Trinidad) umher vertheilt werden sollen. Wenn ich sage, daß ich in meinen Arbeitssprengel 2,000 dieser neuen Ankömmlinge erhalten werde, so ist es nicht zu viel, denn es werden derselben wohl 3,000 seyn. Es liegt am Tage, daß ich nicht im Stande seyn werde, sie alle zu unterrichten. Rathen Sie mir, Negergehülfen zur Unterstützung aufzusuchen, so muß ich Ihnen antworten, daß taugliche Gehülfen unter denselben nur sehr schwer zu finden sind, und daß die meisten nur um des Geldes willen arbeiten. Mir thut daher ein wackerer Katechiste aus Europa vor Allem noth, und ich bitte Sie, mir denselbigen zuzusenden."

Aeußerungen dieser Art erregen immer schmerzhafte Gefühle in dem Herzen des christlichen Menschenfreundes. Wie viele wackere deutsche Jünglinge stünden nicht von Herzen bereit, den armen Negern bei ihrem Unterrichtsbedürfnisse hülfreich beizuspringen; und wohl würde es auch an den erforderlichen Unterhaltungsmitteln derselben nicht gebrechen. Aber dennoch dürften sie kaum einen Zutritt in diese Arbeitskreise finden, weil dieselben von brittischen Missionsgesellschaften bereits in die Pflege genommen worden sind, und es für unziemlich gehalten werden würde, sich in die Arbeitskreise Anderer einzudrängen. Der HErr ist es alleine, der auch diese Fessel durchbrechen und den Weg öffnen kann, damit seine Knechte hinausziehen mögen in alle Welt, um aller Kreatur das theure Evangelium zu verkündigen.

Auch unter den Negern des westlichen Afrika's haben vier unserer geliebten Brüder im Dienste der englisch-bischöflichen Missionsgesellschaft auf der Küste Sierra Leone im verflossenen Jahr im Segen fortgearbeitet, obgleich sie durch die Pest, welche viele Einwohner der Kolonie schnell hinwegraffte, vielfachen Todesgefahren ausgesetzt waren. Aber der HErr hat ihr

Leben und ihren heitern Glaubensmuth erhalten, so daß sie unter dem schweren Druck der Zeit mit dem Evangelio Christi den Herzen der Neger nur um so näher kommen konnten. Verschiedene liebliche Beispiele der göttlichen Bekehrungsgnade werden da und dort in ihren Berichten erzählt. „Ein junger Neger kam diesen Morgen zu mir, schreibt Missionar Kißling im Nov. 1836, um mir sein Herz aufzuschließen und das Verlangen auszudrücken, in die Gemeinde Christi aufgenommen zu werden. Er zeigt große Liebe zur Wahrheit, und obgleich seine Fassungskraft beschränkt ist, so ist er doch im Sammeln christlicher Erkenntniß treu und beharrlich. Auf meine Frage, ob sein Meister ihm den Besuch des Unterrichtes gestatte, da er doch einen Theil der Arbeitszeit darauf verwenden müsse, gab er zur Antwort: als ich ging, gebot er mir, am Abend eine Stunde länger zu arbeiten. Dieß that ich, und nach und nach wurde der Meister freundlicher, und läßt mich jetzt das Wort Gottes lernen, ohne mehr Arbeit zu fordern. Dieser einfältige Negerjüngling hat, wie dort die Wittwe den ungerechten Richter, durch Fleiß und Gehorsam seinen Meister überwunden. Wir haben ihn seitdem durch die Taufe in die Gemeinde Christi aufgenommen.

Jede Woche kommen heilsbegierige Seelen zu mir, die gern erfahren möchten, was zu ihrem Frieden dient, und ich gebe ihnen christlichen Unterricht. Acht derselben wurden am 17. Nov. getauft, und unsere kleine Kirche war dabei ganz mit Menschen angefüllt. Es war rührend, wie diese acht Täuflinge, in weiße Kleider gekleidet, vor dem Altar sich niederließen, und ihr Glaubensbekenntniß ablegten. Tiefe Stille und inbrünstige Andacht herrschte während des ganzen Gottesdienstes, so daß ich körperliche Aufregungen des Gefühles besorgte, wozu die Afrikaner sehr geneigt sind; indeß ging alles in größter Ordnung vorüber. Wir fühlten Gottes gnadenreiche Gegenwart, und die ganze Gemeinde schloß die Feier mit einem herzlichen Amen.“

Während der Abwesenheit des Missionar Kißlings trat Missionar Graf in seine Stelle ein. „Ich habe Ursache, schreibt derselbe, zu glauben, daß der größere Theil der Neger, welche christlichen Unterricht bei mir suchen, aufrichtig nach dem Wege des Heiles fragt, und daß ihr Verlangen, der Kirche Christi durch die Taufe einverleibt zu werden, nicht aus unlautern Beweggründen herfließt. Dieß beweist die große Begierde, mit welcher sie den Unterricht aufsuchen, und die Beharrlichkeit, die keine Mühe und Anstrengung scheut, um denselben fortzusetzen. Auch das Negerinstitut befindet sich in gedeihlichem Zustande, und die 19 Jünglinge machen erfreuliche Fortschritte im Lernen, welche freilich nach Maaßgabe ihrer Geistesgaben verschieden sind. Aber Alle arbeiten fleißig und mit Vergnügen. Ihr Betragen gereicht mir zu großer Zufriedenheit, und ich darf hoffen, daß die meisten derselben durch des HErrn Gnade der Mission unter ihren Volksgenossen nützliche Dienste dereinst leisten werden."

Missionar Schlenker, welcher die Negergemeinde zu Gloucester besorgte, ehe er im Oktober 1836 nach Bathurst versetzt wurde, schreibt von derselben: „Manche Neger kommen zu mir mit der angelegentlichen Frage, was sollen wir thun, daß wir selig werden? und geben mir dadurch die willkommene Gelegenheit sie zu Christo hinzuweisen, als dem Lamme Gottes, welches die Sünden der Welt trägt. Vor wenigen Tagen kamen 8 Männer und 12 Weiber auf einmal von Regent her in mein Haus mit der angelegentlichen Bitte, daß ich sie doch in das Verzeichniß der Taufkandidaten aufnehmen möchte. Auf meine Frage, warum sie denn wünschen getauft zu werden? gaben mir mehrere derselben befriedigende Antworten; andere sagten, sie wünschen beten zu lernen, weil sie dieß noch nicht können. Am 23. Okt. hatte ich einen feierlichen Gottesdienst zu Gloucester, indem 12 Täuflinge, 4 Männer und 8 Weiber, reinlich gekleidet vor mir standen, um durch die Taufe in die Ge-

meinde Christi aufgenommen zu werden. In den verflossenen 6 Wochen hatte ich ihnen jeden Tag christlichen Unterricht ertheilt. Die ganze Gemeinde nahm an dieser Feier gefühlten Antheil, und auch die Täuflinge, in deren Herzen der Geist des HErrn kräftig zu wirken begonnen hat, empfanden die hohe Wichtigkeit dieser Handlung und des Gelübdes, das sie feierlich vor dem Altare Gottes ablegten, sich mit Leib und Seele Dem zum Eigenthum zu weihen, in dessen Gemeinschaft sie jetzt aufgenommen werden sollten."

Es ist erfreulich wahrzunehmen, wie unter mehreren dieser bekehrten Neger sich je mehr und mehr das Verlangen regt, mit der Botschaft des Heiles, welche ihre Herzen glücklich macht, auch zu solchen Völkerstämmen Afrika's hinauszuziehen, welche noch nichts von derselben gehört haben. So schreibt Missionar Schön, welcher in der Negergemeinde zu Hastings arbeitet, unter dem 14. Dezember 1836: „Ein junges neubekehrtes Brautpaar kam zu mir von Waterloo her, um zur Ehe eingesegnet zu werden. Von diesen erfuhr ich, daß sie sich entschlossen hätten, mit einander nach dem Scherbrolande zu ziehen, um ihren heidnischen Volksgenossen daselbst das Evangelium zu verkündigen. Dieß ist bis jetzt ein seltener Fall, daß Neger dieser Kolonie, welche im Glauben an Christum ihr Lebensglück gefunden haben, sich gedrungen fühlen, freiwillig hinauszuziehen, um auch in andern Negergebieten das Heil in Christo bekannt zu machen. Die Muhamedaner rings um uns her geben sich alle Mühe, um die Heiden für ihren Glauben zu gewinnen, während von den Christen bis jetzt noch so wenig geschieht, um den Christenglauben in das Innere Afrikas hineinzutragen. Wie vieles könnte nicht in dieser Hinsicht von dieser Kolonie aus geschehen, wenn wir nur nicht immer sagen müßten: die Ernte ist groß, aber der Arbeiter sind wenige. Wir leben indeß der Hoffnung, bald eine große Anzahl von Streitern Christi in Sierra Leone versammelt zu finden, und dann wird diese Kolo-

nie erſt ein Leuchtthurm werden für die Völker Afrikas, und ihre wilden Stämme werden anfangen, im Gefühle ihres Jammers ihre Hände nach Hülfe auszuſtrecken."

Es iſt hoch erfreulich, in den Quartalverzeichniſſen dieſer Miſſionsſtellen den anſehnlichen Zuwachs wahrzunehmen, welchen die Gemeinde Chriſti auf dieſer Kolonie von einem Zeitraum zu dem andern gewinnt. So ſind z. B. in den drei erſten Monaten des Jahres **1837** nicht weniger als **91** neue Täuflinge, **697** Taufkandidaten und **2081** Tagesſchüler, ſo wie in den **6** darauf folgenden Monaten dieſes Jahres bis zum **25.** Sept. **1837** die Anzahl von **155** Täuflingen und **497** Taufkandidaten in dieſelben eingezeichnet. Dieß iſt eine köſtliche Frucht, für die wir dem HErrn von Herzen danken, und um welcher willen wir uns Glück wünſchen dürfen, daß Er uns der hohen Gnade würdigt, an dieſen heiligen Siegen ſeines Evangeliums unſern unverdienten Antheil nehmen zu dürfen. Den Eindruck, den im Allgemeinen der Anblick dieſer Kolonie auf das Gemüth des neuen Ankömmlings macht, hat Herr Townſend in folgenden Worten beſchrieben: „Der Reiſende, welcher hier ankommt, kann ſich kaum vorſtellen, daß er in einem Lande ſich befinde, wo noch vor kurzer Zeit die Geſammtzahl der Einwohner dem blinden Götzendienſte ergeben war. Vielmehr fühlt er ſich bald heimathlich auf einem Boden, wo Gott im Geiſt und in der Wahrheit verehrt wird. Eine feierliche Stille herrſcht weit umher an den Sonntagen, und große Schaaren beiderlei Geſchlechts eilen zur Schule und zur Kirche, um leſen zu lernen, und im Chriſtenthum unterrichtet zu werden. Alle ſind reinlich, und ſo weit es die Umſtände geſtatten, gut gekleidet. Einige Männer tragen eine weiße oder blau geſtreifte Schürze mit weißen Beinkleidern und einem Strohhut auf dem Kopfe. Andere fügen noch eine Jacke hinzu, die ſie ſehr gut kleidet. Die Weiber haben ihre weiten Röcke von verſchiedenen Farben, und ein reinliches Tuch iſt um ihren Kopf gebunden. In der Schule iſt viel Aufmerkſamkeit und Fleiß wahrzunehmen; auch ſchämen ſich Erwach-

sene von 40, 50 und 60 Jahren nicht, sich in die Reihen der kleinen Schüler hineinzusetzen, um Unterricht zu empfangen. Wirklich muß ihnen an der Bekanntschaft mit dem Worte Gottes viel gelegen seyn, da sie sich so große Mühe geben, dasselbige lesen zu lernen. In dem Gottesdienst herrscht sichtbare Andacht und große Aufmerksamkeit, und ich fühlte mich kräftig erbaut durch den Anblick dieser Neger, welche es deutlich kund thun, daß der heilige Geist Gottes sein Werk, neue Kreaturen aus ihnen zu schaffen, in Wahrheit in ihrer Mitte begonnen habe."

Doch wir müssen uns von diesen lieblichen Offenbarungsstätten der Gnade Gottes in Jesu trennen, indem wir das wachsende Wohl derselben seinem treuen Vaterherzen und der inbrünstigen Fürbitte aller Gläubigen empfehlen. Möge auf den verfinsterten Fluren des armen Afrikas bald ein Tempel Gottes um den andern aufgebaut, und die Sklavenketten der Sünde für immer zerbrochen werden, welche seine unglücklichen Bewohner seit Jahrtausenden getragen haben. Getreu ist Gott, der auch sie zu seinem Reiche berufen hat, Er wird es thun.

II.

Unsere evangelische Missionsschule zählte am letzten Jahresfeste 42 Jünglinge, welche sich in derselben auf das Amt, das die Versöhnung unter den Heiden predigt, vorbereiteten. Im Laufe des verflossenen Jahres wurden nun aus dem Kreise derselben drei geliebte Brüder, welche den jüngern Klassen angehörten, theils wegen körperlicher Schwäche, theils wegen Mangel an den erforderlichen Geistesgaben mit unsern herzlichen Segnungen ihrem frühern Berufe wieder zurückgegeben; und wir dürfen getrost hoffen, daß sie bei red-

licher Glaubenstreue auch in ihrer Heimath als ein Licht der Welt, und als ein Salz der Erde werden erfunden werden.

Vier andere aus diesem brüderlichen Kreise, nämlich: Johann Ludwig Krapf von Derendingen, Karl Gottlieb Krauß von Göppingen, Christian Wilhelm Lipp von Waiblingen und Karl Bandle von Kirchheim unter Teck, sämmtlich Würtemberger, haben bald nach dem letzten Jahresfeste unsere Missionsschule verlassen, und die Reise nach England angetreten, um unter der Leitung der verehrten englisch-bischöflichen Missionsgesellschaft ihrem angewiesenen Wirkungskreise in den Heidenländern entgegenzuziehen. Durch eine anhaltende Unpäßlichkeit, welche den letztgenannten Bruder während seines Aufenthaltes in London überfiel, sahe sich derselbige genöthigt, auf vaterländischen Boden wieder für einige Zeit zurückzukehren, um unter dem Beistande Gottes seine geschwächten Kräfte aufs neue für seinen wichtigen Beruf zu stärken. Noch fünf andere Brüder, von denen im nächsten Abschnitt unsers Berichtes noch weiter die Rede werden wird, traten den 5. April dieses Jahres nach empfangener kirchlicher Ordination, von unsern herzlichsten Segenswünschen begleitet, ihre Reise nach London an, um nach einem vierteljährigen Aufenthalte daselbst, welcher ihrer Einübung in den fertigen Gebrauch der englischen Sprache bestimmt ist, im Sommer dieses Jahres die nächste Schiffsgelegenheit zu benützen, und ihren Brüdern auf der canaresischen Küste des westlichen Indiens als Gehülfen entgegenzueilen.

Mit dem Austritt dieser zwölf geliebten Brüder war an Ostern dieses Jahres die Zahl unserer Missionszöglinge wieder auf 30 Mitglieder herabgesunken, und es war unseres Herzens Freude, die entstandenen Lücken unserer Schule mit neuen jugendlichen Streitern auszufüllen. Aus der Reihe von 34 frommen Jünglingen, welche sich aus verschiedenen Gegenden der Schweiz und

Deutschlands um Aufnahme in unsere Anstalt gemeldet hatten, wurden daher von unserer Missions-Kommittee eilf derselben ausgewählt, denen der Zutritt in die jährliche Präparandenklasse gestattet wurde, und die auch wirklich unter unsern herzlichen Wünschen, daß Gottes gnädiges Wohlgefallen auf ihrer Wahl ruhen möge, an Ostern dieses Jahres in unsere Missionsschule eingetreten sind. Auf diese Weise wurde die kleine Schaar unserer geliebten Pfleglinge wieder auf die Zahl von ein und vierzig Mitgliedern vermehrt, welche, in fünf Jahres- und vier Unterrichtsklassen abgetheilt, den erforderlichen Vorbereitungsunterricht in derselben empfangen, um unter Gottes Beistand durch gewissenhaften Fleiß und Treue zu Verbreitern seines Himmelreiches unter den Völkern der Erde herangebildet zu werden.

Ein jährlich wachsendes Unterrichts-Bedürfniß der Heidenwelt legt unsern Herzen immer wieder aufs Neue die Frage zur reifen Erwägung nahe, und auch manche unserer theuern Missionsfreunde mahnen uns an dieselbe: ob es nicht von den Umständen gefordert sey, die bisherige Zahl unserer Missionszöglinge noch weiter zu vermehren, um so dem immer lauter werdenden Hülferufe der armen Heiden von einem Jahr zum andern eine größere Anzahl von Friedensboten zusenden zu können? Es ist nicht zu läugnen, daß bei der gewöhnlichen Erfahrung, daß eine aufgenommene Jahres-Klasse von zehn Zöglingen nach einem fünfjährigen Aufenthalte in unserer Schule sich bisweilen durch Krankheit und andere Umstände nicht unbedeutend vermindert hat, unsere Kommittee nicht selten in Verlegenheit darüber, wie sie das vorliegende Bedürfniß befriedigen möge, so wie in die Nothwendigkeit sich versetzt sieht, Jünglinge, welche ihren festgesetzten Studienlauf noch nicht ganz vollendet haben, in die hülfsbedürftige Heidenwelt abzusenden. Wirklich wäre auch unsere Missionskommittee keineswegs abgeneigt, in solchen Fällen ausnahmsweise eine größere Anzahl von Zöglingen in unsere

Anstalt aufzunehmen, sobald sich nur solche Jünglinge hiezu melden würden, deren innere und äußere Berufung zum Missionsdienst auf unbezweifelte Weise klar erkennbar wäre. Tüchtige, und in ihrem ganzen Wesen den Ruf des HErrn kund thuende Jünglinge haben wir zu keiner Zeit von uns abgewiesen, wenn sie sich mit entschiedenem Selbstbewußtseyn ihrer Berufung vom HErrn um die Aufnahme bei uns gemeldet haben.

Wie wünschenswerth indeß auch von dieser Seite her, wenigstens unter den gegenwärtigen Umständen, eine angemessene Erweiterung unserer Anstalt scheinen mag, so weist uns doch eine fortlaufende Erfahrung immer deutlicher darauf hin, daß es für den gesunden Bestand unseres gemeinsamen evangelischen Missionswerkes ungleich zusagender sey, nicht sowohl auf die Ausdehnung seiner Grenzen, als vielmehr auf die innere Erkräftigung unserer Wirksamkeit den ersten und vorzüglichsten Bedacht zu nehmen, und diesem Zwecke jeden andern, doch oft nur scheinbaren Vortheil zu unterordnen. Auf dem Gebiete der Heidenwelt wird das Tagewerk der Mission nicht nach der Anzahl der Arbeiter, sondern nach der Tüchtigkeit derselben abgemessen, und oft wird dem Einzelnen, wenn er im Kleinen treu erfunden wird, von oben herab Größeres mitgetheilt, als bisweilen einer großen Anzahl derselben nicht anvertraut werden kann. Aber zu dieser innern Erkräftigung unserer Anstalt thut vor allem Noth, daß die lebensvolle Einheit des Ganzen immer fester geknüpft, daß den ersten Wurzeln und Trieben schädlicher Einflüsse immer sorgfältiger vorgebeugt, daß die, oft so tief und verborgen liegenden Hindernisse, welche den Entwicklungsgang des Ganzen hemmen, mit fester Hand gehoben, daß den geistigen und intellectuellen Bedürfnissen des einzelnen Zöglings zweckmäßig aufgeholfen, ein Geist christlicher Nacheiferung geweckt, die Erstarkten in liebreiche Gehülfen ihrer schwächern Brüder umgeschaffen,

und so durch die überschwängliche Gnade des HErrn ein christliches Familienleben gepflanzt werden möge, bei welchem jeder Einzelne sich als ein glückliches Glied des Ganzen erkennen darf. Aber solch christlich-familienartiges Zusammenleben ist nur innerhalb bestimmter Grenzen ausführbar; und jede, das rechte Ebenmaaß des Ganzen überschreitende, Erweiterung ist ein Verlust, welcher die kräftige Entwicklung des Ganzen bedroht, und nicht selten den verborgenen Keim der Zerstörung über dasselbige verbreitet. Evangelische Missionsschulen tragen den innern Beruf in sich, den Prophetenschulen der alttestamentlichen Geschichte näher zu stehen als den gelehrten Bildungsschulen unserer Tage. Nicht als ob sie nicht eben so gut wie diese verpflichtet wären, nach gesunder und lebenskräftiger Wissenschaft, so weit diese dem Menschenleben frommt, aus allen Kräften zu streben; aber der Geist, der sie in Bewegung setzt, der Zweck, für den sie arbeiten, die Mittel, die sie zur Erreichung dieses Zweckes erwählen, stehen nicht mit der Wissenschaft, sondern mit dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit in dem unzertrennlichsten Zusammenhange; und das einzige und höchste Ziel, das ihnen in Christo Jesu vorgesteckt ist, besteht darin: nicht daß bloß menschlich wissenschaftliche Kenntnisse und bürgerliche Bildungsmittel unter den Völkern der Erde verbreitet, sondern daß Gottes Name in den Menschen verherrlicht, sein heiliger Friede auf der ganzen Erde gepflanzt und Gottes gnädiges Wohlgefallen in allen Enden der Welt befördert werden möge.

Unsere vorbereitende Missionsstudien haben auch im Laufe des verflossenen Jahres ihren stillen und gesegneten Gang in unserer Schule fortgesetzt, und sind von den Zöglingen derselben mit dem Ernst und der emsigen Anschicklichkeit, welche den Jüngern Christi geziemt, betrieben worden. Wenn auch in einzelnen Fächern des Unterrichtes verschiedenartige Veränderungen für nothwendig erachtet worden sind, um entweder das

Unterrichtsmaterial möglichst zu vereinfachen und mit dem Bedürfnisse der Heidenwelt in engern Zusammenhang zu setzen, oder durch eine angemessenere Methode des Vortrags unsern geliebten Schülern die oft schwere Arbeit des Lernens zu erleichtern, so haben wir doch keine Ursache gefunden, die wesentlichen Grundsätze zu ändern, auf welchen unser Studiencyklus ruht; vielmehr haben uns immer neue Zeugnisse unserer in den Gebieten der Heiden arbeitenden Brüder in der Ueberzeugung befestigt, daß im Wesentlichen die Art und Weise der Vorbereitung, wie sie in unserer Missionsschule stattfindet, der beruflichen Stellung des christlichen Missionars in der Heidenwelt zusagend sey.

Das Verzeichniß der Unterrichtsgegenstände, welche im gegenwärtigen Sommerhalbjahre von verschiedenen Lehrern den vier Abtheilungen unserer Schule vorgetragen werden, ist folgendes:

Erste (älteste) Klasse (aus 12 Zöglingen bestehend).

Unterrichtsfächer.	Wöchentliche Stundenzahl.	Lehrer.
Erbauliche Schriftbetrachtung	2	Hr. Pfr. von Brunn.
Anleitung zur Ertheilung des Religionsunterrichtes mit katechetischen Uebungen	3	" Prof. Beck.
Einleitung in die Bibelstudien	5	" Inspektor Blumhardt.
Kirchliche Symbolik	3	" Candidat Weitbrecht.
Erklärung des Propheten Micha	2	" Prof. Beck.
Erklärung des Propheten Jesajas	3	" Candidat Staudt.
Erklärung des 2. Briefs Petri	2	" Prof. Beck.
Erklärung des Hebräerbriefs	3	" Candidat Ostertag.
Englische Sprache in zwei Abtheilungen	3	" Pfr. Huber. } " Candidat Ostertag. }
Chorgesang	1	" Gesanglehrer Laur.
Summa	29	

Zweite Klasse (aus 8 Zöglingen bestehend).

Unterrichtsfächer.	Wöchentliche Stundenzahl.	Lehrer.
Erbauliche Schriftbetrachtung	2	Hr. Pfr. von Brunn.
Einleitung in die Bibelstudien	5	" Inspektor Blumhardt.
Erklärung des 2. Briefs Petri	2	" Prof. Beck.
Erklärung des Hebräerbriefs	3	" Candidat Ostertag.
Biblische Geschichte	4	" Candidat Ostertag.
Hebräische Grammatik	4	" Candidat Weitbrecht.
Hebräische Compositionen	2	" Candidat Weitbrecht.
Neutestamentliche Grammatik	2	" Candidat Staudt.
Lektüre griechischer Schriftsteller	2	" Candidat Weitbrecht.
Lateinische Uebungen	3	" Candidat Staudt.
Chorgesang	1	" Gesanglehrer Laur.
Summa	30	

Dritte Klasse (aus 10 Zöglingen bestehend).

Unterrichtsfächer.	Wöchentliche Stundenzahl.	Lehrer.
Erbauliche Schriftbetrachtung	2	Hr. Pfr. von Brunn.
Einleitung in die Bibelstudien	5	" Inspektor Blumhardt.
Bibelgeschichte	4	" Candidat Ostertag.
Bibelanalyse	3	" Candidat Staudt.
Griechische Uebungen	4	" Candidat Staudt.
Lateinische Sprache	3	" Candidat Staudt.
Geometrie	3	" Candidat Ostertag.
Geographie	2	" Candidat Ostertag.
Singunterricht	2	" Gesanglehrer Laur.
Summa	28	

Vierte (jüngste) Klasse (aus 11 Zöglingen bestehend).

Unterrichtsfächer.	Wöchentliche Stundenzahl.	Lehrer.
Erbauliche Schriftbetrachtung	2	Hr. Pfr. von Brunn.
Bibelanalyse	5	" Candidat Staudt.
Katechismuslehre	2	" Candidat Ostertag.
Deutsche Sprachlehre	4	" Candidat Weitbrecht.
Griechische Sprache	5	" Candidat Staudt.
Allgemeine bildende Kenntnisse	2	" Candidat Ostertag.
Geographie	2	" Candidat Weitbrecht.
Arithmetik	4	" Schullehrer Buser.
Gesanglehre	2	" Gesanglehrer Laur.
Summa	28	

Wenn die philologischen Studien in unserm Lektionsverzeichnisse immer eine verhältnißmäßig bedeutende Zeit einzunehmen scheinen, so ist das Maaß derselben zunächst durch den großen Endzweck geboten, welcher unserer Missionsschule gestellt ist. Bei dem Unterrichte unserer Zöglinge in den alten Sprachen ist uns nämlich eine gedoppelte Aufgabe in die Hände gelegt; sie sollen vermittelst derselben unter dem Beistande Gottes mit dem Grundtext der heiligen Schriften so weit gründlich vertraut gemacht werden, daß sie, auf ihn gestützt, die Schrift in fremden Sprachen erklären, das Evangelium predigen und wohl auch erforderlichen Falls Uebersetzungen der heiligen Schriften in heidnische Völkersprachen ausfertigen oder bereits verfertigte nach dem Grundtexte revidiren können. Sie sollen aber auch durch sie auf die Erlernung lebender Sprachen, deren Gebrauch für ihren wichtigen Beruf ihnen vollkommen geläufig werden muß, durch eine allgemeine grammatische Vorbildung vorbereitet und erforderlichen Falls in den Stand gesetzt werden, solche Völkersprachen, welche bis jetzt nur erst im Wortlaute und Menschenverkehr, und nicht in Schrift stattfinden, zweckmäßig aufzufassen, grammatisch zu bearbeiten und die nöthigen Sprachunterrichtsmittel für nachkommende Missionarien in denselbigen auszufertigen. Bei der Lösung dieser gedoppelten Aufgabe setzten nicht selten theils der Mangel an den nöthigen Vorkenntnissen, welche gar häufig nur in dem dürftigen Unterrichte gewöhnlicher Dorfschulen bestehen, theils die engen Grenzen der Vorbereitungszeit, die durch das schreiende Bedürfniß an Arbeitern in den Heidenländern für unsere Zöglinge oft noch näher zusammengerückt werden mußten, den Lehrern der Anstalt nicht geringe Schwierigkeiten, ja bei Einzelnen ihrer Schüler unüberwindliche Hindernisse entgegen.

Schon längst wurden daher von denselben mancherlei Versuche gemacht, den ohne alle Vorbildung, selbst in der Muttersprache, bei uns eingetretenen Zöglingen

das Erlernen der alten Sprachen möglichſt zu erleichtern, was auch durch eine der Hamilton'ſchen Lehrmethode ſich annähernde Unterrichtsweiſe bis auf einen gewiſſen Grad wirklich erreicht ward. Indeß wurden die Lehrer der Anſtalt erſt durch die in den letzten Jahren erſchienenen Lehrbücher, welche zum Behuf der leichtern Erlernung älterer und neuerer Sprachen nach Hamilton'ſcher Unterrichtsweiſe verfaßt ſind, veranlaßt, dieſe Methode in noch größerm Umfange bei unſerm erſten Sprachunterrichte in Anwendung zu bringen; und es macht unſern Herzen Freude, auf eine zweijährige gründliche Erfahrung geſtützt, verſichern zu dürfen, daß auf dieſem Wege den Zöglingen der Sprachunterricht in ſeinen erſten Anfängen, welche gewöhnlich für ſie die allerſchwerſte Aufgabe ſind, nicht nur ungemein erleichtert, ſondern daß es uns zugleich möglich gemacht wurde, der Löſung unſerer gedoppelten Aufgabe bei dem Sprachunterrichte um mehrere Stufen näher zu rücken.

Zwar vermögen wir nicht, von ähnlichen glänzenden Ergebniſſen dieſer Unterrichtsweiſe, welche verſchiedene deutſche und engliſche Anſtalten der Welt rühmen, auch in unſerer Schule zu reden, wo der Unterricht in den Sprachen gewöhnlich mit 20—25jährigen Zöglingen getrieben wird, indeß ihm immer nur ein beſchränkter Theil der koſtbaren Zeit zugewieſen werden kann; dennoch iſt uns auf dieſem Wege bis jetzt der namhafte Vortheil zugefloſſen, daß nunmehr den minderbegabten Zöglingen mit leichterer Mühe das gleiche Maaß von Sprachkenntniſſen beigebracht werden kann, das früher auf dem Wege des gewöhnlichen grammatiſchen Unterrichts nur den fähigern unter ihnen erreichbar geweſen war. Wir möchten ſagen, daß durch die Einführung dieſer Unterrichtsmethode bei dem elementariſchen Sprachunterricht den meiſten unter ihnen ein hemmender Stein auf dem Wege ihrer Miſſionsvorbereitung hinweggeräumt worden iſt, der bisweilen bei Einzelnen

die beiden ersten Jahre ihres Aufenthaltes in unserer Schule in Jahre entkräftender und muthlähmender Abmühung verwandelt hatte.

Wenn es Gesetz des menschlichen Geistes ist, von dem Besondern zu dem Allgemeinen aufzusteigen, und das Allgemeine im Besondern aufzufinden und zu erkennen: so wird derjenige Sprachunterricht erst ein naturgemäßer genannt werden dürfen, der nicht bei der allgemeinen Regel anfängt, um die ihr zugehörigen Besonderheiten in derselben zu erkennen, sondern der umgekehrt den Schüler erst im Besondern der Sprachtheile die Regeln finden läßt, nach denen sie zu einem Ganzen geordnet sind, und sich allgemeinen Regeln unterordnen. Auf diese Weise lernt derjenige, welcher mitten unter ein Volk von fremder Sprache plötzlich versetzt wird, zuerst die Wörter und den Wortgebrauch im Allgemeinen, ohne der von der Formenlehre geforderten Endungen und der von der Syntax vorgeschriebenen Constructionen sich eben bewußt zu werden, und ebenso lernt auch ein Kind seine Muttersprache. Erst allmählig wird der Lernende ganz von selbst auf die auffallendsten Sprachbildungen, welche unter gewissen Bedingungen immer wiederkehren, aufmerksam, und lernt in seinem gesammelten Sprachmaterial die Grundregeln, auf denen das ganze Gebäude ruht, nach und nach selbst auffinden und sich zum Bewußtseyn zu bringen. Jetzt erst hat der Schüler einen offenen Sinn für seine Sprachlehre gewonnen, die er nun nicht mehr mit Unlust, sondern mit Vergnügen treiben wird, weil er jetzt in ihr alles das, was er selbst von ferne geahnt, dunkel angeschaut, zum Theil sich als Sprachgesetz gebildet hatte, in festen Regeln ausgesprochen vor sich liegen sieht, für welche er sich leicht aus seinem auswendig gelernten Sprachschatze eine Menge von Beispielen vergegenwärtigen kann.* Diese Erfahrungen haben wir wirklich mit unsern Zöglingen in unserer Schule gemacht, indem sie nach mehrmonatlicher gemeinsamer Einübung in den Organismus einer alten

Sprache

Sprache nach Hamilton'scher Weise nun mit großer Leichtigkeit die Grammatik, die ihnen jetzt in die Hände gegeben wurde, in ihren abstrakten Regeln auffaßten, die Formenlehre derselben, deren Erlernung sie zuvor unsägliche Anstrengung kostete, innerhalb weniger Tage selbst mit Lust zusammensetzten, und es nicht schwierig fanden, sich durch fortlaufende Erinnerungen die Regeln der Syntax anschaulich und verständlich zu machen.

Wenn es ferner zuvor große Mühe kostete, bis die fremden Laute einer Sprache in das Gehör und in die Sprachorgane unserer Zöglinge eingeübt waren: so lernen jetzt dieselben, indem sie immer zugleich lesen und sprechen, und so die Töne gemeinsam durch Aug und Ohr und Zunge laufen lassen, nicht nur bälder und fertiger lesen, sondern auch fremde Worte besser verstehen, wenn sie, ohne in Schrift gefaßt vor den Augen zu liegen, nur mündlich ausgesprochen werden. Da ferner die meisten Stücke auswendig gelernt werden, und diese Uebungen zuerst mit dem Griechischen des neuen Testamentes beginnen, so gewinnen die Zöglinge in der Regel schon nach Verfluß eines halben Jahres so viele Bekanntschaft mit dem Wörtervorrathe des neuen Testamentes, daß sie mit Leichtigkeit in das Lesen desselben eingeleitet werden können, ohne, wie es früher der Fall war, jeden Augenblick sich in die Nothwendigkeit versetzt zu sehen, zu ihrem Wörterbuche ihre Zuflucht zu nehmen. Nicht minder bemerkenswerth erscheint es uns, daß wir diese Methode durch ihren scheinbaren Mechanismus der Vorbereitung für allgemeine Sprachkenntniß so wenig hinderlich gefunden haben, daß vielmehr der Lehrer der deutschen Sprache einen bedeutenden Vorschub für seine Arbeit darin fand, daß er Erinnerungen an erlernte griechische Wortbildungen und Satzverbindungen zur Beleuchtung der deutschen Sprachregeln zu Hülfe nehmen konnte. Diese wesentlichen Erleichterungen, welche wir in der theilweisen Anwendung der Hamilton'schen Methode im griechischen Sprachunterricht gefunden haben,

haben nun auch die Lehrer unserer Anstalt veranlaßt, bei dem Unterricht in der lateinischen und englischen Sprache den gleichen Weg einzuschlagen, den wir, was wir gerne zum Schlusse noch bemerken, nur so weit zu verfolgen für zweckmäßig erachten, bis wir unsere Schüler auf diese Weise genugsam vorbereitet finden, um mit dem gewonnenen Sprachmaterial wohl vorbereitet in die Sprachlehre selbst hinüber zu treten.

Was für die Sprachübungen unserer Schule als Versinnlichungs- und Veranschaulichungsmittel die Hamilton'sche Methode ist: das und noch unendlich mehr ist für unsere biblischen Studien eine immer tiefer eindringende Erkenntniß der sittlichen Zustände und Bedürfnisse der Heidenwelt im Großen und Allgemeinen, wie sie uns unsere Stellung aus den fernen Gebieten derselben entgegenführt. Wir dürfen getrost behaupten, daß nicht nur die Schrifterklärung, sondern auch die Bibellehre und die christliche Apologetik, wie sie in unserer Schule vorgetragen werden, aus der klaren Anschauung der fortlaufenden Gegensätze, welche der Paganismus dem Christenglauben entgegenstellt, die wesentlichsten Beleuchtungs-, Anschauungs- und Belebungsmittel gefunden haben. Die Bibel ist in ihrem Gesammtinhalte auf die Rettung einer Welt berechnet, die im Argen liegt, und so wie ihr göttlicher Offenbarungsinhalt, so ist auch ihre durchgängige Darstellungsweise und ihre Sprache in solcher Weise von der Weisheit Gottes geordnet, daß sie als göttliches Heilmittel nur in diesen allgemeinen Weltzuständen ihr volles Verständniß so wie ihre vollkommene Erfüllung findet. Der Bibelglaube, wie er ist, ist durchgängig dem Unglauben der Welt, wie dieser ist, gegenübergestellt; und wie es nach dem Zeugniß des Wortes Gottes unmöglich ist, das wahre lebendigmachende Wesen des Christenglaubens klar zu erkennen, so lange wir nicht die wahre Gestalt des Unglaubens und der Sünde in uns selbst erkannt haben, ebenso ist es unmöglich, die unergründlichen Reichthümer

der Weisheit und Liebe Gottes, wie sie uns in der Geschichte und Lehre des Bibelbuches unter die Augen gestellet sind, so wie die vollkommene Angemessenheit dieser in der Schrift geoffenbarten göttlichen Weltrettungsanstalt in ihrer ganzen Herrlichkeit anzuschauen, so lange wir sie nicht in ihrem tiefen Verhältnisse zu der sittlichen Verworfenheit und den lauten Bedürfnissen der heidnischen Völker erkannt haben.

Alle unsere Sendboten stimmen in dem Zeugnisse zusammen, daß sie erst mit ihrem Eintritt in die Heidenwelt und ihrer persönlichen Bekanntschaft mit heidnischen Zuständen das heilige Bibelbuch in seinem Gesammtinhalte, so wie in seiner eigenthümlichen Darstellungsweise in lebendiger Anschaulichkeit tiefer erkannt, und die unübertreffliche Angemessenheit desselben zu den sittlich religiösen Bedürfnissen der Heidenvölker als Gotteswerk bewundern gelernt haben. Wie viel neue Reize gewinnt nicht die biblische Patriarchengeschichte auf dem Grund und Boden des Heidenthums, der nicht selten ähnliche Scenen wie dort wahrnehmen läßt. Wie anschaulich wird nicht dem Geiste das Bild einer alttestamentlichen Theokratie und die weisheitsvolle Haushaltung Jehovahs mit dem Israelitenvolke, dasselbe von allen Seiten zu umzäunen, um es vor den Verführungen des Heidenthumes zu bewahren, und in seinem Schooße den Glauben der Väter in seiner Lauterkeit zu erhalten?! Welche überraschende Erläuterungen und Anschaulichkeiten gewinnen nicht die Weissagungen der alttestamentlichen Propheten im Lichte der schneidenden Gegensätze, welche das Bild der Heidenwelt denselben entgegenstellt! Und wie vermögen wir den ganzen Umfang der neutestamentlichen Grundbegriffe von dem sittlichen Verderben der Menschheit durch die Sünde, ihrem namenlosen Elende und ihrer gänzlichen Hülflosigkeit ohne den von Gott verordneten Erlöser der Welt, von dem Wesen und dem Umfang dieser göttlichen Erlösungsgnade, von der unendlichen Tiefe der evangelischen Segnungen und den

großen Hoffnungen des Christenglaubens für die Welt in ihrem ganzen Umfange und in ihrer überschwänglichen Herrlichkeit zu würdigen, wenn wir nicht den unendlichen Maaßstab der göttlichen Heilsanstalten, wie sie das Evangelium offenbart, mit dem unendlichen Maaßstabe der sittlichen Bedürfnisse, wie sie die Heidenwelt im Allgemeinen und Besondern darstellt, sorgfältig verglichen haben! Aus solcher Vergleichung geht dem Christenglauben ein ganz neues Licht, und der Rechtfertigung desselben gegen die Angriffe und Widersprüche seiner Widersacher eine neue kräftige Geisteswaffe hervor, welche mächtig genug ist, die Welt zu überwinden. Wie arm und unmächtig erscheint uns nicht in diesem Lichte die spielende Hypothesensucht des Unglaubens unserer Tage, welche aus den engen welterfahrungslosen Räumen ihrer selbsterfundenen Träume heraus ein Werk Gottes anzugreifen wagt, das seit Jahrtausenden den Unglauben der Völker besiegt hat, und in dem allgemeinen sittlichen Bedürfnisse aller Nationen die sicherste Gewährleistung darbietet, daß es am Ende nicht bloß die finstern Angriffe der Einzelnen, sondern den Unglauben der ganzen Welt überwinden wird!

Auch im Laufe des verflossenen Jahres durften wir es deutlich inne werden, wie fein und lieblich es ist, wenn Brüder einträchtig bei einander wohnen, weil der HErr nur an solcher Stätte Segen und Leben verheißt immer und ewiglich. Gottes unverdienter Segen hat sich im Leiblichen und Geistlichen an unserm ganzen Hause reichlich verherrlicht, und wir durften erfahren, daß Er huldreich nahe ist denen, welche Sein von Herzen begehren, und ihr ganzes Heil für Zeit und Ewigkeit von seiner Gnade in Christo Jesu erwarten. Wie sein Vaterauge über unser Leben und unsere Gesundheit wachte, und unsere leibliche Nothdurft täglich mit Nahrung und Kleidung versorgte, so hat Er uns in geistlichen Gaben und himmlischen Gütern durch Jesum Christum unaussprechlich viel Gutes gethan, und es uns täglich in im-

mer neuen Erfahrungen seiner Huld geoffenbaret, daß das Brünnlein seiner Liebe unerschöpflich ist. Dafür sey seinem Namen mit gerührtem Herzen und fröhlicher Zunge der Ruhm und Dank dargebracht, welcher Ihm allein gebührt! Dabei würde man es uns mit Recht nicht einmal glauben, wenn wir auch selbstverblendet genug wären, es läugnen zu wollen, daß nach dem durchgängigen Zeugniß unserer Erfahrung in uns, das ist in unserm Fleische, nichts Gutes wohnt, daß wir uns aus eigenem Verdienst und Würdigkeit überall keines Dinges vor Gott und vor den Menschen zu rühmen haben, daß auch mitten in der belebenden Athmosphäre unseres Friedenshauses, in welchem der Geist des HErrn waltet, das Herz, das wir mit uns umhertragen, nach dem Ausspruche des Wortes Gottes und unserm eigenen demüthigenden Selbstbewußtseyn ein verzweifelt böses Ding ist, und wir nur durch Gottes Macht jeden Tag aufs Neue bewahret werden im Glauben zur Seligkeit. Es wäre Thorheit von unserer Seite, wenn wir uns etwas Anderes rühmen wollten, als der unverdienten Gnade, daß Er uns nach dem freien Vorsatz seines Willens geliebet, und uns gewaschen hat von unsern Sünden mit seinem kostbaren Blut, und nun, nachdem wir gerechtfertigt sind durch den Glauben, und Frieden gefunden haben in seiner seligen Gemeinschaft, uns aus unverdienter Gnade berufen hat, ein auserwähltes Geschlecht, ein königliches Priesterthum, ein heiliges Volk, ein Volk des Eigenthums zu werden, das die große Bestimmung empfangen hat, zu verkündigen die Tugenden deß, der uns berufen hat aus der Finsterniß zu seinem wunderbaren Lichte. Möge sein gnadenvoller Liebesrath über uns je mehr und mehr zu seiner vollen Vollendung gelangen, und Er einen Jeglichen unter uns durch den Geist der Kraft, der Liebe und der Zucht, den Er uns gegeben hat, in solche Ordnung bringen, daß die Welt uns, und wir der Welt gekreuziget werden, daß wir verläugnen das gottlose Wesen und die weltlichen Lüste,

und züchtig, gerecht und gottselig leben in dieser Welt, und so ein gutes Salz unter uns bereitet werde, das alle Stunden auf den Acker der Welt ausgestreuet werden kann, um der Fäulniß derselben zu wehren, und dem Himmelreiche unter den Völkern der Erde einen Sieg um den andern zu bereiten.

Einen eigenthümlichen Segen haben von jeher unserm Hause die rührenden Abschiedsstunden zurückgelassen, welche demselben von Zeit zu Zeit wiederkehren. Wie wehmüthig auch die Empfindungen in unsern Herzen tönen, uns das Jahr hindurch zu wiederholten Malen von geliebten Brüdern losreißen zu müssen, welche der Ruf des HErrn zu den fernen Heiden zieht, und von denen wir die meisten wohl unser ganzes Lebenlang wieder zu sehen keine Hoffnung haben dürfen: so liegt doch etwas eigenthümlich Süßes und Herzerhebendes in der freudigen Zuversicht, daß ein Band des Glaubens und der Liebe unsere Herzen umschlingt, das über alle Meere und alle Länder hinüberreicht, daß wir überall, wohin der Pilgerweg uns führt, im seligen Dienste Eines und desselben ewig guten HErrn uns befinden, der reich ist über Alle, die seinen Namen anrufen, und daß Er nach wohl vollendetem Kampfe uns die gnadenreiche Verheißung gegeben hat: daß wir da seyn sollen, wo Er ist, um seine Herrlichkeit zu schauen. Diese Glaubens- und Hoffnungsblicke, denen der Ernst dieser Abschiedsstunden einen eigenthümlichen Werth verleiht, sind ganz dazu gemacht, eine höhere Weihe über unsern immer wechselnden Bruderkreis zu verbreiten, und es uns bei den Segnungen und Freuden des gemeinsamen christlichen Umgangs und der wechselseitigen Bruderliebe es nicht vergessen zu lassen, daß wir Pilgrime und Gäste sind, wie alle unsere Väter, und ein Vaterland suchen, das droben ist im Himmel. Es thut unsern Herzen wohl, wahrnehmen zu dürfen, daß bei den meisten unserer geliebten Zöglinge diese tiefen Eindrücke, welche die letzte Abschiedsstunde versiegelt, im fernen Heidenlande nicht

erlöschen, sondern als eine heilige Glut in ihren Seelen fortbrennen, und uns eben damit die Gemeinschaft theuer machen, welche wir in Christo Jesu haben und bewahren, und auf diese Weise das heilige Feuer immer wieder aufs Neue nähren, welches die Liebe Christi auf dem Altare unserer Herzen angezündet hat.

Einzelne Erscheinungen, welche uns im Laufe des verflossenen Jahres auf dem Wege begegneten, scheinen die stille Hoffnung unserer Herzen zu bekräftigen, daß nach und nach unsere evangelische Missionsschule nicht bloß unter den frommen Jünglingen des Handwerksstandes, sondern auch auf den Hochschulen unserer deutschen evangelisch protestantischen Kirche und unter der jüngern Genossenschaft des christlichen Predigtamtes ihre willkommenen Zöglinge finden dürfte. Wirklich könnten wir auch nur der evangelischen Kirche des schweizerischen und deutschen Vaterlandes von Herzen dazu Glück wünschen, wenn unter den zahlreichen Reihen ihrer jungen Prediger viele fromme, mit Wissenschaft reichlich ausgestattete und christlich kräftige Streiter sich finden würden, denen es klar geworden ist, daß sie mit ihrem heiligen Berufe nicht bloß der vaterländischen Kirche, welcher sie ihre Bildung zu verdanken haben, sondern dem großen Reiche Jesu Christi auf der Erde angehören, und daß jedem, welcher die Lebenskraft des Evangeliums an seinem eigenen Herzen erfahren hat, die ernste Betrachtung als eine Gewissensfrage obliegt, ob ihn der HErr der Gemeinde ausschließend nur für die engen Grenzen seines eigenen Vaterlandes, oder ob Er ihn nicht vielmehr für den großen Brachacker der Welt zum Anbau der heidnischen Wildniß als seinen Diener verordnet habe. Wir dürfen um so mehr hoffen, daß diese ernste Frage für unsere jüngern geliebten Brüder, welche das Amt des neuen Testamentes mit uns theilen, ihr reifliches Nachdenken in vollen Anspruch nehmen werde, da der vaterländischen Kirche es zu keiner Zeit an Solchen fehlen wird, welche es vorziehen, im Kreise derselbigen am

Worte Gottes zu dienen, und da die ersten Anfänge einer lieblichen Erfahrung es kund thun, daß der gläubige Knecht seines HErrn oft nicht minder als treuer Glaubensbote auf dem heidnischen Boden für die geistige Wohlfahrt seiner vaterländischen Kirche zu wirken Gelegenheit findet, als wenn er zu Hause geblieben wäre und ihr seine persönlichen Dienste geleistet hätte. Wohl dürfte die Zeit nicht mehr ferne seyn, in welcher die engen Umgrenzungen der vereinzelten Kirchengemeinschaften durch die Hand des HErrn niedergerissen werden, und ein Jeglicher, der in der lebendigen Kraft des Glaubens die Berufung in sich trägt, ein Zeuge Christi zu seyn, sich als einen solchen betrachten wird, dem vorzugsweise das Wort seines göttlichen Meisters gilt: Gehet hin in alle Welt, und prediget das Evangelium aller Kreatur!

Die schwierigste Aufgabe, deren befriedigende Lösung uns bis jetzt nicht gelingen wollte, betrifft die Verehlichung unserer geliebten Sendboten im Heidenlande. Schon die große Verschiedenheit, wie die bestehenden evangelischen Missionsgesellschaften diesen Gegenstand zu behandeln pflegen, ist ein Zeuge dafür, wie schwer es sey, allgemein gültige und auf jeden einzelnen Fall anwendbare Grundsätze über denselbigen aufzufassen; auch dürfen wir mit viel Wahrscheinlichkeit voraussetzen, daß unsere mitverbundenen Freunde vielfach verschiedene, und einander bisweilen widersprechende Ansichten über die Missionsehe sich gebildet haben werden. Wenn es auf der einen Seite nach göttlichem und menschlichem Rechte unbestreitbar zugegeben werden kann und muß, daß im Allgemeinen dem christlichen Missionar als solchem von Seiten der Missionsgesellschaft, unter deren Leitung er sich befindet, die Verehlichung nicht versagt werden darf, so ist es auf der andern Seite nicht minder gewiß, daß das Wesen des evangelischen Missionsberufes in vielen Fällen dieser natürlichen Befugniß vielfache Beschränkungen anlegt, und von dem christlichen

Sendboten Opfer fordert, die ihm keine andere Wahl übrig lassen, als entweder um des HErrn und seines Werkes willen sich denselben bereitwillig zu unterziehen, oder die betretene Laufbahn zu verlassen, und eine Lebensstellung aufzusuchen, welche mit solchen Opfern nicht erkauft werden darf. Unsere Missions-Kommittee, welche auch in dieser wichtigen, das Gedeihen des Missionswerkes und die Wohlfahrt unserer geliebten Brüder so nahe angehenden Gelegenheit gerne dem guten und vollkommenen Willen Gottes dienen, und nach Beschaffenheit der jeweiligen Umstände das rechte Ebenmaaß treffen möchte, hat von Anfang an dieselbe zum Gegenstand ihrer vielfachen und reiflichen Ueberlegungen gemacht, und gerne den Rath erfahrungsreicher Mitarbeiter im Missionsgeschäfte benützt, um im Sinne der evangelischen Wahrheit, im Lichte einer gesunden Erfahrung und in lebendiger Anerkenntniß der wahren Missionsbedürfnisse einige leitende Grundsätze zu gewinnen, welche geeignet seyn dürften, vor dem Richterstuhle des Evangeliums, so wie vor dem Gewissen unserer Brüder einestheils die natürliche und christliche Befugniß unversehrt zu bewahren, welche ihnen in diesem Stücke mit Recht zukommt, und anderntheils das Missionswerk gegen die vielfachen Hemmungen und Unterbrechungen sicher zu stellen, welche der Mißbrauch dieser Befugniß so oft schon im Missionsgebiete angerichtet hat. Wir erachten es für angemessen, den kurzen Entwurf, welcher unsere einfachen Ansichten und Grundsätze über diesen wichtigen Gegenstand in sich faßt, unsern mitverbundenen Missionsfreunden in der Beilage I. des Anhangs zur nähern Kenntniß zu bringen, und uns ihre brüderliche Berathung über denselben freundlich zu erbitten.

III.

Es will unſern Herzen ſchwer werden, in unſerm Jahresberichte zu den Arbeitsſtätten unſerer geliebten Brüder in den ſüdlichen Provinzen Rußlands noch einmal zurückzukehren, um denſelben das letzte Lebewohl zu ſagen; und dennoch halten wir uns für verpflichtet, unſere theilnehmenden Freunde von dem Ausgang der Dinge daſelbſt in Kenntniß zu ſetzen. Wie geheimnißvoll uns auch heute noch die Fügung unſeres Gottes erſcheint, daß nach ſeiner verborgenen Zulaſſung es geſchehen durfte, unſere mit der huldreichen Geſtattung Sr. Majeſtät des ſelig vollendeten Kaiſers Alexanders im Jahr **1822** begonnenen und während dieſes Zeitraumes unter viel Kampf, Koſtenaufwand und Mühe allmählig in Gang gebrachten und gerade jetzt zu voller Miſſionsthätigkeit gereiften Wirkungskreiſe diesſeits und jenſeits des kaukaſiſchen Gebietes mit Einem Schlage niedergeſtoßen zu ſehen: ſo haben wir dennoch mit unſern ſchwer betroffenen Brüdern daſelbſt durch Gottes Gnade gelernt, den verborgenen Rath der ewigen Weisheit und Liebe Gottes durch ſtille Hingebung zu ehren, und es Ihm getroſt zuzutrauen, daß Er auch jetzt noch den auf dieſen Saatfeldern reichlich ausgeſtreuten und da und dort aufkeimenden Samen ſeines Wortes durch ſeine Gottesmacht vor dem Untergange werde zu bewahren wiſſen. Wenn nach der Forderung unſeres hochgelobten HErrn das Evangelium verkündigt werden ſoll aller Welt zu einem Zeugniß über alle Völker, ſo iſt in jedem Falle ſolches Zeugniß von dem einzigen Heilswege in Chriſto Jeſu mitten in die Finſterniſſe der muhamedaniſchen Tartarenſtämme lebendig und kräftig von unſern Sendboten hingetragen worden; ſie haben in ihrer Mutterſprache die heiligen Schriften in Tauſenden von Exemplarien von denſelben, ſo wie ſchon früher von den ſchottiſchen Miſſionarien in Empfang genommen, und den heilsbegierigen Seelen, welche da und dort

unter ihnen sich befinden mögen, kann es an Gelegenheit nicht fehlen, durch den Gebrauch des göttlichen Wortes weise zu werden zur Seligkeit.

Nachdem Missionar Hegele seine frühere Arbeitsstätte, die Stadt Astrachan, verlassen und sich nach Karaß zurückgezogen hatte, so war dieser Missionsposten der erste, welcher von unsern Brüdern geräumt wurde. Die berufliche Stellung unseres geliebten Bruders J. Lang in Karaß, welcher als Seelsorger dieser Kolonialgemeinde von der hohen Regierung anerkannt ist, konnte durch den kaiserlichen Ukas nicht berührt werden; und somit war es ihm gestattet, seine bisher vom HErrn reichlich gesegnete Arbeit unter seiner Gemeinde daselbst ungestört fortzusetzen, wozu auch unsere Missions-Kommittee unter den vorliegenden Umständen gerne ihre vorläufige Einwilligung hergab. Als christlichem Seelsorger ist es ihm zugleich gestattet, selbst der armen umherwohnenden Tartaren sich hülfreich anzunehmen, und den Fragenden den Weg zur Seligkeit zu weisen. Wir können an den schmerzlichen Empfindungen, welche Missionar Lang in verschiedenen seiner Briefe über den so ganz unerwarteten Hergang der Dinge und seine scheinbar verfehlten Hoffnungen für die Bekehrung des Tartarenvolkes ausdrückt, den herzlichsten Antheil nehmen, und es freut uns, wahrnehmen zu dürfen, mit welcher treuen Liebe seine ganze Seele an diesem Werke hängt. Aber wie oft sind nicht die Gedanken und Wege Gottes unter den Menschenkindern ganz anders beschaffen, als wir sie uns zu denken pflegen, und darum thut es noth, stille zu seyn, und auf den Rath und auf die Hülfe des HErrn zu warten.

Die kleine Kolonialgemeinde Madschar, welche der liebe Missionar König als Seelsorger bedient, hat im Laufe des verflossenen Sommers eine bedeutende Veränderung erfahren, indem sie, um in ihrer Abgelegenheit auf der weiten Steppe gegen die drohenden Ueberfälle der wilden Tscherkessen gesichert zu seyn, von der hohen

Regierung die Gestattung erhielt, sich in einer Entfernung von einigen Stunden von Karaß in einer fruchtbaren Gegend anzusiedeln, und so durch die Vereinigung beider Kolonien ihrer Niederlassung desto größern Schutz zu verschaffen. Dieser neuen Wohnstätte, welche nun auch ihr geliebter Seelsorger, Missionar König, in den ersten Monaten dieses Jahres bezog, haben die Kolonisten den Namen Bethanien beigelegt, und wir wünschen von Herzen, daß manche fromme Familie sich daselbst angebaut haben möge, in deren Mitte der Heiland gerne einkehrt, um ihr seine Segnungen zurückzulassen. Nur sehr ungerne wurden die Kolonisten von den Einwohnern ihrer frühern Umgegend, den Russen, Armeniern, Tartaren und Turkmanen aus ihrer Gegend entlassen, die es laut anerkannten, daß sie denselben große Wohlthaten zu verdanken hatten, und öfters ohne ihre brüderliche Beihülfe der drückendsten Noth preisgegeben gewesen wären. Es ist rührend, selbst aus dem Munde muhamedanischer Priester zu vernehmen, daß sie den Werth der Verbindung mit einer Christengemeinde zu schätzen wissen. „Was soll ich sagen, schreibt Missionar König in seinem letzten Briefe vom 23. Dez. v. J., soll denn die seit Jahren gemachte Bekanntschaft mit diesen armen Steppenvölkern nunmehr ganz aufgehoben seyn? Sagten doch noch nicht lange zwei Mullahs, als ich die Turkmanen an der Mühle besuchte, ich möchte doch nicht in die Gegend von Petigorsk ziehen, sondern zu ihnen auf die Steppe kommen, um bei ihnen zu wohnen. So erfreulich mir diese Einladung war, weil ich sahe, daß sie dieselbe ernstlich meinten, so betrübend war sie mir auf der andern Seite, da sie jetzt ihrem geistlichen und leiblichen Elende rathlos hingegeben sind. Ueberhaupt fühlt meine ganze Seele wehmüthige Empfindungen über den Zustand dieses armen verführten Volkes, und ich muß mich darüber schämen, daß ich sie nicht noch fleißiger besuchte, und ihnen auf ihren Irrwegen noch treuer nachlief. O wie gerne möchte ich

meinen künftigen Wohnplatz zu Bethanien mit dem heimathlosen Umherziehen unter diesen Steppenvölkern vertauschen, wenn es einmal noch dem Herrn der Ernte gefallen sollte, die verriegelten Thüren aufzuthun, um den gekreuzigten und jetzt verherrlichten Erlöser unter ihren Horden zu verkündigen. Doch wenn dieses auch nicht so bald der Fall seyn sollte, so hoffe ich doch, daß das angeknüpfte Liebesband mit diesen Leuten nicht zerrissen sey, und daß ich zur Sommerszeit dann und wann von ihnen Besuche erhalten, oder von Bethanien aus auf ihren Steppen meine Besuche machen werde."

Nicht ohne mannigfaltige liebliche Spuren einer gesegneten Wirksamkeit unter dem Turkmanenvolke hat der liebe Bruder König seine Arbeitsstätte nach Bethanien verlegt. Wir können nicht umhin, ein Schreiben eines frommen Turkmanenjünglings, Jgetias, welches uns derselbe vor wenigen Monaten eigenhändig in deutscher Sprache geschrieben zusandte, unsern mitverbundenen Freunden mitzutheilen. Dieser Jüngling hatte 4 Jahre lang den christlichen Unterricht des Missionar König in seiner Wohnung genossen, und letzterer drückt die frohe Hoffnung für ihn aus, daß er einst unter dem Beistande Gottes ein lebendiges Glied der Kirche Christi und ein Segen für seine verfinsterten Volksgenossen werden dürfte. Dieses Schreiben lautet also:

Einen Gruß an die liebe Gesellschaft der Freunde des HErrn Jesu.

„Den Zustand meines Lebens schreibe ich zu Euch. Ich ward auf der Steppe geboren. Wir waren vier Kinder, und ich war das zweite unter ihnen. Als ich um 7 Jahre alt war, war eine Theurung auf der Steppe, und mein Vater und meine Mutter zogen mit uns in diesem Jahre nach der Madschar. Ich war ein wilder Knabe, und kam oft zu dem lieben Herrn Mollah (Missionar König), aber nur zum Schein, als wollte ich etwas lernen. Es war mir aber nur ums Brot zu thun. Wenn ich dann von ihm wegging, so tobte ich, und

ſagte ſchändliche Worte. Nachher zogen wir wieder auf die Steppe hinaus. Daſelbſt ſtarb mein Vater, und ich mußte betteln gehen, was mir ſehr ſchwer fiel; auch wußte ich nichts vom Wort Gottes, ſondern allein von Muhamed. Späterhin kam ich wieder nach der Madſchar, um dort zu betteln, wo ich den lieben Herrn Mollah beſuchte, den ich kennen gelernt hatte, da mein Vater noch lebte, und ich manches Wort, das von ihm zu meinem Vater geredet wurde, gehört, aber nicht verſtanden hatte. Ich war ſo glücklich, von dem lieben Mollah in einem Alter von bald 12 Jahren in ſein Haus aufgenommen zu werden. Hier lernte ich nun tartariſch und deutſch leſen, ging nebſt ihm in die Schule, und lernte manch Gutes und Nützliches, und lernte ſo aus dem Worte Gottes immer beſſer erkennen, was gut und böſe iſt. Das Nöthigſte, was mir noch fehlt, iſt die heilige Taufe; denn wenn ich daran denke, macht es mich ſehr betrübt, und ſo oft ich bete, bete ich auch gleich für die Taufe; denn der HErr Jeſus ſpricht Markus 16, 16: wer da glaubet und getauft wird, der wird ſelig; wer aber nicht glaubt, der wird verdammt werden.

Ach wie glücklich wäre ich doch, wenn ich getauft wäre; denn wie leicht könnte ich ſterben, da ich ohnehin nicht ganz geſund bin; aber doch hoffe ich auf den HErrn, Er wird mein Gebet nicht unerhört laſſen. Er weiß ja, was Er thun ſoll, und wird auch für mich ſorgen, hat Er doch geſagt: Befiehl dem HErrn deine Wege, und hoffe auf Ihn, Er wird's wohl machen (Pſalm 37, 5.). Mein Gott, ich hoffe auf dich; laß mich nicht zu Schanden werden; denn keiner wird zu Schanden, der Dein harret (Pſ. 25, 2 u. 3.). Dieſes tröſtet mich.

Wirf Sorgen und Schmerz ins liebende Herz,
Des mächtig dir helfenden Jeſus.
Wenn Kummer dich quält, wenn Alles dir fehlt,
So flehe zu deinem Erbarmer.

Was noch weiter meinen Seelenzustand betrifft, so habe ich freilich während dem Aufenthalt von 4½ Jahren bei dem lieben Mollah noch keine gute Früchte gebracht; denn mein Herz ist kalt und böse und leichtsinnig, auch habe ich immer mit der Sünde zu kämpfen. Wenn ich aber meine Zuflucht zu dem HErrn Jesu nehme, so hilft Er mir; wenn ich aber von Ihm abfalle, so hat der Arge sein Spiel mit mir, und treibt mich zu allerlei Bösem an, und legt mir Feindschaft ins Herz. Aber der Geist des HErrn macht es mir offenbar, und bestraft mich, und ich bete zum HErrn, daß Er mir die Sünde vergibt, und mir den Geist der Wahrheit, der Liebe und der Freundlichkeit schenke. Auch hoffe ich, daß der HErr meine Seele nicht in der Grube der Finsterniß lassen wird; denn meine Seele wird immer lebendiger von der Liebe Jesu. Er ist sehr freundlich gegen mich, und erzeigt mir große Barmherzigkeit. Er wolle mir doch das Herz öffnen, wie der Lydia, und mir gnädig seyn bis ans Ende, und mir den Glauben stärken. Das wünsche ich von dem HErrn. Das wird Er auch thun. „Du wollest nicht dem Thier geben die Seele deiner Turteltaube, und des Lebens deiner Elenden nicht so gar vergessen" (Ps. 74, 19.).

Der beste Freund ist in dem Himmel,
Auf Erden sind die Freunde rar,
Und bei dem falschen Weltgetümmel
Ist Redlichkeit oft in Gefahr.
Drum hab' ich immer so gemeint:
Mein Jesus ist der beste Freund.

Noch bringe ich meinen herzlichen Dank dar, liebe Gesellschaft, für die große Wohlthat, die Ihr mir erzeiget habt; denn Niemand hat mir so große Wohlthat erzeigt, wie Ihr. O ihr lieben Freunde des HErrn, ich weiß nicht was ich dazu sagen soll, für das Gute, das Ihr an mir gethan habt, so ich doch der Gabe ganz unwürdig bin, und solches nicht verdienet habe. Aber

das bitte und wünsche ich von dem HErrn Jesus, daß Er Euch seine Gnade und Kraft schenke, Euch noch lange am Leben erhalte, und Euch stärke in Eueren Worten. Gedenket auch meiner in Euerm Gebet, daß ich ein Schäflein Christi werde, und Ihm, dem guten Hirten nachfolgen möge.

Liebe Gesellschaft, Freunde des HErrn!

Ich verbleibe Euer geringer und armer

Igetias.

Da der liebe Missionar Hegele, welcher bisher mit viel Treue und Hingebung unter manchen prüfungsvollen Erfahrungen seines Lebens dem Werke des HErrn gedient hat, zu Karaß keinen angemessenen Wirkungskreis weiter finden konnte, und da unsere Committee es für unangemessen erachten mußte, denselben durch seine Versetzung auf einen entfernten Missionsposten der Nothwendigkeit auszusetzen, eine neue Volkssprache zu lernen: so trug sie kein Bedenken, ihm zu gestatten, auf eine an ihn ergangene Einladung hin auf den Saratow'schen deutschen Kolonien eine Predigerstelle anzunehmen, und wir begleiten ihn an diesen neuen evangelischen Wirkungskreis mit unsern herzlichsten Segenswünschen. — Missionar Würthner hatte seit einiger Zeit mit Genehmigung unserer Committee den lieben Oberpastor A. Dittrich zu Tiflis unter der großen Last seiner amtlichen Arbeiten als Gehülfe unterstützt. Die gänzliche Auflösung unserer Missionswirkungskreise in den Ländern jenseits des Kaukasus verbreitete auch über die Lage dieses Bruders vielfache Unsicherheit, und wir mußten seinen Wunsch natürlich finden, in eine feste Laufbahn am Werke des HErrn hineingeleitet zu werden. Diese schloß ihm auch die Huld Gottes auf eine unerwartete Weise auf, indem der Antrag an ihn gelangte, eine Oberlehrerstelle in der Stadt Saratow an der Wolga anzutreten. Kaum hatte er sich am Ende Mai's des verflossenen Jahres auf den Weg dorthin gemacht, so wurde er im Frenker Kirchspiele im Gouvernement Saratow einstimmig von

der

der Gemeinde Medwedizky Krestowoy Burak zu ihrem Lehrer und Seelsorger erwählt. In diesen schönen arbeitsreichen Wirkungskreis, schreibt derselbe, welcher vier große Gemeinden umfaßt, durfte ich durch die Gnade des Erzhirten als Hirt eintreten. O wie fühle ich die hohe und wichtige Pflicht, die mir obliegt, in Lehre und Leben mich durch Wachsamkeit und Gebet, durch Treue und Eifer im Amte, so wie durch willige Selbstverleugnung in der Nachfolge Christi dieser hohen Berufung würdig zu machen." —

Mit des HErrn Hülfe konnte nun auch im Laufe des verflossenen Jahres das traurige Geschäft vollendet werden, unsere beiden Missionsstationen jenseits des Kaukasus, zu Schuscha im Karabag und zu Tebris in Oberpersien, ihrer gänzlichen Auflösung nahe zu bringen. Zwar fehlte es nicht an verschiedenen menschenfreundlichen Versuchen, die gesegnete Fortdauer der Missionsthätigkeit auf der erstgenannten Stelle auf irgend einem Wege zu bewahren. Von einer Seite her, welche unserer dankbarsten Beachtung würdig war, wurde unsern dortigen Brüdern das freundliche Ansinnen verschiedener Vorschläge nahe gebracht, welche darauf berechnet waren, unsere dortige Missionswirksamkeit wieder in ihr früheres anspruchloses und dennoch segensreiches Geleise zurückzuführen; und die gestellten Aussichten erhielten nicht lange hernach ein doppeltes Gewicht durch den unerwarteten Umstand, daß gerade der Mann, welcher der Haupturheber dieser traurigen Katastrophe für unsere Missionsarbeit in Rußland gewesen war, von seiner Stelle entfernt, und eben damit für die Missionssache fernerhin unschädlich gemacht worden war. Allein eine tiefere Erwägung der Umstände ließ bei aller dankbaren Anerkennung der menschenfreundlichen Absichten, welche diesen Versuchen zu Grunde lagen, unsere Kommittee und unsere dortigen Brüder dennoch bald die klare Ueberzeugung gewinnen, daß ohne die Gestattung einer vollen Freiheit unserer evangelischen Missionsthätigkeit in jenen

Ländern unser dortiges Werk jederzeit in einem ungewissen Zustande sich befinden und der Gefahr ausgesetzt bleiben würde, jedem Wechsel der Dinge aufs Neue zu unterliegen. Da noch überdieß vorauszusehen war, daß unter den jetzigen Umständen eine ungehinderte Verbreitung der heiligen Schriften unter dem armenischen Volke bei dem heftigen Widerstande seiner höheren Geistlichkeit keineswegs erreichbar seyn dürfte, so wurde von uns für angemessener erachtet, auf dem einmal betretenen Wege getrost vorwärts zu schreiten, und ohne längere Zögerung die offenen Pforten zu benützen, welche uns die Hand Gottes für eine völlig freie und hoffnungsreiche Missionsthätigkeit in der großen Heidenwelt Indiens aufgeschlossen hatte.

Vor allem war es uns nun darum zu thun, unsern geliebten Sendboten zu Schuscha und Tebris anderweitige, ihren Umständen angemessene Wirkungskreise anzuweisen. Die beiden Missionarien, E. Schneider und G. Hörnle, welche, wie schon unser vorjähriger Jahresbericht bemerkt, einen Ruf nach Agra in den obern Gangesgegenden Bengalens im Dienste der verehrten englisch-bischöflichen Missionsgesellschaft zu London erhalten hatten, traten nun am Ende des Mai's **1837** ihre Reise zunächst nach ihrem Vaterlande an, um nach ihrer vorherigen Verbindung mit tauglichen und treuen Lebensgefährtinnen von dort aus dieselbe über England nach Calcutta fortzusetzen, und wir hatten die Freude, sie für einige Zeit in unserm brüderlichen Kreise zu besitzen, und uns ihrer herzlichen Bereitwilligkeit zu erfreuen, im Dienste des Weltheilandes ihre letzten Kräfte für die Rettung einer gefallenen Sünderwelt freudig hinzugeben. Die neue Stellung im Missionsgebiete, welcher sie nunmehr entgegenziehen, dürfte um so angemessener für sie seyn, da sie unter der muhamedanischen Bevölkerung Oberbengalens nicht nur ihre bisherigen Erfahrungen im Verkehr mit den Anhängern Muhameds, sondern auch die Kenntniß der persischen Sprache, welche

sie sich erworben haben, wohl benützen können. Möge sie der HErr auf ihrem weiten Wege zu Wasser und zu Land mit seinem Schutze begleiten, und sie zum Segen setzen für das Volk, zu welchem sie als seine Boten gesendet werden! — Noch blieb Missionar Wolters zu Tebris übrig, den häusliche Umstände nöthigten, sich noch bis zum September des verflossenen Jahres daselbst zu verweilen. Wie sehr wir auch Seinethalben in mancherlei Besorgnissen zu schweben gegründete Ursache hatten, so ließ es uns dennoch der HErr aus Gnaden gelingen, eine angemessene Stellung für seine künftige Missionsthätigkeit auszumitteln, indem er von der englisch-bischöflichen Missionsgesellschaft zu London den freundlichen Ruf erhielt, unserm geliebten Bruder, Missionar Hildner, auf der griechischen Insel Syra, als Gehülfe zuzuziehen, und die große Arbeit unter der griechischen Jugend dieser Insel mit ihm zu theilen, welcher er zu unterliegen Gefahr lief.

Zu gleicher Zeit wurde auch von unsern Missionarien zu Schuscha nicht ohne tiefes Schmerzensgefühl das traurige Räumungsgeschäft betrieben. Im September des verflossenen Jahres reiste Bruder Judt, welcher bisher das Buchdruckergeschäft daselbst mit Treue und Emsigkeit betrieben hatte, mit seiner Familie nach Karaß ab, um die weitern Leitungen Gottes mit ihm in Stille daselbst abzuwarten; während die beiden Missionarien, G. Pfander und A. Kreis, der Anweisung unserer Missions-Kommittee gemäß, am Ende desselben Monates sich auf den Weg begaben, um durch Persien hindurch über den persischen Meerbusen hinab ihre geliebten Brüder im westlichen Indien, zu Mangalore und Dharwar, aufzusuchen, und nach genommener Rücksprache mit denselben sich von dort aus weiter nach Calkutta, der Hauptstadt Bengalens zu begeben, und den vielfach an uns ergangenen Einladungen dortiger Freunde zu folgen, in den obern Gangesgegenden eine passende Missionsstelle aufzusuchen. Wir haben von die-

sen beiden geliebten Wanderern eine in dem persischen Seehafen Buschere unter dem 20. Dezember vor. Jahres geschriebene briefliche Nachricht erhalten, aus welcher erhellt, daß sie ungestört und ruhig ihre Reise durch die Hauptstädte Persiens bis zu dieser Stelle hin fortsetzen konnten, wo sie gerade in dem dortigen Hafen ein englisches Schiff segelfertig antrafen, welches innerhalb weniger Tage nach Bombay abzugehen bereit war. „Wir sind, so schreibt Missionar Pfander in demselben, unter dem Schutze des HErrn wohlbehalten hier angekommen; und ob gleich die Reise ihre vielfältigen Beschwerden und Mühseligkeiten hatte, wie es in einem so öden Lande, wie Persien ist, nicht anders erwartet werden konnte, so ging doch alles viel leichter und besser von statten, als wir zuvor gefürchtet hatten, und wir konnten dem HErrn für diese neuen Beweise seiner Huld und Freundlichkeit gegen uns nicht genug danken, indem Er uns vor Krankheiten bewahrte, und auch die Witterung in dieser Jahreszeit unsere Reise auf vielfache Weise begünstigte."

„Freilich konnten wir auf unserer Pilgerbahn bis hieher für die Missionssache leider eben nichts öffentlich thun, wenn wir uns nicht auf dem Wege in tausend Hindernisse und Unannehmlichkeiten verstricken wollten; und auch die Eile, womit wir vor dem Eintritt der heißen Jahreszeit in Indien unsern Weg beschleunigen mußten, ließ uns nirgends Gelegenheit finden, im Umgang mit dem persischen Volke die Eindrücke wahrnehmen zu können, welche die Verbreitung der heil. Schriften und anderer christlichen Bücher auf Einzelne gemacht haben mochte. Nur hie und da trat zufällig eine leise Spur unserm Auge entgegen, welche unserm Herzen Freude machte. So trafen wir z. B. in einer Karawanserei auf dem Wege nach Teheran mit einem Muhamedaner zusammen, welcher von Chorasan her gerade auf seiner Reise nach Mekka begriffen war. Kaum waren wir abgestiegen, so kam dieser Muhamedaner zu uns,

um von uns eine nähere Auskunft über die Lehren des Christenthums und unsere eigene religiöse Ueberzeugung zu erhalten. Mehr als irgend einer der Perser, die ich bis jetzt kennen gelernt habe, machte er den Eindruck auf uns, daß es ihm redlich und ernstlich um die Erkenntniß der Wahrheit zu thun sey. Er äußerte, daß es ihm schon seit Jahren klar geworden sey, wie der Koran sein Herz nicht beruhigen noch befriedigen könne, und sein ernstliches Gebet zu Gott sey, ihn endlich auch den Weg der Wahrheit und des Lebens finden zu lassen. Er war eine Zeitlang Derwisch, dann wandte er sich zu den Sufis, deren Grundsätzen er jetzt noch zugethan ist, wiewohl er lebhaft fühlt, daß sie ihm die nöthige Ruhe und Gewißheit nicht zu geben vermögen. Auch die Wallfahrt nach Mekka, sagte er, habe er nicht darum angetreten, weil er dieselbe für nöthig oder verdienstlich halte, sondern in der stillen Hoffnung, ob ihn Gott nicht auf dieser Reise etwa mit solchen Leuten zusammenführen möchte, welche ihm auf den rechten Weg helfen könnten. Das Zusammentreffen mit diesem Manne gereichte uns beiden zu großer Freude, und lange unterhielt ich mich mit ihm über das Evangelium und den in demselben geoffenbarten Weg zum ewigen Leben. Nachdem ich ihm zum Abschied die persische Schrift Misan ul Hack (Wage der Wahrheit) gegeben, und ihn gebeten hatte, in Tebris ein persisches neues Testament aufzusuchen, schieden wir des Abends von einander mit der Bitte von seiner Seite, daß wir seiner in unserem Gebet vor Gott gedenken, damit Er das Licht von oben in sein Herz geben und ihn endlich die ersehnte Wahrheit und den Frieden finden lassen möge, und mit dem herzlichen Wunsch von unserer Seite, daß auch ihm, wie einst jenem Kämmerer, der HErr auf seiner Wallfahrt das Licht des Lebens aufgehen lassen, und ihn nach seiner Rückkehr zur Leuchte auch für die Seinigen setzen möge."

So war zuletzt unser geliebter Bruder, Missionar Zaremba, allein zu Schuscha zurückgeblieben, um die veräußerlichen Liegenschaften der Mission daselbst zu verwerthen, und nach Berichtigung des Geschäftes zu uns nach Basel zurückzukehren. Nach den neuesten in den letzten Tagen von denselben bei uns eingelaufenen Nachrichten ist dieß nach einer gnädigen Leitung unsers Gottes bereits geschehen, indem die hohe Regierung nach einem von ihr selbst zuvor veranstalteten Anschlage sämmtliche Gebäulichkeiten und Liegenschaften käuflich an sich gebracht hat; und es nun unserm geliebten Bruder daselbst möglich gemacht wurde, diese Stätte der Wehmuth zu verlassen, und seine Reise zu uns anzutreten. Und so scheiden wir denn gebeugt und getröstet von den geliebten Arbeitsstätten, welche uns die Huld Gottes im Laufe von fünfzehn Jahren zur Förderung seiner seligmachenden Erkenntniß unter den Völkern jenseits des Kaukasus hatte aufrichten lassen; und es dringt uns, in diesen letzten Monaten des Abschiedes die inbrünstige Bitte vor seinem Throne niederzulegen, daß Er uns auch die unbewußten Untreuen und Nachläßigkeiten, deren wir uns an diesem Werke schuldig gemacht haben, aus Gnaden verzeihen, die Mißgriffe und Fehler, welche wir aus Unwissenheit bei demselben begingen, nach seiner großen Barmherzigkeit tilgen, die reichlich ausgestreuten Saaten seines Wortes durch seine Gottesmacht bewahren und an vielen armen Herzen fruchtbar machen, die kleinen Häuflein der Gläubigen in ihrer Verlassenheit durch die Kraft seines Wortes und Geistes stärken und fördern, und uns und unsern Brüdern die Freude bereiten möge, daß wir dereinst manche durch den Glauben an Ihn gerettete Seele vor seinem Throne wiederfinden mögen.

Es sind nur wenige Briefe, welche im Laufe des verflossenen Jahres von unsern drei zu Akropong auf der Guineaküste im westlichen Afrika arbeitenden Brü-

dern, Andreas Riis, Johannes Mürdter und Andreas Stanger bei uns angekommen sind. Ihre Entfernung von der Seeküste, die Unruhen des Landes und die Ungewißheit der Schiffsgelegenheiten sind wohl die hauptsächlichsten Ursachen, um welcher willen unser Briefwechsel mit diesen geliebten Brüdern nicht rascher vor sich geht. Auch bringt es die Natur der Sache mit sich, daß die erste Ansiedlung in einem wilden Heidenlande, dessen Volk bis jetzt noch keinen Boten Christi in seiner Mitte gesehen hat, so wie die schwierige Erlernung einer in viele Mundarten gespaltenen Volkssprache für den Briefwechsel der ersten Jahre eben gar wenig Stoff darbietet. Schon den Umstand haben wir als ein besonderes Zeichen der Huld unseres Gottes zu betrachten, daß unsere neuen Ankömmlinge daselbst kein klimatisches Fieber, das bis jetzt auf der Küste für das Leben der Europäer fast immer tödtlich war, zu bestehen hatten, daß sie mit erfrischten Kräften das schwierige Werk ihrer ersten Ansiedlung ungestört und im Frieden Gottes mit einander betreiben, daß sie mitten unter den wilden Aufreizungen eines blutigen Bürgerkrieges, der im Lande herrscht, und unter den geheimen Verfolgungen eines mächtigen Widersachers dennoch der Liebe des Negervolkes sich ununterbrochen erfreuen durften, und vielfache Gelegenheiten fanden, durch Erweisungen der Menschenfreundlichkeit und durch ein aufrichtiges und rechtschaffenes Betragen das Zutrauen derselben für ihre Person und für das Zeugniß zu gewinnen, das sie denselben im Namen Christi verkündigen sollen.

„Vor allem, schreibt Missionar Mürdter unter dem 25. Okt. v. J., dürfen wir Ihnen berichten, daß der treue Gott nach seiner großen Barmherzigkeit uns in dieser Zeit gesund und wohl erhalten hat. Wir fühlen uns um so mehr gedrungen, Seinen Namen dafür zu preisen, da wir solches in diesem Klima wohl mit Recht als ein Wunder seiner Gnade betrachten dürfen. Besonders dürfen wir noch bemerken, daß unsere Schwester

Riis, welche am 14. September von einem Töchterchen glücklich entbunden wurde, indeß sammt dem Kinde gesund und wohl geblieben ist, und ihre häuslichen Arbeiten unausgesetzt verrichten kann. Die Termiten (Ameisen) haben uns diesen Sommer viel zu schaffen gemacht, indem sie zwei unserer Nebengebäude so sehr zerfressen hatten, daß an eine Ausbesserung derselben nicht zu denken war, und wir uns entschließen mußten, dieselben ganz neu aufzubauen, was uns natürlich viele Zeit hinwegnahm. Wir dürfen jetzt hoffen, durch die Erfahrung belehrt, das Werk so ausgeführt zu haben, daß sie dasselbe nicht mehr so leicht zu beschädigen im Stande seyn werden.

Seit dem Anfange des Septembers befinden wir uns nun in der erwünschten Lage, für die Erlernung der Landessprache uns kräftiger als bisher zu bemühen, indem wir vom Kap Coast her einen Mulatten als Sprachlehrer bekommen haben, welcher ordentlich englisch, gut Fanti und auch Aschanti versteht; auch kam in derselben Zeit ein Sklave des alten Herzogs von Accra her zu uns, welcher den Wunsch ausdrückte, bei uns bleiben zu dürfen. Da er ein geborner Aschantier ist, so nahmen wir ihn gerne auf, und benützen ihn nun, um diese Sprache zu lernen. Wir haben vorerst ein kleines Wörterbuch der Aschantisprache angelegt, welches uns viel Mühe macht, da die Leute mit ihrer Aussprache nichts Bestimmtes haben, und oft ein Wort auf vier oder fünferlei Weise ausgesprochen und geschrieben werden kann. Im Ganzen glaube ich, daß diese Sprache, wenn sie einmal grammatisch bearbeitet ist, für die Erlernung derselben eben keine großen Schwierigkeiten darbietet, weil sie in Hinsicht auf ihren sprachlichen Bau ziemlich einfach zu seyn scheint. Die größten Schwierigkeiten bietet für den ersten Anfang der Umstand dar, daß innerhalb eines eben nicht großen Landesbezirkes mehrere von einander abweichende Mundarten gesprochen werden, und daß demnach durch eine gründliche Bekanntschaft mit derselben vorerst ausgemittelt werden muß, welcher unter

den verschiedenen Dialekten die eigentliche Grund- und Wurzelsprache sey, und welcher von den meisten Einwohnern des Landes verstanden und gesprochen werde. So viel scheint gewiß, daß der Aquapim- und vielleicht auch der Aquambudialekt mit der Fantisprache ungleich näher verwandt ist, als die Aschantisprache, obgleich es mir mehr als wahrscheinlich vorkommt, daß die letztere die Ursprache ist, aus welcher die übrigen Mundarten hervorgegangen sind.

„Möge uns der HErr nun zu diesem Werke die nöthige Weisheit und Geduld schenken, damit es zu seiner Ehre und zum Heile vieler Seelen ausschlage. Kann einmal in der Sprache dieses Volkes das Wort von dem Gekreuzigten verkündigt werden, so glaube ich gewiß, es wird auch Eingang finden in vielen Herzen. Bis jetzt sieht es freilich hier noch gar dunkel aus, und der Fürst der Finsterniß übt eine große Gewalt aus über die armen Seelen dieses Volkes, wobei der Missionar nur gar zu oft fühlen muß, daß es doch etwas anderes ist um die Heidenwelt, als um eine, wenn auch noch so tief versunkene Christenheit; indessen glauben wir, daß der Rost, der hier im Gebiete der Natur so mächtig um sich greift, bereits auch die Riegel und Schlösser an den Festungen, die der Arge hier inne hat und beherrscht, halb zerstört habe, so daß sie nicht mehr im Stande sind, viele gewaltige Stöße auszuhalten. Mögen daher die theuren Freunde in der Heimath, welche sich die Ausbreitung des Evangeliums angelegen seyn lassen, auch recht oft für Afrika, und besonders auch für dieses Volk zum HErrn flehen, daß Er, der Allmächtige, auch hier sein Reich recht bald siegen lasse über die Gewalten der Finsterniß, und uns, seine Boten, immer mehr mit Kraft aus der Höhe ausrüste. Es wollte mir oft schwer werden, wenn ich in den Missionsberichten, die wir kürzlich von Ihnen erhielten, lesen durfte, wie das Werk Gottes an manchen Orten so herrliche Fortschritte macht, und dabei denken mußte, daß es in unsern ersten, ge-

ringen Anfängen hier noch so finster aussieht. Aber ich wurde auch immer wieder aufgerichtet dadurch, daß ich zuversichtlich glauben durfte: Alle Gottesverheißungen, welche nunmehr nach langer Thränensaat an vielen Orten der Heiden in Erfüllung gehen, gelten in ihrem ganzen Umfange auch für dieses Land, und der treue Gott werde sie auch hier erfüllen. Möge Er es nach seiner großen Barmherzigkeit recht bald thun!"

In einem Briefe von Akropong fügt unter dem 14. Nov. des vor. Jahrs Missionar Riis noch folgendes hinzu: „So vielfach auch die Geduldsübungen waren, welche wir auf unserm abgelegenen Missionsposten in der afrikanischen Wildniß in der letztern Zeit erfahren mußten, so groß war gegen uns die Treue und Barmherzigkeit unsers Heilandes. Neben einer ununterbrochenen guten Gesundheit durften wir unter Seinem Schutz einen stillen Frieden in unserer Wohnung genießen, und die Arbeiten, welche unser Beruf und der Drang der Umstände uns in die Hände führen, ungestört verrichten, während die unglücklichen bürgerlichen Zerwürfnisse in diesem Lande eine Trauerscene um die andere uns vor die Augen stellten. Wenn wir aber auch diese Feindseligkeiten der Neger gegen einander tief betrauern müssen, und uns um derselben willen von denselben mehr ferne halten mußten, als zu wünschen gewesen wäre, so durften wir dennoch fortwährend die erfreuliche Erfahrung machen, daß das allgemeine Zutrauen und die Liebe, welche wir von allen Partheien der Neger zu genießen die Gnade haben, keineswegs geschwächt wurde. Diese Erfahrung gereicht uns zu großer Ermunterung, indem sie einen deutlichen Beweis in sich enthält, daß Gott uns in Gnaden ansieht, und seinem heiligen Werke unter diesem Volke auf geheimnißvolle und verborgene Weise die Wege bahnt. Wir dürfen es Ihm wohl zutrauen, daß Er uns Hülfe aus Zion sendet, und unsere Leiden sowohl als unsere Arbeit den armen Bewohnern dieses Landes zum ewigen Segen werde gereichen lassen. Nicht

ſelten kommen arme nackte Neger, welche in den blutigen Händeln ſchwere Wunden davon getragen haben, vor unſere Wohnung, um uns um Hülfe anzuſprechen. Wir thun dieß gerne, ſo gut wir es vermögen, theils um ihnen unſere Theilnahme durch die That zu bezeugen, theils um Gelegenheit zu haben, ihnen das Thörichte und Verderbliche ihrer wechſelſeitigen Zwiſtigkeiten, und die Nothwendigkeit, ſich mit Gott durch Chriſtum verſöhnen zu laſſen, ans Herz zu legen. Und der HErr hat auch bisher Gnade gegeben, daß ſie alle durch unſere geringe Hülfe bald wieder hergeſtellt wurden. Dieſer Umſtand erweckte nun unter den Negern ſo großes Zutrauen gegen uns und zu unſern Arzneimitteln, daß wir immerfort Kranke vor unſerer Thüre haben, welche aus entfernten Dörfern zu uns gebracht werden. Auf dieſe Weiſe bereitet der HErr freilich oft auf eine Art, an die wir nicht gedacht haben, die Mittel und Wege vor uns her, das Zutrauen und die Liebe der armen Neger zu gewinnen, und der Erkenntniß Chriſti die verriegelte Bahn zu ihren verfinſterten Herzen aufzuſchließen. Welchen Ausgang dieſe bürgerlichen Streitigkeiten gewinnen werden, welche über die Frage geführt werden, ob dieſes Volk dem Schutze der däniſchen oder der brittiſchen Regierung angehören ſolle, das iſt vor unſern Augen verborgen. Der HErr, auf den wir vertrauen, wolle uns Gnade geben, unter allen Verhältniſſen an Ihm feſtzuhalten, und uns als ſeine Knechte an der Menſchen Gewiſſen vor Gott in Wahrheit zu beweiſen."

So lauten die Nachrichten des verfloſſenen Jahres aus dem weſtlichen Afrika. Noch leben unſere dortigen Glaubensboten in den Tagen geringer Dinge, und der erſte Anbruch eines ſeit Jahrtauſenden brach gelegenen und verwilderten Bodens läßt uns zum Voraus keine auffallenden Fortſchritte in der Pflanzung des Reiches Chriſti auf Erden erwarten. Auch iſt die Lage unſerer dortigen Brüder in mannigfaltiger Hinſicht alſo geſtaltet, daß ſie der anhaltenden und inbrünſtigen Fürbitte

der Gläubigen besonders bedürfen. Dabei sind diese ersten Anfänge einer Negermission auf Guinea lieblich und hoffnungsreich, und wir leben mit unsern Brüdern der freudigen Zuversicht, daß nach geduldiger Ueberwindung der ersten Schwierigkeiten und bei erlangtem Gebrauch der Volkssprache ein eigenthümlich einladender Missionsboden in jenen Gefilden der heidnischen Wildniß anzutreffen ist, an welchem die Huld unsers Gottes zu ihrer Stunde zur Freude aller Gläubigen sich verherrlichen wird. Unsere Kommittee erwartet sehnsuchtsvoll weitere Nachrichten von unsern dortigen Sendboten, um denselben einige weitere Gehülfen zuzusenden, und sie dadurch in den Stand zu setzen, die Grenzen ihres Wirkungskreises unter dem kräftigen Aschantivolke weiter auszudehnen.

Es ist uns im Laufe des verflossenen Jahres die Freude zu Theil geworden, unsern theilnehmenden Freunden von den ersten Anfängen unserer beiden Missionsstationen zu Mangalore und Dharwar in dem westlichen Indien in unserm Heidenboten (1837: Nro. 13 u. 14, 17, 23; und 1838: Nro. 2, 3, 5 u. 7) Manches erzählen zu dürfen. Zu Mangalore hatten sich unsere vier geliebten Sendboten, S. Hebich, Ch. Lehner, L. Greiner und A. Lösch unter sehr einladenden Umständen niedergelassen, wo sie auf dem Bazar der Stadt einen geräumigen Platz mit einer Wohnung ankauften, und mit den Unterstützungen der dort wohnenden englischen Missionsfreunde ein Bet- und ein Wohnhaus aufrichteten. Ueber den feindlichen Ueberfall, welcher in der Nacht vom 5. Apr. v. J. der Stadt und auch ihrer Niederlassung plötzliches Verderben drohte, haben wir im Heidenboten Nro. 17 des verflossenen Jahres, so wie über die wunderbare Rettung unserer geliebten Brüder, und ihre am 19. Apr. wieder erfolgte Rückkunft ausführliche Nachrichten mitgetheilt. „Durch

diese Volksempörung, schreibt der liebe Missionar Hebich in einem seiner Briefe, schien ein schweres Gericht Gottes über unsere neue Pflanzung hereinzubrechen, das neben langer Unterbrechung auch einen bedeutenden Geldverlust herbeizuführen drohte; aber wie sehr haben wir Ursache dem HErrn zu danken, daß Alles so gnädig abgelaufen ist. Ihr ganzer Verlust in dieser Sache beträgt nur die Ausgaben unserer Flucht von Mangalore nach Cananore, die sich auf 36 fl. belaufen. Sonst haben wir bei unserer Rückkehr zum Preise Gottes alles unversehrt wieder angetroffen; einen Gelddiebstahl ausgenommen, den einer unserer Hinduknechte im Augenblick der Flucht an uns begangen hat, und dessen Zurückgabe wir, da der Dieb gefänglich eingezogen ist, wieder erwarten dürfen."

Mit frohem Herzen und frischem Muthe griffen nun unsere geliebten Brüder ihr gesegnetes Missionsgeschäft aufs neue an, und während Missionar Lehner und Greiner, der eine die obere, und der andere die untere Provinz besuchte, um den heidnischen Einwohnern die Botschaft des Heiles anzukündigen, blieb Missionar Hebich zu Mangalore zurück, um die Aufrichtung der noch übrigen zum Werke erforderlichen Gebäulichkeiten zu leiten. Vor Allem war es, der Anweisung unserer Committee gemäß, darum zu thun, ein Erziehungshaus für Hindu-knaben aufzurichten, welche unter dem Segen Gottes zu Missionsgehülfen und Lehrern ihrer Volksgenossen herangebildet werden sollen. Hindujünglinge, welche der Aufnahme in diese Anstalt würdig sind, erhalten in derselben Kost, Wohnung und Kleidung umsonst, stehen unter der fortgesetzten Aufsicht eines christlichen Bruders, und empfangen einen zweckmäßigen Unterricht, um sie nach einer Reihe von Jahren für die Haltung von Volksschulen und den Katechetendienst tüchtig zu machen. An die Aufrichtung einer solchen Anstalt konnte nicht frühe genug Hand angelegt werden, da von dem Schulunterrichte der heidnischen Jugend so lange nichts wahrhaft

Ersprießliches erwartet werden kann, als unsere dortigen Missionarien der Nothwendigkeit ausgesetzt sind, heidnische Lehrer ihren Schulen vorzusetzen. Bereits sind 22 hoffnungsreiche Hinduknaben in diese Erziehungsanstalt aufgenommen worden, welche Missionar Lösch leitet, und der wir ein freudiges Gedeihen von ganzem Herzen wünschen. Ein anderes Bedürfniß dieser Station bestand in der Aufrichtung eines englischen Schulhauses, das zugleich für die regelmäßige Haltung des englischen Gottesdienstes eingerichtet werden soll. Da die Anzahl der zu Mangalore angesiedelten englischen Familien nicht unbeträchtlich ist, und sie für ihre eigene christliche Erbauung sowohl, als für den christlichen Unterricht ihrer Jugend kein anderes Mittel besitzen, als zu dem Dienste der Missionarien ihre Zuflucht zu nehmen, so können sich unsere geliebten Brüder dieser wohlthätigen Arbeit um so weniger entziehen, da sie bis jetzt von Seiten dieser englischen Freunde die kräftigsten Unterstützungen zum Behuf ihres Missionswerkes unter den Heiden in Empfang genommen haben. „Diese beiden Gebäude, schreibt Missionar Hebich in seinem Briefe vom 10. Okt. v. J., zu denen der Grund bereits gelegt ist, werden unserer Missionskasse nichts kosten, indem unsere hiesigen Freunde die Bereitwilligkeit ausgesprochen haben, uns mit dem nöthigen Gelde zu ihrer Aufrichtung zu versehen. Die freundlichen Liebesbeiträge, welche unsere dortigen Missionarien von englischen Freunden zur Betreibung ihres Werkes in Empfang nehmen durften, haben sie noch überdieß im Laufe des verflossenen Jahres in den Stand gesetzt, an ihrem festgestellten Jahresgehalte die beträchtliche Summe von 1692 fl. auf unsere Rechnung ersparen zu können, was unsern Herzen um so größere Freude bereitet, da wir uns vermittelst dieser freundlichen Erleichterung in den Stand gesetzt sehen, die Anzahl unserer Sendboten auf jener Küste zu vermehren, und unter der zahlreichen heidnischen Bevölkerung derselben neue Wirkungskreise für das Reich Gottes aufzusuchen.

Im September des verflossenen Jahres wurde unsern geliebten Brüdern zu Mangalore die große Freude zu Theil, die beiden Erstlinge ihrer Mission, den bekehrten Hindu, Namens Manschu, mit seinem kleinen Töchterlein, durch die heilige Taufe in die Gemeinde Jesu aufnehmen zu dürfen, wobei dem erstern der Name Abraham und seinem Kinde der Name Rahel beigelegt wurde. „Abraham hat seitdem, schreibt Missionar Hebich, munter angefangen seinen heidnischen Brüdern das Heil in Christo zu verkündigen, und er bereitet uns durch seinen ganzen Wandel viel Hoffnung für sein künftiges Gedeihen, da wir in ihm einen willkommenen Gehülfen unserer Arbeit heranreifen sehen. Ist einmal der Bau unserer beiden Häuser vollendet, was, so der HErr Gnade gibt, im Lauf dieses Sommers geschehen wird, so hoffen wir in das volle Geleise unserer Missionsarbeit hineintreten zu können. Alles was wir sonst hier von dem Werke Gottes unter den Hindus von unsern Mitbrüdern in diesem Lande hören, ist erfreulicher Art. Freilich arbeiten wir alle mehr oder weniger unter großem geistlichen Druck, aber der HErr ist dennoch mit uns, hilft unserer Schwachheit auf, vergibt uns unsere Sünden und läßt unsere Hoffnung nicht zu Schanden werden. Noch befinden sich einige wahrheitsuchende Hindus in unserm besondern Unterrichte, von denen wir aber noch nicht viel zu sagen vermögen. Der eine derselben wird noch von großer Menschenfurcht geplagt, und befindet sich in schwerem Kampfe zwischen Licht und Finsterniß; es scheint aber doch jetzt, daß er in der Kraft Gottes durch die alten Riegel des heidnischen Aberglaubens hindurchbrechen will. Wir bitten Sie angelegentlich, des Volkes besonders zu gedenken, das uns der HErr von Zeit zu Zeit zuführt, und das stille Verlangen in sich trägt, dem ewigen Verderben zu entrinnen. Noch haben wir uns, theure Väter, mit einer angelegentlichen Bitte an Sie zu wenden, welche Sie, wie wir getrost hoffen, reiflich vor dem HErrn erwägen

werden. Schicken Sie uns doch, so bald wie möglich, eine Anzahl tüchtiger Brüder zu, um den dürstenden Boden, der weithin vor uns sich aufthut, mit dem Wasser des Lebens zu begießen. Wagen Sie es nur getrost im Glauben, es wird Alles wohl gehen; denn der HErr ist mit seinem Werke! Er aber, dem wir leben und dienen und sterben wollen, Er leite Sie, und gebe Ihnen Muth und Trost und Freudigkeit, seinen Willen zu thun."

Nur mit tiefen Dankgefühlen gegen den Vater der Barmherzigkeit vermögen wir auf die kurze Laufbahn von drei Jahren zurückzublicken, welche nunmehr unsere geliebten Sendboten zu Mangalore zurückgelegt haben. Welche Wunder der Gnade hat nicht die Huld Gottes innerhalb dieser kurzen Zeit an ihnen gethan, welche weite Räume zu gesegneter Arbeit vor ihren Augen aufgeschlossen, welche hoffnungsreiche Wege vor ihnen her gebahnt, um das Wort des ewigen Friedens dem armen kanaresischen Volke nahe zu bringen! Mit dankbarer Freude erkennen wir in diesen Thatsachen, die so laut zu unsern Herzen reden, nicht nur das gnädige Wohlgefallen seines Willens, das auf diesem neu begonnenen Werke ruht, sondern auch unsere heilige Verpflichtung, die dargebotenen Gelegenheiten zur Förderung seines Himmelreiches nicht ungenützt an uns vorübergehen zu lassen, sondern ohne ängstliche Berechnung des möglichen Kostenbetrages muthig zu ergreifen, was seine Hand uns aus Gnaden darbietet, da für die armen seit Jahrtausenden in den Sklavenketten der Finsterniß schmachtenden Völker Indiens in unsern Tagen die Zeit gekommen zu seyn scheint, daß der HErr ihnen gnädig sey. Sehnsuchtsvoll sehen wir neuen Botschaften von unsern geliebten Brüdern in Mangalore entgegen, da wir seit dem Oktober des vorigen Jahres nichts weiter von denselben in Empfang nehmen durften, und wir hoffen durch die Ankunft derselben in den Stand gesetzt zu werden,

in dem Anhang unſeres Berichtes unſern theilnehmenden Freunden das Neueſte über den Fortgang ihres dortigen Werkes mittheilen zu können.

Schon die erſten Anfänge unſerer neuen Miſſionsſtation zu Dharwar in der Provinz Ober-Canara hat Gott mit ſeinem reichen Segen gekrönt. Im Januar des verfloſſenen Jahres machten ſich die beiden Miſſionarien, Hebich und Mögling, von Mangalore aus über Goa auf den Weg, um in den obern Gegenden des Landes eine taugliche Stelle als Pflanzungsſtätte des Evangeliums unter einem Volke, das die Stimme deſſelben nie zuvor gehört hatte, aufzuſuchen, nachdem die Vorſehung ſchon durch frühere Winke ihre Aufmerkſamkeit auf die Hauptſtadt des Landes, Dharwar, hingelenkt hatte. Der freundliche Himmelsſtrich, die mächtige Bevölkerung der ganzen Umgegend, die liebevolle Aufnahme von Seiten der dort befindlichen Regierungsbehörden, die entgegenkommenden Anerbietungen kräftiger Beihülfe engliſcher Reſidenten, ſo wie die offene Zugänglichkeit der heidniſchen Einwohner: Alles ſtimmte zuſammen, um ſie zu Dharwar und der Umgegend eine einladende Arbeitsſtätte für das Reich Gottes finden zu laſſen. Nachdem Miſſionar Hebich über Belgaum ſeine Rückreiſe nach Mangalore angetreten hatte, langten von dort her im März des verfloſſenen Jahres die beiden Brüder, J. Layer und H. Frey, bei Miſſionar Mögling an, um ihm im erſten Anpflanzungsgeſchäfte dieſer Miſſionsſtelle als ſeine Gehülfen brüderliche Handreichung zu thun, und zugleich durch verſchiedene Wanderungen in der weiten Umgegend, ſo weit die canareſiſche Sprache geſprochen wird, die erſte Einſicht über die Größe und Beſchaffenheit des ihnen angewieſenen Arbeisfeldes zu gewinnen.

Eine beſonders gnadenreiche Fügung Gottes war es, daß unſere drei dortigen geliebten Sendboten mit

Hülfe eines tauglichen eingebornen Sprachlehrers schon nach dem Verlauf von sechs Monaten in den Stand gesetzt wurden, sich dem Volke in seiner Muttersprache verständlich zu machen. Auch in dem vorliegenden Falle rechtfertigte sich aufs Neue die alte Erfahrung, daß, je gründlichere grammatische und philologische Kenntnisse der christliche Missionar in die Heidenländer mit sich bringt, desto sicherer und schneller es ihm unter Gottes Beistand gelingen wird, sich der neuen Volkssprache zu bemächtigen und eine gründliche Auffassung derselben zu gewinnen. Unsere geliebten Brüder säumten nun keinen Augenblick, von den reichen Gelegenheiten, die sich ihnen unter allen Klassen des Volkes von allen Seiten darboten, einen gewissenhaften Gebrauch zu machen, und das Panier des Gekreuzigten ohne Zögerung in dieser heidnischen Wildniß aufzurichten. Vor Allem waren es die angesiedelten englischen Familien, Regierungsbehörden, Offiziere und Soldaten, welche ihre christliche Thätigkeit in Anspruch nahmen, und denen sie zweimal wöchentlich in englischer Sprache das theure Evangelium verkündigten. Diese Arbeit war mit einem reichen Segen Gottes bis jetzt begleitet, und die herzliche und thätige Theilnahme, welche sie bisher von dieser Seite her zur Förderung des Reiches Christi erfahren durften, ist unseres gerührtesten Dankes werth. Eine zweite Klasse unterrichtsbedürftiger Einwohner, deren sie sich freundlich anzunehmen begannen, besteht in den sogenannten Halbkastichen, d. h. solchen, welche väterlicherseits von einem Europäer, und mütterlicherseits von einer Eingebornen abstammen, einer Menschenklasse, welche in der Regel in Indien zu den unglücklichsten Geschöpfen gehört, die, ohne allen Unterricht, sich den rohesten Lastern in die Arme werfen und dem ewigen Verderben entgegenziehen. Auch unter diesen ward ein regelmäßiger christlicher Unterricht angefangen, und ist bis jetzt von vielen derselben mit Dank und Lernbegierde benützt worden.

Unter dieſen heilſamen Beſchäftigungen vergaßen indeß unſere geliebten Sendboten nicht, ihre einladende Miſſionsthätigkeit den Tauſenden armer Heiden umher zuzuwenden, und Miſſionar Mögling hatte zuerſt die Freude, mit einiger Sprachfertigkeit denſelben die großen Güter des Reiches Chriſti anzubieten. „Bruder Mögling, ſchreibt Layer, geht beinahe jeden Tag, und zuweilen zwei Mal des Tages, in die Stadt oder die umliegenden Dörfer, und predigt in canareſiſcher Sprache den armen Heiden das Wort des Lebens; und auch ich ſetzte, während ich mich in dem 4 Stunden weit entfernten Dorfe Garrak aufhielt, dasſelbe in dieſem und andern Dörfern fort. Theile der heiligen Schrift und chriſtliche Traktate, welche wir von unſern Freunden zu Bombay erhielten, theilen wir aus, wo ſie von dem Volke verlangt werden. Die Leute ſind freundlich gegen uns, und hören uns zum Theil mit Beifall und Aufmerkſamkeit an; auch haben wir bis jetzt von ihrer Seite weder ungebührliche Störung, noch freche Widerſetzlichkeit erfahren dürfen. Es iſt unſer tägliches Bemühen, ſie recht in Liebe anzufaſſen, denn das öffnet die Herzen und gibt Zutrauen. Ob wir ſchon bisher eben keine außerordentlichen Wirkungen unſerer Predigt wahrnehmen können, ſo gebührt es uns doch wohl, vorerſt in Liebe, Eifer und Geduld den guten Samen auf dieſen wilden, ſeit Jahrtauſenden brachliegenden Boden auszuſtreuen, in der gewiſſen Zuverſicht, daß auch die Erntetage nicht ausbleiben werden."

Eine höchſt dankenswerthe Förderung in dieſen erſten mühevollen Anfängen ihrer Arbeit fanden unſere geliebten Sendboten in der herzlichen Bereitwilligkeit der engliſchen Regierungsbehörden dieſer Stelle und mehrerer gläubiger Offiziere, ihnen bei dieſer hoffnungsreichen Pflanzung den kräftigſten Beiſtand zu leiſten, und ſie durch fortgeſetzte Beweiſe ihrer theilnehmenden Liebe zu erquicken. Wie gerne möchten wir die Namen dieſer edeln Beförderer des Werkes Chriſti hier beifügen, wenn

wir nicht fürchteten, das sittliche Zartgefühl derselben auf diese Weise zu verletzen. Frühe schon wurden unsere Sendboten von Seiten des brittischen Distriktrichters ermuntert, sich bittend an die Ober-Regierungsbehörde zu Bombay, der Hauptstadt dieser Präsidentschaft, um die Abtretung einer zum Aufbau eines Missionshauses tauglichen Stelle der Stadt zu wenden; und diese Bitte wurde mit seinen kräftigen Empfehlungen unterstützt. Ob nun gleich der oberste Befehlshaber der brittischen Truppen gegen die Abtretung dieses Platzes, den er, als zum Bereiche der Festung gehörig, für seine Zwecke in Anspruch nahm, eine dringende Vorstellung bei der Regierung eingab, so ließ sich dieselbe dennoch in ihrem Entschlusse nicht stören, diesen großen wohlgelegenen Platz der deutschen Mission zu Dharwar abzutreten, und, um ihn als gesichertes Eigenthum betrachten zu können, einen Ankaufspreis von **250** Rupien (**300** fl.) festzusetzen, wobei ihnen noch das erforderliche Bauholz zum freien Gebrauche angewiesen wurde. „Auf dem Grund und Boden, der unserer Mission nun angehört, schreibt Missionar Layer, könnte leicht für ein Dörfchen von **600** Einwohnern Raum gemacht werden. Das Ganze haben wir mit einem Graben, einer Hecke und einer Baumreihe umgeben, was uns sehr wohlfeil zu stehen kam, indem uns eine hiesige Missionsfreundinn ihren Gärtner lieh und die Bäume schenkte, und der Richter von Dharwar ein Dutzend Zuchthausleute für uns arbeiten ließ. Das Missionshaus selbst, zu dessen Aufbau die hiesige freundliche Behörde uns unentgeldlich die Hülfe eines Bauverständigen und die Arbeit der Gefangenen angeboten hat, wird auf Felsengrund gebaut, und schon ist der erste Anfang damit gemacht worden. Möge der HErr uns Gnade geben, daß wir eine Gemeinde sammeln, die, auf dem ewigen Felsen gegründet, auch von den Pforten der Hölle nicht überwunden werde. Die Lage des Hauses ist so günstig, daß wir in wenigen Minuten an allen Hauptpunkten der Stadt seyn können

Etwa 150 Schritte vom Wohnhaus wird das Schulhaus aufgeführt, das uns nicht über 200 Rupien (240 fl.) kosten wird." Unsere Brüder hofften mit diesen Bauarbeiten im Laufe des verflossenen Jahres fertig zu werden und ihre regelmäßigen Missionsgeschäfte mit dem Anfange dieses Jahres beginnen zu können.

Auch der Erziehung und dem Unterrichte der zahlreichen Jugend wurde frühe schon ihre Aufmerksamkeit zugewendet, und unsere dortigen Brüder veranlaßt, zwei Schulen in Dharwar zu beginnen; eine englische, in welcher sich bereits über 30, theils heidnische, theils muhamedanische, theils christliche Kinder eingefunden haben, und eine canaresische, welche gleichfalls eine sich stets mehrende Anzahl lernbegieriger Schüler zählt. Für die Haltung der englischen Schule, welche darum von großer Wichtigkeit ist, weil sie für die heidnischen Einwohner um des englischen Sprachunterrichtes willen das einladendste Mittel darbietet, ihre Kinder dem Unterrichte der Missionarien anzuvertrauen, hat ein christlicher Freund, Herr Wilkinson, seine Dienste dargeboten, welcher freiwillig seine Stelle als Schreiber beim Gerichtshofe und sein reichliches Einkommen aufgeopfert hat, um Gelegenheit zu finden, dem HErrn am Verbreitungswerke seiner seligmachenden Erkenntniß unter den Heiden zu dienen; zu welchem Geschäfte wir ihm den reichen Segen Gottes von Herzen wünschen und erflehen. Um unsern Missionarien einen offenen Zutritt und einen heilsamen Einfluß auf die von der Regierung selbst aufgerichteten englischen Distriktsschulen zu verschaffen, denen bisher heidnische Brahminen vorstanden, welche nicht selten die Herzen ihrer Zöglinge gegen die Bekanntschaft mit den heiligen Schriften der Christen einzunehmen und zu verschließen suchten, wurde von Seiten der englischen Behörden der freundliche Antrag an sie gemacht, Mitglieder der bestehenden Schulkommittee zu Dharwar zu werden und die Oberaufsicht und Leitung dieser Schulen auf sich zu nehmen. Mit freudigem Dank nahmen unsere Missiona-

rien dieſes Anerbieten an, weil ihnen auf dieſem Wege nicht nur der Schlüſſel zum Jugendunterrichte unter dem ganzen Volke, ſondern auch zugleich eine in den Augen der Heiden höchſt wichtige amtliche Befugniß zu ſolch großem Werke in die Hand gegeben wurde. Auf welche Weiſe dieſe thätige Theilnahme unſerer Miſſionarien an der Förderung dieſer beſtehenden öffentlichen Regierungsſchulen von Seiten der oberſten Regierungsbehörde zu Bombay angeſehen wurde, erhellt aus einem amtlichen Schreiben des Regierungsſekretairs an die Schulkommittee in Dharwar, in welchem ſich folgende Stelle befindet: „Es iſt mir von Seiten des Gouverneurs aufgetragen worden, Ihre Kommittee zu erſuchen, die deutſchen Miſſionarien, welche ſich zu Dharwar niedergelaſſen haben, in der von Ihnen empfohlenen Weiſe zur thätigen Mitwirkung an den Diſtriktsſchulen einzuladen, und denſelben in ſeinem Namen zu verſichern, daß er mit wahrem Vergnügen die Nachricht von dem lobenswerthen und freundlichen Beiſtande vernommen habe, welche dieſe achtungswerthen Männer bisher dem Jugendunterrichte der europäiſchen ſo wie der heidniſchen Jugend zugewendet haben.“ Mit dem Aufbau eines geräumigen Schulhauſes iſt nun auch unſern dortigen Miſſionarien die willkommene Gelegenheit in die Hände gelegt, ſo weit es ihr Hauptberuf, nämlich das Amt, das die Verſöhnung predigt, nur immer geſtatten mag, ihre chriſtliche Thätigkeit vorzugsweiſe der heidniſchen Jugend und dem Unterrichte derſelben zuzuwenden, indem gerade in dieſer Arbeit unſtreitig die ſicherſte Grundlage einer dauerhaften Pflanzung chriſtlicher Erkenntniß und das zuverläßigſte Mittel angetroffen wird, eine lebendige Gemeinde Chriſti unter den armen Heiden anzubauen. Drei hoffnungsreiche Knaben, welche ſie in ihre Wohnung zur Erziehung gleich Anfangs aufgenommen hatten, um ſie unter dem Segen Gottes zu künftigen brauchbaren Schullehrern heranzubilden, haben ſie nunmehr, ſeitdem die Erziehungsanſtalt zu Manga-

lore ihren Anfang genommen hat, ihren Brüdern daselbst zugesendet, um dieselben unter die Zahl der dortigen Zöglinge aufzunehmen. Nach den neuesten Nachrichten besteht ihre Heidenschule nunmehr aus 36 Knaben, von denen viele ein lebendiges Interesse im Lernen zeigen, und ihren Lehrern Freude machen. Um ihre Wirksamkeit über alle Theile des Volkes ausbreiten zu können, haben unsere dortigen Brüder nunmehr angefangen, auch die Mahratta- und Hindustanisprache zu erlernen, nachdem sie im Canaresischen so weit vorgerückt sind, daß sie sich mit den Eingebornen unterhalten können. „Die Kenntniß dieser beiden Sprachen, schreiben sie, ist für unser künftiges Missionswerk nothwendig, und gibt demselben die möglichst größte Ausdehnung in Länder und unter Völker, wo der Name Christi noch nicht verkündigt worden ist. Schenkt uns der HErr später noch Kraft und Freudigkeit, die Wurzel aller indischen Mundarten, die Sanscritsprache zu studiren, so werden wir ausgerüstet seyn, um auf diesem mannigfaltig gemischtem Boden festen Fuß zu fassen, und dem Feinde in seinen verschiedenartigen Kampfweisen überall mit den entsprechenden Waffen zu begegnen."

Mit besonderm Dank gegen den Gott aller Gnade hat unsere Missionskommittee den willkommenen Umstand zu bemerken, daß auch die ersten Anfänge unsers neuen Missionspostens zu Dharwar in den verschiedenen Kreisen brittischer Familien, welche daselbst angesiedelt sind, so wie zu Bombay manche offene Herzen gefunden haben, die sich bereitwillig finden ließen, die deutsche Mission mit ihren Liebesgaben zu unterstützen, und es unserer Gesellschaft dadurch möglich zu machen, eine größere Anzahl von Glaubensboten den Heiden ihres Landes zusenden zu können. Missionar Mögling hat uns hierüber im Laufe dieses ersten Jahres manche erfreuliche Thatsache mitgetheilt, und wir preisen dafür den Namen des HErrn, der unsere begüterten brittischen Freunde daselbst bereitwillig macht, mit den reichen irdischen Mitteln,

welche die Huld Gottes ihnen zufließen läßt, weise zu wuchern, und den Ueberfluß derselben in geistlichen Gaben den armen Völkern wieder zufließen zu lassen, welche sie in Indien beherrschen. Eine Missionspredigt, welche Missionar Mögling den englischen Einwohnern zu Dharwar hielt, um sie ernst und freundlich zum thätigen Antheil am heiligen Missionsgeschäfte einzuladen, trug die gesegnete Frucht, daß unverweilt von denselben eine Liebesgabe von **1400** Rupieen (**1680** Gulden oder **2520** Schweizerfr.) beigesteuert und auch für die Folgezeit ähnliche Unterstützungen zugesagt wurden, um unsern deutschen Brüdern daselbst theils die ersten kostspieligen Anfänge ihrer Ansiedlung zu erleichtern, theils unsere Missionskommittee dadurch zu ermuthigen, eine Schaar neuer Gehülfen zur weitern Ausdehnung ihres Werkes denselben zuzusenden. Diese christliche Hülfsbegierde ihrer brittischen Gebieter machte auf die heidnischen Einwohner umher einen ungemein heilsamen Eindruck. Bisher waren sie gewohnt gewesen, in denselben kalte Gebieter wahrzunehmen, welche um ihre eigene Religion und die Ausübung derselben völlig unbekümmert sind, eben darum auch nach dem religiösen Glauben Anderer nichts fragen, sondern sich vollkommen zufrieden geben, wenn nur von Seiten der heidnischen Einwohner ihre Befehle befolgt und die festgesetzten Abgaben an die Regierung zu rechter Zeit entrichtet werden. Die Wahrnehmung, daß auch die englischen Herren, welche in diesem Gebiete wohnen, eine Religion haben, daß sie diese Religion hochschätzen und sich sogar — was in den Augen der Heiden viel gilt — Geldopfer gefallen lassen, um diese Religion auch unter ihrem heidnischen Volke auszubreiten, und der Jugend desselben die erforderlichen Erkenntniß- und Bildungsmittel umsonst darzubieten, wirkte so gewaltig auf die Gemüther der Heiden, daß die angesehensten Männer unter denselben freiwillig den Entschluß faßten, auch in ihren Kreisen eine Subscription zu eröffnen, um die deutschen Missionarien in ihrer

Mitte dadurch zu ermuntern, sich ihrer armen Jugend hülfreich anzunehmen und derselben Gelegenheit zu verschaffen, mit den nützlichen und heilsamen Kenntnissen der Europäer bekannt zu werden. Innerhalb kurzer Zeit wurden nun 600 Rupieen (730 Gulden oder 1080 Schwzfr.) als Beitrag von Seiten der Heiden unterzeichnet, und fernere Unterstützungen auch für die Zukunft versprochen um unsere deutschen Brüder zu ermuntern, die erforderlichen Anstalten zum Unterrichte der heidnischen Jugend zu bewerkstelligen. Erscheinungen dieser Art sind unsern Herzen doppelt willkommen, indem sie nicht nur zur Förderung des begonnenen Werkes dienen, sondern uns zugleich auch die große Zugänglichkeit der heidnischen Einwohner für die heilbringenden Bildungsmittel des Christenthums thatsächlich kund thun, und uns den Beweis in die Hände liefern, daß unserer Bereitwilligkeit, diesem armen Volke mit den Erkenntnißmitteln des Heiles zu dienen, von ihrer Seite das aufgewachte Bedürfniß nach denselben und die Willigkeit entspricht, von diesen dargebotenen Mitteln den rechten Gebrauch zu machen.

Ueber diese neue und in hohem Grade ermunternde Erfahrung von Seiten der dortigen Einwohner bemerkt Missionar Mögling in einem seiner Briefe: „Dharwar ist ein wohlfeiler Ort, und wir brauchen nicht viel. Der HErr erhält uns bei Gesundheit und bei gutem Muthe. Auch sind die vielen christlichen Freunde und Brüder um uns her so wie in Bombay bereitwillig, uns zu unterstützen, wenn wir es brauchen. Wenn Sie uns nur ein Dutzend Brüder herausschickten, wir würden alle gewiß keinen Mangel haben. Es ist uns in der That hie und da zu Muthe als solchen, die Nichts haben und die doch Alles haben; und da wir keinen fixirten Jahresgehalt einziehen, also in keinem Falle nichts für uns gewinnen, so haben wir völlige Freiheit, Jeden um eine Unterstützung anzusprechen, der da weiß, was die Rechte und Pflichten und

Hoffnungen eines Bürgers des Himmelreiches sind. Ach daß der wunderbare Mehrer dieses Reiches durch die Macht seines heiligen Geistes bald Viele aus allen Völkern, und auch aus diesem um uns her in finsterer Knechtschaft seufzenden Geschlechte zu der herrlichen Freiheit seiner Reichsgenossen berufen möge, und uns, seinen Boten, Glaubenskraft genug schenken, daß wir die Pforten weit aufthun, um den Feind zu schlagen."

Mittheilungen dieser Art konnten ihren Eindruck auf unsere Herzen nicht verfehlen, und wir hielten es für Gewissensache, die ein Ruf Gottes an unsere Gesellschaft verbürgt, den frommen Wünschen unserer geliebten Brüder, so weit der gegenwärtige Bestand unserer Missionsschule es gestattete, brüderlich entgegenzukommen, und denselben für den Anbau ihrer großen Saatfelder eine Anzahl von Gehülfen zuzusenden. Schon oben haben wir bemerkt, daß zwei unserer seither in Schuscha angesiedelten Missionarien, G. Pfander und A. Kreis, sich von Rußland aus auf den Weg gemacht haben, um auf dieser Küste eine Arbeitsstätte aufzusuchen, und wir dürfen hoffen, daß sie unter dem Schutze Gottes im Laufe des verflossenen Januarmonats zu Bombay werden angekommen seyn. Da es aber wahrscheinlich ist, daß diese beiden Brüder der erhaltenen Weisung gemäß nach Bengalen ziehen werden, und das vorliegende Bedürfniß noch eine größere Anzahl von Arbeitern fordert, so haben im Laufe des jüngstverflossenen Aprilmonats folgende geliebte Zöglinge unserer beiden ältesten Klassen: Johann Christian Essig von Leonberg, Johann Georg Supper von Göppingen, Joh. Jakob Dehlinger von Schorndorf und Johann Conrad Hiller von Holzgerlingen, sämmtlich aus dem Königr. Würtemberg, so wie Georg Friedrich Sutter von Gersbach im Großherzogthum Baden, nach zuvor erhaltener Ordination der evangelisch protestantischen Kirche im Auftrage unserer Missions-Committee mit unsern herzlichsten Segenswünschen sich im Namen des HErrn auf den Weg gemacht, um

zuerst zu ihrer Einübung in die englische Sprache einige Monate in England zuzubringen, und sodann, so der HErr will, im Laufe dieses Sommers ihre Seereise nach dem westlichen Indien anzutreten, um nach vorheriger Verständigung mit ihren sämmtlichen dortigen Brüdern die tauglichsten Arbeitsstätten in jenem Ländergebiete einzunehmen. Möge ein reicher Segen auf ihrem Pilgergange ruhen, und sie durch die Kraft von oben tüchtig gemacht werden, den Wohlgeruch des Namens Christi unter jenen heidnischen Völkerstämmen zu verbreiten, und viele arme Seelen für sein Himmelreich zu gewinnen! — Noch haben wir zum Schlusse zu bemerken, daß unserer brieflichen Verbindung mit unsern geliebten Sendboten auf jener Küste in der neuesten Zeit ein bedeutender Vortheil dadurch zugeflossen ist, daß vermittelst der nunmehr auf dem rothen Meere eingerichteten regelmäßigen Dampfschifffahrt unsere wechselseitigen Mittheilungen immer innerhalb des kurzen Zeitraums von 7—8 Wochen bewerkstelligt werden können, und wir demnach auf diese Weise unsern dortigen Missionarien um mehr als die Hälfte der Zeit und des Weges näher gebracht worden sind, indem bisher jede unserer Briefsendungen auf dem alten Wege, um die südliche Spitze Afrikas herum nach England und von dorther nach Basel, gewöhnlich eine Zeit von vollen 5 Monaten erforderte, bis sie in unsere Hände gelangen konnten. Wir wünschen von Herzen und flehen zum HErrn, daß durch seine göttliche Kraft auch das Bekehrungswerk in Indien in demselben Verhältnisse beschleunigt werden möge, als nunmehr die Dampfschifffahrt unsere briefliche Verbindung mit denselben beschleunigt hat.

Missionar Mögling schließt sein letztes Schreiben vom 3. Dez. vorigen Jahres mit folgender Bemerkung: „Als die Engländer Indien eroberten, hatten sie Armeen nöthig; und ihre Hauptmacht bestand in eingebornen Truppen. Aber diese hätten ohne die Linienregimenter, welche von Europa kamen, die großen Siege

nicht erfochten.* Die geistige Eroberung Indiens ist, sollte ich denken, eine noch größere und schwerere Aufgabe. Die Eingebornen müssen unsere Hauptmacht werden; denn ohne ein Geschlecht eingeborner Prediger können wir durch die tausendjährige Macht der Finsterniß nicht hindurchbrechen; aber zur Anführung und Behauptung des Sieges brauchen wir einen Kern abendländischer Brüder. Wenn Ihnen Sorgen über die künftige Erhaltung der indischen Streiter das Herz schwer machen wollen, so denken Sie, daß der HErr, dessen Werk wir treiben, noch über Zuflüsse zu gebieten hat, deren Daseyn wir vielleicht noch nicht ahnen! *)

Noch haben wir zum Schlusse unseres Berichtes unsern theilnehmenden Freunden eine weitere hocherfreuliche Merkwürdigkeit aus Indien zu nennen. Missionar Häberlin, dessen gesegneten Besuch in unserer Mitte wir oben erwähnten, hatte während seines fünfjährigen Aufenthalts zu Calcutta, der Hauptstadt Indiens, ebenso wie seine übrigen deutschen Brüder am Gangesstrome die mannigfaltigste Gelegenheit gehabt, einestheils die allgemeine Zugänglichkeit der indischen Völker für die Heilsbotschaft in Christo und die Begierde vieler nach Erkenntniß derselbigen wahrzunehmen, anderntheils aber auch unter dem schweren Druck seiner eigenen Tagesarbeit den überschwänglichen Mangel zu beklagen, der an treuen evangelischen Arbeitern unter den Millionen indischer Einwohner bis auf diese Stunde stattfindet. Nicht selten wird unter denselben die wehmuthsvolle Klage vernommen, welche vor nicht langer Zeit ein gläubig gewordener und jetzt im Dienste der Mission angestellter Hindu, Wilhelm Churron, gegen seinen geliebten Lehrer, den englischen Missionar Wilkinson, kürzlich aussprach:

---

*) Auszüge aus den neuesten Tagebüchern und Mittheilungen unserer Sendboten zu Mangalore und Dharwar befinden sich in der zweiten Beilage des Anhangs zu diesem Berichte.

„Schreibe, sagte er, schreibe deinen frommen Landsleuten in England, daß Wilhelm Churron, nunmehr durch Gottes Gnade ein Knecht Jesu Christi, ehemals ein Knecht der Sünde war, und heute noch ein Knecht der Sünde seyn würde, hätten sie Dich nicht gesendet, um mir von Christo zu sagen, der für die Sünder am Kreuze gestorben ist. Schreibe ihnen, daß mein ganzes Herz ihnen für diese Wohlthat dankbar ist. O wenn ich bedenke, in welch verlornem Zustand ich jetzt seyn würde, wenn nicht die englischen Christen Jesum Christum zu uns gesendet hätten, so kann ich nicht anders, als sie von Herzen dafür liebhaben. Schreibe ihnen aber auch, wie sehr wir uns wundern, daß sie uns nur einen oder zwei Missionarien zusenden. Was sind einer oder zwei? Wissen sie denn nicht, wie viele Millionen meiner armen Hindubrüder heute noch ohne Gott dahinleben! Ach, schreibe ihnen, daß Wilhelm, indem er für sich ihnen dankbar ist, doch um seiner armen Brüder willen ihnen Vorwürfe machen muß. Du hast mir gesagt, daß in England viele Millionen Leute sich befinden; nun denke ich: gut, viele Millionen; und doch kommen nur zwei oder drei Missionarien nach Indien, um viele Millionen solcher zu retten, welche in der Sünde untergehen? Sage ihnen, wir Hindus haben **330** Millionen Götter, deren Sklaven wir sind. Ach, sage ihnen, daß diesen Göttern, obgleich sie nie zuvor gesprochen haben, dennoch am Tage des Gerichts der Gott der englischen Christen, welcher der Gott der ganzen Welt ist, jedem derselben eine Zunge geben wird, um sie zu verdammen, weil sie nicht das Evangelium und noch mehr Missionarien nach Indien gesendet haben."

Tief durchdrungen von schmerzlichen Wehklagen dieser Art, die, wenn sie auch von den meisten Hindus nicht wörtlich ausgesprochen werden können, dennoch in ihrem jammervollen Zustande nur desto lauter an das Herz des Christen reden, hatte die kleine Schaar evangelischer Arbeiter in Indien schon längst jedes Mittel der Er-

munterung versucht, um die zahlreichen christlichen Missionsvereine in England zur Absendung großer Schaaren von Evangelisten nach Indien zu bewegen; allein wenn es jenen auch nicht an einem Ueberflusse von Geldmitteln und an gutem Willen zu solchem Werk ermangelte, so fehlte es ihnen desto mehr an hingebungsvollen Streitern Christi, die sich hätten bereitwillig finden lassen, die offenen Wege nach Indien zu betreten und den armen Heiden daselbst das Evangelium zu predigen. Tief bekümmert über diesen schmerzlichen Mangel an brauchbaren Missionsarbeitern, glaubte Missionar Häberlin in Gemeinschaft mit einigen seiner deutschen Brüder einen neuen Weg einschlagen zu müssen, um für das arme indische Volk eine neue Schaar von Missionsarbeitern zu gewinnen. In einer vielgelesenen christlichen Zeitschrift, welche unter dem Titel „der christliche Beobachter" (the Christian Observer) in monatlichen Heften zu Calcutta erscheint, wurde von ihm eine kurze Ansprache an das christliche Publikum in Indien eingerückt, in welcher bemerkt ist, wie eine bedeutende Anzahl frommer deutscher Jünglinge sich jedes Jahr um ihre Aufnahme in die Basler Missionsschule melden, um in derselben zum Dienste des Evangeliums unter den Heiden vorbereitet zu werden; wie aber bisher vergleichungsweise nur eine kleine Zahl derselben in die Schule aufgenommen werden konnte, da es der Missionsgesellschaft daselbst an den erforderlichen Geldmitteln gebreche, um die vorbereiteten frommen Jünglinge unter ihrer Leitung in die Wildnisse der Heidenwelt auszusenden. Er machte daher den brittischen Christen in Indien den Vorschlag, eine Schaar deutscher Missionsarbeiter von Basel her für die Millionen armer Götzendiener am weiten Gangesstrome hin zu berufen, welche zwar fortwährend unter der Leitung der Basler-Missionsgesellschaft und in unmittelbarer Verbindung mit derselbigen stehen, deren einfacher Lebensunterhalt aber von den Christen Indiens getragen werden solle, in welchem

Falle die Missionsgesellschaft zu Basel bereitwillig seyn werde, im Verhältnisse ihrer sparsamen Geldmittel die etwaigen Lücken der jährlichen Ausgaben erforderlichen Falls zu decken.

Dieser Aufruf fand bald bei einzelnen Freunden Christi in Indien, welche Gott mit großen irdischen Reichthümern gesegnet hat, einen lebhaften Anklang, und mehrere derselben glaubten der dargebotenen Gelegenheit sich nicht entziehen zu dürfen, um von einem Theile ihres Einkommens für die Bekehrung der indischen Völker den besten Gebrauch zu machen. Was uns der liebe Missionar Häberlin, erhaltenen Aufträgen gemäß, hierüber zu unserer großen Ermunterung mündlich mittheilte, das bestätigt auch Missionar Weitbrecht zu Burdwan in seinem Briefe vom 7. Juni v. J., in welchem er uns schreibt: „Einige Missionsfreunde in Calcutta hörten vor Kurzem, daß letztes Jahr mehrere fromme Jünglinge sich um die Aufnahme ins Basler Missionsinstitut gemeldet hatten, aber wegen Mangel an den nöthigen Geldmitteln, die ihre Aussendung erfordert, nicht aufgenommen werden konnten. Dieser hier für sehr merkwürdig betrachtete Umstand wurde dem christlichen Publikum in Indien bekannt gemacht, und ihm die Frage vorgelegt: ob es nicht die Pflicht der indischen Kirche sey, alle ihre Kräfte aufzubieten, um jene Schaar frommer deutscher Jünglinge in den Stand zu setzen, sich für den Missionsdienst vorzubereiten, und nachher über dieses große Heidenland weithin zerstreut den Einwohnern desselben das Evangelium des Friedens zu verkündigen? Dieser Aufruf hat bereits die erwartete Wirkung hervorgebracht, und ein frommer Offizier bot einen Beitrag von **1000** Rupieen (**1200** Gulden) dar; das ist, wie ich hoffe, nur ein kleiner Anfang, und ich denke, es werden so viele Geldmittel zusammengebracht werden, daß in wenigen Jahren eine ganze Schaar von Evangelisten in Indien wird angestellt werden können. Ich bin der entschiedenen Meinung, daß

in solchem Falle die Brüder mit unserer Kommittee in Basel in Verbindung bleiben sollen, indem ein geistliches Band der Liebe die Leiter des Werkes und die Arbeiter mit einander verbinden muß, wenn Alles gut und im Segen von Statten gehen soll. In England vermögen die Missionsfreunde daselbst nur wenige zu finden, welche willig wären, nach dem heißen Indien zu ziehen, und um des HErrn willen unter den Hindus zu arbeiten. Ich glaube daher, die indischen Völker müssen vorzugsweise durch deutsche Missionarien zum Glauben an Christum hingeführt werden. Diese haben ja unter dem sichtbaren Segen Gottes das liebliche Werk im Süden angefangen, und seine Vorsehung scheint unsere Brüder im Heimathlande mit klaren Fingerzeigen darauf hinzuweisen, daß Er auch deutsche Missionarien als seine Werkzeuge gebrauchen will, um seinen Gnadenrath über ganz Indien auszuführen. Ein guter Anfang ist hiezu gemacht, und ich glaube behaupten zu dürfen, wenn Männer ausgesendet werden, welche zum Werke tauglich sind und mit heiligem Eifer im Geiste der Liebe, die nicht das Ihre sucht, des HErrn Sache treiben, so wird unser himmlischer Vater, welcher reich ist über alle, die Ihn anrufen, manchen reichen Leuten in Indien das Herz öffnen, und sie willig machen, diesen Arbeitern von ihrem Ueberflusse das Nöthige darzureichen."

Es dauerte nicht lange, so erschien in der gleichen Zeitschrift folgendes Schreiben eines christlichen Menschenfreundes in Indien: „Der Aufruf, welcher im letzten Monathefte Ihres christlichen Beobachters an die Gemeinde Christi in Indien enthalten ist, mit ihren eigenen Mitteln taugliche Missionarien zur Pflanzung evangelischer Erkenntniß unter den heidnischen Millionen unsers großen Landes von der Missionsschule zu Basel zu berufen, ist, wie ich glauben darf, ein Wort zu seiner Zeit gesprochen, und wird manche freudige Antwort und manches willige Herz in Indien antreffen. Es ist eine erquickliche und ermunternde Thatsache, daß so

manche

manche fromme Jünglinge in Deutschland bereitwillig sind, diesem heiligen Werke sich zu widmen. Ich möchte vorschlagen, daß die Missionsgesellschaft zu Basel ersucht werde, eine Anzahl von **12—20** Missionarien in diese Theile Indiens überzusenden; und da ich zu glauben Ursache habe, daß diese Gesellschaft bloß durch Mangel an erforderlichen Geldmitteln bisher abgehalten wurde, ihre frommen Herolde in größerer Anzahl unserm Heidenlande zuzusenden, so darf getrost erwartet werden, daß die Christengemeinde in Indien die erforderliche Summe bereitwillig darbieten wird, um einen Theil der Unterhaltungskosten dieser Arbeiter auf sich zu nehmen. In jedem Falle sollten dieselben mit ihren Brüdern in der Heimath, die sie kennen, hochachten und lieben, in Verbindung bleiben; und wenn sie auf unserm Boden ankommen, so wird es gewiß an erfahrenen Freunden nicht ermangeln, die sich zu ihrer Unterstützung vereinigen, und ihnen die angemessenen Arbeitsstätten in unserm großen Lande anweisen. Ich, als ein Glied der christlichen Kirche in Indien, dem die Bekehrung dieser armen Götzendiener auf der Seele liegt, werde mich glücklich fühlen, jedes Jahr mein kleines Scherflein, nämlich **200** Rupien (**240** fl.) zum Unterhalt derselben anzubieten, und zur Deckung ihrer Ausrüstungs- und Ueberfahrtskosten die weitere Summe von **200** Rupien der Basler Gesellschaft zukommen zu lassen."

Diese freundlichen Anerbietungen an willkommener Handreichung im Werke des HErrn, noch mehr aber der Sinn thätiger Gottes- und Menschenliebe, welche denselben zu Grunde liegt, gereichten unsern Herzen zu großer Freude und Ermunterung; und wir konnten nicht umhin, einen gnadenreichen Ruf Gottes an unsere Gesellschaft zu erweiterter evangelischer Thätigkeit im Heidengebiete in denselben dankbar zu ehren. Wie könnten wir es wohl auch vor Gott und vor unsern Brüdern verantworten, wenn wir vor den weiten Pforten, welche Gottes Gnadenrath zur Arbeit auf dem großen Markt-

platze der indischen Welt vor uns aufthut, die Augen kleingläubig verschließen, und die große Stunde des Heils, welche für die Völker Indiens geschlagen zu haben scheint, in unserm Theile ungenützt an uns vorüberziehen lassen wollten? Dabei können wir es freilich uns und unsern theilnehmenden Freunden nicht verhehlen, daß bei der großen Wandelbarkeit, welche die indischen Zustände zu begleiten pflegten, wir eben keinen zureichenden Grund zu haben glauben, den Werth dieser freundlichen Anerbietungen in Hinsicht auf ihre Dauer höher anzuschlagen, als er nach dem Zeugniß der Erfahrung wirklich ist, und durch unverhältnißmäßige Missionsunternehmungen die bescheidenen Grenzen zu überflügeln, welche die Leitungen Gottes unserer Gesellschaft angewiesen haben. Wir gedenken eben darum, so der HErr Gnade gibt, vorerst mit einem kleinen Missionsversuche in den völkerreichen Gangesgegenden zu beginnen, und stille auf die fernern Winke zu merken, welche die Vorsehung Gottes uns geben wird, um im angemessenen Verhältnisse zu den Mitteln und Gelegenheiten, welche vor uns liegen, seinem gnadenreichen Rathe mit Freuden zu dienen. *)

---

*) Wir können nicht umhin, in der dritten Beilage unseres Berichtes einen von einem indischen Missionar kürzlich an die Baptistengemeinde Englands, deren Mitglied und Sendbote er ist, erlassenen Aufruf beizufügen, dessen Inhalt die oben genannten Ansichten unserer dortigen Brüder bestätigt, und uns tiefer in das wahre Wesen der gegenwärtigen Zustände der indischen Völker und ihrer Missionsbedürfnisse hineinblicken läßt.

IV.

Wenn es Gnade ist von oben, weite Pforten zu christlicher Missionsthätigkeit in den Ländern der Heiden vor uns aufgeschlossen zu sehen, so ist es nicht minder als ein Geschenk göttlicher Barmherzigkeit dankbar hochzuachten, wenn von der Liebe der Christen dem wachsenden Werke die erforderlichen zeitlichen Hülfsmittel zufließen, ohne welche der Bestand und die Erweiterung desselben nicht erzielt werden kann. Wohl wäre es der unendlichen Macht und Liebe Gottes ein Leichtes, seine Knechte die nöthigen Bedürfnisse ihres einfachen Lebensunterhaltes zufällig auf dem Wege finden zu lassen, und sie mit Manna in der Wüste zu speisen; aber seine Weisheit hat es in dieser Welt also angeordnet, daß jedem einzelnen Bekenner Christi zu seinem eigenen Heile die Gelegenheit geboten werden soll, seine Glaubenstreue und die Wahrhaftigkeit seiner Liebe nicht bloß mit Worten, sondern durch die That zu beurkunden. Wenn das Gewissen jedem Einzelnen solche Liebestheilnahme als heilige Pflicht deutet, so erklärt es das Evangelium als eine unverdiente Gnade, wenn uns Gott würdigt, seine Mitarbeiter an dem großen Erlösungswerke seines eingebornen Sohnes auf dieser Erde seyn zu dürfen. Solche Erkenntniß macht das Herz willig, ohne ängstliche Berechnung den Segen, den uns Gott gegeben, auch wieder auf Andere überfließen zu lassen, und zur Verherrlichung seines Namens mit dem Pfunde zu wuchern, das seine Huld uns anvertrauen wollte.

Dieses göttlichen Segens durften auch wir uns im verflossenen Jahre aufs neue dankbar freuen, und wir fühlen uns gedrungen, seinem Namen dafür den Ruhm und den Dank darzubringen, der Ihm alleine gebührt. Die Gesammteinnahmen unserer evangelischen Missionsgesellschaft beliefen sich nämlich im Laufe des verflossenen Jahres vom 1. Jan. bis 31. Dez. auf

Schweizerfranken: 74,150-74 Rp.

An dieser Summe erhielten wir aus

Deutschland und andern Ländern an laufenden Beiträgen verehrlicher Hülfs-Missions-Gesellschaften und Vereine, so wie an Liebesgaben und Legaten einzelner Freunde .	Fr. „	Rp. 37,256-87 „
Ebenso aus der Schweiz	„	18,598-99 „
Vergütungen, Rückerstattungen und Zufälliges	„	8,354-55 „
Vom Ertrag des Missions-Magazins, Heidenboten, Zinsen und Geldagio	„	9,940-33 „
Gesammt-Einnahme Schwfr.		74,150-74 „

Dagegen beliefen sich die Gesammt-Ausgaben unserer Missions-Gesellschaft in derselben Zeit auf

Schweizerfranken: 66,467-71 Rp.

welche sich folgendermaaßen vertheilen:

Unterhaltungs- und Lehrkosten unserer Anstalt, nebst Ausrüstungskosten und Reisegeld eines der ausgesendeten Zöglinge	Fr. „	Rp. 28,506-10 „
Verschiedenes, als Lokalunterhaltung, Postporto, Transportkosten ꝛc. . .	„	4,692-43 „
Für die Mission zu Schuscha, und Reisegeld für zwei von dort nach Indien abgereiste Missionarien .	„	3,609-14 „
Für Karaß	„	207-90 „
Für die Mission in Tebris, und Reisekosten von Miss. Haas und seiner Familie	„	6,700-31 „
Für die Mission in Akropong . .	„	974-63 „
„ „ „ „ Dharwar . .	„	5,500-— „
„ „ „ „ Mangalore .	„	7,477-20 „
Ankauf eines Hauses und Grundstücks auf letzterm Posten . . .	„	8,800-— „
Gesammt-Ausgabe Schwfr.		66,467-71 „

Es ergibt sich demnach in dieser Jahresrechnung ein Ueberschuß von Schweizerfranken 7,683-03 Rp., welche unser treuer Gott für die Bedürfnisse des neuen Jahres zum Voraus in unsere Hände gelegt hat.

Es thut unsern Herzen wohl, beim Ueberblick dieser Jahresrechnung den verschiedenen verehrlichen Missionsvereinen des deutschen und schweizerischen Vaterlandes, so wie den vielen einzelnen Freunden und Freundinnen unseres evangelischen Missionswerkes öffentlich unsern gerührtesten Dank auszusprechen für die freundlichen Handreichungen der Christenliebe, womit dieselben in beharrlicher Treue das gemeinsame Werk zu unterstützen die Güte haben. Möge der Gott aller Gnade denselben in dieser und in der zukünftigen Welt öffentlich vergelten, was sie im Verborgenen zur Förderung seiner seligmachenden Erkenntniß unter den Völkern der Erde gethan haben. Auch den zahlreichen verehrlichen Frauen- und Jungfrauenvereinen fühlen wir uns zu herzlichem Danke verpflichtet, welche nicht ermüden, mit reichlichen Gaben von Leinwand-, Strick- und Näharbeiten unsere Anstalt zu versorgen, und ihren Liebesgaben zugleich den ehrwürdigen Stempel frommer Liebesthätigkeit aufzudrücken. Es thut nicht noth, diese theuern Brüder und Schwestern alle zu fortgesetzter und wachsender Theilnahme an diesem heiligen Werke der Christenliebe durch dringliche Rede und einen Aufwand von hohen Worten menschlicher Weisheit erst noch aufzumuntern. Spricht doch die Sache selbst laut genug zu ihren Herzen, das Evangelium Christi bezeugt's, und der Geist des HErrn versiegelt's, daß alle, welche in dieser Zeit auf den Geist gesäet haben, das ewige Leben ernten werden, und daß es das ehrenvollste Zeugniß ist, welches der HErr seinen Knechten geben kann, wenn Er am großen Vergeltungstage jedem Einzelnen unter ihnen sagen darf: Du hast um meines Namens willen gearbeitet, und bist nicht müde geworden!

Es dürfte hier der rechte Ort seyn, mit wenigen Worten einen scheinbaren Widerspruch zu lösen, welcher häufig gehört wird, der manche Gemüther irre macht, und nur von Wenigen gedeutet werden kann. Man hört nämlich, namentlich von Solchen, welche aus England und Indien herüberkommen, oder herüberschreiben, häufig die Behauptung aufstellen: „Es fehle der Missionssache nicht sowohl an Geldmitteln, diese werden reichlich zusammengetragen, als vielmehr an Arbeitern, deren die völkerreiche Heidenwelt in ungleich größerer Anzahl bedürfe, als derselben bis jetzt zugesendet worden sind.“ Auf der andern Seite hört man, namentlich in unserm deutschen Vaterlande, in den Berichten der Missionsgesellschaften, oder von den Gliedern derselben nicht selten die Klage führen: „Es fehle der Missionssache nicht sowohl an frommen Arbeitern, diese seyen in erfreulicher Anzahl zu finden, so daß nicht einmal alle in die Vorbereitungsanstalten aufgenommen werden können; aber es mangele derselben an den erforderlichen Geldmitteln, um die Vorbereitung, die Ausrüstung, die Aussendung und den laufenden Unterhalt der Missionarien in den Heidenländern bewerkstelligen zu können.“ Beide Behauptungen sind vergleichungsweise vollkommen wahr; aber jede einzelne derselben gilt nur an ihrer rechten Stelle. In England z. B. und in Indien kann mit Recht behauptet werden, daß es den Missionsgesellschaften daselbst vergleichungsweise nicht sowohl an Geldmitteln gebreche, da ihnen jedes Jahr reichliche Handreichungen zur Förderung der Missionssache von der Christenliebe zufließen; aber an tauglichen Missionsarbeitern haben sie häufig einen großen Mangel, indem im Verhältniß zu ihren Geldkräften in der Regel nur wenig fromme und wohlvorbereitete Jünglinge sich finden lassen, welche bereitwillig wären, ihre Heimath zu verlassen, um den armen Heiden das Evangelium zu predigen. In unserm deutschen und schweizerischen Vaterlande findet nun verhältnißmäßig gerade der umgekehrte Fall statt.

Wir dürfen es zum Preise Gottes mit dankbarer Seele behaupten, daß es der Missionssache im Allgemeinen bisher nicht an wackern Jünglingen gefehlt hat, welche im Drange der Liebe Christi mit dem Verlangen hervortraten, in eine Missionsschule einzutreten, um in derselben zur Führung des Amtes, das die Versöhnung predigt, vorbereitet zu werden; aber den Vorständen der Missionsgesellschaften ermangelten in der Regel die nöthigen Geldmittel, um mit denselben, wenn auch in der einfachsten Weise, die geliebten Streiter Christi, die in ihren Schulen zum Missionsberufe vorbereitet wurden, mit dem Nöthigen ausgerüstet, den Heidenvölkern zusenden und dort die erforderlichen Unterhaltsmittel derselben aus ihrer Missionskasse bestreiten zu können. Somit findet sich in diesen beiden Behauptungen kein wahrer Widerspruch; beide sind vergleichungsweise an ihren Stellen richtig, und die nächste Folgerung, welche aus denselben hervorgeht, dürfte wohl darin bestehen, daß in unserm deutschen und schweizerischen Vaterlande die Unterstützungen der Missionssache in dem gleichen Verhältnisse, als diese ihre Wirkungskreise erweitert, zunehmen, und daß die Missionsgesellschaften verschiedener Länder und Völker ihre wechselsseitigen Mängel in christlicher Bruderliebe ausgleichen, und demnach die überfließenden Geldmittel unserer brittischen und indischen Mitbrüder neben unsern geringern zugleich weise benützt werden mögen, um vermittelst derselben ihren großen Mangel an tauglichen Sendboten durch Aussendung und Unterhaltung deutscher Missionarien zu ergänzen.

Aber was würde wohl auch der größte Reichthum freiwilliger Gaben und die selbstloseste Aufopferung aller unserer Kräfte nützen, wenn diese Dank- und Freudenopfer nicht von unsern anhaltenden und inbrünstigen Gebeten um die Ausgießung des heiligen Geistes über unsere Glaubenssaaten begleitet würden? Was ist alle Arbeit der sterblichen Menschen, wenn der Segen unsers Gottes sie nicht befruchtet; und wie würden unsere

geliebten Sendboten, welche in der Nacht des heidnischen Aberglaubens arbeiten, und wir mit ihnen, je im Stande seyn, den gewaltigen Fürsten der Finsterniß zu bekriegen und dem reißenden Strome des Verderbens einen Damm entgegenzustellen, wenn sie nicht auf jedem ihrer Schritte in der großen Schwachheit des Fleisches und des Geistes durch die himmlischen Kräfte der gläubigen Fürbitte unterstützt würden? Wirklich bezeugt es auch jeder ihrer Briefe, daß sie auf den heißen Gebetseifer der Gläubigen im Vaterlande rechnen, und daß ihnen in den Stunden des Kampfes und der Finsterniß die gewisse Zuversicht immer neuen Muth und neue Kraft zum Kampf gegen den Unglauben der Welt einflöße, daß die Freunde Christi in der Heimath Herzen und Hände täglich zu dem Vater der Barmherzigkeit für sie emporheben, und Ihn um seine schützende, kräftigende und segnende Gnade für das Werk seiner Boten in der Heidenwelt in Demuth anflehen. Auch diese Uebungen der christlichen Liebestreue sind dem HErrn, der ins Verborgene sieht, wohlgefällig, und die seligen Früchte, welche sie auf dem heidnischen Boden tragen, gehören zu den Garben, welche der Glaube in die Scheunen Gottes einsammelt.

Es gereicht unsern Herzen zum freudigen Dank gegen Gott und zu kräftiger Ermunterung, in verschiedenen Gauen des deutschen und schweizerischen Vaterlandes eine wachsende Theilnahme an dem evangelischen Missionswerke erwachen und die finstern Vorurtheile allmählig verschwinden zu sehen, welche bisher die ungestörte Entfaltung des christlichen Missionsgeistes in vielen Herzen gefesselt gehalten hatten. Merkwürdig und bezeichnungsvoll für den höhern Ursprung dieses evangelischen Missionssinnes ist die stille Erziehungsgeschichte dieses verachteten Fremdlings, der sich so lange Zeit im deutschen Vaterlande nicht öffentlich sehen lassen durfte, ohne von dem Weltgeiste als Schwärmer verhöhnt zu werden. Zuerst waren es, vor etwa 30 bis 40 Jahren, nur gar

wenige auserwählte Seelen, welche diesen holden Säugling in ihrem Busen trugen, und mit liebender Hand seiner Schwachheit aufzuhelfen sich keine Mühe verdrießen ließen. Es währte nicht lange, so wurde derselbe, namentlich im südlichen Deutschland, von den christlichen Privaterbauungsvereinen, welche die Welt spottweise pietistische Conventikel zu nennen pflegt, als geliebter Pflegling freundlich in ihre Mitte aufgenommen und sorgsam genährt, um in der Kraft des HErrn seiner großen Bestimmung entgegenzureifen. Diese christlichen Privatvereine hatten das Verdienst, lange zuvor, ehe die kluge Welt und selbst die vaterländische Kirche den wahren Werth dieses Fremdlings zu erkennen vermochte, seine Sendung von oben glaubensvoll zu ehren, in seiner Entwicklung die Erfüllung alter Gottesverheißungen freudig zu ahnen, und sich willig dazu finden zu lassen, zu seinem segensreichen Zuge durch die Welt ihm nicht selten mit der edelsten Aufopferungsliebe und Selbstverläugnung die brüderliche Hand zu bieten. Diese Privatvereine waren zugleich von Anfang an die fruchtbaren Pflanzschulen, in denen der kräftige Missionsgeist frommer Jünglinge geweckt und genährt wurde, und aus deren Mitte der bei weitem größte Theil der ehrwürdigen Streiter Jesu Christi hervorgegangen ist, welche in unsern Tagen als fruchttragende Weizenkörner weit umher in den Heidenländern zerstreuet sind.

Es galt einer langen Feuerprobe, bis die Kirche des Vaterlandes sich geneigt fand, für die heilsamen Zwecke dieses Fremdlings ihre Pforten aufzuschließen, und ihrer Förderung ein vorurtheilsfreies Herz und eine hülfreiche Hand darzubieten. Am mächtigsten hielt sie die Schmach, einer angeblichen Conventikelsache das freundliche Wort zu reden, sowie die Besorgniß, kirchliche Spaltungen auf diesem Wege anzuregen, von solcher Theilnahme zurück. Nur allmählig hellten sich diese düstern Wolken auf im zunehmenden Glanze des heitern Lichtes und der himmlischen Segnungen, welche die ein-

fältige Predigt von dem gekreuzigten Christus in den Finsternissen der Heidenwelt verbreitete, und deren heilbringender Einfluß auch in so manchen erstorbenen Kirchen des geliebten Vaterlandes ein neues göttliches Leben anzuregen begann. Es ist zum Preise Gottes in unsern Tagen nicht weiter eine zweifelhafte Frage, sondern vielmehr eine handgreifliche Gewißheit geworden, daß nicht bloß einzelne lebendige Glieder im Schooße der christlichen Kirche, sondern daß die Kirche selbst den heiligen Beruf von oben herab empfangen hat, hinauszuziehen in alle Welt und aller Kreatur das Evangelium zu verkündigen, und je lebendiger dieses fruchtbare Bewußtseyn in der Gemeinde Christi erwacht und sie zu reger Missionsthätigkeit begeistert, desto schneller werden die bösen Geister unfruchtbarer kirchlicher Streitigkeiten aus ihrem Schooße verdrängt, und desto gewisser die heiligen Zwecke ins Leben gerufen werden, zu deren Erfüllung der HErr seine Kirche auf Erden berufen hat.

Es gewährte unsern Herzen eine süße Freude, an unserm letzten Jahresfeste mehrere brüderlich geliebte Glieder und Geschäftsführer der verehrten Missionsgesellschaften zu Hamburg, Bremen, Barmen und Paris als Abgeordnete derselben in unserer Mitte bewillkommnen zu dürfen, welche mit dem freundlichen Auftrage in unsern brüderlichen Kreis getreten waren, die heiligen Bande der Liebe fester zu knüpfen, welche die evangelischen Missionsgesellschaften zu einem Ganzen verbinden, und geeignete Wege und Mittel in Anregung zu bringen, wie den schwächenden Zersplitterungen der evangelischen Missionsthätigkeit im deutschen Vaterlande abgeholfen, und dieselbe in das Geleise christlich brüderlicher Vereinigung eingeleitet werden möge. Es war zum Voraus zu erwarten, daß brüderliche Anträge dieser Art in den Herzen aller Anwesenden den tiefgefühlten freudigen Anklang finden würden, den sie wirklich in jenen unvergeßlichen Stunden unserer Versammlung vor dem Angesichte Gottes gefunden haben, und indem wir unsern

geliebten Brüdern im Norden den herzlichsten Dank für diese kräftigen Anregungen der christlichen Bruderliebe aussprechen, flehen wir zum HErrn, daß Er durch seinen guten Geist diese heilsamen Eindrücke unversehrt bewahren, und dieselben zur gemeinsamen Förderung des evangelischen Missionswerkes fruchtbar machen wolle.

Bei einem brüderlichen Zusammentritt der anwesenden Geschäftsführer einiger evangelischen Missionsgesellschaften des deutschen Vaterlands war es zunächst darum zu thun, sich gemeinschaftlich über einige allgemeine und leitende Grundsätze zu verständigen, welche, bei der Voraussetzung der besondern unversehrten Wirksamkeit jeder einzelnen Gesellschaft, geeignet seyn dürften, unter Gottes Beistand möglichen Collisionen im gemeinsamen Geschäfte auszuweichen, und eine fördernde Vereinigung der Liebesthätigkeit anzubahnen. Da nunmehr von Seiten der verehrten Missions-Committeen, deren Abgeordnete in unserer Mitte anwesend waren, die Erklärung ihrer Uebereinstimmung mit diesen allgemeinen Grundsätzen uns mitgetheilt wurde, so tragen wir kein Bedenken, unsern theilnehmenden Freunden die Grundlagen kurz zu nennen, welche als Gegenstand brüderlichen Einverständnisses in unserm Kreise besprochen wurden. Sie sind in kurzen Sätzen folgende:

„Die Geschäftsführer dreier im deutschen und schweizerischen Vaterlande aufgerichteter evangelischer Missionsgesellschaften zu Basel, Barmen und Bremen-Hamburg haben sich bei ihrem Zusammentritt am 24. Juni 1837 unter Genehmigungsvorbehalt ihrer betreffenden Kommitteen über folgende allgemeine Grundsätze ihrer christlichen Vereinigung und der Förderung des deutschen Missionswesens im Sinne gegenseitiger Bruderliebe vereinigt:

1) Obgleich jede einzelne der genannten Schwesteranstalten ihrer innern Einrichtung, ihrer Wirksamkeit nach Außen, und ihrem Haushalte nach vollkommen selbstständig besteht und arbeitet, so betrachten sie sich doch

als Mitglieder einer gemeinsamen deutschen Missionsverbindung, welche im Schooße der vaterländischen Kirche unter Gottes Segen in unsern Tagen sich entfaltet, und sie drücken ihre aufrichtige Bereitwilligkeit aus, nach dem Maaße der Kraft, die der HErr gibt, ohne Beimischung partikularistischer Tendenzen, sich zur Förderung dieses gemeinsamen Werkes durch Gebet, aufrichtige Theilnahme, treuen Rath, offene Mittheilung gemachter Erfahrungen und bereitwillige Liebesdienste bei demselben wechselsseitig zu unterstützen.

2) Die bereits unter Gottes Segen aufgerichteten und noch künftig aufzurichtenden Hülfsmissionsgesellschaften, so ferne sich dieselben nicht zum Voraus freiwillig und ausschließlich für den Anschluß an eine besondere Gesellschaft erklärt haben, betrachten sie als Vereine, welche sämmtlich auf der gemeinschaftlichen Grundlage einer unbeschränkten christlichen Freiwilligkeit ruhen, und deren Unterstützungen dem gemeinsamen Werke gelten; und jede einzelne der genannten Gesellschaften verzichtet auf jeglichen Versuch, denselben durch besondere Einladung eine ausschließende Richtung für ihr besonderes Werk zu geben.

3) Sie fühlen sich verpflichtet, im Interesse dieses gemeinsamen Werkes Gottes jeden spaltenden Einfluß kirchlich protestantischer Parteiung von ihrer Verbindung abzuhalten, indem sie sich offen zu dem evangelischen Grundsatze bekennen, daß nicht der Inhalt kirchlich protestantischer Unterscheidungslehren, sondern allein das seligmachende Evangelium des herrlichen Gottes in der Gestalt, in welcher es als köstliches Gemeingut den Bekenntnißschriften der evangelisch protestantischen Kirchengemeinschaften wesentlich einverleibt ist, zu der evangelischen Missionspredigt gehöre, welche durch ihre Sendboten den Heiden verkündigt werden soll.

4) Da nach dem Zeugnisse der Erfahrung der Versuch einzelner christlicher Privaten, durch Aussendung ununterrichteter und unvorbereiteter Jünglinge der Hei-

denwelt zu dienen, vielfachen innern und äußern Gefahren und Bedenklichkeiten ausgesetzt ist, durch welche leicht die Achtung des evangelischen Missionscharakters in- und außerhalb des Vaterlandes geschwächt und vielfache schmerzliche Collisionen in der Heidenwelt erzeugt werden können, so halten sie es für ihre Pflicht, keinen dieser Versuche durch eigene Theilnahme zu begünstigen, es sey denn, daß solche Privaten die Leitung über die von ihnen unterstützten Sendlinge einer aufgestellten Kommittee überlassen.

5) Ebenso verpflichten sie sich wechselseitig, keinen von irgend einer einheimischen oder ausländischen evangelischen Missionsgesellschaft entlassenen Missionar in ihre Dienste aufzunehmen, oder sein abgerissenes Werk zu unterstützen, ohne sich zuvor mit der betreffenden Missionsgesellschaft hierüber brüderlich verständigt zu haben. Dasselbe gilt von Missionszöglingen und Missionsaspiranten.

6) Jede der genannten Schwestergesellschaften spricht ihr aufrichtiges Verlangen aus, im fühlbaren Interesse des gemeinsamen deutschen Missionswerkes durch offene Darlegung des wahren Missionsbedürfnisses und durch Berichtigung irriger Vorstellungen den vielseitigen Zersplitterungen im Geiste der evangelischen Freiheit entgegen zu wirken, welche die Concentration der erforderlichen Hülfsmittel und Kräfte zu schwächen und den gesegneten Fortgang des Werkes zu hemmen drohen.

7) Die genannten Gesellschaften betrachten ihr Werk als christliche Privatsache und als heilige Aufgabe aller Freunde des Evangeliums; und wie sehr sie sich auch, als treue Glieder der evangelisch-protestantischen Kirche, für verpflichtet halten, die geistliche Wohlfahrt derselben vermittelst der evangelischen Missionsthätigkeit auf jegliche Weise zu fördern, und sich freuen, die begünstigende Theilnahme von Seiten bestehender öffentlicher Kirchenbehörden als wünschenswerthes Förderungsmittel dankbar entgegenzunehmen, so halten sie es den-

noch für ihre Pflicht, dem innern Organismus und der selbstständigen Leitung und Verwaltung ihres betreffenden Werkes den heilsamen Charakter christlicher Privatwirksamkeit zu bewahren, und jeden anderweitigen leitenden Einfluß, so weit derselbe nicht zum Voraus durch bürgerliche und kirchliche Verordnungen bestimmt ist, von demselben abzuhalten.

3) Die genannten Gesellschaften finden es wünschenswerth, daß nach Erforderniß der Umstände von einem Zeitpunkt zu dem andern einzelne Abgeordnete derselben an einem dritten Orte brüderlich zusammentreten, um ihre Erfahrungen an dem ihnen anvertrauten Werke sich wechselseitig offen mitzutheilen, und über die zweckmäßigsten Mittel seiner Förderung im In- und Auslande sich gemeinschaftlich zu berathen."

Doch — wir eilen zum Schlusse unsers Berichtes. Uns tröstet beim Rückblick auf die Vergangenheit und bei der Hinaussicht auf die nahende Zukunft die trostvolle Versicherung, welche der Heiland seinen zu Herolden des Evangeliums an die Welt berufenen Jüngern in der letzten Stunde seines Abschiedes gegeben hat, daß Er bei ihnen seyn werde alle Tage, bis an der Welt Ende. Die Wahrhaftigkeit und die Kraft dieses Verheißungswortes durften wir auch im Laufe des verflossenen Jahres reichlich inne werden, und darum ziehen wir mit ihm dem Wechsel der Dinge, wie ihn die Zukunft bringen mag, in der demüthigen Zuversicht entgegen, daß Er, dem alle Gewalt gegeben ist, im Himmel und auf Erden auch in den künftigen Tagen seine starke Hand nicht von uns abziehen, mit seinem allmächtigen Schutze uns und unsere Brüder decken, unserer Schwachheit durch seine Gotteskraft aufhelfen, unsere Wunden heilen und durch unser armes Thun seinen Namen verherrlichen werde unter den Völkern der Erde. Unser Blick ist dunkel und beschränkt, unsere Kraft ist klein, unser bester Rath nicht selten nichtig: wie könnten wir bei der Führung eines so großen und verant-

wortungsvollen Werkes auf uns oder auf die besten Menschen vertrauen? Unsere Zuversicht steht zum HErrn; zu den heiligen Schätzen seiner Macht, Weisheit und Liebe fliehen wir, um unsere Bedürfnisse zu stillen, und wir dürfen gläubig hoffen, daß Er unser demüthiges Vertrauen auf Ihn nicht beschämen wird! Möge an Jeglichem unter uns und an unserm ganzen gemeinsamen Werke in Erfüllung gehen, was Er durch den Mund seines Propheten seinem gläubigen Israel in den alten Tagen verheißen hat: „Einen ewigen Bund will ich mit ihnen aufrichten; und man soll ihren Samen kennen unter den Heiden, und ihre Nachkommen unter den Völkern. Wer sie sehen wird, soll sie erkennen, daß sie ein Same sind, gesegnet vom HErrn. Ich freue mich im HErrn, und meine Seele ist fröhlich in meinem Gott; denn Er hat mich angezogen mit Kleidern des Heiles, und mit dem Rock der Gerechtigkeit gekleidet, wie ein Bräutigam mit priesterlichem Schmuck sich zieret, und wie eine Braut in ihrem Geschmeide pranget. Denn gleich wie die Erde ihr Gewächs hervorbringt, und der Garten sein Gesäetes wachsen lässet: also wird der HErr HErr Gerechtigkeit und Lob wachsen lassen vor allen Heiden." (Jesajas **61, 8—11.**)

Nachschrift.

Durch eine schmerzliche Trauerbotschaft, welche aus dem westlichen Afrika bei unserer Committee einlief, als der erste Bogen dieses Berichtes schon gedruckt war, sehen wir uns in die traurige Nothwendigkeit versetzt, die S. **333** gemachte Behauptung dahin zu berichtigen, daß im verflossenen Dezembermonat der verborgene Rath des HErrn unsern geliebten Bruder Andreas Stanger zu Akropong durch einen seligen Tod in die Ewigkeit hinüber gerufen hat.

Anhang.

Beilage N°. I.

Grundsätze der evangelischen Missions-Gesellschaft zu Basel hinsichtlich der Beurtheilung und Behandlung der Frage über die Verehlichung ihrer Sendboten im Heidenlande.

§ 1.

Seit mehr als 20 Jahren war die evangelisch-richtige und den Umständen angemessene Art und Weise der Verheirathung unserer geliebten Sendboten in den Heidenländern ein Gegenstand vielseitiger Beobachtung und ernster Betrachtung für unsere Missions-Kommittee gewesen. Wir hatten innerhalb dieser Zeit reichliche Gelegenheit gefunden, in der Nähe und Ferne den verschiedenartigen und meist durchgreifenden Einfluß zu gewahren, welchen die ehelichen Verbindungen der Missionarien im Heidengebiete sowohl auf die Laufbahn und die Berufsarbeiten des Einzelnen unter ihnen, als auch auf den Bestand und die Thätigkeit der mit ihm verbundenen Gesellschaft, so wie vor Allem auf das Missionswerk selbst im Allgemeinen und Besondern auszuüben pflegen. Bei diesen ruhigen Beobachtungen war es uns keineswegs in einzelnen erfreulichen Beispielen unbekannt geblieben, wie die prüfungsvolle Laufbahn eines Boten Christi in der Heidenwelt durch die gesegnete Verbindung mit einer würdigen und treuen Lebensgefährtinn auf vielfache Weise erleichtert und versüßt, wie sein wichtiger Beruf durch ihre thätige Theilnahme gefördert, und vielfache, auf anderm Wege kaum erreichbare, Segnungen, besonders über das weibliche Geschlecht,

schlecht, durch ihre Mitwirkung ausgebreitet wurden. Wir konnten es uns aber auf der andern Seite auch nicht verhehlen, wie in einzelnen Fällen durch die klimatischen Einflüsse auf den weiblichen Körper, durch unausweichliche Strapatzen und Aufopferungen, für welche die Kraft desselben nicht zureichte, durch anhaltende Krankheiten, durch Familienverhältnisse, Kindererziehung und viele andere meist unvorhergesehene Zufälle verheirathete Missionarien in der Erfüllung ihres Berufs vielfach beschränkt und gehindert, ihre Lebensruhe gestört, ihre Arbeit oft auf lange Zeit gänzlich unterbrochen, ja sie selbst am Ende durch die Nothwendigkeit, ihren ehelichen Verpflichtungen treulich nachzukommen, ihrem Missionsberufe gänzlich entrückt, und auf diese Weise die heilsamen Arbeiten der Gesellschaft gestört und vermindert wurden.

§ 2.

Im Lichte dieser ernsten Erfahrungen konnten wir nicht umhin, es uns offen einzugestehen, daß die Frage über die Verheirathung unserer geliebten Sendboten zu den ersten und wichtigsten Lebensfragen gehöre, von deren richtigen Beantwortung der längere oder kürzere Bestand unserer Gesellschaft überhaupt, so wie besonders ihre gedeihliche oder verkümmerte und beschränkte Wirksamkeit in der Heidenwelt vielseitig abhange. Wir fühlten uns eben darum frühe schon gedrungen, für unser geziemendes Verfahren in dieser Angelegenheit ein klares Licht und sichere Grundsätze zu gewinnen, um nicht von der Macht zufälliger Umstände in der Handhabung derselben bald auf diese, bald auf jene Seite geworfen zu werden; und dieses Licht konnte für uns nur im Worte Gottes selbst, in der Natur des Missionsberufes, so wie in den klaren Zeugnissen einer gesunden Erfahrung gefunden werden.

Wir hatten bei diesen oft wiederholten Betrachtungen zugleich gar mancherlei belehrende Vorgänge anderer evangelischer Missions-Gesellschaften vor uns, bei

welchen wir weisen Bericht über diese wichtige Frage einholen zu können hoffen durften. Wie viel wichtige Belehrungen im Allgemeinen uns indeß ein tieferer Einblick in ihr Verfahren in dieser Angelegenheit darbot, so mußten wir uns doch bald überzeugen, daß die allgemeinen, aus dem Worte Gottes und den Forderungen des Missionsberufes geschöpften Grundsätze in ihrer besondern Anwendung auf einzelne Fälle noch weiter durch die Eigenthümlichkeit des Zustandes, der Einrichtungen, der Mittel und Verfahrungsweisen, welche den Bestand jeder einzelnen Missionsgesellschaft bilden, näher bestimmt werden müssen, um ihre volle Angemessenheit zu gewinnen. Der Missions-Direktion der Brüdergemeinde, so wie der englischen Methodisten-Missionsgesellschaft z. B. ist es durch ihre eigenthümlichen Gemeinde-Einrichtungen gestattet, die Verheirathung ihrer Missionarien sich selbst und diesen vielfach erleichtern zu können, indem sie gerade in diesen Einrichtungen die geeigneten Mittel antreffen, erforderlichen Falles verheirathete Missionarien von einer unpassenden Stellung im Heidenlande hinwegzuberufen, und denselben auf vaterländischem Boden eine angemessene Lage zu verschaffen, die Kinder der Missionarien in ihren Kinderanstalten zu erziehen, und die Wittwen derselben in ihren Wittwenhäusern zu versorgen. — Auch die amerikanische Missionsgesellschaft fand sich bisher in dem Falle, die Verehlichung ihrer Missionarien für sie selbst und für das Werk minder schwierig zu finden, und ebendarum dieselbe zu begünstigen, indem ihr in den weiten, an tauglichen Kirchen- und Schullehrern noch so vielfach entblößten vereinigten Staaten Nord-Amerika's zu jeder Zeit Mittel und Wege genug offen standen, um diejenigen ihrer Sendboten, deren ehelichen Verbindung das heidnische Ausland nicht zusagen wollte, ohne großes Bedenken die Entlassung aus ihren Diensten zu geben, und ihnen zugleich hülfreiche Hand zu bieten, auf vaterländischem Boden angemessene Wirkungskreise und mit denselben

den erforderlichen Lebensunterhalt für sich und ihre Familien zu finden. — Die englisch-bischöfliche Missionsgesellschaft in London hatte lange Zeit hindurch dem allgemeinen Grundsatze der Begünstigung der Missionsehen gehuldigt, indem der Reichthum von Geldmitteln, welcher ihr zu Gebote steht, sie jeder Zeit in Stand setzte, Missionarien, welche auf irgend eine Weise in der Ausübung ihres Berufes durch ihre Verehlichung sich gehindert fühlten, auf längere oder kürzere Zeit oder für immer in ihre Heimath zurückzurufen, und denselben durch Anweisung der erforderlichen Geldmittel die Sorge ihres Lebensunterhaltes vom Herzen zu nehmen; eine Maaßregel, deren Anwendung sie jedoch in neuerer Zeit zu beschränken für nothwendig erachtete, und ebendarum die Missionsehen in bestimmtere Grenzen zurückzuführen begonnen hat.

§ 3.

Ein näherer Blick auf diese verschiedenen Verfahrungsweisen bei der Bestimmung der Missionsehen mußte unsere Kommittee überzeugen, daß die unbedingte Zuläßigkeit derselben gewisse Einrichtungen und Mittel voraussetze, welche wir in der Eigenthümlichkeit unseres Gesellschaftszustandes in solcher Weise nicht zu finden vermochten, und daß es demnach noth thue, die Anwendung der allgemeinen Grundsätze auf einzelne Fälle nach der besondern Stellung abzumessen, in welcher wir uns vor Gott und vor unsern Brüdern mit dem evangelischen Missionswerke befinden. Im Lichte dieser eigenthümlichen Stellung nun, wie wir dieselbe seit 20 Jahren klar erkannt haben, hat sich unsere Missionskommittee veranlaßt gefunden, die Grundsätze, nach welchen sie bisher die Verehlichung ihrer Sendboten zu beurtheilen und zu behandeln pflegte, einer neuen gewissenhaften Prüfung zu unterwerfen; und nachdem sie sich von der christlichen Angemessenheit derselben auf unsere besondern Umstände aufs Neue überzeugen mußte, so ist sie in dem Beschlusse mit sich selbst übereingekommen,

diese Grundsätze in ihrer einfachen Gestalt zusammenzustellen, um sie unsern geliebten Brüdern, welche in die Dienste unserer Gesellschaft übertreten sollen, zu ruhiger Betrachtung bei Zeiten bekannt zu machen, und sie nur bei freudiger Uebereinstimmung ihrer Herzen mit dem Inhalte derselben in ihre wichtige Missions-Laufbahn übergehen zu lassen.

§ 4.

Allgemeine Grundsätze.

I. Unsere Kommittee betrachtet den Stand der christlichen Ehe nach den Belehrungen der heil. Schrift als einen von Gott verordneten, für die Einrichtung wichtiger Zwecke bestimmten und ebendarum Gott wohlgefälligen Stand, von dessen Zwecken und Segnungen im Allgemeinen auch der christliche Missionar nicht ausgeschlossen werden kann und darf.

II. Die Ehe ist indeß nach der Natur der Sache, so wie nach den Belehrungen der heiligen Schrift keine allgemeine und vollkommene Pflicht, die als solche jedem Einzelnen zu leisten obliegt; sie wird vielmehr in der Schrift als eine den Zwecken Gottes angemessene Befugniß dargestellt, deren Verwirklichung an eine Mannigfaltigkeit innerer und äußerer Bedingungen und Zustände angeknüpft ist, wenn die heilsamen Absichten Gottes durch sie erreicht werden sollen.

III. Diese allgemeinen Bedingungen ihrer christlichen Zuläßigkeit verstärken und vermehren sich auf der Missionslaufbahn sowohl durch die Natur und die besonderen Forderungen dieses heiligen Berufes selbst, als durch die äußern Umständlichkeiten, unter welchen die Missionsehe unter einem tropischen Himmelsstriche und im Kreise eines heidnischen Volkes geführt werden soll.

IV. Die Erwägung dieser vielseitigen Bedingungen und Umständlichkeiten, welche die jeweilige Angemessenheit einer Missionsehe begründen, so wie das

Urtheil über die wirkliche Ausführbarkeit derselben betrachtet unsere Kommittee als eine Pflicht, welche im Verhältnisse zu ihren theuern Sendboten ihrer väterlichen Sorge obliegt, und sie glaubt mit Recht von jedem einzelnen Bruder, welcher in die Dienste der evangelischen Missionsgesellschaft eintritt, erwarten und fordern zu dürfen, daß derselbe auch in dieser Hinsicht ihrer Leitung sich kindlich anvertraue, und so lange er mit ihr in Verbindung steht, und stehen will, ohne ihre vorherige bestimmte Einwilligung weder ein Ehegelöbniß mit einer christlichen Schwester eingehen, noch einen Schritt zu seiner Verehlichung machen werde; wobei es sich übrigens von selbst versteht, daß jedem ihrer Missionarien gerne gestattet ist, und gestattet seyn muß, seine persönliche Lage und Bedürfnisse in dieser Beziehung ihr in aller Wahrheit und Offenheit kund zu thun, und von ihr billig zu erwarten, daß sie jederzeit Mittheilungen dieser Art ein väterlich theilnehmendes Herz und die gebührende Aufmerksamkeit bei ihren Berathungen schenken werde.

V. Bei diesen Erwägungen ist unsere Kommittee billig weit davon entfernt, die Verehlichung unserer Sendboten durch willkührliche Festsetzungen und specielle Regeln zu erschweren; sie glaubt aber bei der Beurtheilung jedes einzelnen Falles zum Voraus mit Recht von dem allgemeinen Grundsatze ausgehen zu dürfen, daß Keiner ihrer Sendboten auf irgend eine Weise zu der stillen oder lauten Voraussetzung berechtigt ist, schon durch seinen Eintritt in die Missionslaufbahn ein gewisses Recht und ein Mittel gefunden zu haben, um seine Verehlichung früher zu erzielen, als es ihm vor demselben auf seiner vorherigen Lebens- und Berufsbahn nach Gründen christlicher Klugheit und nach der Natur äußerer Umstände zu thun gestattet gewesen wäre. Da es nun nach den gewöhnlichen Verhältnissen des bürgerlichen Lebens häufig der

Fall ist, daß im Zusammenhange mit demselben die Verheirathung des Einzelnen bisweilen gar nicht, und häufig nur erst im reifern Mannesalter verwirklicht werden kann, so kann es schon aus diesem einfachen Grunde den christlichen Missionar keineswegs befremden, wenn sein heiliger Missionsberuf nicht selten die gleiche Anforderung an ihn machen sollte, deren Erfüllung ihm nur um so leichter fallen wird, da solche stille Selbstverläugnung nicht blos dem Zwange äußerlicher Umstände, sondern den heiligen Endzwecken des Reiches Jesu Christi gilt.

VI. Auch die Praxis der evangelisch protestantischen Kirche in den meisten Ländern Deutschlands geht uns bei der Beleuchtung der vorliegenden Frage mit ihrem Beispiele belehrend voran. Diese pflegt nämlich in der Regel von ihren jüngern Dienern als selbstverstandene Pflicht zu fordern, daß sie zuerst einen Zeitraum vorbereitender Einübung in ihren Predigerberuf, der nicht selten 8—10 Jahre dauert, durchlaufen haben sollen, ehe sie durch ein feststehendes Amt und durch ihre Verehlichung festere Bande mit dem häuslichen und bürgerlichen Leben knüpfen. Nun ist es eine allgemein anerkannte Sache, daß in der Regel der evangelische Missionsberuf in ungleich höherm Grade als der Predigerberuf in der vaterländischen Kirche einen angemessenen Zeitraum unentbehrlicher Einübung erfordert, welche die ganze Kraft und Zeit des christlichen Sendboten in vollen Anspruch nimmt. Seine Angewöhnung an einen fremdartigen nicht selten für die Gesundheit der Europäer nachtheiligen Himmelsstrich, das nothwendige Erlernen fremder Volkssprachen, die Erwerbung einer gründlichen Bekanntschaft mit seinen ganz neuen vielseitigen Lebensverhältnissen, sein Hineinleben in einen großen und segensreichen Beruf unter den Heiden, und die durch vielfache Erfahrung geläuterte Probe, welche er für diesen Beruf mit sich selbst zu machen hat, verbunden mit der häufigen Unsicherheit und großen Beweg-

lichkeit seiner ersten Stellung im Heidengebiete: alle diese Umstände setzen eine bedeutende Reihe vielfacher Vorübungen nothwendig voraus, welche seine Tauglichkeit zum Missionsberufe erst beurkunden und fördern sollen, und die sich füglich nur in dem freien Klima des ledigen Standes in der rechten und vollen Weise machen lassen.

Wir wollen das Beispiel der protestantischen Kirchendiener keineswegs als eine Regel geltend machen, welche auf jeden einzelnen Fall des Missionslebens in der gleichen Weise anwendbar wäre; aber immerhin leuchtet aus diesem Vorgange die christliche Befugniß der evangelischen Missions-Kommitteen hervor, von ihren Sendboten erwarten zu dürfen, daß sie zum wesentlichen Gewinn des ihnen anvertrauten Berufes gerne die gleichen Aufopferungen in dieser Beziehung sich gefallen lassen, denen sich die jüngern Geistlichen der protestantischen Kirche als einer selbstverstandenen Sache bereitwillig zu unterziehen pflegen.

VII. Freilich ist in den heiligen Verhältnissen des Missionslebens durch menschlich gesetzliche Verfügungen jeglicher Art am Ende nur wenig ausgerichtet; und was wäre wohl, selbst beim pünktlichsten Gehorsam gegen dieselben, von den Boten Christi Sonderliches vor Andern geleistet, welche im bürgerlichen Leben der Heimath freiwillig oder unfreiwillig ihrer Lebensstellung die gleichen Opfer bringen? Es ist ein ungleich höherer Standpunkt, von welchem aus der evangelische Missionsgeist die wichtige Frage über die Verehlichung unserer Sendboten im Heidenlande uns anschauen lehrt. Es kommt nämlich in dem Leben eines ächten Missionars Alles darauf an, ob er in der Nachfolge Christi gelernt habe, Alles, was er ist und hat, und demnach auch seine liebsten Neigungen aus Liebe zum HErrn und zur Rettung unsterblicher Menschenseelen dem Werke Christi zu unterordnen, und sollte es noth thun, auch bereitwillig aufzuopfern. Er, der sich mit seinem göttlichen Meister und dem Himmelreiche für immer verlobt hat, hat zum

Voraus in die gleiche Waagschale gänzlicher Abhängigkeit von seinem HErrn und dem Werke desselben auch die Frage für immer niedergelegt, ob seiner eigenthümlichen Stellung in der Heidenwelt eine eheliche Verbindung zusagend und fördernd sey, oder nicht; und er wird eben darum nur dann eine solche Verbindung für wünschenswerth und zulässig halten dürfen, wenn nach dem gemeinsamen Urtheile der väterlichen Freunde, welchen die Leitung seiner Arbeit anvertrauet ist, auf diesem Wege ein wahrhaftiger Gewinn für die Sache Christi erreicht werden kann.

Solchen Sinn freiwilliger Aufopferungsliebe hat der Heiland selbst seinen Knechten zugetraut, und die stille Erwartung für sie in den Tagen seines Wandels hienieden unverholen ausgesprochen. Gerade in Beziehung auf die Frage seiner Jünger, ob es unter gewissen Umständen gut sey, ehelich zu werden? (Matth. 19, 10. ꝛc.) nennt uns unser HErr unter denen, welche eine Ausnahme von dieser Regel machen, auch solche, welche um des Himmelreiches willen freiwillig auf die Verbindung mit einer Lebensgefährtinn Verzicht leisten. Ohne Zweifel hat Er mit diesem Winke unter Andern auch auf Viele seiner künftigen Glaubensboten hingedeutet, welche, um desto ungestörter für das sorgen zu können, was dem HErrn angehöret (1 Cor. 7, 32.), es dereinst in seinem Dienste für Gnade achten würden, selbst auf die Hülfleistungen einer treuen Gefährtinn um ihres Berufes willen Verzicht zu thun. Freilich ist dieß, wie der Heiland selbst bemerkt, „ein Wort, das nicht Jedermann fasset, sondern denen es gegeben ist (Matth. 19, 11.)." Solche Freiwilligkeit der Aufopferungsliebe für die Sache Christi kann und darf demnach von Andern nicht gefordert, sondern sie muß als ein Geschenk von Oben, das nur Wenigen gegeben ist, hochgeachtet werden. Beachtenswerth sind indeß dabei die ernsten Worte, mit welchen ein vielerfahrener Knecht Christi, der selige Consistorialrath Rieger, in seinen

Betrachtungen über das neue Testament diesen Ausspruch des Heilandes begleitet, wenn er sagt: „Jeder prüfe, was ihm gegeben ist, mit gutem und unbeflecktem Gewissen außer der Ehe keusch und züchtig zu leben, oder mit Liebe und Geduld unter einem unauflöslichen Eheband dahinzugehen. Auch das, was die Schrift hie und da von der Bequemlichkeit und Freiheit des ledigen Standes blicken läßt, um zum Dienste Christi brauchbarer zu werden, soll man dem Menschen nicht zu weit aus dem Gesicht rücken. Es könnte Mancher die Gabe der Keuschheit durch Wachsamkeit und Vorsatz in sich erwecken, und um des Himmelreiches willen vom Ehelichwerden sich enthalten; Mancher aber könnte auch die ihm von Menschen angelegte Gewalt, so wie die vom ganzen Weltlauf herrührenden Hindernisse an seinem Ehelichwerden desto leichter und fruchtbarer ertragen. Aber es muß einer freilich Christi Geist und Sinn wohl eingenommen haben, wenn er hievon nicht zur Verwirrung, sondern zur Befriedigung der Gewissen reden will." — In jeglichem Falle stellt dieser Wink des HErrn, verbunden mit den übrigen Schriftzeugnissen, für Alle, welche im Missionsgebiete am Himmelreiche arbeiten, die Regel fest, daß sie entweder ihre Hand nicht an einen Pflug anlegen, der möglicher Weise und bisweilen mit viel Wahrscheinlichkeit solche Opfer von ihnen fordert, oder daß sie bei ihrem redlichen Entschlusse, dem HErrn ihr Leben auf der Missionslaufbahn darzubringen, unter inbrünstigem Gebet mit dem festen Grundsatze des Missionslebens sich bleibend verständigen, ihre künftige Verehlichung ganz und gar von dem Werke Christi abhängig zu machen.

VIII. Was in dieser Beziehung von Dienern Christi gilt, das findet nicht minder seine Anwendung auf die Gehülfinnen des Glaubens, welche sie als treue Gefährtinnen ihres Lebens und Mitgenossen ihrer Arbeit, ihrer Freuden und Leiden zu wählen entschlossen sind. Da diese nicht blos liebende Pflegerinnen unserer Brüder

zur Erleichterung ihrer Lebenslasten, sondern zugleich in ihrem Theile Dienerinnen werden sollen an dem Amte, das die Versöhnung predigt, so ist in jedem Falle ihre gottgefällige Wahl von entschiedener Wichtigkeit für die geistliche und leibliche Wohlfahrt der evangelischen Arbeitsstätte, auf welcher sie wirken sollen. Wo es nur immer die Entfernung und die Umstände gestatten, wird eben darum unsere Kommittee durch glaubwürdige Zeugnisse in genauere Kenntniß ihrer innern und äußern Tauglichkeit zuvor gesetzt werden müssen, ehe sie ihre Zustimmung zu der Wahl derselben zu geben vermag.

IX. Sollte wider unser Vermuthen je der beklagenswerthe Fall eintreten, daß einer unserer geliebten Sendboten mit der erhaltenen Weisung unserer Kommittee in Betreff seiner Verehlichung überhaupt, oder der Wahl seiner zukünftigen Gattinn sich nicht beruhigen könnte, und dabei zugleich unsere Kommittee nach wiederholter reifer Erwägung des Gegenstandes glauben müssen, aus klaren Gründen von ihrem gefaßten Beschlusse nicht abweichen zu dürfen, so ist in solch bedauerlichem Falle dem Bruder auf sein Verlangen der Rücktritt aus den Diensten unserer Gesellschaft freigestellt, wobei unsere Kommittee, im Falle des Bedürfnisses, ihm zur Rückkehr in seine Heimath behülflich zur Hand zu gehen bereit ist; indeß nach einer längst bestehenden Regel unserer Verbindung ein Jeglicher unserer Sendboten, welcher ohne Genehmigung unserer Kommittee seine Verehlichung vollzieht, sich eben dadurch ifactisch vom Dienste unserer Gesellschaft losgerissen und auf die Unterstützung zu seiner Rückreise zum Voraus verzichtet hat.

X. Unsere Kommittee hält es für ihre Pflicht, so wohl den durch Alter oder Krankheit dienstunfähiggewordenen Missionarien als auch den Wittwen und Waisen, welche sie im Tode hinterlassen, sofern die erstern im Dienste unserer Gesellschaft ihre Laufbahn vollendet haben, nach Kräften Handreichung zu thun, und so

welt ihre jeweiligen Mittel reichen, für den bescheidenen Unterhalt derselben so wie für die christliche Erziehung ihrer Kinder väterliche Sorge zu tragen; wie sie dagegen voraussetzt und erwartet, daß sie sich in diesem Falle ihren Weisungen bereitwillig fügen, und sich an der Stelle niederlassen werden, welche ihnen zum bleibenden Aufenthalte von ihr angewiesen werden wird, oder an den Ort ihrer eigenen Wahl mit der jährlichen Unterstützung sich begnügen, welche sie denselben jeweilig zu leisten im Stande seyn wird.

XI. Noch von einer andern Seite her trägt diese Frage über die Verehlichung unserer geliebten Sendboten ihre eigenthümliche Bedeutung in sich, welche wir denselben zur reifen Erwägung mit aller brüderlichen Offenheit unter die Augen zu legen uns gedrungen fühlen.

Bekanntlich sind alle Hülfsmittel, welche die Huld Gottes zur Förderung des Missionswerkes jegliches Jahr aufs Neue in unsere Hände niederlegt, aus lauter freiwilligen Gaben christlicher Brüder und Schwestern zusammengesetzt, denen die Pflanzung des Himmelreiches unter heidnischen Völkern eine Angelegenheit des Herzens und eine Pflicht der Christenliebe geworden ist. Auf diesem Gebiete findet keine Art äußerlicher Verbindlichkeit, noch irgend ein bürgerlicher Zwang statt; ein Jeglicher gibt, was ihn die Liebe geben heißt; aber er gibt, wann er will, und so viel er will, und wohin er will. Wir ruhen demnach Alle mit dem evangelischen Missionswerke auf dem unbedingtesten Abhängigkeitsverhältnisse von dem Segen Gottes, den Er geben und entziehen, reichlich darbieten und sparsamer zumessen kann, wie es Seinem Herzen wohlgefällt. Dieß ist auch der evangelisch richtige und glaubensgesunde Boden dieses Werkes, auf welchem dasselbe allein gedeihen und seinen wahren evangelischen Charakter bewahren kann; auch wird dabei nimmermehr etwas Wahres eingebüßt, so lange wir uns nach der Forderung des Evangeliums in die Ordnung der Nachfolge Christi schicken und

an das feste Verheißungswort Gottes kindlich anklammern, daß Er uns nicht verlassen, noch versäumen wolle.

Auf diese Grundlage unbestimmter und völlig freiwilliger Handreichung der Christenliebe, auf welcher unsere Gesellschaft ruht, lassen sich freilich von ihrer Seite auch nur unbestimmte und freiwillige Pflicht- und Lebensverhältnisse aufbauen, wenn sie sich selbst getreu bleiben will. So wie demnach unserer Kommittee nicht gestattet seyn kann, außerhalb des Kreises übernommener Berufspflichten irgend eine bindende Forderung an einen unserer geliebten Brüder im Heidengebiete zu machen, und sie sich verpflichtet fühlt, ihren Eintritt in die Missionslaufbahn, so wie ihr treues Beharren auf derselben als einen Ausdruck lauterer Freiwilligkeit in Christo zu ehren: ebenso glaubt sie von denselben erwarten zu dürfen, daß sie jederzeit ihre herzliche Bereitwilligkeit, ihnen in der Erfüllung ihres wichtigen Berufes brüderliche Handreichung zu thun, als die Frucht der gleichen christlichen Freiwilligkeit betrachten werden. Ebendarum kann aber auch nicht von einer fixirten jährlichen Besoldung, so wie sie der Staat und die Kirche ihren Dienern zu reichen pflegt, sondern es kann im Missionsverhältnisse nur von freiwilligen und unbestimmten Hülfleistungen der Christenliebe die Rede werden, welche sich jeweilig nach den vorhandenen Mitteln und dem vorliegenden Bedürfnisse unserer Brüder zu richten haben.

Dieses Verhältniß wechselseitiger Freiwilligkeit bietet aus natürlichen Gründen einem unverheiratheten Sendboten ungleich geringere Schwierigkeiten dar, da er es nur mit sich allein und mit dem HErrn zu thun hat, dem er am Amte der Versöhnung dient. Viel bedeutungsvoller wird dasselbe aber für den verheiratheten Bruder, und er kann und darf sich des Geschäftes nicht erwehren, dieser ernsten Aufgabe des Glaubens klar in die Augen zu schauen. Durch den ehelichen Bund

werden nämlich bestimmte, bürgerlich geltende und unauflösliche Pflichtverhältnisse zwischen beiden sich verlobenden Gliedern und ihren Nachkommen geknüpft, für welche die Verbindung mit der Missionsgesellschaft keinen Grund und Boden darreicht. Eben darum kann aber auch ein solcher ehelicher Bund auf dem Missionsgebiete nur alsdann mit Gottes Wohlgefallen aufgerichtet werden, wenn beide Theile freiwillig und klar darüber mit einander einverstanden sind, daß sie sich durch des HErrn Gnade jederzeit mit der gleichen Grundlage unbestimmter christlicher Freiwilligkeit begnügen wollen, auf welcher das ganze Werk unter Gottes Segen ruht, und dieses ihr gemeinsames Einverständniß vor ihrer Verehlichung der Kommittee bezeugt haben. Unsere Kommittee vermag daher auch einem verheiratheten Bruder in Hinsicht auf seinen und der Seinigen Lebensunterhalt keine weitere Zusage zu thun, als diejenige ist, zu welcher sie sich auch gegen jeden ihrer unverheiratheten Brüder verpflichtet fühlt, daß sie nämlich von Herzen bereit ist, unter Gottes Beistand ihm von Zeit zu Zeit so viel Handreichung zu thun, als unsere jeweiligen Hülfsmittel im richtigen Verhältnisse zum laufenden Bedürfnisse des ganzen Werkes gestatten werden. Wir verlangen dabei nichts weiter von unsern geliebten Sendboten, als die Bereitwilligkeit, im kindlichen Vertrauen auf die gnädige Durchhülfe des HErrn sich mit uns in dieselbe Uebung des unbedingten Glaubens hineinzustellen, in welcher unsere Kommittee das ihr aus Gnaden anvertraute Werk zu treiben sich berufen fühlt, nach welcher wir keine fixirte und in bestimmten Zahlen abgemessene Jahreseinnahme von unsern mitverbundenen Brüdern zu erwarten haben, sondern mit den jeweiligen Mitteln weise haushalten sollen, welche von einem Jahre zum andern die Huld unsers himmlischen Vaters dem Werke darbietet.

§ 5.

Wir haben hier zur reifen Erwägung unserer geliebten Brüder in möglichster Kürze die allgemeinen Grundsätze zusammengestellt, nach welchen wir bisher die Frage über die Verheirathung derselben zu beurtheilen pflegten und auch ferner zu behandeln entschlossen sind. Es liegt, so viel wir zu sehen vermögen, in der Sache nichts Neues, was ihnen nicht schon zum Voraus beim Eintritt in unsere Missionsschule bekannt gemacht worden wäre, und was nicht unsere Hausordnung ausspräche. Wir glauben indeß diese Grundsätze in ihrer bestimmtern Anwendung auf die Missionsehe herausheben und sie in ihrer ganzen nackten Wahrheit kunstlos denselben vor die Augen rücken zu müssen, um sie in den Stand zu setzen, mit voller christlicher Besonnenheit und reifer Erwägung die wichtige Frage, die es hier gilt, von ihren verschiedenen Seiten anschauen zu lernen. Indem wir sie auch für diesen wichtigen und folgereichen Wendepunkt ihres Missionslebens der Gnadenleitung des heiligen Geistes in Demuth empfehlen, glauben wir gegen jeden Einzelnen derselben die freudige Versicherung unserer väterlichen Theilnahme an seinem persönlichen, geistlichen und leiblichen Wohlergehen und zugleich die getroste Zuversicht aussprechen zu dürfen, daß er sich auch in dieser Beziehung die Wege seines Gottes wohlgefallen und mit dem Verheißungsworte des HErrn sich wohl begnügen lassen werde, das allen seinen Kindern gilt: „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch Alles solches zufallen." (Matth. 6, 33.)

Beilage N°. II.

Mangalore.

Aus dem Tagebuche des Missionars Greiner zu Mangalore über seine erste Besuchsreise in den südlichen Coorgländern, vom September bis Dezember 1837.

Da die Regenzeit, die sich auf der Westküste Indiens mit dem Anfang des Septembers zu schließen pflegt, vorüber zu seyn schien, und die darauffolgende kühle und trockene Jahreszeit die angenehmste und passendste für größere Reisen ist, so entschlossen sich unsere beiden Sendboten, die Missionarien Lehner und Greiner zu Mangalore, während Missionar Hebich zu Hause die Aufsicht und Leitung der nothwendig gewordenen Baugeschäfte besorgte, den Umfang und die Beschaffenheit ihrer weiten Missionssprengel, so weit die canaresische Sprache vom Volke gesprochen wird, genauer kennen zu lernen, und während Missionar Lehner nach dem Norden des Landes hinaufzog, um den zahlreichen heidnischen Einwohnern die Botschaft vom Reiche Gottes zu verkündigen, machte sich Missionar Greiner am **20.** September auf den Weg, um in südöstlicher Richtung im Gebirge der westlichen Ghauts die Coorgdistrikte zu besuchen, in welche der Schall des Evangeliums bis jetzt noch gar nicht eingedrungen war, und sich nach einer tauglichen Stätte in denselben umzusehen, auf welcher für den ersten Anfang ein eingeborner Katechete als Bote des Heils unter dem Volke aufgestellt werden könnte. Diese Wanderung war unter den vorliegenden Umständen in vielfacher Hinsicht gefährlich, indem der

Weg nicht nur durch tiefe von Raubthieren bewohnten Wälder und unbesuchte Wildnisse hindurchführte, sondern noch mehr darum, weil acht Monate zuvor in dem Coorglande eine allgemeine Empörung gegen die brittische Regierung ausgebrochen, und im April d. J. Mangalore selbst von den kriegerischen Einwohnern unversehens überfallen und im Sturm erobert worden war. Dennoch glaubte Missionar Greiner diese günstige Zeit nicht unbenutzt vorübergehen lassen zu dürfen, ohne diesen wilden Gebirgsbewohnern zum ersten Mal die Botschaft von dem wahren, in Christo Jesu der Welt geoffenbarten Gott und dem Wege des Heiles gebracht zu haben. Aus seinem interessanten Tagebuche heben wir hier folgende Stellen aus:

„Als ich am 20. Sept. am andern Ufer des Mangaloreflusses ankam, traf ich dort mit unserm Freunde, dem Kapitain Law, zusammen, der von Cananore her die Reise machte, und unterhielt mich mit demselben über den gesegneten Fortgang unserer Missionsarbeiten so lange, daß ich erst Abends 9 Uhr in dem nicht unbeträchtlichen Dorfe Manscheswara ankam, das meist von handeltreibenden Brahminen bewohnt ist. Kaum war ich angekommen, so besuchte mich Kapitain Beaumont, mit dem ich mehrere Stunden in herzlichem Gespräche zubrachte. Am andern Tage wollte sich lange kein Einwohner zeigen, ob ich sie gleich zu mir freundlich eingeladen hatte. Endlich kamen derer mehr als zwanzig, mit denen ich frei über den Weg des Heiles sprach, und zu meiner Freude wahrnehmen durfte, daß das Wort auf einige Herzen einen tiefen Eindruck zu machen schien. Das Häuflein mehrte sich, und sie blieben bei mir bis gegen 5 Uhr, worauf ich sie mit dem Geschenke einiger Bücher entließ. Kaum waren sie weggegangen, so stand schon ein anderer Haufe vor meiner Thüre, um zu vernehmen, welche Botschaft ich ihnen zu bringen habe. Ohne viele Umstände wendete ich mich an ihr Gewissen und sprach mit ihnen von dem Einen,

das

das Noth thut. So ging es bis in die Nacht hinein, und die Leute versprachen, am andern Tage wieder zu kommen.

Sept. 22. Schon Morgens früh sammelten sich etwa 30 Einwohner vor meiner Thüre, mit denen ich mich mehrere Stunden lang ungestört unterhielt, und die viel Aufmerksamkeit für das Wort zu Tage legten. Mein Herz fühlte große Freudigkeit, zu diesem armen Volke von Christo dem lebendigen Erlöser zu zeugen, als auf einmal ein anderer Haufe herbeikam, und mit Ungestüm Bücher von mir verlangte. Da ich keinen guten Gebrauch von ihnen erwarten durfte, so verweigerte ich ihnen dieselben; aber sie wurden in ihren Forderungen so heftig, daß ich mich genöthigt sah, einen Polizeidiener herbeirufen zu müssen, dessen Ankunft sie jedoch nicht abwarteten. Kaum waren sie weg, so kam ein anderer Haufe von Einwohnern herbei, von denen Viele sehr verständig und offenherzig sich zeigten, und am Ende erklärten, sie seyen bereit, künftig zu thun, was der wahre Gott von ihnen verlange. Bisher seyen sie nach ihrer Väter Weise dahingegangen, wenn sie nun aber Gott auf einen andern Weg führen wolle, so seyen sie bereit ihn zu gehen. Wirklich darf ich glauben, daß sie dieß nicht aus Gefälligkeit, sondern im Gefühle eines wahren Herzensbedürfnisses gesprochen haben. So löste sich heute ein Volkshaufe um den andern ab, bis ich mich Nachts 7 Uhr ermüdet in die Stille zurückzog. Möge es dem HErrn wohlgefallen, das ausgestreute Wort so zu segnen, daß es Früchte trage zum Heile dieser armen Heiden, und zu seinem Preise!

Am 24. Sept. setzte ich meinen Weg nach der nächsten Station, Combla, fort, wobei ich nicht weniger als sechs größere oder kleinere Flüsse zu passiren hatte. Ich fühlte mich innerlich sehr gedrückt, und im Kampfe mit vielen Anfechtungen, hatte daher auch nicht die Kraft der Liebe, wie ich sie wünschte, um mit den Leuten, die zu mir kamen, zu reden, was mich sehr demüthigte.

Lange lag ich mit mir im Streite, ob ich in dieser niedergedrückten Stimmung auf den Marktplatz gehen, oder zu Hause bleiben solle, als der Ortsvorsteher mit einigen andern zu mir kam, und ich nun bis tief in die Nacht hinein von Christo dem einzigen Führer zur Seligkeit mit ihnen redete. Tags darauf (28.) ging ich auf den Markt, und verkündigte das Wort vor einer kleinen Versammlung über Matth. 6, 19—21., worauf ich sie freundlich einlud, mich mit ihren Freunden in meiner Hütte zu besuchen. Wirklich kamen auch 30—40 derselben, jedoch zeigte sich's bald, daß es ihnen nur ums Streiten zu thun war, und da ich mich nicht darüber einließ, sondern ihnen ernst ans Gewissen redete, so zogen sie bald fort, und sie löste nun ein anderer Volkshaufe ab, denen ich frei und mit Kraft das Wort des Lebens verkündigen konnte, das der HErr an ihren Herzen segnen wolle.

Da die Regenzeit aufs Neue begonnen, so wurde meine Weiterreise sehr beschwerlich; indeß machte ich mich doch am 28. Sept. nach Cassergady auf den Weg, wo ich zu meiner Freude unsern Freund, den Kapitain Beaumont, mit drei Kompagnien Soldaten antraf, und da diese alle Wohnungen bereits besetzt hatten, mich jetzt im Zollhause niederließ, wo gewöhnlich viele Leute zusammenkommen, um Handel zu treiben. Aber meine Waare, die ich ihnen freundlich anbot, wollten sie nicht, und gingen spottend davon. Ich fand unter diesen Einwohnern einen ganz eigenen Geist der Finsterniß, der die Leute nicht zur Besinnung kommen läßt. Da die Arglist vor meiner Ankunft viel boshafte Verläumdung über mich verbreitet hatte, so trat ihr Haß und ihre Abneigung gegen mich sichtbar hervor, und sie verabscheuten mich als einen gefährlichen Menschen. Dennoch kamen am andern Tage einige von ihnen in meine Wohnung, und ich fühlte mich glücklich, das Wort der Wahrheit ihnen ans Herz zu legen. Es ist erstaunlich und herzzerreißend, wie tief diese Leute

ins Fleisch hinabgesunken sind. Der Bauch allein ist ihr Gott geworden. Von jedem andern wollen sie nichts hören; indessen zeigten sich doch einige Seelen, welche äußerten, daß sie bereitwillig seyen, alles zu thun, was Gott von ihnen fordere. Da der Regen anhaltend in heftigen Strömen sich ergoß, so mußte ich den folgenden Tag (Okt. 2.) ganz allein in meiner Hütte zubringen. Endlich hörte er des Nachts auf, und ich entschloß mich jetzt, das Meeresufer zu verlassen, und landeinwärts meine Reise fortzusetzen. Der Weg war sehr angenehm, und führte über Berg und Thal, bis ich in Jedaniru ankam. Die Dörfer landeinwärts sind weit auseinander gelegen, so daß sich die Wohnungen eines Dorfes bisweilen über 4—5 Stunden umher erstrecken, und man nur von einer Viertelstunde zur andern ein Haus oder einen Hof antrifft, der bisweilen mit mehr als 100 Menschen angefüllt ist. In Jedaniru schlug ich meine Wohnung in der Hütte eines Priesters auf, der mich sehr freundlich empfing. Es kamen auch bald Leute aller Art, mit denen ich von ihrem Seelenheile sprach, und unter die ich einige meiner Bücher austheilte. Dieß schien dem Priester zu mißfallen, denn er ließ mir sagen, daß er auf einige Tage verreisen müsse, und zog auch wirklich Nachmittags unter schmetterndem Klang und Gesang, der vor ihm her mit messingenen Deckeln und Hörnern gemacht wurde, vom Hause ab. Allein es fing abermals heftig zu regnen an, und regnete auch den ganzen folgenden Tag fort, so daß ich Hausarrest hatte, und nur wenige Sklaven in der Nähe umher besuchen konnte, die sehr erschreckt thaten und ungemein unwissend waren. Indeß beschloß ich, am 4 Okt. ungeachtet des heftigen Regens weiter nach Karadika zu ziehen, wo ich ganz durchnäßt ankam, und mir ein Nair (Bauer) seine neugebaute Hütte einräumte. Mein Erscheinen an diesem Orte war ganz neu, und erregte viel Aufsehen. Anfangs fürchteten sie, ich sey von der Regierung gesendet, um wegen der letzten Unruhen eine Untersuchung

anzustellen. Bald benahm ich ihnen jedoch ihre Zweifel, und jetzt war mein Haus bis in die Nacht hinein mit Menschen angefüllt, welche sichtbar nach dem Worte Gottes begierig, und froh waren, dasselbe zu vernehmen, und mir viel Liebe erzeigten. Am andern Tage (Okt. 5.) hatte ich wieder von Morgens früh bis tief in die Nacht hinein wechselnde Haufen dieser gutmüthigen Leute um mich, welche auch sehr begierig waren, Bücher zu erhalten; Schade nur, daß sehr wenige von ihnen lesen konnten. Dabei sind sie mit den albernen Geschichten der Hindugötter fast gänzlich unbekannt, einfache und gutmüthige, dabei aber auch in das Verderben des Fleisches hinabgesunkene Geschöpfe, welche jedoch gegen die Wahrheit nicht so verriegelt sind, wie die Brahminen. Ich besuchte eine benachbarte Heidenschule, in welcher ich etwa 12 Knaben antraf, und überreichte dem Schulmeister eine Anzahl von Büchern in der Malayalimsprache, um seine Knaben daraus zu unterrichten, worüber er eine große Freude hatte, und es von ganzem Herzen zu thun versprach.

Okt. 6. Des anhaltenden Regens ungeachtet, brach ich diesen Morgen auf, und die Leute waren so freundlich, sich anzubieten, meine Sachen unentgeldlich zu tragen. Um 12 Uhr kam ich, von der schwülen Hitze ganz ermüdet und vom Schweiß entkräftet, zu Adura an, und schlug meine Wohnung in einem großen berühmten Götzentempel auf, dessen Götze im Rufe steht, Blinde sehend und Lahme gehend zu machen. Leider empfängt dieser Götzentempel von der brittischen Regierung einen jährlichen Geldbeitrag von 700 Rupien, während sein Landeigenthum sich auf mehrere Stunden im Umfange erstreckt, und in welchem zehn Pudschamacher (Leute, welche die götzendienstlichen Ceremonien verrichten) unterhalten werden. Kaum war ich angekommen, so kamen beinahe alle hier wohnende Brahminen zu mir, mit denen ich, weil sie frech zu werden anfingen, in deutscher Sprache zu sprechen anfing, worüber sie nicht wenig

erstaunten. Jedoch kamen Nachmittags allerlei Leute herbei, um das Wort von mir zu hören. Als am Abend die Brahminen ihrem Götzentempel zuströmten, und mit Pfeifen und Trommeln die Leute zum Götzendienste einluden, so stellte ich mich unter das Thor, und der HErr that mich mit Kraft und Freimüthigkeit an, zu der ganzen Versammlung im Angesichte ihres Wundergottes von seiner Nichtigkeit, wie er vor ihren Augen als todter Klotz dastehe, von ihrer großen Sünde gegen Gott, von dem kommenden Gericht und dem einzigen Wege der Rettung zu zeugen, und sie zu bitten, sich von dem Götzen zu dem lebendigen Gott zu bekehren. Nun kam ein besonderer Geist über sie, und sie fingen an, laut zu schreien: groß ist unser Gott! Ich sprach nur um so eindringlicher, um ihnen zu zeigen, wie sie sich selbst und Andere betrügen. Sie baten mich jetzt gar freundlich, im Angesicht ihres Gottes, der Alles höre und verstehe, nicht also zu reden, und versprachen zu mir in meine Wohnung zu kommen, was jedoch am andern Tage nur Wenige thaten.

Okt. 8. Mein Weg führte mich heute durch dicken Wald bergauf und bergab, und wäre die Hitze nicht so drückend, daß man oft glaubt durch einen Glutofen zu gehen, so wäre der Weg sehr angenehm gewesen. Ich trat diesen Morgen in das eigentliche niedere Coorgland ein, das ein früherer König den Engländern zum Geschenk gemacht hat, und kam gegen Mittag in Sullya, dem Sitze der letzten Empörung an. Ich glaubte einen großen Ort zu finden; es war aber ein elendes Nest, und da mir die Brahminen in dem Götzentempel und die Schudras in ihrem Teufelstempel kein Obdach gönnen wollten, so zog ich bei einem Bauern in seiner Hütte ein. Allein am folgenden Tage kam kein Mensch zu mir, weil sie fürchteten, daß ich sie wegen der Empörung bestrafen möchte, und ich zog daher am 10. Okt. dem Fuße der Ghauts zu, wo ich zu Todikana in einem kleinen Götzentempel mich niederlassen wollte, was mir jedoch

nicht gestattet wurde, und jetzt in einer zerfallenen Hütte ein Obdach fand. Fast wäre es mir hier gegangen, wie einst dort den Jüngern des HErrn, welche Feuer vom Himmel fallen lassen wollten; aber es fiel mir bald ein, weß Geistes Kinder wir sind — und ich konnte für die armen Leute beten. Die hiesigen Brahminen hielten sich für so rein und heilig, daß sie sich scheuten, mir nahe zu kommen, um nicht verunreinigt zu werden, und ich ließ daher den Ortsvorsteher kommen, um durch ihn den nöthigen Lebensunterhalt zu erhalten. Die Leute in der ganzen Umgegend hatten thätigen Antheil an der Empörung genommen, weßhalb das Land ziemlich menschenleer ist, indem viele Einwohner umkamen, andere aus dem Lande flohen, und noch andere zu Mangalore gefangen sitzen. Merkwürdiger Weise hatte ich auf meinem Marsch durch den Wald eine ungeheure Menge von Blutegeln angetroffen; stand ich nur einen Augenblick stille, so stürmten sie haufenweise auf mich los, drangen durch Kamaschen und Strümpfe ein, und verwundeten meine Füße, so daß ich mich mit Gewalt um mein Leben gegen sie wehren mußte.

Am 12. Okt. brach ich mit Tagesanbruch auf, bestieg 4 Stunden lang die Ghauts, die hier sehr steil sind, sah auf dem Wege nichts, als eine Menge Affen, die ein furchtbares Geschrei machten, und Fußtritte von Elephanten, welche nach allen Richtungen hin sich durch das dichte Gebüsch ihre Wege gebahnt haben. Um drei Uhr Nachmittags kam ich wohlbehalten in Tulla Cavery an, wo mir ein Bauer sehr freundlich eine seiner Wohnungen auf dem Bazar zum Quartier anbot. Cavery ist an sich nur ein kleines Dorf, besitzt aber einen berühmten Götzentempel, und eine Stunde von hier ist ein vielbesuchter Wallfahrtsort an der Quelle, wo der Cavaryfluß entspringt, der aus dem Gebirg brausend hervorsprudelt, und einen kleinen See bildet, in welchem sich die Pilger baden, um Vergebung der Sünden zu erhalten. Ich fühlte mich am andern Morgen sehr

gepreßt und viel Widerstand in meinem Innern, und nur mit banger Furcht machte ich mich auf den Marktplatz, um großen Volkshaufen, die gerade zur Feier eines Götzenfestes zusammengekommen waren, das Evangelium zu predigen. Der HErr aber stand mir kräftig bei, und ich lud sie dringend ein, aus dem Sündenschlafe aufzuwachen, und um ihr Seelenheil bekümmert zu werden, und bat sie, mich in meiner Wohnung zu besuchen. Nun kam ein Häuflein derselben nach dem andern, von denen die meisten Malayalim lesen konnten, so daß ich bis in die Nacht meine Bücher bis auf wenige vertheilt hatte. Auch Coorgleute kamen herbei. Dieß ist ein schöner Schlag von Menschen. Sie sind weißer und größer, als die andern Hindus, tragen ein starkes leinenes Oberkleid, das mit einem farbigen Tuch um ihre Lenden gebunden ist, und gehen immer mit einem Schießgewehr oder einem zwei Schuh langem Messer umher. Sie sind lauter Bauern, die zerstreut auf ihren Höfen im Lande umher wohnen, und kaum einige Spuren von Götzendienst unter sich haben. Ihre Sprache ist von der Canaresischen und Tulu nicht viel verschieden, und ich konnte sie ziemlich verstehen. Die Anzahl dieser ächten Coorgleute soll sich bloß auf 6,000 Seelen belaufen.

Okt. 14. Ich predigte diesen Morgen vor vielen Leuten auf den Straßen, und zeigte ihnen die Nichtigkeit ihres Götzendienstes; aber nur wenige nahmen Bücher von mir an. Den ganzen Nachmittag hatte ich meist mit Coorgleuten zu thun, die mich freundlich baten, zu ihnen in ihre Nada (Hütten auf dem Lande) zu kommen, indem viele diese Punya Catte (gute Geschichte) gerne hören werden. Sie scheinen einfältige und aufrichtige Leute zu seyn. Ach daß doch das lebendige Wort bei ihnen Eingang finden, und sie weise machen möchte zur Seligkeit. Folgenden Tages (Okt. 15.) war das große Fest, wo Tausende dem Berge zuströmten, um in der Quelle des Cavary zu baden. Wie gerne

würde ich sie strömen sehen zu den lebendigen Wasserbrunnen, aber noch kennen sie dieselben nicht, und ist also auch kein Durst darnach da. Ich ging den ganzen Tag auf die Straßen hinaus, und hatte immer große Haufen von Zuhörern, die sich aufmerksam und stille verhielten, obgleich einige Brahminen hinter ihnen durch lauten Lärm sie zu stören versuchten.

Okt. 16. Ich ging diesen Morgen wieder auf den Markt, und hatte viele Leute um mich. Die Pilger, deren bei 6000 hier gewesen seyn sollen, fangen an, sich zu verlaufen. Ihre Anzahl wird immer aufgeschrieben, indem auf drei Wagen Leute aufgestellt sind, die jedem, der aufs Fest kommt, eine Karte geben, welche sie berechtigt, während ihres Aufenthaltes vom Götzentempel ihre Nahrung zu ziehen. Am andern Tage (17. Okt.) hatte ich wieder viele aufmerksame Zuhörer auf dem Markte. Meine Ankunft und die Predigt des Evangeliums scheint hier große Aufregung der Gemüther erweckt zu haben. Ueberall spricht man von dem Gott, den ich verkündigte, und da ich mitten unter den Leuten wohne, so hörte ich mit Vergnügen manche sagen, daß ihre Götter Nichts seyen, und sie den wahren Gott suchen müßten. Indeß streuten auch die Brahminen viele lügenhafte Gerüchte und Lästerungen über mich aus, was jedoch die Leute nicht abschreckte, sich den ganzen Tag um mich her zu sammeln.

Am 20. Okt. griff ich wieder nach meinem Wanderstabe, und brach nach Virachandra Petta auf. Der Weg war schlecht, und ich hatte über viele Sümpfe und Flüsse zu setzen. Mitten im Walde traten auf einmal bei 30 bewaffnete Coorgs aus dem Gebüsch hervor. Ich erschrack, und auch ihnen schien es befremdlich zu seyn, mich ganz allein im dichten Walde zu sehen. Sie staunten mich an und ich sie, dann frug ich, ob sie auf der Jagd seyen? welches sie bejahten, und so zog ich weiter, bis ich nach langem Umherirren im Walde im Dorfe Naganada ankam. Erst am 22. Abends erreichte ich

die obengenannte Station, wo ich mich im königlichen Schlosse niederließ, welches schön, groß und auf europäische Weise gebaut ist. Hier lebe ich nun wie ein König, und habe Tag und Nacht eine Wache von Sepoys. Die Stadt ist groß, hat verschiedene lange Straßen, eine römisch-katholische Kirche, mehrere römische Namenchristen, aber keinen Priester, indem derselbe erst vor 4 Wochen starb. Ein geschwollen Gesicht und ein rauher Hals hinderte mich mehrere Tage lang mich unter das Volk zu machen, um mit den Leuten zu reden. Endlich stellte ich mich am 25. auf dem Marktplatze auf, und bald sammelte sich ein Häuflein um mich her, das sich allmählig vergrößerte und aufmerksam zuhörte. Als die Hitze zu groß wurde, ging ich in einen großen Kaufladen, wo ich noch über eine Stunde den Leuten das Evangelium verkündigte. Am folgenden Morgen fing es wieder zu regnen an, und regnete 2 Tage fort, so daß ich mich bei meiner Erkältung zu Hause halten mußte. Erst den 29. ging ich wieder auf die Straßen, und lud die Einwohner ein, sich zu dem lebendigen Gott zu bekehren. Nachher besuchte ich ein Quartier der Stadt, wo lauter römische Katholiken wohnen, und bot ihnen an, einen Gottesdienst zu halten, wozu sie sich auch bereitwillig zeigten. Später kam einer ihrer Vorsteher, der es nicht gerne sah, daß sie mir zuhorchten, und rief einige von ihnen hinweg, die sich jedoch nicht stören ließen, sondern aufmerksam bis zum Schluß meiner Ansprache zuhorchten.

Am 30. Okt. machte ich mich abermals unter die Leute auf dem Bazar, wo ich mehrere der Vornehmen antraf, mit denen ich mich in einem offenen Kramladen niedersetzte. Sie hörten mich gerne, und fanden Alles gut, was ich sagte, nur könne man nicht so leben, und in dieser Welt ohne Betrug und Lügen nicht durchkommen. Auch des Nachmittags fanden sich auf dem Markte viele Zuhörer um mich her, denen ich alle Bücher austheilte, die ich gerade bei mir hatte. Möge diese Aus-

saat des Evangeliums an dieser Stätte vom HErrn reichlich gesegnet seyn!

Nov. 3. Die beiden vorhergehenden Tage hatte es viel geregnet, und ich setzte nun Morgens früh, da der Himmel sich aufheiterte, meine Reise weiter fort. Der Weg war sehr schlecht, und ich mußte oft bis an die Kniee im Wasser waten. Im ganzen Coorglande trifft man aller Orten viele von Erde und Stein aufgeschüttete Verschanzungen und Gräben an, obgleich schon die Natur das Land zu einer Festung gebildet hat. Der Weg führte mich der Hauptstadt des Coorglandes, Matikery (Merkara) zu, wo ich sehr ermüdet ankam, und noch von einer Straße zur andern mußte, um ein Quartier aufzusuchen, bis mir endlich ein Sergeant ein Räumchen in der Festung anbot. Nachdem ich mich ein wenig erholt hatte, hörte unser Freund, Kapitän Woodward, der vor wenigen Tagen hier angekommen war, daß ein deutscher Missionar eingetroffen sey, worauf er mich alsobald abholte, und bei einem andern Offizier, Roberts, einquartierte, der mir viel Liebe erwies. Ich war für diese Aufnahme um so dankbarer, da seit mehreren Tagen der Regen in Strömen vom Himmel fällt. Indeß sah, wie es scheint, der Collector des Distriktes, sonst ein freundlicher Mann, meinen Aufenthalt nicht gerne, und soll sich sehr darüber entrüstet haben, daß ich die Heiden, besonders an ihren Götzenfesten, in ihren Zeremonien störe; jedoch war er sehr freundlich gegen mich, und gab 50 Rupien zu unserer Missionscollecte her. Merkara ist ein sehr bedeutender und volkreicher Ort, von Hügeln umschlossen und sehr schön gelegen. Die Einwohner der Stadt, die zwei lange Straßen bildet, sind meist von einem Gemisch handeltreibender Hindus bewohnt. Hier findet sich ein großes Haus mit lauter Elephantenköpfen angefüllt, welche der letzte König auf seinen Jagdparthien erlegt haben soll. Am andern Ende des Bazars befindet sich der königliche Palast, in dem gegenwärtig alle Offiziere eines ganzen Re-

giments sammt ihren Familien wohnen. Mir scheint, Merkara würde sich sehr gut für eine Missionsstation eignen. Die Lage der Stadt ist sehr gesund, sie ist volkreich, liegt im Mittelpunkte des Coorglandes, und die Coorgs zeigen viel Bereitwilligkeit das Evangelium zu hören.

Nov. 3. Heute setzte ich meine Reise nach Somarasset weiter fort, das 9 Stunden von Merkara liegt. Dieß ist der dritte Hauptort im Coorglande, welcher indeß nur etwa 50 Häuser zählt. Es fing abermals heftig zu regnen an, so daß ich mich einige Tage meist zu Hause halten mußte. Endlich machte ich mich auf die Straßen, um die Leute zur Predigt des Evangeliums freundlich einzuladen, und da sie nicht kommen wollten, so machte ich mich in ein Haus hinein, das bald von vielen Menschen umringt war, denen ich den Liebesrath Gottes in Christo Jesu verkündigte. Auf die Frage mehrerer, was sie thun sollen, um selig zu werden? gab ich die alte und immer neue Antwort: Thut Buße, bekehret euch von euern todten Götzen zu dem lebendigen Gott und glaubet an den HErrn Jesum, so werdet ihr selig werden. Die Leute umher, unter denen ich mehrere Tage zubrachte, sind sehr einfach, hängen nicht sehr an ihrem Götzendienst, haben keine Brahminen unter sich, leben jedoch unbekümmert um Gott und Ewigkeit dahin. Hier ist ein großes und offenes Saatfeld für das Evangelium, und wohl dürften manche empfängliche Seelen auf demselben zu finden seyn. Ach möchte es dem HErrn wohlgefallen, den von mir ausgestreuten Samen mit seinem Segen zu begleiten, und ihn durch die Kraft seines Geistes lebendig in ihren Herzen zu machen.

Nov. 16. Heute zog ich weiter, verließ das Coorgland, und trat wieder in den Canaradistrikt ein, wo ich Abends zu Bisli, einem auf dem Gipfel des Ghauts liegenden Dorfe, ankam. Die Leute, welche an der Empörung Theil genommen hatten, scheuten mich, und ich konnte nur mit Einzelnen zum Wort kommen. Unter

diesen befand sich ein verständiger Kilidar, der sich über das, was er von mir hörte, wunderte, aber den Weg der Väter nicht verlassen zu dürfen glaubte. Der anhaltende Regen machte mir in der Nacht große Noth. Ich trug meine Matratze von einer Ecke der Hütte in die andere, fand aber kein trockenes Plätzchen in der ganzen Wohnung. Am andern Morgen ging ich wieder rasch die Ghauts hinab, die hier nicht steil sind, und kam schon mit Tagesanbruch in Gullugunda an, in der Absicht, den berühmten Wallfahrtsort Manscherabad im Mysorelande zu besuchen, wo ein großes Heidenfest gefeiert werden sollte, was jedoch erst nach 10 Tagen stattfand, und so machte ich mich auf den Weg, Subramanya zu besuchen, das von hier nur eine kleine Stunde entfernt liegt, und wo ich den Sonntag (19. Nov.) ruhig zubrachte. Hier ist schon ein ganz anderes Klima. Auf den Ghauts war die Luft frisch und belebend; hier ist große Hitze und ich bin immer im Schweiß, indeß fürchterliche Gewitter über die Gebirge hinüberrollten. Am 20. setzte ich meine Reise nach Cuddaba fort. Alles Land umher ist lauter Wald und öde Wildniß, und ich hatte nur wenig Gelegenheit, unter die Leute zu kommen. Am 23. zog ich weiter nach Bellari, und verweilte auf den Dörfern umher, um den Samen des Wortes mit voller Hand auszustreuen, bis mich am 29. die Wanderung wieder nach Subramanya zurückführte. Ich flehte inbrünstig zum HErrn, mir meinen Weg zu bereiten, und in dieser volkreichen Stadt ein Plätzchen anzuweisen, wo ich unter den Leuten wohnen könnte; und siehe da! am gelegensten Orte der Stadt stand ein leeres Haus; in dieses zog ich ein, spannte an der Vorderseite, die ganz offen war, ein Tuch auf, und war dankbar und vergnügt. Gestern schon hat das Heidenfest angefangen, und bereits sind viele Leute hier. Ich blickte auf zum HErrn, flehend, mir für meine Arbeit unter dem Volke etwas zur Stärkung aus seinem Worte zu geben, und schlug auf: Sirach 2, 1. 2., „Mein

Kind, willst du Gottes Diener seyn, so schicke dich zur Anfechtung. Halte fest und leide dich; halte dich an Gott, auf daß du immer stärker werdest.

Nov. 30. Ich hatte heute bald die Freude, vor versammelten Häuflein von dem Gekreuzigten zu zeugen; da es aber meist Brahminen waren, so ging es ohne Streit nicht ab. Die gute Lage meines Hauses war Ursache, daß ich den ganzen Tag über Gelegenheit hatte, das Wort zu verkündigen. Ich versammle sie am liebsten immer in meiner Wohnung, weil ich alsdann die Leute ganz in meiner Gewalt habe, während auf dem Bazar jeder drein schreien und Unruhe machen kann. Abends hatte ich einen vornehmen Besuch von einem Ascharya des Tempels (Oberpriester), der mit einem Haufen Brahminen, mit Schwertern und mit Stangen bewaffnet, zu mir kam, um mich zu sehen. Ich war sehr ruhig, und der HErr stand mir zur Seite; ja zu seinem Lobe sey es gesagt, Er hat seine Feinde zu Schanden gemacht, denn als sie nichts mehr wußten, fragten sie umständlich nach dem Wege Gottes. Sie waren sehr aufmerksam, und die Unterredung verzog sich bis zur Mitternachtsstunde. Möge der Treue und Wahrhaftige seinen Segen darauf legen!

Dez. 3. Heute ist das Götzenfest, und ganze Schaaren strömten zu demselben herbei, und am Ende wurde das Gedränge der Menschen so groß, daß ich nicht ausgehen konnte. Die armen Leute zogen ihre zwei berühmten Götzen bis vor mein Haus, konnten aber ihren großen Götzenwagen nicht weiter an Seilen fortschleppen, weil sie fürchten mußten, er breche zusammen. Ein schreckliches Geschrei mit Händeklatschen ertönt von allen Seiten, und Alles ist beschäftigt, dem häßlichen Bilde seine Verehrungen darzubringen. Als sie gegen 11 Uhr fertig waren, ging ich unter die Menge hinein, und hatte sehr viele Zuhörer; aber da ich sehr laut sprechen mußte, so verließ mich bald meine Stimme, und ich mußte aufhören. Weil ich kein großer Mann

bin, so suche ich immer Anfangs den Kreis der Zuhörer so weit als möglich zu machen; aber kaum habe ich zu reden angefangen, so rücken sie immer näher herbei, so daß ich sie nicht mehr überblicken kann. Beim Vertheilen der Traktate streckten sie alle die Hände hinaus, und hätten mich fast zerrissen, wäre ich nicht in meine Wohnung zurückgekehrt, wo ich dann die Leute in meiner Gewalt hatte.

Dez. 4. Diesen Morgen ging ich wieder auf den Bazar hinaus, und hatte die Gnade, vor Vielen von dem Gekreuzigten zu zeugen, und so hatte ich den ganzen Tag über auf den Straßen und am Ufer des Flusses große Menschenschaaren um mich, die zum ersten Mal das Wort vom Reiche Gottes vernahmen. Abends war meine Wohnung mit Leuten angefüllt, welche schaarenweise von einer Stunde zur andern mit einander wechselten, so daß ich bis Nachts 11 Uhr angestrengt beschäftigt war. Der Name Gottes sey für dieses alles hochgelobet! Das Götzenfest ist nunmehr vorüber, und die Volkshaufen fangen an, sich zu verlaufen. Am schmerzlichsten war bei demselben mitten unter den tausendfachen Gräueln der Finsterniß, der Umstand, daß ich Hunderte dieser armen Götzendiener vor meinem Hause sich auf dem Boden vorüberwälzen sah. Sie waren oft so schwach, daß sie sich kaum mehr bewegen konnten, zitterten und lechzten; besonders aber bedauerte ich darunter die armen Frauen, bei deren Anblick ich mich der Thränen nicht enthalten konnte. Ein jeglicher nämlich, der irgend ein Anliegen auf dem Herzen trägt, kommt zu diesem Feste herbei, badet sich zuerst im Flusse, und wirft sich nun in seinen nassen Kleidern auf den Boden, wälzt sich von dort aus eine halbe Stunde weit bis vor den Tempel hin und dreimal um diesen herum, ohne aufzustehen, bis er sich am Ende wieder im Flusse badet. O könnte ich auch nur einen Augenblick meine deutschen Brüder und Schwestern unter die Tausende von Götzendienern hieher versetzen, und ihnen den Jammer zeigen,

in dem sie sich befinden, und wie sie sich abmartern, um von ihren todten Götzen Erleichterung zu erhalten, sie würden sich gewiß mehr angeregt fühlen, an ihrem Elende Theil zu nehmen, für ihre Erleuchtung inbrünstig zum HErrn zu flehen und Allem aufzubieten, was in ihren Kräften steht, bis auch in ihren finstern Herzen der Morgenstern aufgegangen ist. Abends kamen einige verschmitzte Brahminen und verlangten Bücher, und da ich einen von ihnen erkannte und mich erinnerte, ihm bereits einige Traktate gegeben zu haben, so fragte ich ihn, was er damit angefangen habe? Bald merkte ich aus seinem ganzen Benehmen, daß er sie zerrissen hatte. So schmerzlich mir dieß ist, so tröstete mich doch der Gedanke, daß wenn sie auch einige dieser Lichter auslöschen, dennoch andere im Stillen fortbrennen, und wer weiß, welch großen Wald entzünden können.

Dez. 7. Diesen Morgen brach ich von Subramanya auf, und setzte meinen Weg über Cuddaba und Nerangi nach Uprangadi weiter fort, wo ich am 10. mit Tagesanbruch wohlbehalten ankam. Schon voriges Jahr hatte ich diesen Ort und seinen weithin berühmten Götzentempel besucht; letztern fand ich nun in Trümmern liegen. Die Insurgenten hatten sich nämlich im verflossenen Frühjahr in demselben vertheidigt, und einen Regen von Kugeln aus seinen Thürmen auf die Engländer abgeschossen, von denen jedoch keine einzige traf, und nun wurde der Tempel mit Macht gestürmt, und bis auf den Boden niedergerissen. Schon haben die umherwohnenden Einwohner eine Bittschrift an das Gouvernement eingesendet, daß man ihnen ihren Götzentempel wieder aufbauen möchte; und ich fürchte, es wird geschehen. Drei Tage blieb ich hier, aber die Leute waren so scheu, daß mich nur wenige derselben besuchten. Unter andern kam ein Pundite, den seine vermeinte Weisheit zum wirklichen Narren gemacht hat, indem er nicht nur den Glauben an Gott, sondern auch alle sittlichen Grundsätze des Gewissens geradezu als Thorheit verwarf. Ueber-

haupt findet man, so bald man tiefer unter die Brahminen und das Volk hineintritt, die sonderbarste Mischung religiöser Denkarten und Glaubensbekenntnisse, welche jedoch am Ende alle in der einigen giftigen Wurzel des Unglaubens zusammenfließen. Da denkt ein Jeder anders über die Gegenstände seines Glaubens, als der Andere, und an irgend eine Uebereinstimmung in Religionsgrundsätzen ist nur gar nicht zu denken. Man trifft daher Deismus, Pantheismus, Polytheismus, Atheismus, Alles in wunderbarer vielgestalteter Mischung neben einander an. Keines tritt entschieden über das andere hervor, indeß sie in stetem Widerspruch gegen einander begriffen sind. Der HErr erbarme sich dieser armen Geschöpfe, welche allein durch das Evangelium, das Geist und Kraft und Leben ist, aus dem Abgrunde des Verderbens errettet, und in neue Geschöpfe Gottes umgewandelt werden können. Ich hielt mich mehrere Tage an dieser Stelle auf, ohne eben einen Zutritt zu den Einwohnern finden zu können, setzte sodann am 13. über Sarpedi und Bantwall meinen Weg weiter fort, an welch letzterem Ort ich 2 Tage unter dem Volke zubrachte, um ihnen das Wort des Heiles zu verkündigen, bis ich endlich am 17. Dez. wieder wohlbehalten bei meinen geliebten Brüdern zu Mangalore eintraf, und mich mit ihnen des Schutzes und der gnädigen Fürsorge Gottes dankbar erfreute, welche seine Huld auf dieser dreimonatlichen, beschwerlichen Pilgerreise mir so reichlich hatte zufließen lassen.

Dharwar.

Erste Missionswanderung des Missionars Layer in den nördlichen Gebieten der Canaraprovinz, in den Monaten September und Oktober 1837.

Mit Furcht und Freude verließ ich diesen Morgen des 21. Sept. unsere neue Missionsstation zu Dharwar, um dem armen und verfinsterten Heidengeschlechte des

Inlandes

Inlandes zum erstenmal die Anerbietungen des Heiles in Christo zu überbringen. Furcht machte mir das Gefühl meiner Armuth und der mannigfaltigen auf dem unversuchten Wege zu erwartenden Versuchungen, und Freude empfand meine Seele im lebendigen Bewußtseyn der Größe und Seligkeit meines Berufs und der getrosten Zuversicht, daß wie der HErr bei der Erlernung der Volkssprache mir so hülfreich beigestanden, Er nun auch beim ersten Gebrauch derselben sein Gnadenangesicht mir leuchten lassen werde. Schon um 8 Uhr langte ich bei schmutzigem Wege zu Hoobly an, und ließ in dem bequemen Bangalow der Stadt mich nieder. Schon am Abend machte ich mich auf den Bazar, wo unbeabsichtigter Weise an der gleichen Stelle, wo ich mich hinstellte, der Magistrat der Stadt versammelt war, und die ersten Beamten herbeikamen, um mich in Gegenwart vieler Leute zu begrüßen. Da sie alsobald sich wieder entfernen wollten, bat ich sie, ein wenig länger zu bleiben, und die Botschaft zu vernehmen, welche ich ihnen als Gesandter Christi zu überbringen habe. Ich las ihnen sodann das Gleichniß von dem Könige vor, der mit seinen Knechten rechnen wollte, und machte von demselben eine Anwendung auf mich und auf sie, mit der ernsten Bitte, heute noch zu kommen, um diesem großen Könige zu huldigen. Viele gaben ernstlich Acht, Andere zeigten sich leichtsinnig und zerstreut.

Am folgenden Morgen (22. Sept.) besah ich alle Theile der ansehnlichen Stadt, welche über 15000 Einwohner zählt, in der Absicht, einen gelegenen Bauplatz für unsere bevorstehende Niederlassung in derselben auszumitteln, und am Abend machte ich mich in einen großen, gleich beim Eintritt in die Stadt gelegenen Tempel, welcher dem Götzen Schiwa geweiht ist. Während ich einige der Umstehenden über Namen und Verehrungsweise ihres Götzen fragte, sammelten sich bei 30 Leute um mich her, welche mir auf die Frage, ob ihre leblosen Götter ihnen Hülfe leisten? offenherzig mit nein!

antworteten. Aber warum verehret ihr sie denn, fuhr ich fort? — Es ist im Grunde einerlei, antwortete ein Götzenpriester, welchem Ding man seine Verehrung darbringt; denn Gott ist ja in Allem, in Steinen, Bäumen, Menschen und Thieren. — Gott ist im Himmel, versetzte ich, und seine Kreaturen dürfen nicht mit Ihm verwechselt werden. Alle diese Dinge sind Gottes Werk, aber nicht Gott selbst. Sehet hier meine Uhr, wie sie sich bewegt. Ein Mann in Europa hat sie gemacht, der noch jetzt dort ist. So ist Gott im Himmel und außerhalb seiner Werke, und alle Dinge sind nur Werke seiner Hände. Es war sehr schwer, ihnen die Allgegenwart Gottes begreiflich zu machen; denn ihr Verstand ist ganz und gar an das Sinnliche angefesselt, und das Geistige ist nicht für sie da. Einer der Priester war besonders aufmerksam, und machte allerlei Fragen an mich, welche aus aufrichtigem Herzen zu kommen schienen. Seine Mutter, welche in der Nähe war, bemerkte dieß, und rannte mehreremale mit Gewalt auf ihn los, um ihn von mir wegzureißen. Er wollte aber nicht gehen. Als sie nun nicht nachließ, so fragte er mich, was er thun solle, ob er gehorchen müsse oder nicht? Ich freute mich seiner sichtbaren Hochachtung gegen seine Mutter, sagte ihm aber, daß, wie es Gottes Gebot sey, der Eltern Worte in allen guten Dingen zu hören, so sey es auch sein Befehl, ihnen nicht zu gehorchen, wenn sie ihre Kinder von Gottes Wegen abhalten wollen. Dieß beruhigte ihn, und er setzte seine lernbegierigen Fragen fort. Bald hernach unterbrach mich ein Mann, welcher einen Beweis dafür haben wollte, daß unsere alten heiligen Schriften von Gott kommen. Da ich ihn weder auf die großen geschichtlichen Thatsachen der heiligen Schrift, noch auf sein eigenes Gewissen zurückführen konnte, und er doch einen in die Augen fallenden Beweis verlangte, so nannte ich ihm das Wort des HErrn Matth. 24, 14., das Er schon vor 1800 Jahren gesprochen habe, daß sein Evangelium werde gepredigt

werden in der ganzen Welt. Heute, sagte ich, ist diese Schrift erfüllet vor euern Ohren; sehet herum in der Welt, überall wird jetzt das Evangelium verkündigt; blickt mich an, ich bin zu euch gekommen, um euch diese frohe Botschaft in Jesu Namen zu überbringen; in Dharwar habe ich 2 Freunde, welche dieselbe dem ganzen Volke predigen, und hier habe ich das Wort Gottes in eurer eigenen Muttersprache in meinen Händen. Ist dieß nicht ein Beweis, daß dieses Wort von Gott gekommen ist? Ist etwas Aehnliches mit euern Schasters (heiligen Büchern) geschehen? Da waren sie alle stumm, und es schien das Wort auf viele einen sichtbaren Eindruck gemacht zu haben.

Sept. 23. Heute war ein gesegneter Tag. Ich ging frühe auf den Bazar, wo ich eine ziemliche Anzahl recht aufmerksamer Zuhörer fand, welche dem Wort vollen Beifall gaben. Um 8 Uhr ward ich von einem heidnischen Lehrer in die canaresische und Mahrattenschule, welche die Regierung hier aufgerichtet hat, zur Prüfung eingeladen. Erstere zählt etwa 50 und letztere 90 Kinder. Die Mahrattenschule, die einen verständigen Lehrer hat, fand ich in ziemlich gutem Zustande, indem etwa ¼ der Schüler fertig lesen, schön schreiben, rechnen und geographische Fragen fertig beantworten gelernt haben. Ich hielt eine Ansprache an die Schüler, ermahnte sie zum Fleiße, und gab jedem, der lesen konnte, ein kleines Schriftchen zum Geschenk. Mehrere angesehene Einwohner der Stadt machten mir hierauf einen Besuch in meiner Bangalow, denen ich einige Stunden zuvor ein paar Traktate zum Lesen gegeben hatte. Die Leute dieser Gegend, äußerte einer derselben, verlangen, man müsse Schiwa verehren, aber in Ihrem Büchlein heißt es: dieß sey unrecht, denn Schiwa und die andern Götter hätten Sünde gethan, Diebstahl und Ehebruch begangen. Er bitte mich daher um weitern Unterricht, weil er nicht wisse, was wahr sey. Ich zeigte ihnen, daß alle ihre Götter von der Einbildungskraft

lügenhafter Menschen erfunden worden seyen, suchte ihnen besonders die Heiligkeit und Gerechtigkeit Gottes als unverletzliche Merkmale seines Wesens darzustellen, gab ihnen einen kurzen Inbegriff von unserer biblischen Religion, und endigte mit dem Spruch: Also hat Gott die Welt geliebt ꝛc. Aber, versetzten sie, wenn wir thun, was Sie sagen, so verlieren wir alle unsere Kaste, und unsern Lebensunterhalt, was ist da zu machen? Wenn ihr an Christum glaubt, antwortete ich, so gibt Er euch seinen heiligen Geist in eure Herzen, der euch stark macht, keine Leiden zu scheuen, und den Beifall Gottes Allem vorzuziehen; was ich ihnen mit Beispielen aus der alten und neuen Missionsgeschichte erläuterte. Sie waren alle äußerst freundlich, und ich beschenkte den Sprecher derselben, einen gar liebenswürdigen und verständigen Menschen, mit unsern Evangelien. O HErr hilf, HErr, laß wohlgelingen! Wie viele tausend Hindernisse wird nicht Satan diesen armen Leuten in den Weg legen, daß die guten Eindrücke wieder aus ihren Herzen verschwinden. Aber du kannst ja mit deinem allmächtigen Arme all seine List zu Schanden machen, und du hast doch wohl auch ein Volk in dieser Stadt. — Als sie weg waren, machte ich mich schnell auf, um noch einmal ein öffentliches Zeugniß auf dem Bazar abzulegen, und der HErr gab Gnade, über die Einladung zum großen Abendmahl auch recht einladend zu diesen armen Leuten zu reden. Viele hörten mit gespannter Aufmerksamkeit zu. Gott sey gepriesen für diesen Tag!

Sept. 24. Schon Morgens 4 Uhr verließ ich Hoobly, wurde aber durch die Leute, welche meine Bücher trugen, oftmals aufgehalten, und da ist nichts zu thun, als eben Geduld zu haben. Der Himmel war ungemein klar, der Mond beschien lieblich mit tausend funkelnden Sternen meinen Pfad, während Blitze und ferne Donner, verbunden mit der tiefsten Stille der Natur, Herz und Aug erquickten und feierlich stimmten. Der Weg war vom Regen sehr schmutzig, da überall

umher fetter schwarzer Boden ist. Das Land wurde nach und nach ganz eben, und in weiter Ferne sah ich da und dort einen einsamen Hügel hervorragen. Um 7 Uhr kam ich in einem ansehnlichen Dorfe, Behati, an, wo mir in einem schönen Tempel, der am Ufer eines großen Sees steht, mein Quartier angewiesen wurde. Gerne hätte ich eine Stunde geruht; allein die Nachrückenden ließen es mir nicht zu. Bald kamen viele Leute in den Tempel herbei, um dem Götzen desselben ihre Verehrung darzubringen, womit es offenbar nicht Wenigen ein ganzer Ernst ist. Auffallend war mir indeß, daß die meisten von ihnen Weiber waren. Auf meine Frage, was sie zu dem Gotte gesagt hätten? antworteten sie gewöhnlich, nichts, gar nichts; wir haben uns blos vor ihm gebeugt. Warum sie dieß thun, wurde mir bald klar. Die eine hatte, wie sie mir erzählte, Schmerzen im Rücken, und Niemand konnte ihr helfen; eine andere hatte keinen Reis im Haus, und suchte ihn bei dem Götzen; ein dritter erklärte die Sache eben für eine Sitte aus alter Zeit. So gehen sie dahin, wie eine irre Heerde in großer Blindheit. Um 12 Uhr besuchten mich 4 Priester, welche äußerten, sie hätten vernommen, daß ich den Weg der Gerechtigkeit lehre, und sie seyen gekommen, mich zu hören. Wir setzten uns nun traulich mit einander nieder, und in zweistündiger Rede setzte ich ihnen kurz und möglichst deutlich die Lehre von der Schöpfung, dem Falle des Menschen, der Erlösung und Heiligung aus einander. Sie waren ungemein aufmerksam, bemerkten aber, unsere Kaste können wir eben doch nicht verlassen, sonst ginge es uns gar übel. Ich sagte ihnen, daß die Kraft des heiligen Geistes, die ihnen Jesus mittheile, wenn sie von Herzen an Ihn glauben, ihnen Kraft genug geben werde, alle Leiden und Verfolgungen zu tragen, und zudem seyen die Leiden dieser Zeit in keine Vergleichung zu bringen mit der Herrlichkeit, welche die Verehrer Christi jenseits erwarte. Es war nun Abend geworden, und

ich machte einen Besuch im Dorfe, fand aber nur wenige Zuhörer. Kaum war ich indeß in mein Quartier zurückgekehrt, so sammelten sich etwa 15 derselben um mich her, welche mir viele verständige Fragen vorlegten, und denen ich den Weg der Seligkeit durch Christum einfältig verkündigte. Sie waren besonders gerührt, als ich ihnen bezeugte, wie ich keine Freude und keinen Frieden in dieser Welt hätte, und gar nicht leben möchte, wenn ich nicht Jesum Christum zu meinem Erlöser und Führer hätte. Das ist eben eine schwere Sache, sagten sie, in den Wegen Gottes zu wandeln auf die Weise, wie das Evangelium es fordert. Wer an Christum glaubt, versetzte ich, dem ist der Dienst Gottes eine süße Freude, und das Schwere wird ihm leicht. Beim Beschluß äußerten sie, mein Besuch hätte sie sehr gefreut, und ob ich nicht bald wieder komme? Da war es mir zu Muthe, als wäre ich im Kreise christlicher Brüder im Heimathlande. Wir reichten einander die Hand, und sie versprachen, das zu behalten, was ich ihnen gesagt habe. Das war ein schöner Tag. Dank dir, HErr Jesu, für denselben.

Sept. 25. Morgens 4 Uhr verließ ich Behati. Nach einer halbstündigen Entfernung vom Dorfe war alles so voll Wasser und Koth, daß ich kaum fortkommen konnte, und auch meine Fackel erlosch. Die Stiefel thaten mir wieder große Dienste, und ich zog fröhlich meine Straße weiter, und kam nach 8 Uhr in Nuccandy an, einer Stadt, die etwa 8,000 Einwohner zählt. Ein alter geräumiger Pallast wurde mir zur Wohnung angewiesen, wo ich wirklich ein recht angenehmes Quartier fand. Dieser Pallast ist von einer hohen Mauer umgeben, und hat innerhalb derselben große Räume und besonders einen schönen Tempel, den ich aber nicht sehen durfte. Seine Vorderseite ist mit nettem Schnitzwerk geziert, das den langsamen Hindus viel zu schaffen gemacht haben mag. Auch sind mancherlei schnörkelhafte Figuren an den Wänden angebracht. Jetzt wohnt kein Mensch

darin, wenn ihn nicht ein Bote des Friedens in Besitz nimmt. Von seinem flachen Dache hat man eine weite Aussicht, und im Norden zeigt sich eine Reihe hoher Hügel, welche ihr Haupt emporheben. Alles umher ist eine große Ebene, auf welcher nur da und dort ein Hügel in fremdartiger Gestalt einzeln gleich einer verlornen Schildwache dasteht. Diese Hügel sehen alle einander gleich. Sie schießen auf einmal aus dem Boden heraus, und eilen stracks der Höhe zu, so daß sie an manchen Seiten ganz unzugänglich sind. Am andern Morgen hielt mich lange der Regen zurück, um in die Stadt zu gehen. Nachher bestieg ich einen Berg, auf welchem die Aussicht ungemein reizend war. Der Berg scheint früher eine Festung gewesen zu seyn, aber ihre Mauern sind jetzt zerfallen. Wie verschieden ist doch der jetzige Gang der Dinge in diesem Lande. Ueberall, wo ich hinkomme, finde ich auf jedem Hügel eine alte Burg, und jedes größere Dorf in eine Festung umgewandelt. Aber alles liegt jetzt in Trümmern da, und zeugt von einer alten wilden Zeit, wo kein Recht und kein Friede im Lande war. Jetzt hat das Land Frieden und Ruhe, aber noch mehr freute mich die Hoffnung des edlern Friedens, welcher diesem Lande bevorsteht, wenn seine Einwohner befreit von dem schmählichen Joche der Finsterniß zu einander sagen werden: Kommt, lasset uns hinauf gehen zum Hause des HErrn!

Um 3 Uhr Nachmittags ging ich auf den Bazar, und ich hatte viele Zuhörer. An vielen Gewissen schien sich das Wort als Wahrheit zu beweisen. Später riefen mich einige Brahminen in ihr Haus. Sie waren Philosophen. Der äußerliche Götzendienst hat für sie keinen Werth. Gott ist in der Seele, oder die Seele ist Gott, darum ist es vergeblich, ihn außer uns zu suchen. Ihre Seligkeit besteht in der Zernichtung, oder einem ewigen Schlafe. Sie waren von Dharwar, und ich erzählte ihnen nun, daß meine Freunde dort eine Schule aufgerichtet hätten. In 30 Jahren, gab einer finster zur

Antwort, wird dieß ganze Land euer seyn. Ich versetzte, es werde allerdings bald anders werden mit Indien, als es jetzt sey; denn die Verheißung des wahrhaftigen Gottes werde auch an diesem Lande sich beweisen, daß alle Ihn erkennen sollen, beide klein und groß. Die armen Brahminen, sie ergrimmen über diese für sie so traurigen Aussichten. An einem andern Platze fing ich mit etwa 30 Leuten mich zu unterreden an; allein sie schenkten mir nur wenig Aufmerksamkeit. Es ist wunderbar, daß auf Leute desselben Standes und von den gleichen Vorurtheilen die Wahrheit einen so verschiedenen Eindruck macht! Es ist eben unter den Heiden, wie unter den Christen zu Hause genau derselbe Unterschied von empfänglichern und von weniger empfänglichen Gemüthern, mag nun der Grund dieses Unterschiedes bestehen, worin er wolle.

Sept. 27. Ich predigte diesen Morgen auf dem Bazar, hatte aber wenig lernbegierige Zuhörer; um so mehr drang es mich, mit aller Angelegenheit sie einzuladen, die Segnungen des Himmelreiches, das ihnen angeboten werde, nicht zu verscherzen. Ich machte mich nun von hier aus nach einer Stadt Narragunel, 3 Stunden östlich auf den Weg, die etwa 800 Einwohner in sich faßt. Der Weg war so sumpfig, daß ich im Schlamme zu versinken Gefahr lief. Um 3 Uhr langte ich ungemein ermüdet und durstig daselbst an; aber es währte lange, bis ich einen Trunk Wassers erhalten konnte. Bald hernach besuchte ich die Stadt, um mir Plätze zum Predigen auszulesen. Ich wunderte mich über die vielen großen und schönen Tempel, die sich hier befinden, dergleichen ich selbst in Bombay nicht gesehen hatte. Bald erfuhr ich, daß der Ort einem Rajah angehöre, der für den Götzendienst viel thut. Da sieht man deutlich, was die brittische Regierung für einen Einfluß selbst auf das religiöse Volksleben ausübt, obgleich sie ungemein tolerant ist. Wo immer die Engländer die Herren sind, da zerfallen die Götzentem-

pel, und selten wird wieder einer aufgebaut, obgleich die brittische Regierung bis jetzt eher noch zum Aufbau derselben geholfen, als ihn verhindert hat. O wäre sie ganz durchdrungen vom Geiste Jesu Christi, was könnte sie nicht thun für die Ausbreitung des Reiches Jesu Christi in Indien? Auf einem hohen Thurme befinden sich eine Menge von Trompetern, welche ihr Werk tüchtig treiben. Mache auch mich zu einer Posaune, HErr Jesu, und rede du selbst aus meinem Herzen und aus meinem Munde! Am andern Morgen ging ich auf den Bazar, und hatte viele und aufmerksame Zuhörer. Ich sprach mit ihnen über die Thorheit, leblose Steine anzubeten. Sie gaben mir ihren Beifall, meinten aber doch, es sey nützlich, die Götzenbilder anzubeten. Ich erzählte den Leuten die Rede Pauli auf dem Areopag zu Athen und sagte, wie es dort dem Gesandten Jesu Christi erging, so geht's mir jetzt unter euch. Ihr habt in der That viele Tempel, aber Niemand unter euch dient dem wahren und lebendigen Gott, der Himmel und Erde, das Meer und die Wasserbrunnen gemacht hat, und euch und mir Leben und Odem und Alles gibt. Ihr liebet nur die Dinge dieser Welt, euer Geld, eure Kühe und Felder, das sind die Dinge, die Morgens mit euch aufwachen und mit denen ihr einschlafet. Aber Gott ist nicht in euern Gedanken, Ihm dienet, Ihn preiset ihr nicht. Darum offenbart sich auch Gottes Zorn über die Menschen in mancherlei Gestalt, in Krankheiten, Theurung, Pestilenz, Krieg und dergleichen, aber wenn ihr in euern Sünden sterbet, so werdet ihr dann erst recht den Zorn Gottes in der Hölle fühlen müssen. Aber sehet doch, es ist für euch ein Heiland da, wenn ihr an diesen glaubt, so erbarmet sich Gott eurer, und erlöset euch von Schuld und Strafe. Euch dieß zu verkündigen, darum bin ich zu euch gekommen. — Aber müssen wir denn unsern alten Weg verlassen, fragten sie? — O ja, der muß weg, der taugt nichts; denn er führet zur Verdammniß. — Aber die Kaste können

wir doch nicht verlassen? fuhren sie fort. — Die Kasten kommen vom Teufel, versetzte ich. Wir sind alle Brüder. Es ist nur Ein Gott, Ein Erlöser, Ein Himmel, und alle Menschen bilden zusammen Eine große Familie. Ist es recht, wenn Geschwister einander hassen und lästern? Glaubet mir, es kommt die Zeit, wo der HErr nur Einer, und sein Name nur Einer seyn wird auf der ganzen Erde. Sie gingen still nach Hause. Dank Dir, liebster Heiland, für diesen Tag; stärke mich, Dir von ganzer Seele zu dienen.

Sept. 29. Diesen Morgen sprach ich auf dem Marktplatze zu einer großen Menge, und als ich endigte rief mich ein Mann in seinen Laden, und ersuchte mich, ihm aus meinem Buche etwas zu lesen, während sich abermals Viele recht aufmerksam um mich herstellten, um dem Worte zuzuhören. Abends stellte ich mich wieder an derselben Stelle auf, als mich ein Einwohner ersuchte, meinen Vortrag vor seinem Laden zu halten, damit auch er denselben hören möge. Ich las ihnen aus dem ersten Brief Johannis dem 1. Kapitel die 18 ersten Verse vor, und legte ihnen den Inhalt derselben ans Herz. Ich finde, daß mich die Leute bei freier Rede viel besser verstehen, als beim Lesen aus den Evangelien, weil viele ihnen unbekannte Sanscritwörter in die Uebersetzung eingemischt sind. Am Schlusse forderte ich sie mit warmer Seele auf, daß sie aus dem Schlaf der Sünde aufwachen, und nach dem dargebotenen Heile begierig greifen sollen. Ihre immer wiederholte Frage, wer denn der HErr Jesus Christus eigentlich sey, von welchem ich so viel rede? gab mir Gelegenheit, ihnen seine Person und sein Verhältniß zur Welt als Erlöser ausführlicher als an andern Orten zu erklären; und ich bemerkte mit Freuden aus ihren Wiederholungen, daß sie mich ziemlich genau verstanden. Abends machte ich die Leute besonders auf die merkwürdige Thatsache aufmerksam, daß jetzt die heiligen Schriften der Christen in ihrer und in vielen andern Sprachen

gedruckt, und unentgeldlich vertheilt werden, und daß viele Prediger dieses Evangeliums unter den Heiden einzig und allein von wahren Jüngern Christi in unserm Vaterlande ihren Lebensunterhalt bekommen. Das, sagte ich, kostet diese Leute gar viel Geld, und sie haben durchaus keinen zeitlichen Nutzen davon, vielmehr ist es ihnen einzig darum zu thun, daß die Heiden aus dem Verderben gerettet und ewig selig werden mögen. Das machte einen Eindruck auf ihre Gemüther, und ich bemühte mich nun, diesen Eindruck durch Hinweisung auf ihr ganz entgegengesetztes Betragen zu erhöhen. Ihr schickt, sagte ich, kein einziges eurer heiligen Bücher in unsere Lande, außer um ungeheure Bezahlung; ihr betet nicht für die Europäer und andere Nationen zu Gott; ihr habt keine Liebe zu euern Mitmenschen, weil der Geist Gottes nicht in euch wohnt. Dieß schien ihr Inneres zu treffen. Möge es der Geist des HErrn an ihren Herzen segnen.

Sept. 30. Schon Morgens 2 Uhr verließ ich diesen Ort, und mir begegneten bald auf dieser Straße eine große Menge Reisende, die hin und her wandern. Es scheint zwischen Hoobly und diesen östlichen Provinzen ein großer Menschenverkehr stattzufinden; denn beim Fragen, woher diese Leute kommen, und wohin sie gehen? wurde nur immer Hoobly genannt. Das Land ist eben, und voll fruchtbaren Bodens, der aber meist unangebaut ist. Nach fünf Stunden gelangte ich nach dem Dorfe Konus, von wo aus sich dem Auge in einem Halbkreise von etwa 15 Stunden der Rücken einer Hochebene darbietet, indeß von Dharwar an bis hieher auf etwa 20 Stunden eine weite fruchtbare Ebene nach allen Seiten sich ausdehnt. Am andern Morgen hatte ich nicht weit zu laufen, um zu Leuten zu kommen, indem sich schon frühe große Schaaren vor der Pagode sammelten, denen ich den Weg zum ewigen Leben zeigte. Diese armen Leute wissen für ihren religiösen Glauben keinen andern Grund anzugeben, als den, daß ihn auch

ihre Voreltern gehabt haben. Mein Vortrag fand unter der Menge großen Beifall. Ach, daß das gepredigte Wort durch den Geist des HErrn tief in ihre Herzen sich hinabsenken möchte. Unter Anderm wurden auch viele Kranke zu mir gebracht, indem die Eingebornen glauben, daß ein jeder Europäer sich auf die Arzneikunde verstehe. Wie gut wäre es doch, wenn ich nur einige mediciniſche Kenntniſſe in der Miſſionsſchule eingeſammelt hätte. Wie viel könnte nicht in dieſem Lande ausgerichtet werden. Da die Leute ſehr gut leſen konnten, ſo hatte ich Gelegenheit, eine bedeutende Anzahl von Schriften unter ſie auszutheilen. Das war ein geſchäftvoller Sonntag, an welchem ich den ganzen Tag zu predigen hatte. Möge das Wort vom Kreuze nicht umſonſt auf dieſen Brachboden ausgeſtreuet worden ſeyn. Es iſt das erſtemal, daß der Same von oben auf ihn gefallen iſt.

Okt. 1. Heute ſetzte ich meine Reiſe weiter fort, und gelangte an die Ufer des Fluſſes Malpurba, welcher hier völlig ſo breit iſt, wie der Rhein bei Baſel, furchtbar wild dahertobt und immer eine Menge Bäume mit ſich fortreißt. Wenn man ſchon lange keinen ſo ſtarken Fluß geſehen hat, ſo macht eine ſolche Waſſerſammlung einen tiefen Eindruck auf die Seele. In einem ſeltſam gebauten, von geſpaltenen Bambusrohren verfertigten und an der Außenſeite mit Lederfellen überzogenen Korbe wurde ich nun von 6 Ruderern über den Strom hinübergebracht, deſſen gegenüberliegendes Ufer wir glücklich erreichten. Von hier an ſieht alles wilder und ungeſchlachter aus, und mehr als die Hälfte des Bodens iſt mit Dornſträuchen bedeckt, indeß nur wenige und kleine Dörfer im Gebüſche umherliegen. Allein nach einem Marſche von 4 Stunden, der mich über einen Bergrücken hinüberführte, geſtaltete ſich das Land wieder ganz anders. Es war noch fruchtbarer und volkreicher als die Gegenden, welche ich bisher durchzogen habe. Endlich führte mich der Weg zu einem Städtchen, Kehtur, das etwa 6000 Einwohner zählt. Ich nahm aber-

mals mein Quartier in einem geräumigen Tempel, der aber von Spatzennestern so voll war, daß es eben gar nicht reinlich darin aussah. Abends machte ich mich auf den Bazar, stellte mich einem schönen Tempel und dem darin sich befindlichen Götzenbilde gegenüber, und verkündigte der versammelten Menge den wahren und lebendigen Gott, der den Himmel und die Erde und Alles, was darinnen ist, gemacht hat, und zeigte ihnen die Eitelkeit und Nutzlosigkeit des Götzendienstes, indem ich den Leuten gewöhnlich zuerst, wenn ich zum erstenmal unter ihnen auftrete, aus dem Propheten Jesajas das 40. und 41. Kapitel vorlese, welche immer ungemein eindrücklich für ihre Gemüther sind. Nachher bat ich sie um die Erlaubniß, ihren Götzen zu schlagen und auf den Boden zu werfen, indem sie alsobald sehen würden, daß er sich nicht wehre, weil er kein Leben habe. Die Leute gaben dieß alles zu. Sie scheinen überhaupt mit den Göttergeschichten gar wenig bekannt zu seyn, und vermögen nicht, im Gespräche irgend einen Widerstand zu leisten. Abends erzählte ich ihnen, als sie immer ihren Götzendienst mit ihren Vorfahren entschuldigten, wie meine eigenen Voreltern gleichfalls blinde Götzendiener gewesen seyen, bis ein Bote Gottes, Namens Winfried, zu ihnen gekommen sey, und eine große Eiche, die sie als einen Gott verehrten, mit der Axt umgehauen habe, worauf unsere heidnischen Voreltern, die Ohnmacht ihrer vermeintlichen Götter erkennend, zu dem lebendigen Gott sich bekehrt haben. Solche Erzählungen gefallen diesen Leuten ungemein, wäre ich nur schon im Stande, mit größerer Gewandtheit die Sachen in ihrer Sprache darzustellen. Die Leute äußerten: wir sind eben noch in großer Unwissenheit, und wir wissen gar nichts vom wahren Wege. — Ach! daß sie ein Herz hätten, das Wort, das ich ihnen verkündige, nicht als Menschenwort, sondern, wie es wahrhaftig ist, als Gottes Wort anzunehmen!

Okt. 4. Ich redete diesen Morgen in dem Kaufladen eines Mannes zu einer beträchtlichen Anzahl. Viele waren recht aufmerksam, und einer besonders rief beim Weggehen laut aus: das sind wahrhaftige Worte; das ist der gute Weg! Um 1 Uhr verließ ich das Dorf, und kam nach 5 Uhr zu Cacalkomma an. Die Gegend umher gefällt mir ungemein; das Land ist ziemlich hügelicht, und die Hügel mit dickem Gesträuch besetzt, so daß sie ein recht schönes Grün darbieten. Der Boden ist ungemein fruchtbar, und theilweise gut angebaut. Schafe, Ziegen und Hornvieh gibts in großer Menge. Dachte heute und auch sonst auf meiner Reise schon oft, was es für eine Erquickung für mich wäre, wenn ich mich unterwegs mit einem lieben alten Bauernbruder aus Würtemberg unterreden könnte. Doch die Zeit kommt auch wieder in der obern Heimath. Bereits war es völlig dunkel geworden, als ich im Dorfe ankam, und ein reinliches Tempelchen mir zur Herberge angewiesen wurde, wo sich bald alle Männer des Dorfes versammelten. Ich war zwar müde und durstig, hielt mich aber doch nicht für berechtigt, diese gute Gelegenheit unbenützt vorbeistreichen zu lassen, ohne Bezeugung, daß ein Prophet unter ihnen gewesen sey. Aber nur wenige hörten aufmerksam auf meine Worte, desto mehr ward ich angeregt, ihnen die Nichtigkeit des Götzendienstes und ihre Entfremdung von dem lebendigen Gott zu bezeugen. Am folgenden Tage führte mich der Weg 4 Stunden weiter nach Bagulkota. Die Gegend ist noch immer hügelig und romantisch. Bald vernahm ich, daß von Belgaum her einmal Missionar Taylor einen ganzen Tag hier zugebracht und gepredigt habe. Nachmittags kam der Schullehrer einer von der brittischen Regierung unterstützten hiesigen Schule zu mir, und bat mich, dieselbe zu visitiren. Ich ging mit ihm und fand daselbst etwa 30 Schüler, welche es im Lesen eben noch nicht weit gebracht haben. Ich ermunterte sie zum Fleiße, und theilte einzelnen der Schüler ein Schriftchen aus. Später ver-

suchte ich, auf dem Bazar die Volksmenge anzureden, aber ein boshafter Mensch machte einen so gewaltigen Lärm, daß ich nicht zur Rede kommen konnte, wie sehr ich ihn auch ermahnte, von seiner Feindseligkeit abzustehen. Am andern Morgen ging ich abermals auf den Bazar, aber die Leute sprachen so lebhaft über den bösen Weg der Regierungsbeamten, daß ich kaum zum Wort kommen konnte, indeß gehe ich von keinem Orte mehr weg, ohne ein lautes Zeugniß von dem alleinigen Gott und Retter der Welt abgelegt zu haben. Die Wächter Zions müssen eben nun einmal laut rufen und die abgefallene Welt zum Reiche Gottes einladen, und vor dem Tage des zukünftigen Zornes warnen, damit auch die Heiden keine Entschuldigung haben. Nachmittags kam ein englischer Steuerbeamter, Herr Basett, ein wahrhaft begnadigter christlicher Bruder, hier an, der mich in seinem Bangalow brüderlich begrüßte, und mich einlud, meine Wohnung bei ihm zu nehmen, und mir bei meiner Arbeit unter diesen armen Heiden treulich an die Hand ging.

Okt. 7. Von hier setzte ich nun in der Gesellschaft desselben den Weg nach der benachbarten Stadt Kaladschi weiter fort, wo ich im Hause des Herrn Lieutenant Davidson von ihm und noch ein paar andern christlichen Freunden aufs herzlichste empfangen wurde. Dieß sind recht einfache christliche Brüder, meist Offiziere, da diese Stadt eine Militärstation ist, bei denen ich ganz zu Hause bin. Im Hause des Commandanten, Obrist Cappon, predigte ich diesen Morgen über die Worte: Jetzt ist die angenehme Zeit; und Nachmittags hielt ich eine Erbauungsstunde über Ephes. 6, 10. u. flg. Es ist eine merkwürdige Sache, daß von den 14 brittischen Offizieren, welche hier im Quartier liegen, über die Hälfte kräftig erweckt sind, und durch ihren Eifer für den HErrn und durch ihre Liebe mich beschämen. Dafür wird ihr Regiment nun auch spottweise „das hellblaue" genannt, was in Indien so viel heißt, als in

Deutschland Pietisten. Gott thut Wunder unter den Engländern in Indien. Die Soldatenherzen sind ja sonst die unzugänglichsten für die Wahrheit; in Indien fallen sie jetzt der Wahrheit zu; da muß man sehen, daß Gott sich aufmacht, und sich der Völker Indiens erbarmet. *) Die Cholera Morbus ist gegenwärtig hier, doch noch in geringem Grade, und die Leute schlachten fast täglich ihre Opferthiere, um den Zorn der Götter abzuwenden. Hier brachte ich einige Tage im Segen zu, und hatte unter den Heiden, die sich immer begierig um mich her sammelten, der Arbeiten die Fülle. Die hiesige Stadt dürfte sich vorzugsweise auch nach der Ansicht unserer hiesigen Brüder zu einer neuen Missionsstation eignen. Die Entfernung derselben von Dharwar beträgt etwa 34—36 Stunden, und von Hoobly aus findet man eine gerade und vielbesuchte Landstraße, welche hieher führt. Auf der andern Seite liegt Belgaum, eine Station der Londner Missionarien, gleichfalls etwa 36 Stunden von hier entfernt. Das Klima ist vergleichungsweise gesund, was schon daraus erhellt, daß die Stadt zu einer Militärstation gewählt wurde. Die Lebensmittel sind wohlfeil, und auch die nöthigen Kleidungsstücke, wie man sie in Indien bedarf, sind um billige Preise zu haben. Es hat in der Nähe umher viele größere und kleinere Städte und Dörfer; auch wird die canaresische Sprache noch über 40 Stunden weit nach Osten hin gesprochen, wo alsdann die Mahrattasprache anfängt.

Okt. 13. Heute setzte ich nach einem gesegneten Aufenthalte meinen Weg nach Serus weiter fort. Es

*) In einem später von Missionar Mögling zu Dharwar an uns gerichteten Briefe wird von demselben bemerkt, daß dieser christliche Offizier, Herr Davidson, sein eigenes Haus unsern Brüdern zu Dharwar geschenkt habe, damit sich 2 derselben als Missionarien daselbst niederlassen möchten. Auch sei eine Subscription unter den dortigen brittischen Einwohnern im Gange, um zum Unterhalte dieser Knechte Christi das Ihrige beizutragen.

war ein gar schöner Morgen, und ich konnte mich auf meinem Pferde des Singens nicht enthalten zum Preise meines Gottes. Bei meiner Ankunft sammelte sich bald im Schatten der Bäume eine große Menschenmenge um mich her, welche der Predigt des Wortes sehr aufmerksam zuhörte. Abends setzte ich den Weg 5 Stunden weiter, nach Katkerrie, fort. Der HErr gab mir an diesem Orte die Gnade, kräftig von Seinem Namen vor einem Häuflein Einwohner zu zeugen, die gar aufmerksam zuhörten. Ein Mann besonders machte mit Herzensangelegenheit viele Fragen an mich über den neuen Weg, den ich verkündigte, und folgte mir nachher in mein Quartier nach, um sich noch weiter nach der Erkenntniß des wahren Gottes bei mir zu erkundigen. Beim Weggehen sagte er, es habe ihm noch kein Mensch solche Dinge gesagt, wie ich, und er hätte immer steinernen Göttern seine Huldigung gebracht; nun aber wolle er den Gott anbeten, den ich ihm verkündigt habe.

Okt. 15. Ich kehrte von hier aus noch einmal nach Kaladschi zurück, um hier den Sonntag zuzubringen und Gottesdienst zu halten, auch das heilige Abendmahl unter dem Häuflein der hiesigen Christen auszutheilen. Bei der Besprechung mit den Kommunikanten gab es in dieser heidnischen Wildniß gar gesegnete Unterredungen. Der Oberst sandte mir heute 50 Rupien für unsere Mission, und nicht lange hernach nahm ich meinen Abschied von diesen theuern Brüdern, deren Andenken meinem Herzen unvergeßlich bleiben wird. Sie hatten mir ohne mein Wissen einen Palankin mit Trägern bestellt, die mich am 18. Okt. 10 Stunden weit tragen sollten, worauf ich noch 6 Stunden weiter, bis Suttescherrie, etwas unwohl zurücklegte. Bei meiner Ankunft fühlte ich mich ganz krank, und war froh, in einer Moschee eine reinliche Herberge zu finden, in welcher mich in der Nacht ein langer guter Schlaf so erquickte, daß ich am folgenden Tage 7 Stunden zu Fuß zurücklegen konnte. Am 21. Okt. langte ich wohl-

behalten in Belgaum an, wo ich von Missionar Bennon und seiner Gattinn aufs freundlichste aufgenommen und verpflegt wurde. Bald hernach kam auch Missionar Taylor, und so hatte ich Gelegenheit, den lieblichen Arbeitskreis dieser beiden theuern Brüder genauer kennen zu lernen, mich mit denselben über das Werk Gottes in diesen Theilen Indiens brüderlich zu besprechen, und aus ihren bisherigen Erfahrungen manches Nützliche zu lernen, worauf ich nach einem Aufenthalt von mehreren Tagen, begleitet von den herzlichsten Segenswünschen derselben, mit Dank und Freude gegen Gott, der mich bisher so liebevoll geführt hatte, meinen Rückweg nach Dharwar wieder antrat.

Beilage N°. III.

Großes Missionsbedürfniß in Bengalen.

Zur nähern Beleuchtung und Bestätigung dessen, was unsere geliebten Brüder zu Calcutta und Burdwan über das dringliche Bedürfniß geschrieben haben, den verfinsterten Einwohnern Bengalens Boten des Heiles zuzusenden, so wie über die einladenden Aussichten, welche in unsern Tagen zu solchem Versuche ermuntern, fügen wir noch ein ausführliches Schreiben des Baptistenmissionars zu Calcutta, Herrn W. H. Pearce (Pihrs) hinzu, welches derselbe bei seinem im Sommer des verflossenen Jahres in London gemachten Besuche an die Kommittee und die Freunde der Baptistenmissionsgesellschaft in England erlassen hat, und das uns tiefer in die Lage der indischen Völkerstämme in unsern Tagen, so wie in die dringliche Verpflichtung der Christen hineinblicken läßt, die gegenwärtige Stunde des Heiles für die Erleuchtung dieser armen Götzendiener nicht zu versäumen, sondern

ihnen ohne Zögerung die Botschaft von der Erlösung zu ihrer Errettung aus dem Verderben zuzusenden. Dieses öffentlich im Druck bekanntgemachte Schreiben lautet also:

„Da es die gnadenreiche Vorsehung Gottes mir gelingen ließ, nach einem Aufenthalte von 19 Jahren in Indien das Land meiner Väter wieder zu sehen, so erachte ich es für meine erste Pflicht, Ihre Aufmerksamkeit auf den gegenwärtigen Zustand und die Aussichten der großen brittischen Besitzungen in Hindostan, so wie auf die Nothwendigkeit hinzulenken, ohne Verzug für die Bekehrung seiner heidnischen Einwohner kräftige Missionsversuche in so großer Ausdehnung zu veranstalten, wie sie der gegenwärtige neue und höchst folgenreiche Zustand derselben dringend fordert.

Kaum dürfte es nöthig seyn, Sie daran zu erinnern, daß die Bevölkerung Indiens, so weit sie die brittische Oberherrschaft anerkennt, wenigstens 134 Millionen Unterthanen in sich faßt; daß diese ungeheure Menschenmasse seit vielen Jahrhunderten in die roheste geistige Verfinsterung und die tiefste sittliche Verwilderung hinabgesunken ist; daß sie an das Volk, welches sie in unsern Tagen beherrscht, zu eigenthümlichen Ansprüchen auf thätige Maaßregeln zu ihrer sittlichen Umgestaltung zu machen berechtigt ist; daß die Missionarien nunmehr mit vollkommener Sicherheit überall unter ihren Haufen umherwandern, und ihnen die köstliche Botschaft von der Erlösung durch Christum bekannt machen können; und daß Gott bisher seinen gnadenreichen Segen zu ihren Bemühungen in demselben Maaße gegeben hat, als mit inbrünstigem Gebet und Beharrlichkeit an der geistlichen Wohlfahrt dieser Völker von ihnen gearbeitet wurde. Diese Thatsachen sind Ihnen allen bekannt, und es thut daher nicht Noth, eine jegliche derselben noch näher zu beleuchten. Nur bei der letzten Bemerkung glaube ich etwas länger verweilen zu müssen, um Ihnen deutlich darzuthun, daß in demselben Verhältnisse, als glaubensvolle und beharrliche Bemühungen zur Bekeh-

rung der Völker Indiens angewendet worden, dieselben auch bisher immer ein gesegneter Erfolg begleitet hat.

Es ist wahr, daß die Missionen in Indien sich bisher nicht so fruchtbar erzeigten, als dieß in andern Ländern der Heidenwelt der Fall war. Es ist indeß keineswegs schwer, diese Erscheinung näher zu deuten. Betrachtet man die Natur des Götzendienstes, wie derselbe unter diesen Völkern herrschend ist, und bedenkt man dabei, daß dieser Götzendienst von einer zahlreichen und theilweise gebildeten Priesterschaft unterstützt, daß er durch prachtvolle Tempel und lustige Freudenfeste den Einwohnern anziehend gemacht, daß er durch eine Anzahl heiliger Bücher, deren Ursprung im hohem Alterthume sich verliert, geweiht, daß er durch mächtige Vorurtheile durch den gemeinsamen Glauben vieler Millionen befestigt, daß er endlich durch die abschreckendsten Folgen des gänzlichen Ausschlusses vom bürgerlichen Verkehr für jeden furchtbar gemacht wird, welcher ihn zu verlassen geneigt ist, so hätte man sich gar nicht darüber zu wundern, wenn von unsern bisherigen Missionsarbeiten unter diesen Völkern unter den vorliegenden Umständen kaum eine bemerkliche Spur ans Licht hervorgetreten wäre. Fünfzehn Jahre lang wurde das Evangelium den Einwohnern der Insel Tahiti von vielen Missionarien verkündigt, ehe auch nur ein Einziger derselben als Jünger Christi öffentlich hervortrat; aber wie groß sind nicht die Fortschritte, welche seither die Erkenntniß des Heils auf jenen Inseln der Südsee gemacht hat? In einem Lande wie Indien, wo der Hindernisse so viele und diese so furchtbar sind, dürfte es uns gar nicht wundern, wenn das kleine Häuflein derer, welche bisher auf diesem großen Marktplatze der Welt an der Bekehrung der Einwohner gearbeitet haben, auch nur erst die ersten Bahnen vorbereitet und einige allgemeine Kenntnisse vom Christenthum unter denselben verbreitet hätten. Könnten wir auch bis jetzt noch nicht in diesen Ländern von gesammelten Häuflein wahrer Gläubigen re-

den, so läge hierin nur eine um so dringendere Aufforderung an uns, inbrünstiger als bisher für die Bekehrung dieser Völker zu Gott zu flehen, und kräftiger als bisher für ihre Rettung aus dem Verderben thätig zu seyn.

Aber das Ergebniß der Missionsarbeiten in Indien, wie sehr es auch bisher den Glauben der Gemeinde Christi in wartender Geduld übte, ist keineswegs so gering, als viele bisher vermuthet haben, und der Segen dieser Arbeit tritt mit jedem Jahre heller an das Licht hervor. Wir brauchen nicht erst unsere kleinen Wirkungskreise in Bengalen zu überschreiten, und auf die Früchte hinzuweisen, welche die Predigt des Evangeliums im Süden Indiens getragen hat; ich darf mich zum Beweise für diese Behauptung nur auf die Erfahrung meiner Missionsbrüder in Calcutta und auf meine eigene berufen. Im Jahr **1817** ließen sich die fünf ersten Missionarien unserer Gesellschaft in dieser Hauptstadt nieder, an welche ich mich im Jahr **1813** anschloß, um unter den Hunderttausenden heidnischer Einwohner dieser Stadt das Netz des Evangeliums auszuwerfen. Seit dieser Zeit haben sich von Europa her noch einige andere Gehülfen an unsern brüderlichen Kreis angeschlossen, aber nie mehr als dringend war, um unsere Verluste durch Tod und andere Ursachen wieder zu ersetzen. Die Zahl europäischer Missionarien ist dort immer gleich geblieben; aber war dieß auch beim Erfolge ihrer Arbeiten innerhalb dieses Zeitraumes der gleiche Fall? Keineswegs. Theilen wir die zwanzig Jahre, welche seit dem ersten Anfang unserer Mission daselbst verflossen sind, in drei gleiche Abschnitte, so geht folgendes Ergebniß hervor: Vom December **1817** bis zum Sommer **1824**, da uns unser geliebter Mitarbeiter, Eustach Carey, verließ, waren es nur vier Eingeborne, welche wir durch die Taufe in die Gemeinde Christi aufnehmen durften, die mit ihren Familien und ein paar andern wahrheitsuchenden Indianern ein Häuflein von zehn Seelen bildeten. In der darauf folgenden Periode,

bis zum Jahr 1831, vermehrte sich die Zahl der Getauften auf 36 Seelen, während 180 das ganze Häuflein unserer christlichen Zuhörer bildete. Von dem letztgenannten Jahre an bis zum December 1836, da ich Indien verließ, stieg die Zahl der Getauften auf 120 Seelen, und derer, welche dem Götzendienste entsagt hatten und regelmäßig unsere Gottesdienste besuchten, waren nicht weniger als 500 Eingeborne, von welchen mehrere zur Taufe vorbereitet wurden. Ist das Wort der Verheißung auch in dem vorliegenden Falle nicht wahr geworden? „daß der Kleinste zu tausend heranwachsen solle." Die scheinbar unfruchtbaren Arbeiten in der ersten Periode trugen ihre Früchte in der zweiten, und diese erhöhten den Segen der Arbeit in dem dritten Zeitabschnitte unserer dortigen Mission. Nun darf in einem einzigen Jahre geerntet werden, was zuvor die zehn ersten Jahre nicht eingetragen haben, und durch den fördernden Einfluß der frühern Arbeiten, vor Allem aber durch die vermehrte Anzahl frommer und tauglicher Nationalgehülfen, welche wir uns unter Gottes Beistand nunmehr herangebildet haben, ist unsere Hoffnung begründet, daß selbst alsdann, wenn das kleine Häuflein der europäischen Missionarien daselbst nicht vermehrt würde, wir dennoch mit jedem Jahr eine wachsende Freudenernte auf jenen Gefilden hoffen dürfen. Die christliche Kirche hat demnach keinen Augenblick Ursache, an der Bekehrung der indischen Völker zweifelhaft zu werden. In einem so großen und völkerreichen Lande ist weithin verbreitete und anhaltende Arbeit der Natur der Sache nach durchaus erforderlich, wenn die Grundlagen zu einem heiligen Tempel Gottes gelegt werden sollen; aber zu seiner Zeit wird er sich gewiß erheben, und alsdann wird die Größe seiner Ausdehnung und die Zahl seiner Verehrer jedes Opfer reichlich ersetzen, welches sein Aufbau nothwendig gemacht hat.

Noch muß ich zwei besondere Gründe herausheben, welche die Nothwendigkeit kund thun, ohne Zeitverlust

an diesem segensreichen Werke Hand anzulegen. Der eine derselben liegt in den gegenwärtigen Umständen unserer Baptistenmissionarien, welche in Indien arbeiten, und der zweite thut sich durch die entscheidungsvolle Uebergangsperiode kund, in welcher sich die Völker Indiens in diesem Augenblicke befinden.

Unsere Missionarien in Indien haben nicht blos in Calcutta ihre Arbeitsstätte aufgerichtet, sondern ihre Thätigkeit auch über die Grenzen dieser mächtigen Hauptstadt und ihre Umgebungen ausgedehnt. Drei derselben wohnen im südöstlichen Quartiere dieser Stadt, und zwei andere auf eine Entfernung von 2 Stunden an den nördlichen Grenzen derselben, während noch zwei andere auf ihrer westlichen Seite in den Umgebungen der Stadt arbeiten. Ebenso haben sie auch auf eine Entfernung von 20 Stunden von derselben 2 blühende Missionsstationen aufgerichtet, welche von unsern Nationalgehülfen gepflegt werden. Nenne ich Ihnen nur einen kurzen Umriß der verschiedenen Arbeiten, welche auf dem kleinen Häuflein dieser Brüder ruhen, so wird es Ihnen bald klar werden, daß diese Arbeiten die angestrengtesten Kräfte derselben weit übersteigen. Zweien derselben liegt vor Allem das Seelsorgergeschäft über eine englische Gemeinde in dieser Hauptstadt, so wie die Aufsicht und Leitung verschiedener Freischulen ob, welche von einer großen Anzahl von Schülern besucht werden. Wenn nun gleich diese Arbeiten nicht unmittelbares Missionsgeschäft genannt werden, so sind sie dennoch von der größten Wichtigkeit, indem Alles darauf ankommt, daß unter den brittischen Einwohnern dieser Hauptstadt der Sinn christlicher Gottseligkeit gemehrt, und sie auf diese Weise aus hemmenden Widersachern der Missionsarbeit, welche die Europäer im Allgemeinen früher waren, in thätige Beförderer derselben umgewandelt werden. Daneben hatten sie bis jetzt die Seelsorge in drei verschiedenen Gemeinlein bekehrter Heiden, und die Aufsicht über die beiden entferntern Missionsposten zu besorgen. Sie gingen täg-

lich aus, um den Haufen heidnischer Einwohner auf den Straßen und Marktplätzen Calcutta's, so wie auf den Dörfern umher das Evangelium zu verkündigen. Ebenso haben unsere dortigen Brüder zwei Erziehungsschulen in ihrer Pflege, in welchen 50 heidnische Knaben und 40 Mädchen, sämmtlich Kinder unserer neubekehrten Christen, gespeist, gekleidet, christlich erzogen und unterrichtet werden. Sie leiten ein sehr blühendes Seminar für Hindujünglinge, das nicht weniger als 250 hoffnungsreiche junge Männer in sich faßt, welche eine höhere Bildung erhalten sollen. Nicht weniger beschäftigt sie der Unterricht von 2 verschiedenen Klassen der Katecheten, welche zu christlichen Volkslehrern herangebildet und zum Dienste des Evangeliums unter ihren Volksgenossen tüchtig gemacht werden. Die erste Klasse dieser Jünglinge ist bestimmt, unter die großen Volksmassen auf dem Lande hinauszuziehen, um denselben das Evangelium zu verkündigen, indeß die zweite vorbereitet wird, unter den gebildetern Klassen ihrer Landsleute in der Hauptstadt zu arbeiten.

Auch die Uebersetzungs- und Druckarbeiten unserer dortigen Brüder sind von großer Wichtigkeit. Alle Missionarien Indiens haben nunmehr ihre bengalische Uebersetzung des neuen Testamentes zum Gebrauche angenommen, und sie brüderlich ersucht, ihre Arbeiten in diesem Fache fortzusetzen. Eine neue Uebersetzung der alttestamentlichen Schriften in die bengalische Sprache befindet sich bereits unter der Presse. Auch haben sie sich anheischig gemacht, so bald es die Umstände gestatten, in der gleichen Sprache das ganze Bibelbuch mit erbaulichen und belehrenden Anmerkungen herauszugeben. Eine Uebersetzung des neuen Testamentes im Sanskrit, der Sprache der gelehrten Hindus, befindet sich in der Arbeit, und eine andere im Hindustani-Dialekte ist begonnen, welche durch ganz Hindostan hindurch von allen Muhamedanern gesprochen wird. Ueberdieß haben die Brüder eine große Druckanstalt zu besorgen, in welcher

über 100 Menschen mit Schriftgießen, mit Drucken und Einbinden nützlicher und religiöser Schriften in verschiedenen Sprachen Indiens beschäftigt sind. Aus dieser Anstalt sind in der letzten Zeit jedes Jahr Tausende von Testamenten und über 200,000 Schulbücher und Traktate hervorgegangen, und durch diese heilsamen Bemühungen auch ein nicht unansehnlicher Erwerb für die Förderung der Missionssache gewonnen worden.

Nur derjenige, welcher von ihrem Anfange an an diesen segensreichen Arbeiten Theil genommen, und den beglückenden Einfluß beobachtet hat, den sie auf die Ausbreitung des Evangeliums in Indien ausüben, vermag den bittern Schmerz zu fassen, den die Besorgniß einer Unterbrechung oder eines völligen Stillstandes dieser Arbeiten in den Herzen unserer dortigen Brüder rege macht. Und wohl würden auch Sie es tief bedauern, wenn die hoffnungsreichsten Arbeiten vieler Jahre gerade in einem Augenblick aufgegeben werden müßten, wo sie ihre ganze wohlthätige Wirksamkeit zu entfalten begonnen haben. Dabei ist es aber meine Pflicht, Ihnen bemerklich zu machen, daß eine jegliche dieser Arbeiten an dem Leben und der Gesundheit eines einzigen Mannes hängt, so daß, wenn es Gott wohlgefallen sollte, irgend einen unserer Brüder durch den Tod oder andere Umstände von seinem Posten abzurufen, das Arbeitsfach desselben entweder sehr beschränkt, oder gänzlich eingestellt werden müßte; und eben darum bedürfen wir dringlich einer Anzahl neuer Gehülfen, um auch nur das laufende Werk nicht ins Stocken gerathen zu lassen.

Allein wir müssen noch mehr als dieß von unsern Brüdern im Vaterlande verlangen; es thut nämlich Noth, unsere Wirkungskreise in Indien weiter aufzuthun. Es ist durchaus erforderlich, daß den Heiden daselbst ungleich häufiger, als bis jetzt geschehen konnte, die Predigt des Evangeliums nahe gebracht wird. Verständige Hindu-Jünglinge kommen von allen Seiten herbei, um christlichen Unterricht zu suchen, und dieser sollte ihnen nicht

versagt werden; die ausgefertigten Bibel-Uebersetzungen verlangen bei jeder neuen Auflage eine durchgängige Verbesserung, was ohne viel Zeitaufwand und Mühe nicht geschehen kann; die kleinen Gemeinlein eingeborner Christen wollen unausgesetzt beaufsichtigt seyn, wenn ihr geistliches Wohl nicht vielfachen Gefahren ausgesetzt werden soll; auch in andern Dörfern der Umgegend, ja in allen obern Provinzen Indiens sind die Pforten weit aufgethan, um unter vielversprechenden Umständen neue Missionsstationen daselbst anzulegen. Sie werden sich nicht wundern, wenn wir auch für diese eine Anzahl von Missionarien in Anspruch nehmen. Unser hochgelobte HErr sandte immer seine Schüler paarweise aus, und zwar selbst im eigenen Vaterlande, wo sie der freundlichen Verhältnisse so viele antrafen, und keiner neuen Sprache bedurften; aber wo eine solche zuerst erlernt, wo alles neugeschaffen und die ersten Wurzeln des evangelischen Glaubens unter einem Volksstamme gelegt werden sollen, da sind wahrlich drei bis vier Missionarien nicht zu viel. An vielen Orten Indiens hängt noch überdieß der gesegnete Erfolg der Arbeit von der Vereinigung der Kräfte ab, wenn sie nicht schon in ihrem ersten Beginnen den Keim ihrer Wirkungslosigkeit in sich tragen sollen.

Vor allem aber ist es der ganz eigenthümliche Zustand, in welchem sich die Völker Indiens in unsern Tagen befinden, welcher weit ausgedehnte und unverzögerte Anstalten zur Ausbreitung des Evangeliums unter denselben laut fordert. Wer nur immer den gesellschaftlichen Zustand der mächtigen Hindubevölkerung in Calkutta kennt, muß es eingestehen, daß eine große und folgenreiche Veränderung in der Denkart derselben vorgegangen ist, die sich klarer und umfassender als je zuvor in der neuesten Zeit entwickelt, und von Seiten der Christen die erforderlichen Anstalten erfordert, um dieser geistigen Veränderung die rechte Richtung zu geben. Ein jeglicher, der mit den indischen Zuständen bekannt ist, hat die gewisse Ueberzeugung gewonnen, daß

eine ganz neue Gestaltung der Dinge in Indien von allen Seiten sich zu entfalten beginnt. Die Arbeiten der frühern Jahre treten jetzt in ihren weithin verbreiteten heilsamen Früchten hervor, und das Gemüth des Hindu hat einen geistigen Aufschwung erhalten, der nicht mehr unterdrückt werden kann. In manchen Gegenden wird der bisherige Kastenzwang entweder gar nicht mehr geachtet, oder er ist in Verachtung hinabgesunken. Ein Geschmack für europäische Kenntnisse hat sich verbreitet, der in seinem Einflusse die wichtigsten Folgen verspricht. Die heiligen Bücher der Hindus enthalten so lächerliche Behauptungen in Hinsicht auf Erd- und Himmelskunde, daß ein jeglicher unserer Schüler das Irrthümliche dieser Angaben alsobald erkennt; da nun aber ihr religiöser Glaube gleichfalls aus denselben Büchern geschöpft wird, so wird ein Gemüth um das andere an der Wahrheit derselben zweifelhaft, und jeder neue Tag bringt mit seinen vermehrten Erkenntnißmitteln eine neue Gewißheit hervor, daß das Religionssystem der Hindus auf Täuschung und Lüge ruht. Daher kommt es, daß die Hindu-Jünglinge, welche eine englische Erziehung, wie sie die Bildungsschulen der Regierung zu nennen pflegen, erhalten, ihrem väterlichen Glauben entweder bereits öffentlich den Abschied gegeben haben, oder im Begriffe dazu stehen, daß sie aber auch auf diesem Scheidewege entweder einem bloßen selbstgemachten Vernunftglauben, oder dem völligen Unglauben und der Gottesverläugnung anheimfallen, wenn ihnen die Christen nicht auf demselben mit dem Lichte des Evangeliums zu Hülfe kommen.

Viele tausend Jünglinge werden gegenwärtig in Indien auf Kosten verschiedener Missionsgesellschaften unterrichtet; diese alle werden in unsern Schulen mit den großen Heilswahrheiten des Christenthums bekannt gemacht, und es vergeht nicht leicht ein Monat, wo nicht Einzelne derselben dem Erlöser huldigen. Aber eine große Anzahl anderer Hindujünglinge befinden sich in ganz andern Umständen. Es sind nämlich seit mehreren Jahren

auf Kosten der Regierung vier ansehnliche Kollegien in Calcutta und 23 Kollegien und höhere Schulen in andern großen Städten des brittischen Indiens für die bürgerliche Erziehung der Hindujugend aufgerichtet worden, und in den 23 letztgenannten erhalten wenigstens 5000 Hindujünglinge eine höhere Ausbildung, die ihren Vätern völlig fremde war. Aber in allen diesen Schulen wird kein Unterricht im Christenthum ertheilt, und die Schüler derselben lernen zwar bald die Thorheit ihres bisherigen Götzenglaubens deutlich erkennen, und fangen an, demselben von Herzen abhold zu werden; da ihnen aber statt desselben kein besserer religiöser Glaube dargeboten wird, so sind sie eben damit dem Einflusse des Unglaubens und der Lasterhaftigkeit preisgegeben. Unter den Haufen dieser Jünglinge sind von europäischen Religionsverächtern mit allem Fleiß die Schriften eines Paine und Voltaire in Umlauf gesetzt worden; auch werden die unsittlichsten Bücher denselben käuflich angeboten. Indem nun diese armen Jünglinge mit ihrem Götterglauben zugleich auch den sittlichen Vorschriften des Hinduismus den Abschied geben, dabei von den Wahrheiten des Christenthums völlig unberührt bleiben und von ungläubigen Menschen frühzeitig angeleitet werden, selbst die Wahrheiten der natürlichen Religion zu verläugnen, so ist unstreitig ihr Zustand im höchsten Grade gefährlich; und es hängt unter dem Segen Gottes zunächst von den Anstrengungen der christlichen Kirche in dem gegenwärtigen Augenblick die Entscheidung der wichtigen Frage ob, ob diese Jünglinge aus den Finsternissen des Heidenthums in die Lichtgebiete der christlichen Wahrheit und Heiligkeit hinüberversetzt, oder ob sie in die noch schauerlichern Abgründe des Unglaubens, der Fleischeslust und des ewigen Todes hinabgestürzt werden sollen?

Dabei muß zugleich bemerkt werden, daß die Errettung oder der Untergang dieser Jünglinge keineswegs für sich alleine dasteht, sondern die große Masse des Volkes mit sich fortreißt. Der abgetretene General-

Gouverneur Indiens, Lord Bentinck, und sein nunmehriger Nachfolger, Lord Auckland, haben aus wichtigen Gründen die Anordnung gemacht, daß in den Civil-, Gerichts- und Administrationsgeschäften des Staates der bisherige Gebrauch der persischen Sprache allmählig abgeschafft, und dafür die englische Sprache eingeführt werden solle; ein Umstand, welcher zur Folge hatte, daß nunmehr viele Tausende talentvoller Jünglinge in Indien sich mit dem Erlernen der englischen Sprache beschäftigen. Zum Beweise, wie groß diese Begierde unter der indischen Jugend in unsern Tagen ist, mag die Thatsache dienen, daß als am Ende des vorigen Jahres zu Hughly, einer Stadt in den Umgebungen Calcuttas, eine neue Schule für die Erlernung der englischen Sprache eröffnet wurde, innerhalb weniger Tage mehr als **1400** Hindujünglinge sich um Aufnahme in dieselbe gemeldet haben. Selbst mehrere eingeborne Fürsten mit ihren obersten Staatsbeamten beschäftigen sich nunmehr mit dem Erlernen des Englischen, und wenden sich häufig bittend nach Calcutta, daß ihnen Sprachlehrer zugesendet werden mögen. Nicht minder groß ist das Verlangen nach Lehrern von allen Theilen des Landes her; und da die Schüler, welche bisher zu Calcutta in den Regierungsanstalten so wie in unsern Missionsschulen gebildet wurden, am weitesten vor den andern vorgerückt sind, so werden diese zu solchem Geschäfte ausgesendet werden, und innerhalb weniger Jahre als Lehrer ihrer Volksgenossen über das ganze Land hinausgestreuet seyn. Schon jetzt theilt fast jeder Knabe, welcher den Tag über Unterricht im Englischen empfangen hat, seine erworbenen Kenntnisse bei Nacht einer Anzahl seiner Verwandten und Freunde mit, und mehrere der bessern Schüler haben bereits große Freischulen zu solchem Zweck aufgerichtet. Wie unaussprechlich beklagenswerth wäre es nun, wenn diese jungen Männer, welche unbekannt mit den Lehren des Christenthums dem Unglauben anheimgefallen sind, auch ihre künftigen Schüler in dasselbige

Verderben gänzlicher Glaubenslosigkeit hinabziehen würden? Wie köstlich wäre im Gegentheil der Erfolg, wenn durch die thätigen Bemühungen der Missionarien viele derselben in unsern Tagen zum Glauben an Gott gebracht, und in ihren künftigen einflußreichen Stellungen in der Mitte des Volkes zu gesegneten Werkzeugen herangebildet würden, um die seligmachende Erkenntniß des Erlösers unter ihren Landsleuten weithin auszubreiten? Für einen solchen Gewinn sollte kein Geldopfer und keine Mühe gespart werden, und die Liebe der Christen sollte sich in dem Bemühen vereinigen, in allen Städten, wo Bildungsanstalten dieser Art von der Regierung aufgerichtet worden sind, eine christliche Unterrichtsstätte anzulegen, wo mit besonderer Bezugnahme auf die geistigen und sittlichen Bedürfnisse dieser Jünglinge christlicher Unterricht in englischer und bengalischer Sprache denselben ertheilt, und öffentliche Vorträge des evangelischen Glaubens in englischer Sprache gehalten würden. Mehrere Missionarien haben bereits mit dem gesegnetsten Erfolg Versuche dieser Art gemacht, und da die Anzahl derer, welche das Englische verstehen und für englische Bildungsmittel zugänglich geworden sind, mit jedem Tage wächst, so dürfte auch unter dem Segen Gottes der glücklichste Erfolg von diesen Arbeiten erwartet werden, wenn nur fromme und taugliche Missionarien genug vorhanden wären, um durch diese weiten Arbeitspforten einzugehen, und sich im Lande umher als eifrige Boten Christi anzusiedeln."

Wir haben gerne diesen Auszug aus dem öffentlichen Aufrufe des erfahrungsreichen Baptisten-Missionars, Herrn Pearce, an dieser Stelle unserm Berichte beigefügt, theils um durch denselben die oben angeführten ermunternden Angaben unserer deutschen Missionsbrüder in Bengalen auch noch von einer andern Seite her zu bestätigen und näher zu beleuchten, theils um unsern theuern Mitverbundenen dadurch Veranlassung zu geben, die ernsten Worte, welche dieses Schreiben in sich faßt,

näher zu beherzigen, und unserer Missionskommittee ihre brüderliche Handreichung nicht zu versagen, wenn sie sich geneigt fühlt, diesem lauten Rufe des HErrn gemäß, eine wachsende Anzahl ihrer Zöglinge jenen völkerreichen Arbeitsstätten zuzusenden. Schmerzhaft fällt unserm Herzen dabei immer die Kostenberechnung solcher Unternehmung auf, so wie dieselbe auch diesem Aufrufe von Seiten der verehrten Baptisten-Missionsgesellschaft in London beigefügt worden ist. In diesem wird nämlich der erforderliche Kostenaufwand für die nöthige Ausrüstung und Ueberfahrt jedes einzelnen Missionars nach Indien auf die Summe von **500** Pfund Sterlingen (**8,500** Schweizfr. oder **5,000** fl. Reichswährung) angeschlagen, und das Anerbieten gemacht, daß so oft immer diese Summe von **500** Pfunden von christlichen Freunden zusammengelegt seyn würde, ein christlicher Missionar aus ihrem Kreise nach Indien abgesendet werden solle. Hieran schließen sich nun noch weiter die fortlaufenden Unterhaltungs- und übrigen Einrichtungskosten desselben nebst den Bauausgaben, welche vorläufig gleichfalls auf den nothwendigen Betrag von jährlichen **500** Pf. veranschlagt worden sind. An solche Berechnungen kann nun leider, wie wir glauben, der deutsche Missionsfreund nicht hintreten, und der kräftige Antheil an dieser segensreichen Arbeit von Seiten unserer deutschen und schweizerischen Missionsfreunde wird vor Allem davon abhängen, ob nicht für die einfachen Bedürfnisse und Lebensweise des deutschen Sendboten geeignete Mittel und Wege aufgefunden werden können, auf denen derselbe heilige Zweck ungleich unkostspieliger erreicht, und in dem gleichen Verhältnisse einer bedeutenden Ausgabenverminderung die Anzahl der Missionsarbeiter vergrößert werden könnte. Unsere Kommittee hat es sich zur ernsten Aufgabe gemacht, diese Frage auf eine gründliche und genügende Weise zum Behuf unserer theuern Mitverbundenen zu lösen, und wir haben eine um so willkommenere Gelegenheit hiezu, als bereits eine Anzahl unserer deutschen Brüder als Missionarien über die verschiedenen Theile Bengalens hin zerstreut leben, die täglichen Bedürfnisse aus eigener Erfahrung kennen, und uns eben darum den sichersten Bericht über die wahren und unentbehrlichen Erfordernisse des Unterhaltes ertheilen werden.

Missionslieder.

I.

Mel. Schmücke dich, o liebe Seele ꝛc.

1. Machet euch bereit, zu preisen
Den Allmächtigen und Weisen,
Der mit unbeschränkter Stärke
Wirket wundervolle Werke.
Rühmet Seinen großen Namen
Und zu Seinem Thun sprecht: Amen!
Ist's auch noch so unverständlich;
Doch als Weisheit zeigt sich's endlich.

2. Wunderbar ist's im Beginne,
— Täglich werden wir das inne, —
Wie die Sterne, die im Dunkeln
An der Himmelsveste funkeln;
Wie die Quellen, die in tiefen
Undurchforschten Felsen schliefen;
Wie das Gold, das aus dem Schachte
Reger Fleiß zum Lichte brachte.

3. Sollte, was wir nicht verstehen,
Darum minder herrlich gehen?
Wie die hohe Königspalme
Ueberragt die niedern Halme,
Die im leichten Winde wanken:
Also Seine Heilsgedanken;
Und im hohen Wipfel sprießen
Erst die Früchte zum Genießen.

4. Oft durch tiefe Thäler führet
Seine Hand uns: da verlieret
Sich der Strom in Felsenwände;
Zugeschlossen scheint das Ende;
Aber eh' man sich's versehen,

Spalten sich die schroffen Höhen,
Und das Thal ist wieder offen:
Dann belebt sich neu das Hoffen.

5. Ach, wie trauen wir so wenig
Unserm wunderbaren König!
Ach, wie sind wir noch so träge,
Seine wunderbaren Wege,
Eh' uns noch das Ende klar ist,
Laut zu rühmen, da doch wahr ist,
Daß dem Weg, den Er erwählet,
Nie ein sel'ger Ausgang fehlet!

6. Uns geziemt es, Seine Werke,
Seine Weisheit, Seine Stärke
Gleich von Anfang an zu preisen,
Eh' sie herrlich sich erweisen.
Zweifeln wir, ob Er's verdiene,
Daß Sein Lob stets bei uns grüne:
O so werden unsre Herzen
Bald ihr großes Heil verscherzen!

7. Dankbar seinen Ruhm erhöhen,
Ist der Weg, Sein Heil zu sehen.
Wenn auf diesem Weg wir wandeln,
Wird sich bald die Noth verwandeln;
Weichen werden alle Riegel,
Brechen werden alle Siegel;
Unsre Saaten werden grünen,
Und Sein Volk Ihm willig dienen.

8. Jesu! gib uns Lobestimmen!
Laß den Weihrauch täglich glimmen,
Daß wir Deinen Namen loben,
Mitten in den schwersten Proben

Unser Dank zum Himmel walle,
Segensthau herniederfalle,
Und Dein Werk durch unsre Hände
Sich zum vollen Segen wende!

II.

1. Liebesgrüße aus der Ferne
Wehen leise uns ins Herz;
Strahlen von so manchem Sterne (Off. 1, 20.)
Schimmern lieblich heimathwärts.
Seyd gegrüßt, ihr fernen Brüder!
Seht, wir fallen mit euch nieder,
Singen ein Hallelujah
Dem, der stets den Seinen nah.

2. Die ihr dort in weitem Kreise
Einsam stehet, ungekannt,
Und nach ächter Jünger Weise
Thränen sä't in's dürre Land,
Seht! es reift dem Erntesegen
Eure stille Saat entgegen,
Bis im Feld die Sichel klingt,
Und ihr eure Garben bringt.

3. Ihr auch, deren Gräber ragen
Auf dem großen Todtenfeld,
Bis an euren Sarkophagen
Wand und Decke niederfällt,
Seyd gegrüßt im stillen Lande!
Jesus sprengt des Grabes Band,
Und am hellen Flammenmeer
Fehlt von uns dann keiner mehr!

III.

1. Der HErr ist treu! :/:
Er hält, was Er verspricht!
Durch Nacht und Dunkel führt Er
Und mit dem Sieg des Lichtes ziert Er
Die auserwählte Streiterschaar:
Ja, seine Hand führt wunderbar
Durch Nacht zum Licht! :/:
Der HErr ist treu!

2. Hoch ist sein Rath; :/:
Oft dunkel unsrem Blick!
Er nimmt oft, um zu geben;
Pflanzt in den Tod hinein das Leben;
Schafft Segen unter Furcht und Schreck;
Führt ab vom Ziel und doch zum Zweck,
Durch's Kreuz zum Glück. :/:
Hoch ist sein Rath!

3. Wir folgen Dir! :/:
Es ist ein heil'ger Krieg!
Wo deine Fahnen wallen,
Da mag wohl mancher Streiter fallen;
Doch Alle triumphiren einst:
Du führest sie, wann Du erscheinst,
Vom Kampf zum Sieg! :/:
Wir folgen Dir!

Inhalt
des dritten Heftes 1838.

Seite.

Drei und zwanzigster Jahresbericht der evangelischen Missionsgesellschaft 331

Beilage Nro. I.

Grundsätze der evangelischen Missions-Gesellschaft zu Basel hinsichtlich der Beurtheilung und Behandlung der Frage über die Verehlichung ihrer Sendboten im Heidenlande 424

Beilage Nro. II.

Mangalore. Aus dem Tagebuche des Missionars Greiner zu Mangalore über seine erste Besuchsreise in den südlichen Coorgländern, vom September bis Dezember 1837 439

Dharwar. Erste Missionswanderung des Missionars Layer in den nördlichen Gebieten der Canaraprovinz, in den Monaten September und Oktober 1837 456

Beilage Nro. III.

Großes Missionsbedürfniß in Bengalen 474

Missionslieder 488

Jahrgang

1838.

Viertes Quartalheft.

Wanderungen und Arbeiten des Methodisten-Missionars Stephan Kay im Kaffernlande.

Erste Anfänge der Missionsarbeit an den Grenzen des Kaffernlandes.

Ansiedelung holländischer Kolonisten im südlichen Afrika. Erste Missionsarbeiten des seligen Dr. Van der Kemps im Kaffernlande. Missionar Williams am Katzflusse. Ansiedlung einer großen Anzahl brittischer Kolonisten in Albany an den Grenzen des Kaffernlandes. Missionar W. Shaw unter denselben. Seine segensreiche Wirksamkeit unter den dortigen Kolonisten. Ankunft neuer Missions-Gehülfen. Anlegung einer Regierungskolonie zu Chumie im Kaffernlande. Reisen des Missionars Shaw in den benachbarten Kafferndistrikten. Aufrichtung der ersten Missionsstation Wesleyville im Kaffernlande.

Kaum hatten die Holländer im Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts von der Kapspitze des südlichen Afrika's Besitz genommen, als die Regierung sorgfältigen Bedacht darauf nahm, auf diesem für ihre Handelsunternehmungen im Osten höchst wichtigen Küstenlande bleibende Kolonien anzulegen, und die im Lande umherwohnenden Hottentottenstämme ihrer Herrschaft zu unterwerfen. Hunderte von deutschen und holländischen Kolonistenfamilien wanderten demnach unter vielfachen Begünstigungen der holländischen Regierung noch im Laufe dieses Jahrhunderts nach dem Kaplande aus, legten in den fruchtbaren Niederungen desselben ihre Pflanzungen an, vertrieben allmählig die unglücklichen Ureinwohner vom Boden ihrer Väter hinweg in die öden Gebirge, oder zwangen sie mit Gewalt zu Sklavendiensten, um sie zur Befriedigung ihrer Habsucht als willenlose Werkzeuge zu gebrauchen. An ihre heilige Christenpflicht, den mißhandelten heidnischen Hottentotten vor Allem die Schätze des göttlichen Heiles in Christo anzubieten und

sie mit dem Wege zum ewigen Leben bekannt zu machen, wurde nicht gedacht; und als später (im Jahr 1737) ein frommer Fremdling, Georg Schmid, an ihrem Ufer landete, um den armen Hottentotten in ihrer gänzlichen Verlassenheit das Wort von der Erlösung zu verkündigen, so wurde er nach einer gesegneten Arbeit von 6 Jahren von den feindseligen Kolonisten mit Gewalt wieder von seiner stillen Arbeitsstätte weggejagt, und genöthigt, in seinem Vaterlande seine Zuflucht zu suchen.

Noch gingen 60 weitere Jahre vorüber, ehe in den Herzen der abendländischen Christen das Verlangen rege wurde, den heidnischen Völkerstämmen des südlichen Afrika's die Botschaft des Heiles in Christo anzubieten. Die holländischen Kolonisten hatten mittlerweile ihre Besitzungen bis an die fernen Grenzen des Kaffernlandes erweitert, und ihre Berührungen mit diesem kriegerischen Volke, das in den eingedrungenen Fremdlingen nur Unterdrücker ihrer Freiheit und habgierige Widersacher erblickte, hatten zur unmittelbaren Folge, daß tödtlicher Haß und blutige Feindseligkeiten in den Gemüthern beider Partheien sich wechselseitig entflammten, und jeder einzelne Theil den andern in Hinterlist, Gewalt und Grausamkeit zu überbieten versuchte. Da ward unter den Kolonisten, die sich Christen nannten und auf ihren Christennamen nicht wenig stolz waren, auch nicht von ferne daran gedacht, ihren heidnischen Nachbarn mit der Botschaft des Friedens freundlich entgegenzukommen und denselben die Gelegenheit zu bereiten, die überschwänglichen Vorzüge im Leben anzuschauen, welche der Christenglaube dem Menschenherzen bereitet; vielmehr war ihre Habgier und Mordlust nur darauf gerichtet, das verhaßte Geschlecht der Kaffern allmählig gänzlich von ihrem väterlichen Boden zu vertilgen und auf den Trümmern ihrer verbrannten Kraals ihre eigenen Bauernhöfe aufzurichten.

In diesem unglücklichen Zustande der Dinge fand das Ende des verflossenen Jahrhunderts die zahlreichen

heidnischen Völkerstämme im südlichen Afrika, als in weiter Entfernung in dem Herzen des frommen Dr. Van der Kemp die heilige Sehnsucht erwachte, es koste, was es wolle, diesen verfinsterten Ufern als Bote Christi zuzueilen, um den Hottentotten und Kaffern das gnädige Jahr des HErrn zu verkündigen. Unterstützt von den Liebesgaben der Londoner Missionsgesellschaft, welche wenige Jahre zuvor sich gebildet hatte, machte er sich mit seinem Begleiter, Herrn Edmonds, nach dem Kap der guten Hoffnung auf den Weg, wo er im Mai **1799** wohlbehalten ankam, und nach wenigen Tagen der Ruhe von der Kapstadt aus unverweilt seine gefahrvolle Reise nach den Grenzen des Kaffernlandes fortsetzte, um sich an irgend einer passenden Stelle der Wildniß eine Arbeitsstätte für das Evangelium aufzusuchen. Ihre Reise durch die Wildniß war in hohem Grade gefährlich; das Land an den östlichen Grenzen der Kolonie wimmelte damals noch von Löwen, Tigern, Wölfen und andern Raubthieren; und obgleich sie unbeschädigt von denselben immer weiter vorwärts zogen, so wurde doch ihre Nachtruhe beständig durch das blutdürstige Heulen derselben gestört. Bei ihrer Ankunft auf den östlichen Grenzen der Kolonie fanden sie die weite Gegend umher in einem Zustande wilder Zerstörung und gänzlicher Gesetzlosigkeit, indem die holländischen Bauern und die kriegerischen Kaffern sich wechselseitig mit roher Grausamkeit befehdeten, und jeder auf den Untergang des andern bedacht war. Unentmuthigt durch diese Umstände setzten indeß die beiden Wanderer ihre Reise so lang fort, bis sie am Wohnorte des mächtigen Kafferhäuptlings Geika ankamen, der sich durch seine List und wilde Tapferkeit zum Schrecken der ganzen Gegend gemacht hatte. Der Häuptling, auf einem Ameisenhaufen sitzend, fragte sie nach dem Zwecke ihres Besuches, worauf Dr. Van der Kemp ihm zur Antwort gab: sie seyen gekommen, um ihn und sein Volk in Dingen zu unterrichten, welche sie für diese und die zukünftige Welt glücklich machen, und er erbitte

ſich für dieſen Zweck ſeinen Schutz und die Geſtattung, ſich mit ſeinem Begleiter an irgend einer Stelle ſeines Landes friedlich niederlaſſen zu dürfen. — Ich bin nicht im Stande, gab Geika zur Antwort, Euch die erforderliche Nahrung zu verſchaffen, denn ich beſitze ſelbſt nichts; Ihr ſucht Sicherheit bei mir, aber ich vermag mich ſelbſt nicht gegen meine Widerſacher zu ſchützen, und darum rathe ich Euch, wieder dahin zurückzukehren, woher ihr gekommen ſeyd.

Van der Kemp ließ ſich indeß durch dieſe abſchlägliche Antwort nicht zurückſchrecken, und es gelang ihm nach und nach auf das Gemüth des wilden Häuptlings, den das Volk ſeinen König nannte, ſo viel Einfluß zu gewinnen, daß ihm derſelbe geſtattete, auf der weſtlichen Seite des Keiskama-Fluſſes ſich niederzulaſſen, und den Unterricht unter ſeinem Volke zu beginnen. Unverweilt wurde jetzt von ihm eine Hütte aufgebaut, und der wilde Boden zu einem Garten umgebrochen; und um für ſeine magere Koſt, die meiſt nur aus Wurzeln beſtand, das nöthige Salz zu gewinnen, mußte er ſich 4 Tage lang durch das wilde Gebüſch hindurcharbeiten, bis er das Meeresufer erreichte, an welchem er ein Loch mit Seewaſſer füllte, das die heißen Sonnenſtrahlen nach und nach zu Meerſalz verdünſteten. Aber in kurzer Zeit gingen die kleinen Vorräthe von Habſeligkeit, die er mit ſich gebracht hatte, zu Ende, und er ſahe ſich genöthigt, in dieſer abgelegenen Wildniß ohne Hut, ohne Schuhe und Strümpfe, unter Dornbüſchen auf dem Felſenboden mit verwundeten Füßen umherzuwandern, um die Kaffern in ihren Waldhütten aufzuſuchen, und denſelben die erſte Botſchaft des Heiles zu überbringen. Seinem Begleiter Edmond entfiel indeß bald der Muth in dieſer heulenden Wildniß, und er eilte von dannen hinweg, um auf dem Boden der Kolonie eine gelegenere Arbeitsſtätte aufzuſuchen. Aber auch dieſe ſchmerzliche Trennung von ſeinem einzigen Freunde und Gehülfen vermochte ſeinen unerſchütterlichen Glau-

bensmuth nicht niederzuwerfen; er entschloß sich, allein zurückzubleiben, und richtete nun eine Schule in der Wildniß auf, in welcher eine Anzahl von Kafferjünglingen in der holländischen Sprache und in den Heilswahrheiten des Christenthums unterrichtet wurden. Schon hoffte er in der Bekehrung einiger Hottentotten-Frauen, die in seiner Nähe wohnten, der Erstlingsfrucht seiner Arbeit sich erfreuen zu dürfen, als nach kurzer Zeit ein neuer Krieg zwischen den Kaffern und den benachbarten Kolonisten ausbrach, und er sich im Januar **1801** genöthigt sah, in einer Gesellschaft von etwa **60** Personen nach Graaf Reinet zurückzueilen, um dem gewissen Tode zu entfliehen. Hier traf er zu seiner großen Freude zwei neue Gehülfen, Jakob Read (Rid) und Vanderlingen an, welche dorthin gesendet worden waren, um ihm in seiner Arbeit unter den Kaffern beizustehen.

Da indeß die kriegerischen Unruhen es nicht rathsam machten, sich tiefer in das Innere des Kafferlandes hineinzuwagen, so ließ sich jetzt Dr. Van der Kemp im Februar **1802** in der Nähe der Algoabay an einer Stelle, Botasplatz genannt, zur Arbeit nieder, welche der Gouverneur der Kapstadt ihm angewiesen hatte. Allein kaum hatte er seine Missionsarbeit daselbst begonnen, als der Haß und Widerstand der benachbarten Kolonisten ihn auf jedem Schritte verfolgte, und ihn mit seinen beiden Mitarbeitern als Leute verdächtig zu machen suchte, die es mit den plündernden Kaffern halten und jetzt damit umgingen, für Räuber und Mörder eine Zufluchtsstätte auf ihrem Gebiete aufzurichten. Van der Kemp mußte bald die Stelle wieder verlassen, und von nun an beginnt im Leben dieses edlen Mannes eine ununterbrochene Kette von Mühseligkeit und Verfolgung, deren schwere Bürde ihm nur durch die stille Frucht seiner Arbeit unter den Hottentotten versüßt wurde. Aber nach seinem geliebten Kafferlande, an dem seine ganze Seele hing, kam er nicht wieder, und er mußte sich begnügen, die ersten Steine zu einem

Tempel Gottes unter diesem Volke herbeigetragen zu haben, welcher unter der Hand seiner frommen Nachfolger in unsern Tagen je mehr und mehr aus der Wildniß sich emporzuheben beginnt. So weit sein Auge sehen konnte, so bestand die einzige Frucht seiner Thränensaat unter diesem wilden Volke in der Bekehrung eines kräftigen Kaffernjünglinges, J. Tzatzu, der von ihm getauft und zu einem Lehrer des Christenthums unter seinen Volksgenossen herangebildet wurde.

Der fromme Van der Kemp legte nach 12jähriger mühevoller Arbeit als Bote Christi unter den Heiden den 15. Dezember 1811 seinen Pilgerstab voll Vertrauen auf seinen Gott am Grabe nieder, und mit seinem Hingang war die Kaffernmission abermals auf viele Jahre vergessen. Indeß hatten die kleinen Haufen von Grenzkaffern, unter denen der Vollendete eine Zeitlang gelebt hatte, den tiefen Eindruck dennoch bewahrt, den sein frommes Bild in ihrer Seele zurückgelassen hatte, und sie pflegten noch lange mit großer Liebe von ihm zu rühmen, und ihn mit dem Ehrennamen: Tschankanna zu bezeichnen. Als nun im Jahr 1816 von der Londoner Missionsgesellschaft ein neuer Missionsversuch gewagt, und von ihr zwei ihrer Missionarien, J. Williams und Read in Begleitung des bekehrten Kaffernjünglings Tzatzu nach dem Katzflusse gesendet wurden, um dort für die Grenzkaffern eine Missionsstelle aufzurichten, so wurden sie von denselbigen freundlich empfangen, und der Häuptling Geika schien jetzt bereitwilliger als zuvor zu seyn, den Einladungen der Boten Christi Gehör zu geben und sein Herz der Wahrheit aufzuschließen. Er drückte sein Bedauern darüber aus, in früherer Zeit der Stimme des frommen Tschankanna Ohr und Herz verschlossen zu haben; aber — fügte er hinzu — Gott wollte mich nicht in meinen Sünden sterben lassen, und darum hat er Tschankanna's Sohn zu mir gesendet, um mein verfinstertes Herz zum Licht zu führen. Herr Williams fing nun mit seinen

beiden Gehülfen sein Missionsgeschäft unter den Kaffern mit voller Freude an. Er baute sich eine Hütte, legte einen Garten an und begann eine Schule, welche von **150** Erwachsenen und Kindern fleißig besucht wurde. Auch zum Gottesdienste fanden sich die umherwohnenden Kaffern willig ein, und schon schien ein fester Grund zu einem blühenden Werke Gottes unter diesem Volke durch seine Hand gelegt zu seyn, als der geheimnißvolle Rath Gottes ihn schon im August **1818** unerwartet schnell von hinnen rief, und mit seinem Tode das kaum erst begonnene Werk abermals unterbrochen wurde.

Nicht lange hernach brach ein neuer blutiger Krieg zwischen den Kaffern und den Kolonisten aus, der mit solcher Erbitterung geführt wurde, daß Missionar Read mit dem jungen Tzatzu aufs neue seine Arbeitsstätte verlassen und innerhalb der Grenzen der Kolonie einen Zufluchtsort suchen mußte. Dieß war eine neue harte Prüfung für die Londoner Missionsgesellschaft, der es unter diesen wiederholten mißlungenen Versuchen klar werden mußte, wie an einen glücklichen Fortgang des Missionswerkes unter dem wilden Kaffernvolke so lange nicht gedacht werden könne, als die blutgierige Erbitterung, welche die Gemüther der Kolonialbewohner gegen die Kaffern erfüllte, bei jedem einzelnen Vorfall immer wieder in vollen Flammen ausbrach, und einen Kriegszug zur Folge hatte, bei welchem es nur auf wechselseitige Zerstörung angelegt war.

Auch die brittische Regierung, an welche mittlerweile der schutzherrliche Besitz der Kapkolonie aufs neue übergegangen war, fühlte je mehr und mehr das Bedürfniß, zur Erhaltung derselben ihr Verhältniß zu dem benachbarten kriegerischen Kaffernvolke auf festere und billigere Grundlagen, als die bisherigen waren, aufzubauen. Ein glücklicher Erfolg hatte ihren letzten Feldzug gegen die Kaffern begleitet, und der abgeschlossene Friede die Grenzen der Kolonie bis zum Keiskamaflusse erweitert. Nach einem Beschlusse der brittischen Re-

gierung sollte nun die neuerworbene Länderstrecke, früher das Zuurveldt, jetzt Albany genannt, die längs der Kafferngrenzen hinlag, mit einer starken Anzahl brittischer Kolonisten bevölkert werden; und die Regierung setzte jetzt für jeden Bewohner Englands, der mit seiner Familie dorthin auswandern wolle, die lockendsten Belohnungen aus, um ihrem Ziele so schnell wie möglich nahe zu kommen. Es gelang ihr auch wirklich, innerhalb kurzer Zeit Haufen von etwa 5,000 brittischen Unterthanen zusammen zu bringen, welche sich in dem Entschlusse vereinigten, ihr Glück auf der Küste Südafrika's aufzusuchen. Unter diesen Auswanderern, welche die Heimath der Väter verließen, befanden sich auch mehrere fromme Familien, welche das Verlangen, nicht blos ihre zeitliche Wohlfahrt, sondern auch die Verherrlichung Gottes und das Wohl ihrer Mitmenschen zu befördern, zu solchem Schritte angetrieben hatte.

Die Regierung hatte mit dem vielversprechenden Auswanderungsentwurfe zugleich die Zusage gemacht, daß immer eine Abtheilung von 100 auswandernden Familien die Gestattung haben solle, sich selbst einen frommen Prediger und Seelsorger zu erwählen, dessen Unterhalt sie auf sich zu nehmen zusagte. Diese Maaßregel hatte unstreitig die heilsamsten Folgen, indem sie dazu diente, auf einem der wichtigsten Punkte der Kolonie der Kirche Christi eine bleibende Gründung zu verschaffen. Unter den Auswanderern befand sich auch eine bedeutende Anzahl solcher, welche bisher der Methodistenverbindung angehört hatten. Diese wandten sich an die Missionsgesellschaft derselben mit der Bitte, ihnen einen frommen und eifrigen Prediger nach Südafrika mitzugeben; und jetzt wurde Herr William Shaw (Schau) von der Gesellschaft hiezu verordnet. Auf diese Weise war nun der Grenzdistrikt Albany auf einmal ein Missionsboden geworden, dessen Bewohnern die Methodistengesellschaft von nun an die sorgfältigste Aufmerksamkeit zuwandte, und der einen festen Haltpunkt darbot,

um von dort aus das Evangelium des Friedens unter alle heidnischen Völkerstämme des südlichen Afrikas hinauszutragen. Die große Anzahl der Auswanderer hatte sich von Anfang an in einzelne Parthien abgetheilt, deren jede von ihrem eigenen Führer geleitet wurde. Auch die Methodistenparthie fügte sich nun zu einem Ganzen zusammen, und Missionar W. Shaw segelte mit derselben (im Jahr 1819) im Vertrauen auf seinen Gott nach den fernen Ufern des südlichen Afrika's hinüber. Bei ihrer Ankunft daselbst wurde ihr ein schöner und fruchtbarer Landesstrich längs des Meeresufers hin an der äußersten Grenze der Kolonie, dem Kaffernlande gegenüber, zur Ansiedlung angewiesen, wo sie jetzt unverweilt ihre einstweiligen Hütten aufzuschlagen und den wilden Boden aufzubrechen begannen. Aber kaum hatten sie in der neuen Heimath ein Obdach gefunden und auf die erste Frucht ihrer angestrengten Arbeit hoffnungsvoll hingeblickt, als plötzlich der obrigkeitliche Befehl an sie gelangte, diese Stelle wieder zu verlassen, und dieselbe dem General C. und seiner Parthie abzutreten. Dieß verursachte, wie sich's erwarten ließ, großes Mißvergnügen unter ihnen; indeß fügten sie sich in den verborgenen Willen ihres Gottes, und zogen nach der neuen wilden Landesstrecke hin, die ihnen von der Regierung angewiesen worden war. Auch diese lag am Ufer des Keiskamaflusses hin und der Kafferngrenze gerade gegenüber, und die tausendfachen Spuren einer rohen Zerstörung zeigten deutlich genug, daß nicht lange zuvor die Kaffern aus dem Besitze dieser Gegend vertrieben worden waren.

Wirklich hatten auch die neuen Ansiedler von dieser Seite her alles zu fürchten, und sie konnten es sich nicht verbergen, daß ihre Stellung sie jede Nacht einem mörderischen Ueberfalle der Wilden aussetzte. Allein das Auge Gottes wachte über sie, weil sein heiliger Rath beschlossen hatte, ihre Ansiedlung an der Heidengrenze als ein wirksames Mittel zu gebrauchen, um die Seg-

nungen der Kirche Christi unter dem benachbarten verfinsterten Kaffernvolke auszubreiten. In kurzer Zeit blühte ihre neue Kolonie, die Salems-Kolonie genannt, auf das lieblichste auf, und auch für den Schulunterricht der Jugend und die schönen Gottesdienste des HErrn ward frühe Sorge getragen. Missionar Shaw sahe sich frühe veranlaßt, in dem weiten Distrikte umher, so gut er es zu thun vermochte, seine gesegnete Arbeit zu theilen. In diesen Arbeiten wurde er von mehreren frommen Kolonisten seiner Gemeinde aufs kräftigste unterstützt, welche an den Sonntagen nach allen Richtungen hinauszogen, um das Wort des HErrn ihren neuangesiedelten Landsleuten zu verkündigen. Auch ein reger Missionsgeist wachte bald in vielen Gemüthern auf, und dieß um so mehr, da die Gelegenheit den Heiden das Evangelium zu predigen, ihnen jetzt so nahe gekommen war. Längst schon waren sie in der väterlichen Heimath gewohnt gewesen, für die Bekehrung der Heiden zu Gott zu beten, und nach ihrem Vermögen zur Ausbreitung der Erkenntniß Christi unter denselben ihre Scherflein beizutragen. Jetzt hatten sie die willkommene Gelegenheit gefunden, diesen heiligen Beruf des Christen an ihren nächsten Grenznachbarn zu üben; und so wurden nun unverweilt Missionsbetstunden unter ihnen eingerichtet, Missionskollekten gesammelt und Anstalten getroffen, um das Wort des HErrn nach allen Richtungen des Landes hinauszutragen. Diese regen Anstrengungen des frommen Missionssinnes waren um so bewunderungswürdiger, da die neuen Kolonisten bei gänzlicher Unbekanntschaft mit der natürlichen Beschaffenheit des Bodens und der Umgegend in den ersten Jahren mit den prüfungsvollsten Hindernissen zu kämpfen hatten. Schon war es ihnen gelungen, mit unsäglicher Mühe ein schönes Dorf nebst einer niedlichen Kirche in dieser Wildniß aufzubauen, den harten Boden umzubrechen, und auf eine bedeutende Strecke hin ihre Gärten und das erforderliche Ackerland anzubauen, als in einer Nacht

ein furchtbarer Orkan, dergleichen sie nie zuvor gehört hatten, sie überfiel, und ihre schönen Pflanzungen auf einmal zerstörte; innerhalb weniger Stunden schwellten die kleinen Bäche zu reißenden Waldströmen an, und rissen unaufhaltsam ihre Wohnungen fort. Nur mit Mühe vermochten sie ihr Leben von dem drohenden Verderben zu erretten, und das Licht des kommenden Morgens zeigte ihnen zu ihrem großen Schrecken, daß der Sturm der Nacht den größern Theil ihrer Wohnhäuser und ihre Pflanzungen gänzlich zu Grunde gerichtet hatte. Jetzt that es aufs neue Noth, die harte Arbeit wieder von vorn zu beginnen, und, belehrt durch eine schwere Erfahrung, ihrer Ansiedlung eine solche Einrichtung zu geben, daß sie hoffen durften, ähnliche Stürme in der Folgezeit unter Gottes Beistand bestehen zu können. Aber dieses schmerzhafte Begegnen vermochte ihren Eifer für die Ausbreitung der Erkenntniß Christi unter ihren brittischen Landsleuten sowohl, als unter den benachbarten Heiden nicht zu schwächen; und der Segen Gottes bereitete ihren Herzen die Freude, an mancher Stelle dieses neuangebauten Grenzdistriktes eine kleine Gemeinde von Gläubigen aufblühen zu sehen, die sich fleißig zeigten in guten Werken, und bereitwillig waren, zur Förderung der Erkenntniß Christi ihnen die brüderliche Hand darzubieten.

Indeß die Wirkungskreise der Methodistenmissionarien in dem neuangebauten Distrikte Albany sich innerhalb kurzer Zeit bedeutend vergrößerten, hatten sie die Freude, im Jahr **1821** neue Gehülfen ihrer Arbeit, die Missionarien William Kay, Schepstone, Schrewsbury und Threlfall in der Kapstadt ankommen zu sehen, welche im Norden und Osten des Landes unter den Heiden ihre Arbeitsstätten aufsuchten. Auch die brittische Kolonialregierung fing an, in dem Missionswerke eine Wohlthat für die Völker und ein kräftiges Beförderungsmittel ihrer bürgerlichen Civilisation und ihrer Ruhe zu erblicken; und sie faßte den Entschluß, auf ihre

eigenen Kosten im Gebiete des Kaffernhäuptlings Geika am Chumifluſſe eine kleine Miſſionskolonie anzulegen, und zu dieſem Zwecke den wackern Miſſionar J. Brownlee (Braunli) in ihre Dienſte aufzunehmen, welcher von 2 Gehülfen, Herrn Thompſon und Bennie, Miſſionarien der Geſellſchaft zu Glasgow, unterſtützt, ſich an dieſem Fluſſe unter den Kaffern niederließ und innerhalb weniger Jahre ein blühendes Kafferndorf, Chumie genannt, aufrichtete, von wo aus mannigfaltige Segnungen über die benachbarten heidniſchen Stämme ſich ergoßen.

Die wachſende Bedeutſamkeit, zu welcher ſich innerhalb kurzer Zeit dieſe kleine Kolonie im Kafferulande unter dem Segen Gottes erhob, flößte nun dem thätigen William Shaw in Albany den Muth ein, ein Gleiches unter dieſem Volke zu verſuchen, was er jetzt um ſo leichter thun zu können glaubte, da einige Gehülfen aus Europa in ſeine weiten Wirkungskreiſe unter den Koloniſten und Hottentotten theilnehmend hereingetreten waren. Im Auguſt 1822 machte er ſich in Begleitung zweier ſeiner Miſſionsbrüder und des jungen Kaffern Tzatzu, der als Dollmetſcher diente, auf den Weg, um den König Geika an ſeinem Wohnorte am Chumifluſſe aufzuſuchen, und die Geſtattung zu einer neuen Miſſionsniederlaſſung in ſeinem Lande bei demſelben einzuholen. Allein er fand eben keine günſtige Aufnahme, und der liſtige Häuptling ſuchte unter mannigfaltigen Vorwänden die Sache von ſich abzulenken, ſo daß nach viel vergeblicher Mühe Miſſionar Shaw ſich genöthigt ſah, unverrichteter Dinge wieder nach Salem zurückzukehren. Indeß konnte dieſer eifrige Knecht Chriſti bei dieſem vereitelten Verſuche nicht ſtille ſtehen, und er entſchloß ſich, im Namen Gottes im Juli 1823 eine zweite Reiſe nach dem benachbarten Kafferulande anzutreten, um dem gewünſchten Ziele näher zu kommen. Da der nächſtgelegene Kaffernbezirk, der von dem Stamme der Amakoſas bewohnt war, unter der Schutzherrlichkeit des Königs Geika ſich in verſchiedene kleinere Stämme theilte,

denen die Söhne des alten Congo, Pato, und Camma vorstanden, so entschloß er sich, mit einstweiliger Umgehung des alten Geika, nach Pato's Distrikt sich zuerst zu wenden, und den Versuch zu machen, die Genehmigung dieses Häuptlings für sein Unternehmen zu gewinnen. Schon hatte er sich von Grahamsstadt aus auf den Weg gemacht und war in die Wildniß eingedrungen, als heftige Regengüsse, welche die Bäche zu großen Strömen anschwellten, ihn nöthigten, nach Albany zurückzukehren, um dort eine bessere Witterung abzuwarten. Kaum waren die Wasser wieder in ihre fahrbaren Ufer zurückgetreten, so setzte er mit neuem Muth über den großen Fischfluß hinüber, und langte wohlbehalten auf der Missionsstation zu Chumie an, um von dort aus Gelegenheit zu finden, der Gesinnungen des Häuptlings Pato in Hinsicht auf sein Vorhaben gewiß zu werden. Pato ließ ihn dringend ersuchen, unverweilt zu ihm zu kommen, und sandte ihm sieben seiner Krieger zu, welche den reisenden Missionar auf dem Wege schützen sollten, und so gelang es ihm, am 1. Dez. dieses Jahres an Pato's Wohnorte einzutreffen, der ihn mit viel Herzlichkeit aufnahm. Pato hatte seine beiden Brüder, Congo und Camma zu sich gerufen, um zu gleicher Zeit den Friedensboten zu begrüßen. „Wir hatten einen wahren Triumphzug an dieser Stelle, schreibt Missionar Shaw. Alles Volk war in mächtiger Bewegung, und, wie es unter Wilden immer der Fall ist, ein wilder Lärm umtönte uns von allen Seiten. Alles, was wir bei uns hatten, erschien den Kaffern wundervoll, und machte ihr lebhaftes Erstaunen rege. Unser Wagen, unser Geräthe, unsere Weiber und Kinder, Alles wurde mit der gespanntesten Aufmerksamkeit untersucht, und gab reichen Stoff zu allgemeiner Unterhaltung unter dem Volke." Gleich am folgenden Tage wurde eine große Rathsversammlung gehalten, welcher Pato mit seinen Brüdern und den angesehensten Kriegern seines Stammes beiwohnten. Wir machten ihnen unsere Absicht be-

kannt, uns in ihrem Lande niederzulassen, und sie im Christenthum und in allen nützlichen Dingen zu unterrichten; und alles Volk drückte seinen lautesten Beifall darüber aus. „Du mußt künftig unser Vater seyn, sprach Pato, und wir betrachten dich von nun an als einen großen Dornbusch, unter dem wir gegen Regen und Wind gesichert sind.“ Diese Ausdrücke waren ohne Zweifel ehrlich gemeint, obgleich schon aus früherm Verkehr den Missionarien die schmeichelhafte Complimentensprache nicht unbekannt war, mit welcher die Kaffernhäuptlinge dem Fremdling entgegenzukommen pflegen. Eine schöne und fruchtbare Landesstrecke ohnweit des Seeufers ward nun jenseits des Keiskama den Missionarien angewiesen, auf welcher sie ihre ersten Hütten aus Baumästen aufrichteten, um den Grund zu einer Missionsstation zu legen, welche bald hernach nach dem Namen des bekannten Stifters der Methodistenkirche, des seligen Wesley, Wesleyville genannt wurde.

Wir sind nunmehr mit unsern einleitenden Bemerkungen an der Stelle angekommen, an welche sich die Reisebeschreibung des Herrn Stephan Kay anschließt, die er unter dem Titel „Wanderungen und Nachforschungen im Kaffernlande“ (Travels and Researches in Caffraria) im Jahr 1833 zu London herausgab, und aus welcher wir die interessantesten Parthien auszugsweise unsern Lesern in diesem Hefte mittheilen.

I. Abschnitt.

Erste Wanderung des Missionars W. Kay ins Kaffernland.

Fort Wiltshire. Handel mit den Eingebornen. Raubzüge der Kaffern. Die Station Chumie. Der Häuptling Geika. Sein habsüchtiger und treuloser Charakter. Wunderbare Errettung.

Nachdem ich (W. Kay) mehrere Jahre lang an den Grenzen der Kolonie unter brittischen Ansiedlern und Hottentotten das Werk des Amtes, das die Versöhnung predigt, gethan hatte, so entschloß ich mich, auch außerhalb der Grenzen der Kolonie in den Ländern der Heiden eine Arbeitsstätte für das Evangelium aufzusuchen; und da äußerliche Umstände mein Vorhaben begünstigten, so machte ich jetzt die nöthigen Zurüstungen, um im August **1825** meine erste Wanderung in das Kaffernland in Begleitung eines geliebten Mitarbeiters anzutreten. Am **3.** machten wir uns nun mit unserm Dollmetscher, dem jungen Tzatzu, von Grahamstadt mit Sonnenaufgang auf den Weg. Unser Pfad war ausnehmend einsam, und führte uns durch lauter waldigtes Gebüsch, das von wilden Thieren bewohnt und von umherstreifenden Straßenräubern unsicher gemacht war. Wir waren nicht weit gekommen, als die Nacht uns überraschte; alles war Todesstille um uns her, und kein Laut wurde in dieser öden Wildniß gehört, als der Hufschlag, den unsere Pferde machten; indessen verbreitete der helle Mond ein liebliches Licht über die Dunkelheit der Nacht, und wir konnten unsern Weg fortsetzen, bis wir Nachts **10** Uhr einen Militärposten am Ufer des großen Fischflusses erreichten, wo wir von einem armen englischen Soldaten gastfreundlich aufgenommen wurden.

Unser Weg wand sich am folgenden Tage (4. Aug.) durch die weiten und dichten Wälder des Fischflusses hin, in denen wir an einzelnen Stellen eine prachtvolle Aussicht auf die Meeresküste gewannen. Die hohen Berge und fürchterlichen Schluchten, zwischen welchen sich der Fluß sanft hindurchschleicht, so wie die schlangenartigen Krümmungen desselben und die üppige Pracht der engen Thäler auf beiden Seiten, machten unsere Wanderung sehr unterhaltend. Nach einem ermüdenden Zuge erreichten uns die Schatten der Nacht, und dicke Finsterniß umhüllte uns, so daß wir unsern Fußpfad nicht weiter sehen konnten, und ihn am Ende ganz verloren. Wir irrten eine Zeitlang umher, um ihn zu suchen; und schon waren wir darauf bedacht, uns in dieser Wildniß unter einem Baume zur Nachtruhe niederzulegen, als auf einmal der Esel, der unser kleines Geräthe trug, losbrach, und so schnell er konnte, davonrennte. Da wir unsere Kleider zu verlieren fürchteten, so eilten wir ihm schnellen Schrittes nach, und dieß führte auf den Fußpfad zurück, den unser Lastthier geahnet hatte, und brachte uns bald zu der kleinen Grenz-Feste Wiltshire, wo uns der kommandirende brittische Offizier gastfreundlich aufnahm.

August 5. Schon frühe weckte uns der Schall der Hörner und eine lärmende Kriegsmusik auf, die uns mit dem ersten Gedanken erwachen ließ, wie sehr das Land, das wir nun betreten haben, des Posaunenschalles der Friedensbotschaft bedürfe. Da mein Begleiter, Herr Threlfall, mit unserm jungen Kaffer Tags zuvor zurückgeblieben war, so beschloß ich, denselben heute auszuwarten. Das Fort Wiltshire, nach dem Namen eines frühern tapfern Befehlshabers dieser Stelle genannt, liegt auf dem rechten Ufer des Keiskamaflusses, und hier kantonnirt fortwährend ein kleines brittisches Truppenkorps, um die Räuberzüge der Kaffern in das Gebiet der Kolonie aufzuhalten. Da an dem gleichen Tage ein Markt abgehalten werden sollte, auf dem sich viele Kaffern vom jenseitigen Ufer einzufinden pflegen, so beschlossen wir

dorthin zu gehen, in der Hoffnung, einige Kafferhäuptlinge daselbst anzutreffen. Schon waren bei 200 Eingeborne auf dem jenseitigen Ufer versammelt, als sie auf ein gegebenes Signal in Haufen sich in den Fluß stürzten, um furchtlos an unser Ufer herüberzuschwimmen. Einige derselben kamen mit leerer Hand, Andere trugen Körbe auf dem Kopfe, die mit Milch oder Korn angefüllt waren. Haufen von Weibern waren mit Kürbissen oder andern Eßwaaren beladen, die sie auf den Markt brachten. Diese werden gegen gefärbte Korallen, Knöpfe oder ein paar alte Eisenstücke von den Soldaten eingetauscht. Im Ganzen ging es ziemlich ordentlich her, und sobald der Tauschhandel geschehen war, wurde abermals das Horn zum Rückzuge geblasen, und der ganze Haufe warf sich mit fröhlichem Lärm aufs neue in den Fluß, um am andern Ufer sich gruppenweise niederzusetzen und ihren gemachten Gewinn zu berechnen.

Wir drückten dem Platzkommandanten, Major R., den Wunsch aus, seinen Soldaten einen Gottesdienst zu halten, wozu er sogleich mit Freuden die nöthigen Anstalten treffen ließ. Ein paar hundert Soldaten kamen jetzt auf den Ruf des Hornes zusammen; mehrere von ihnen hatten in frühern Tagen als Mitglieder frommen Gesellschaften angehört, aber sie waren jetzt wie Schafe ohne Hirten, und seit mehreren Jahren war ihnen kein Gottesdienst gehalten worden. Es ist wahrhaft schmerzlich, an den Grenzen des Heidenlandes so viele unserer armen Landsleute anzutreffen, die aus Mangel an christlichen Unterrichts- und Erbauungsmitteln leichtsinnig und gedankenlos dem ewigen Verderben entgegenziehen. Abends kamen ein paar holländische Bauern herbeigelaufen, welche augenblickliche Hülfe verlangten, da ihnen von einer Streifparthei der Kaffern das Vieh weggestohlen worden war. Wirklich hatten sie unterwegs einen kleinen Haufen dieser Freibeuter angetroffen, und 2 derselben niedergeschossen, und sich so wieder in den Besitz von 30 Ochsen gesetzt, die sie ihnen weggestohlen hatten.

Wir konnten deutlich wahrnehmen, daß unser Weg mit mancherlei Gefahren umlagert war; dennoch entschlossen wir uns, nach der Rückkehr unserer beiden Freunde im Vertrauen auf Gott am folgenden Morgen unsere Wanderung weiter fortzusetzen.

Am 6. August machten wir uns wieder auf den Weg. Unsere nächste Station war Chumie an einem Flusse gleichen Namens, zehn Stunden nordöstlich von Wiltshire gelegen, wo wir von unserm theuern Freunde, Missionar Brownlee (Braunli) und seinen beiden Mitarbeitern, Herrn Thompson und Bennie, welche kurz zuvor aus Schottland angekommen waren, aufs herzlichste bewillkommt wurden. Lange Zeit war Herr Brownlee der einzige Missionar im Kaffernlande gewesen, und seine eifrigen Bemühungen für die Erleuchtung des umherwohnenden Volksstammes hat Gott sichtbar gesegnet. Er bekleidete zugleich das Amt eines Regierungsagenten, und wirklich wird die Station von der Kolonialregierung unterhalten. Am Ufer dieses Flusses hatte er im Juni 1820 seine Arbeit begonnen. Die Lage dieser Niederlassung ist vortrefflich, und besitzt vielfache und große Vortheile. Das Missionsdorf steht am Fuße eines hohen Berges, dessen Seiten mit Bäumen und Gesträuchen aller Art bedeckt sind, und in dessen tiefen Schluchten ein reicher Vorrath von Bauholz gefunden wird. Die Quellwasser, welche reichlich von seinen Abhängen herabströmen, werden in Kanälen und Furchen über die Niederung hingeleitet, so daß diese in weitem Umfange bewässert werden können. Zwei und dreißig Wohnungen haben die Eingebornen nach einem regelmäßigen Plane aufgebaut, und jede einzelne ist von einem kleinen Gartenstück umgeben. Das Ganze bildet eine lange Straße, an deren Spitze eine niedliche Kirche nebst dem Wohnhause der Missionarien sich befindet. Im Hintergrunde haben die Eingebornen 28 Hütten nach Kafferweise aufgerichtet, die mit Viehhöfen umgeben sind. Das Dorf selbst zählte über 200 Einwohner, und die Bevölkerung

der Umgegend scheint beträchtlich zu seyn. Das ganze Land umher ist fruchtbar und schön, liefert reiche Weide für das Vieh, und bietet einen Boden dar, der bei gehöriger Pflanzung ausnehmend ergiebig ist.

August 8. Mit Sonnenaufgang ward die Missionsglocke geläutet, und alsobald kam das Volk zum Gottesdienste herbei. Ich hielt an dasselbe eine kurze Ansprache über einen Bibelspruch, welche unser Tzatzu dollmetschte, der sodann mit einem Gebet in seiner Muttersprache schloß, in welchem er auf eine rührende Weise den reichen Segen Gottes für seine unwissenden Landsleute erflehte. Nach dem Gottesdienste sandte ich einen Boten ab, um den Häuptling von unserer Ankunft in seinem Gebiete zu benachrichtigen, und ihn von unserm Vorhaben zu unterrichten. Allein dieser hatte sich aus Furcht in das Dickicht des Waldes zurückgezogen, so daß ihn unser Bote nicht sehen konnte; und wir beschlossen demnach, ihm in seiner alten Wohnung einen Besuch zu machen. Vor unserm Abschied knieten wir mit einander nieder, um uns dem Schutze Gottes zu empfehlen, unsere Schwachheit und Unwürdigkeit vor Ihm zu bekennen, und um ein reiches Maaß des heiligen Geistes für unsere Missionsarbeit Ihn gemeinschaftlich anzuflehen.

Da wir mit der Gegend ganz unbekannt waren, so bot sich uns Herr Bennie zum Führer an. Unser Reiseaufzug hatte ein wundersames und für das Auge eines Europäers belustigendes Aussehen. Wir waren alle in Jacken und Beinkleider gekleidet; letztere waren von Leder, um uns gegen die Dornbüsche und Stechpflanzen zu schützen, die überall am Wege waren. Einige trugen Strohhüte, Andere Pelzkappen; der Eine hatte eine Vogelbüchse, ein Anderer ein schweres Gewehr in der Hand, während ein mageres Roß unsere Mäntel und Schafpelzteppiche trug, die uns als Bett und Bedeckung bei Nacht dienten. Nach dem Ritt von einer halben Stunde kamen wir vor Geika's Wohnung an; allein der Häuptling war nicht da. Sein Sohn Mokomo sagte uns indeß,

daß er ihn bald erwarte. Mit der Zusicherung unserer Rückkehr, sobald wir seine Ankunft vernommen hätten, zogen wir um ein paar Stunden weiter und kamen an die Ecke einer großen Bergkette, die sich in östlicher Richtung hinzieht, wo wir ein kleines Dorf, von Menschen verlassen, fanden, die sich mit ihren Heerden ins Gebirge gezogen hatten. Schon wollten wir weiter ziehen, als ein alter Kaffer uns dringend einlud, in ihrem Dorfe die Nacht zuzubringen, wozu wir uns gerne entschlossen; jetzt lief er in allen benachbarten Kraals umher, um die Leute zusammenzurufen, und nach kurzer Zeit strömten sie in Haufen herbei, um die Fremdlinge zu sehen. Nach einer Unterhaltung mit denselben wies uns der Alte seine offene Tenne zum Schlafen an, die mit Baumzweigen umzäunt war. Hier wurde ein großes Feuer angezündet, um welches wir uns herumsetzten; und bald lagerten sich die Leute um uns her, die mit geziemendem Ernst und großer Offenheit Fragen auf Fragen an unsern jungen Tzatzu machten, weil sie sich vor keinem Häuptlinge zu scheuen hatten.

Zuerst knieten wir gemeinschaftlich in dem Dunkel der Nacht unter Todesstille der Wildniß nieder, um den HErrn anzubeten, der den Himmel und die Erde, und alles, was darinnen ist, gemacht hat; und bald entwickelte sich folgendes Gespräch. Es scheint, bemerkte einer der Kaffern, Euer Gott will haben, daß wir das ganze Leben hindurch, bis zum Tode beten sollen; das ist doch zu hart. Gäbe sich Gott mit ein paar Bettagen im Leben zufrieden, so möchte es angehen; aber immerdar beten, wer kann und mag das thun! — Ich: Wer aufrichtig betet, wird bald finden, daß das Gebet eine süße und köstliche Sache ist. Spricht doch das Kind gerne mit seinem Vater; aber auch die Arbeit kann ein Gebet werden, wenn wir sie auf die rechte Weise verrichten. — Kaffer: Ich bin bereits ein alter Mann geworden, und habe lange ohne Gott in dieser Welt gelebt; es ist daher nicht mehr der Mühe werth, ein anderer Mensch zu

werden. — Ich: Du solltest es für Gnade achten, daß dir Gott in deinen alten Tagen noch sein Wort gesendet hat. Je älter du bist, um so mehr bedarfst du der Besserung; denn du mußt vor dem Richterstuhl Christi erscheinen. — Kaffer: Du sagst, Gott sey allmächtig und könne Alles thun; warum ändert Er mich nicht auf einmal, ohne daß mir erst der Lehrer zu sagen braucht, wer ich seyn solle. — Ich: Es ist wahr, Gott ist allmächtig; aber für das, was Er thut, gebraucht Er Mittel. Mit deiner Seele verhält es sich, wie mit deinem Leibe. Gott könnte uns Brot vom Himmel geben, aber Ihr wißt ja alle, daß Er dieß nicht thut. Euere Weiber müssen zuerst den Boden graben und pflanzen und säen, und nun sendet Er Regen, wodurch das Korn wächst, so daß Ihr Brot machen könnet. Ebenso verhält es sich auch mit geistlichen Dingen. Gott sendet Euch Lehrer zu, welche Euch sein Wort verkündigen, aber Ihr müßt hören und glauben, Buße thun und beten, daß Er Euch erretten möge.

Nachdem wir noch über die Erlösung Christi etwas gesprochen hatten, nahm die Unterhaltung ein Ende, und wir mußten uns über die Gedankenschärfe und Spitzfindigkeit wundern, womit dieses unwissende Volk uns seine Einwürfe vorzubringen wußte. Der alte Mann stand jetzt zum Schlusse auf, und hielt eine lebhafte Ansprache an seine Landsleute. Er behauptete, daß alles um uns her, die Berge, die Flüsse, das Gras und das Vieh auf der Weide ein lebendiger Beweis sey von der Wahrheit dessen, was wir von Gott gesagt hätten. „Die weißen Männer seyen aus einem fernen Lande herbeigekommen, um die unwissenden Kaffern zu unterrichten, und das Wort derselben sollte jeder ohne Zank und Streit annehmen. Du weißt wohl (sich an den Mann wendend, der uns Einwürfe gemacht hatte), du weißt wohl, daß du ein unwissender Mensch bist, warum willst du mit dem großen Wort deinen Spott treiben? Diese Weißen wissen viel mehr, als du, und sie sind mit dem Worte Gottes in der Hand zu uns gekommen.“ Dieses alles sagte

der Alte mit so viel natürlicher Beredtsamkeit, daß jeder mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zuhorchte, und als er seine Rede schloß, ruhig nach Hause ging. Jetzt war es Zeit, uns in finsterer kalter Nacht unter freiem Himmel auf dem harten Boden zur Ruhe niederzulegen. Wir empfahlen uns dem Schutze dessen, der nicht schläft und nicht schlummert, wickelten uns in unsere Schafpelze ein, machten ein paar Sättel zu unserm Kopfkissen und schliefen sanft und müde ein.

Am 9. August hofften wir immer den Häuptling Gelka zu sehen, da aber kein Bote von ihm erschien, so beschlossen wir einmüthig, nach dem Wohnorte des alten Kafferkapitains Tzatzu, des Vaters unseres jungen Freundes Tzatzu zu reisen, um mit seinem Sohne demselben einen Besuch zu machen. Unterwegs wurden wir von Männern, Weibern und Kindern in den verschiedenen Kraals, durch die wir zogen, lärmend angefallen, welche uns um Glaskorallen anflehten, und begieriger nach denselben zu seyn schienen, als der Bettler nach dem Golde. An dem Wohnorte des alten Tzatzu, der am Buffalofluſſe liegt, fanden wir 50—60 kräftige Kaffern emsig beschäftigt, einem Ochsen, den sie so eben geschlachtet hatten, die Haut abzuziehen, und ein Stück desselben um das andere an ein loderndes Feuer zu hängen. Alles wurde stumm, als wir in den Viehhof hineintraten, bis endlich der Alte seinen Sohn erkannte, und auf ihn zulief, um ihn zu bewillkommnen. Uns wurde jetzt unser Aufenthaltsort an einer Dornhecke auf dem Felde angewiesen, wohin uns bald der Häuptling ein Geschenk von etwa 20 ℔ Ochsenfleisch sandte, das zuvor im Schmutz auf dem Boden wacker umhergewälzt worden war, und deßhalb eben nicht sehr anziehend erschien. Die Leute hier sind viel roher und wilder, und es hielt ungemein schwer, während unserer Abendandacht sie auch nur einen Augenblick zum Stillschweigen zu bringen. Wohl liegt die Ursache hievon darin, daß sie von der Missionsstation weiter entfernt liegen, und

mit Religionsübungen gänzlich unbekannt sind. Am folgenden Morgen blieb uns nach reifer Berathung nichts übrig als der gemeinschaftliche Beschluß, so schnell wie möglich zum Wohnort des Königs Geika zurückzukehren, weil wir besorgen mußten, durch längeres Umherreisen in seinem Landesbezirk seinen Groll auf uns zu ziehen. Die Reise war beschwerlich; doch ließ es uns der HErr gelingen, Nachmittags Mokomo's Wohnstätte zu erreichen, welcher uns benachrichtigte, daß jetzt sein Vater nach Hause gekommen sey. Unverweilt zogen wir daher über den Chumiefluß hinüber, um ihn in seinem Kraale zu überraschen. In einer tiefen waldigten Bergschlucht trafen wir endlich den berühmten Geika auf dem Boden sitzend an, indeß eine Zahl seiner Räthe um ihn versammelt war. Sogleich stand er auf, um uns die Hand zum Willkomm darzureichen, setzte sich aber alsobald wieder auf das Gras nieder, indeß er sich nach orientalischem Styl an den Schultern eines riesenhaften Kapitains anlehnte, der mit einer Kette um den Leib und einem Siegel geschmückt war.

Wir warteten lange bis er sich entschloß, mit einer Frage sich an uns zu wenden, indeß er schäkernd mit seinen Hauptleuten über Kleinigkeiten sich unterhielt. Geika ist ein Mann von mittlerer Größe, wohl aussehend und von kräftigem Körperbau. Um seine Stirne trug er ein schmales Band, das mit weißen und schwarzen Knöpfen in der Form von Dreiecken besetzt war. Ein Mantel von Pantherfellen hing um ihn her, der schon lang als Zeichen seiner königlichen Würde gedient zu haben scheint. An seinem rechten Arme trug er schwere Metallringe; auch waren die drei Vorderfinger seiner Hand mit solchen Ringen überdeckt, welche er von Besuchenden erhalten hatte. Sein ganzes Aussehen war einnehmend, und er wußte sich durch seine majestätische Stellung die kriechendste Ehrfurcht seiner Unterthanen zu erzwingen. Nach langem Warten richtete er endlich die Frage an uns: Was bringt Ihr Neues? Woher

kommt Ihr? Wo wollt Ihr hin? Was ist der Zweck Eueres Besuches? Lauter Fragen, die ein jeder Kaffer zuerst an einen Fremdling zu machen pflegt. Wir bemerkten ihm, von dem brittischen Gouverneur in der Hauptstadt die Gestattung erhalten zu haben, sein Land zu besuchen, und daß wir wünschten, in einem Kraal in der Nähe des Seeufers eine Missionsstelle aufzurichten, wozu wir gerne die Erlaubniß bei ihm einholen möchten. Er schien mit Allem wohl zufrieden zu seyn, gab uns aber auf unsere Frage keine bestimmte Antwort. Nun verlangte er zu wissen, was wir ihm von England zu erzählen hätten; worauf wir Gelegenheit nahmen, ihm die großen Veränderungen zu beschreiben, welche das Christenthum in verschiedenen Theilen der Welt hervorbringt, und wie selbst Könige, wie er, mit ihrem ganzen Volke auf den fernen Inseln des großen Meeres sich bewogen finden, ihrem heidnischen Aberglauben zu entsagen, den Christenglauben anzunehmen, und dadurch sich selbst und ihr Volk glücklich zu machen.

Nach vielem Hin- und Herfragen erneuerten wir unsere Bitte an den König um die Gestattung, uns in seinem Lande als Lehrer des Christenthums niederlassen zu dürfen; allein abermals wich er einer bestimmten Antwort mit dem Vorgeben aus, daß sein ganzer Staatsrath deshalb zur Berathung gezogen werden müsse — und so blieb uns nichts übrig, als uns für diesen Tag ermüdet und hungrig in die Stille zurückzuziehen. Nicht lange hernach ließ Geika unserm Dollmetscher wissen, er müsse zuerst vernehmen, welche Geschenke wir für ihn mitgebracht hätten, ehe er eine Antwort von sich geben könne; und als wir nun dieselben für ihn zurecht machten, so schlich er sich stille herbei, dieselben zu sehen, und uns aufzugeben, daß wir ihm diese Geschenke heimlich in seine Hütte schaffen sollten, damit seine Kriegsobersten nichts davon erfahren und auch nichts von denselben für sich verlangen möchten. Allein jetzt erst entfaltete sich der wahre Charakter dieses schmutzigen, hab-

flüchtigen und bettelhaften Mannes. Die Sachen gefielen ihm wohl, aber das Geschenk war lange nicht groß genug für ihn, und indeß er habgierig mit uns darüber zu markten anfing, schlich sich eine seiner Frauen herbei, die mit diebischer Gewandtheit ein schönes seidenes Tuch meinem Begleiter aus der Tasche wegzustehlen wußte. Nun blieb uns nichts übrig, als uns wieder nach Chumie zurückzuziehen, wo wir den Sonntag (den 11. Aug.) in der Stille zuzubringen gedachten. Dieß war bis jetzt die einzige Stelle im ganzen Kaffernlande, an welcher der Tag des HErrn gefeiert wurde. Am Morgen und am Abend war die alte Hütte, die zum Gottesdienste eingerichtet worden war, mit halbnackten Heiden gedrängt voll. Kaum fing nämlich die Glocke an zu läuten, als Männer, Weiber und Kinder hervortraten und durch ihren lauten Freudenruf von einer Hütte zur andern ihre Botschaft verbreiteten, so daß jetzt Alle in Schaaren zum Hause Gottes herbeiströmten, das ihre Menge nicht zu fassen vermochte. Der Anblick dieser Versammlung war neu und in hohem Grade interessant. Viele saßen auf dem Boden, Andere auf Steinen, die sie herbeigetragen hatten, und noch Andere hatten sich aus Teppichen Polster gemacht, um darauf zu sitzen. Ueberall herrschte so viel Ordnung und Stille, wie wir sie in unsern vaterländischen Gottesdiensten zu sehen gewohnt sind, und eine ernste Aufmerksamkeit vereinigte die ganze Versammlung. Am Schlusse ward mit heller Stimme von Jungen und Alten ein Kafferlied in ihrer eigenen Weise gesungen, das einer ihrer Häuptlinge verfertigt hatte, welcher durch die Predigt des seligen Williams zum HErrn bekehrt worden war.

Am folgenden Morgen ließ uns Geika durch einen Boten wissen, daß er uns zu sehen wünsche. Alsobald machten wir uns auf den Weg, in der Hoffnung, nun Besseres von diesem Häuptling zu vernehmen; und unsere Erwartung täuschte uns nicht. Der Weg führte über eine Reihe von Hügeln hin, die uns herrliche Aussichten

auf die malerischen Thäler der Niederung gewährten, indeß der glänzende Schnee auf den entfernten Bergrücken uns unwillkührlich an die geliebte Heimath erinnerte. Bei unserer Ankunft in Geikas Dorfe wurde uns gesagt, daß er noch in seiner Hütte schlafe, da er die Nacht mit lärmenden Ergötzlichkeiten zugebracht hatte. Wir zogen uns daher in seinen Viehstall zurück, wo die Knechte eben damit beschäftigt waren, auf eine martervolle Weise eine Kuh abzuschlachten. Noch waren sie damit nicht zu Ende, als der Häuptling von zwei seiner Söhne und einer Anzahl bewaffneter Krieger begleitet, sich sehen ließ, uns die Hand reichte und mit den Worten begrüßte: meine Weiber haben mir gesagt, ich hätte mich letzthin unschicklich gegen Euch benommen; das thut mir leid, und ich hoffe, Ihr werdet mir verzeihen, da Ihr sehet, daß ich es Euch bekannt habe. Wir äußerten gegen ihn, die beste Weise, sein unfreundliches Wesen gegen uns wieder zu versöhnen, würde darin bestehen, wenn er uns recht bald eine bestimmte und genügende Antwort auf unsere Frage ertheilen wolle. Eine Zeitlang suchte er abermals durch allerlei Nebenreden der Sache auszuweichen, und über die nichtswürdigsten Dinge mit seinen Leuten sich zu unterhalten. Endlich drückte er jedoch seine Billigung darüber aus, wenn wir in den Distrikten des Häuptlings Pato oder Congo nach einer schicklichen Stelle der Niederlassung uns umsehen wollten, indem er erklärte, daß er von seiner Seite der Sache kein Hinderniß in den Weg legen wolle, wenn diese Häuptlinge mit unserer Niederlassung zufrieden seyen. Daran hatten wir genug, und wir säumten nun keinen Augenblick, uns auf den Weg zu machen, um dem launigten Monarchen keine Zeit zu lassen, seinen Sinn abermals zu ändern.

Die ansehnliche Strecke des Kafferulandes, welche sich vom Keiskama an bis zu den Mündungen des Baschiflusses ausdehnt, ist von einer bedeutenden Anzahl kleiner Kafferstämme bewohnt, welche sich den gemein-

schaftlichen Namen Amakosas beilegen, und von vielen Häuptlingen regiert werden. Die beiden angesehensten Regenten des Landes, welche das Volk Könige zu nennen pflegt, sind Geika und Islambi, deren Söhne sich in die kleinern Distrikte des Landes getheilt haben. Mit jedem einzelnen dieser kleinen Häuptlinge hatten wir nun besondere Verträge abzuschließen, wenn es uns gelingen sollte, dem Evangelio Christi nach und nach den Pfad in diese finstern Wildnisse anzubahnen. Vor allem war es uns darum zu thun, den Wohnort des Häuptlings Makoa aufzusuchen, wohin uns ein beschwerlicher Weg führte. Hungrig und durstig ließen wir uns am Abende in einer ihrem armseligen Kraale auf unserm Wege nieder, und es gelang uns, mit einem halben Dutzend Knöpfen einen Krug saure Milch zu kaufen, die uns ein herrliches Mahl bereitete. Das Gras war wie gewöhnlich unser Bett, der Sattel unser Kopfkissen, und die ausgebreiteten Aeste eines großen Baumes mußten uns dazu dienen, uns gegen den starken Thau der Nacht zu schützen. Ein großes Feuer wurde die Nacht hindurch unterhalten, theils um uns bei empfindlicher Kälte zu wärmen, theils um die wilden Thiere von uns abzuwenden; und so wurde unsere Nachtruhe bisweilen nur durch die grillenden Töne der Schakale gestört, welche nach dem Fleische unseres Lastesels lüstern waren.

Nachdem wir mit Makoa unser Geschäft freundlich abgemacht hatten, erachteten wir für nöthig, noch einmal vor unserem tieferen Eindringen in das Kaffernland nach unserer Missionsstelle in Albany zurückzukehren, um dort mit unsern Brüdern die nöthigen Vorkehrungen für eine größere Reise zu treffen. Auf dem Wege nach der Heimath durfte ich eine gnadenreiche Bewahrung der göttlichen Vorsehung erfahren. Als ich nämlich nicht weit von Wiltshire durch ein mit dickem Gebüsch überdecktes Thal schnell dahinritt, stürzte plötzlich mein Pferd in eine tiefe Grube hinab, welche die Eingebornen zum Fangen des Gewildes auf dem Pfade

anzulegen pflegen. Sie war mit Gras so sehr überdeckt, daß man die gefährliche Stelle unmöglich sehen konnte. Der Sturz war so heftig, daß er mich besinnungslos über das Loch hinauswarf, während das Pferd mit Gewalt hinabstürzte. Glücklicherweise waren, wie sonst die Kaffern zu thun pflegen, keine Spieße im Loch aufgerichtet, weil sonst mein armes Thier unfehlbar zu Grund gegangen wäre. Nachdem ich mich ein wenig erholt hatte, suchten wir ihm mit unsäglicher Mühe wieder aus seiner gefährlichen Lage herauszuhelfen, und der HErr ließ es uns gelingen, daß wir jetzt zur Freude der unsrigen die geliebte Heimath wieder wohlbehalten erreichten.

II. Abschnitt.

Rückblick auf die nächste Vergangenheit. Die Missionsstation Wesleyville aufgerichtet. Der heilsame Einfluß der Missionsthätigkeit auf der Kolonie. Congo's Besuch zu Grahamsstadt und Folgen desselben. Nachrichten von Congo's Familie.

Im Laufe des Jahres **1823** hatten die räuberischen Ueberfälle, welche die Kaffern auf verschiedenen Stellen von Albany nicht selten mit viel Glück versuchten, mancherlei schwere Besorgnisse unter den neuen Ansiedlern dieses Distriktes ausgebreitet, und es war zu fürchten, daß ein blutiger Zerstörungskrieg zwischen ihnen und ihren feindseligen Nachbarn in kurzer Zeit ausbrechen dürfte. Laut wurde von allen Seiten die gänzliche Vertilgung der Schwarzen gefordert, und ein bitteres Rachgefühl schien alle Gemüther zum Kampfe entflammt zu haben. Die Missionarien, welche unter den Kolonisten in Albany arbeiteten, konnten in diesen schmerzlichen Erscheinungen nur neue Beweise erblicken, wie sehr unsere wilden Nachbarn der friedlichen Erleuchtung durch das Evangelium bedürfen. Schon einige Zeit zuvor

hatten wir das Kolonial-Gouvernement um die Gestattung angegangen, eine schon längst beabsichtigte Missionsniederlassung in den Dörfern des Pato und Congo beginnen zu dürfen, und wir hatten gerade unter diesen schmerzlichen Vorfällen der Gegenwart die Freude, eine günstige Antwort auf unsere Bitte zu erhalten. Diese betrachteten wir als einen Vorboten einer friedlichern Zukunft, und mein treuer Mitarbeiter, Herr William Shaw machte sich daher schon im November dieses Jahres auf den Weg, um für die Ausführung unseres Planes die erste Bahn zu brechen. Kaum war ein Monat nach seiner Abreise verflossen, als von der Missionsgesellschaft zu Glasgow ein neuer Arbeiter, Herr Roß, bei uns ankam und das kleine Häuflein der Glaubensboten auf diesem wichtigen Saatfelde verstärkte. Es währte nicht lange, so trat die Erfahrung in hellem Lichte hervor, daß der heilsame Einfluß, den die Missionarien auf die Gemüther der Kafferhäuptlinge ausübten, das von Gott verordnete Mittel werden sollte, die zahlreichen Bollwerke des Hasses, des Vorurtheiles und der tausendfachen Besorgnisse niederzureißen, die sich zwischen unsern brittischen Kolonisten und unsern schwarzen Nachbarn aufgeworfen hatten. Auch einzelne Kafferhäuptlinge fingen allmählig an, neues Zutrauen zu gewinnen, und sich für einen friedfertigen und freundlichen Verkehr zugänglicher zu zeigen.

Kaum war nämlich der Grundstein zu unserer ersten Niederlassung, Wesleyville, im Jahr **1823** im Kafferlande gelegt, so entschloß sich der alte Häuptling Islambi, ungeachtet damals die Kolonial-Regierung eine große Geldsumme auf seinen Kopf gesetzt hatte, in persönliche Unterhandlungen mit dem brittischen Grenz-Kommandanten zu treten, falls ihn einige Missionarien zu demselben begleiten würden. Ein paar Monate später machte sich der Häuptling Congo mit einer Begleitung von unbewaffneten Kriegern nach Grahamstadt auf den Weg, was zuvor nie auf diese Weise geschehen

und ein augenscheinlicher Beweis war, von dem Vertrauen, das die Kaffernhäuptlinge den friedfertigen Gesinnungen der Missionarien geschenkt hatten. Er ließ sich daselbst mit seinen Leuten im Missionshause nieder, und sein ganzes Benehmen zeigte, daß er dort eine zweite sichere Heimath gefunden zu haben glaubte. Allenthalben war er in tiefes Erstaunen versenkt, beim Anblick der wundervollen Veränderungen, welche seit ihrem letzten verheerenden Ueberfalle stattgefunden hatten, und er konnte es kaum glauben, wie innerhalb weniger Jahre so ansehnliche Gebäude und Straßen und Pflanzungen aufgerichtet werden konnten. Wir führten ihn überall in unsern gottesdienstlichen Versammlungen, auch auf den umherliegenden Dörfern, ein, was die heilsamsten Eindrücke auf sein Gemüth machte, indem er sich jetzt mit eigenen Augen davon überzeugte, was er zuvor nie glauben wollte, daß auch die weißen Leute einen hohen Werth auf die Religion legten, und daß demnach der Versuch derselben, sie auch auf dem Gebiet der Schwarzen einzuführen, nicht anders denn wohlgemeint seyn könne. „Ich sehe jetzt, erklärte er einmal nach einem Gottesdienste, warum die Engländer Männer sind. Gott hat sie groß gemacht, weil sie Ihm dienen. Wir sind nur Kinder, und nicht Männer, weil wir weder Gott kennen noch Ihm dienen." Wir erinnerten uns hiebei an die Worte Moses, die er einst an die Israeliten sprach: „So behaltet's nun und thut's. Denn das wird eure Weisheit und Verstand seyn bei allen Völkern, wenn sie hören werden alle diese Gebote, daß sie müssen sagen: Ei, welche weise und verständige Leute sind das, und ein herrliches Volk!" (5 Mos. 4, 6.)

Es dauerte nicht lange, so hatte ich Gelegenheit mit Missionar W. Shaw (Schau) Congos Gebiet im Kaffernlande zu besuchen, auf welchem schon das Jahr zuvor dieser geliebte Bruder die ersten Grundlagen von Wesleyville gelegt hatte. Wir machten uns am 31. Mai 1824 von Grahamstadt auf den Weg nach der Wildniß,

und

und übernachteten in der armseligen Hütte eines Ansiedlers, eines Verwandten des ehrwürdigen Dr. Carey zu Serampore, der sich in dieser schauerlichen Einöde einsam niedergelassen hat. Von hier zogen wir am andern Morgen mit einem kleinen Vorrathe von Brot versehen, zu dem uns da und dort ein Bach einen Schluck Wassers lieferte, unsern Weg weiter. Der Tag war ausnehmend heiß, und im Dickicht der Wälder die Hitze beinahe erdrückend. Weder das Säuseln eines Lüftchens, noch das Zwitschern eines Waldvogels ward in dieser schauerlichen Einöde den ganzen Tag über gehört. Es war tiefes Dunkel, als wir am Bikabache ankamen, und da die Furt desselben häufig bei Nacht von Elephanten besucht wird, so konnten wir nur mit der größten Vorsicht vorwärts ziehen. Hat einmal der Elephant sich von seinen Weideplätzen weg einen Pfad nach der Stelle gebrochen, wo er zu trinken gewohnt ist, so kehrt er immer bei Nacht auf demselben Wege zurück, und es ist alsdann ausnehmend gefährlich, demselben zu begegnen. Beim Hinaufsteigen auf dem jenseitigen Ufer erhob auf einmal eines dieser ungeheuren Thiere das fürchterlichste Gebrüll, das ich je im Leben gehört hatte, und das im ganzen Thale weit umher wiederschallte. Das Thier, obgleich wir es bei Nacht nicht sahen, stand ohne Zweifel gerade vor uns, und auf sein Gebrüll standen unsere Pferde auf einmal still, gleich als wären sie todt. Wir waren in großer Verlegenheit, was wir thun sollten, denn wir hatten keine Wahl, indem zu beiden Seiten des Abhanges schauerliche Klüfte waren, die uns jedes Ausweichen unmöglich machten. Nach einer Pause von ein paar Minuten schossen wir herzhaft eine Pistole los, und schritten keck weiter im Vertrauen auf den Schutz dessen, welcher die Seinigen auch in finsterer Nacht zu bewahren weiß. Wirklich durften wir auch die errettende Hand unseres Gottes deutlich inne werden, denn das Ungeheuer entfernte sich, und wir zogen ruhig weiter,

und fingen an, ein lautes Lob- und Danklied dem HErrn zu singen.

Das Land zwischen dem Keiskamafluſſe und dem neuen Miſſionsdorfe, das eine Strecke von etwa zwei Stunden Wegs betrifft, iſt ausnehmend durchbrochen, und bis auf eine Viertelſtunde vom Dorfe hin waren nichts als ſteile Hügel und tiefe Schluchten zu erblicken, und ſo war unſere Reiſe ausnehmend ermüdend. Wie rathſam auch bei ſchwüler Sonnenhitze das Reiſen in der kühlern Nachtluft iſt, ſo iſt es doch beſonders auf einer Wanderung im fremden Lande nichts weniger als angenehm. Man entbehrt alle Ausſicht der Gegend, und das Schauerliche der Wildniß wird durch die Todesſtille und Finſterniß der Nacht noch unendlich vermehrt. Dieſe Stille der Nacht macht einen ganz eigenthümlichen Eindruck auf das Gemüth; obgleich zu beiden Seiten des Weges, auf dem wir zogen, zahlreiche Dörfer ſich befanden, ſo ließ ſich dennoch auch nicht der leiſeſte Laut in dieſer Wildniß vernehmen. Die Kaffern gehen gewöhnlich frühe zur Ruhe, indem ſie nach Sonnenuntergang, wenn ihre Heerden gemolken ſind, nichts weiter zu thun wiſſen, und da ſie den Tag über in freier Luft ſich immer ſtarke Bewegung machen, ſo gebricht es ihnen bei Nacht auch nicht an einem geſunden Schlafe.

Endlich langten wir wohlbehalten zu Wesleyville an, und dankten dem HErrn, der uns alſo gnädig geführt hatte. Am andern Morgen wurden wir frühe durch das lärmende Getümmel der Leute aufgeweckt, welche gewöhnlich, ſo bald der Tag zu grauen anfängt, aus ihren Strohhütten hervortreten. Die Nachricht von der Ankunft eines Fremdlings fliegt ſchnell von einem Bienenkorb zum andern, und erregt die Neugierde der Alten und der Jungen, welche begierig ſind denſelbigen zu ſehen. Als wir demnach vom Lager aufſtanden, hatten ſich bereits kleine Gruppen in Kreiſen auf dem Grasboden umhergeſetzt, um uns zu bewillkommnen. Wesleyville liegt am Abhange eines Felſenhügels, den ein

herrliches Thal umgiebt. Dichte Reihen hoher Taxusbäume ziehen sich nach allen Richtungen, und geben in der Sommerhitze einen herrlichen Schatten; durch das Thal schlängelt sich ein kleiner Bach, dessen Wasser indeß so eisenhaltig ist, daß man es kaum zu trinken vermag. Der Boden ist gut und bei gehörigem Anbau in hohem Grade ergiebig. Dem Missionsdorfe gegenüber steht ein kleines Lager des Häuptlings, das aus zerstreuten schmutzigen Hütten besteht, welche in der Ferne eben so vielen Ameisenhaufen gleichen. Zur Rechten ist die Aussicht durch steile Felsenhügel begrenzt, die mit prachtvollen Mimosen und üppigem Gesträuch besetzt sind, und diesen gegenüber dehnt sich ein weidereiches Thal aus, das von den Heerden der Einwohner besetzt ist. Nach Osten hin ist die Aussicht auf das Land ungemein öde und leblos, und nur der schöne Kalomnafluß, der hier dem Meere entgegeneilt, vermag dem Auge eine Unterhaltung zu geben. Die Mündungen desselben sind indeß, wie dieß bei den meisten Flüssen dieser Küste der Fall ist, so sehr versandet, daß kein Schiff durch dieselben einzulaufen vermag, während der Boden weit umher mit dichten Salzkrusten überzogen ist.

Vom Keiskama an auf eine weite Entfernung auf dieser östlichen Küste hin hat sich vor nicht langer Zeit Pato's Stamm niedergelassen. Der Häuptling Pato selbst nimmt eine untergeordnete Stelle unter den Gewalthabern des Landes ein. Sein ganzes Wesen hat überall nichts Einnehmendes, auch zeichnet er sich nicht, wie dieß oft bei andern Häuptlingen der Fall ist, durch besondere Geistesgaben aus. Liederlichkeit und rohe heidnische Lasterhaftigkeit sind Hauptmerkmale seines Charakters, auch übt sein älterer Bruder noch immer einen bedeutenden Einfluß unter dem Stamme aus. Da letzterer von jeher in vielfachem Verkehr mit den holländischen Kolonisten stand, und ein wenig ihre Sprache redet, so ist er auch in manchen Stücken unterrichteter, als sein jün-

gerer Bruder Pato, welcher in allen Sachen von Bedeutung von seinem Rathe sich leiten läßt.

Schon am Vormittag kamen mehrere der angesehensten Einwohner zusammen, um die Absichten und Plane „unserer großen Männer" in Hinsicht auf die Amakosa's-Stämme zu vernehmen. Ein jeder Kaffer, wie gering er auch seyn mag, ist ein Staatskünstler, und legt in allen politischen Angelegenheiten das größte Interesse zu Tage. Sie vernehmen daher mit Vergnügen, daß wahrscheinlich bald ein freier Handelsverkehr zwischen ihnen und ihren weißen Nachbarn werde eröffnet werden, welcher für beide Theile nur vortheilhaft seyn könne. Wir zeigten ihnen nun den sichersten und besten Weg, zur Verbesserung ihres zeitlichen Zustandes zu gelangen, und unverweilt beschlossen sie nun einmüthig, alle Maßregeln zu ergreifen, um den verheerenden Plünderungszügen, welche die Ruhe auf der Grenze stören, für immer ein Ende zu machen. Auf jedem Fußpfade, der aus ihrem Gebiet nach der Kolonie führt, sollte eine Wache aufgestellt, und ein Jeder, der sich auf dem Raube finden läßt, aufs strengste bestraft werden. „Jetzt, da wir Ohren bekommen haben (auf die Missionsstation anspielend, welche die Vermittlerinn zwischen ihnen und der Regierung seyn sollte), so wollen wir hören, was für uns und unser Land gut ist.

Als die Versammlung aufbrach, machten wir an Pato's Wohnstelle einen Besuch, welche aus fünf elenden Hütten und ein paar großen Viehhöfen besteht. Hier fanden wir einen Haufen nackter Krieger, meist junge Leute, welche emsig damit beschäftigt waren, Schilde zu verfertigen. Diese sind aus Thierhäuten zusammengesetzt, welche roh ausgestreckt und in der Sonne gedörrt werden, bis sie ganz steif geworden sind. Diese werden nun in eine ovale Gestalt geschnitten, aber groß genug gelassen, um in der Stunde der Gefahr den ganzen Körper bedecken zu können. Etwa 12 derselben standen alsobald auf, nahmen ihre Speere in die rechte und ihre

Schilde in die linke Hand, um uns mit einem Gefecht zu belustigen. Jeder von ihnen hatte einen doppelten Kranz von langen Federn auf dem Kopfe, die, weil sie zum Kriegsanzuge gehören, mit viel Sorgfalt bewahrt werden. Während des Gefechts sprühte Feuer aus jedem Auge und Trotz aus jedem Zuge des Gesichtes. Ihr riesenhafter Körperbau zeigte ein herrliches Ebenmaaß ihrer Gliedmaßen, und das kriegerische Gefühl, das jede Muskel durchzog, ließ deutlich erkennen, daß in diesen Körpern Geister wohnen, welche ihren höchsten Ruhm in der Zerstörung suchen.

Da unser Auftrag unter diesem Volksstamme ausgerichtet und alles angeordnet war, um das geistliche und leibliche Wohl dieser neuen Missionskolonie zu fördern, so trat ich jetzt meinen Rückweg nach Grahamstadt an, indeß mein geliebter Mitarbeiter W. Shaw zu Wesleyville zurückblieb, um im Namen des HErrn sein begonnenes Werk unter den armen Kaffern fortzusetzen.

III. Abschnitt.

Bisherige Hindernisse der Mission im Kaffernlande. Der Häuptling Islambi. Die Beschneidung. Eine interessante Versammlung. Eine zweite Missionsstelle, Mount Coke (Koksberg) aufgerichtet. Diebischer Hang der Eingebornen. Jämmerlicher Zustand des weiblichen Geschlechts zur Kriegszeit.

Mit dem Anfang des Jahres **1825** fingen unsere Brüder in Albany an, auf die Aufsichtung einer zweiten Missionsstelle im Kaffernlande Bedacht zu nehmen, und verschiedene Umstände schienen den Distrikt des Häuptlings Islambi als den geeignetsten hiezu zu bezeichnen. Dieser alte Häuptling war Geika's Oheim, und der berüchtigte „Schelm," wie ihn die Kolonisten zu nennen pflegten, der in frühern Jahren auf der ganzen Grenze der Kolonie seinen Namen furchtbar gemacht hatte. Im Juni dieses Jahres wurde demnach beschlossen, daß ich

(Kay) mit meinen beiden Gehülfen, Davis und Young, dieſem Häuptling einen Beſuch machen ſollte, um ihn mit unſerm Vorhaben bekannt zu machen und ſeine Anſichten darüber zu vernehmen. Bei unſerm Zuge durch das dichte Gebüſch, das ſich längs der Grenze hinzieht, drängte ſich unwillkührlich der Rückblick auf die Vorfälle früherer Jahre in unſer Gemüth. Der höckerigte und ungemein ſchwierige Pfad, auf dem wir hinzogen, erinnerte uns an den wilden und blutgierigen Trotz, welcher damals auf Seiten der Kaffern wie der Koloniſten das Steuerruder führte, ſo wie an die zahlloſen Schwierigkeiten, mit welchen das Evangelium zu kämpfen hatte, um ſich eine Bahn in dieſe Gebiete der Finſterniß hindurchzubrechen. Die Maaßregeln der damaligen holländiſchen Kolonialregierung hatten den Grund gelegt zu dem namenloſen Jammer, der gleich einem Würgengel in jenen Tagen dieſe grauenvolle Wildniß durchzog. Sie hatte nämlich im Jahr **1803** beſchloſſen, alle Kaffern über den Fiſchfluß hinüberzujagen, allen Verkehr zwiſchen ihnen und den Koloniſten für immer abzubrechen, die Kafferngrenze mit einer bewaffneten Macht zu beſetzen, und alle Miſſionarien, die der Brüdergemeinde ausgenommen, aus dem Lande zu entfernen. Damit wurde nun der Miſſionsarbeit unter den Hottentotten und Kaffern ein mächtiger Schlagbaum in den Weg gelegt, und jeder Verſuch unmöglich gemacht, zwiſchen den ſchwarzen und weißen Einwohnern ein friedliches Einverſtändniß wieder herzuſtellen. Im Jahr **1811** wurde endlich ein Vertilgungskrieg gegen die Kaffern beſchloſſen, und **20,000** derſelben mit Gewalt aus der Kolonie hinausgejagt. Wie konnte unter ſolchen Umſtänden etwas anderes von ihrer Seite erwartet werden, als ein blutdürſtiges und unverſöhnliches Rachegefühl, das nur in der grauſamen Ermordung der Einwohner und in nächtlicher Plünderung derſelben ſeine Sättigung finden konnte? Die Rückerinnerung an dieſe Jammerzeiten muß dazu dienen, den Werth der Mittel zu erhöhen, welche in

unsern Tagen angewendet werden, um zwischen beiden Theilen neue Bande der Freundschaft zu knüpfen, und der Erkenntniß des Heiles weite Bahnen aufzuschließen.

Kaum hatten wir das jenseitige Ufer des Keiskama erreicht, als gerade vor uns eine Heerde Elephanten über unsern Pfad hinüberzog. Nur ein paar Augenblicke früher hätten uns in unvermeidliche Berührung mit denselbigen gebracht; aber jetzt zogen sie ihren Weg schnurgerade vorwärts, ohne rechts oder links zu schauen, bis sie sich in den Tiefen des Waldes verloren. Ihr Anblick bot uns ein schauerliches Vergnügen dar, da wir nur wenige Schritte von ihnen entfernt waren, und sie langsam einherzogen. Ein Junges, das kaum ein paar Wochen alt seyn konnte, wurde sorgfältig in der Mitte der Heerde fortgeführt, um dasselbe vor Schaden zu bewahren oder zu verhindern, daß es nicht verirre. Die Nacht überfiel uns, und verdunkelte unsern Fußpfad, indeß gelang es uns doch, noch vor Einbruch der finstern Nacht die Viehställe des Häuptlings Congo zu erreichen. Schon hatte sich Alles zur Ruhe niedergelegt, und eine Todesstille herrschte in der ganzen Natur, die nur durch den Wiederhall unseres Rufes unterbrochen wurde. Dieß weckte das Volk auf, und Congo empfing uns jetzt ungemein freundlich, hieß unsere Pferde absatteln und wies uns an den Fuß eines großen Baumes. Hier, sagte er, ist das beste Lager, das ich Euch geben kann. Ein Feuer ward jetzt angezündet, und ein Korb saure Milch um den andern herbeigebracht. Bald legten wir uns zur Ruhe nieder und empfahlen uns dem Gott, der uns bisher so treulich geleitet hatte.

Am folgenden Morgen setzten wir unter einer ansehnlichen Begleitung unsere Reise nach Wesleyville weiter fort, wo sich nun Herr William Shaw an uns anschloß, um den Zug in das Innere des Kaffernlandes mit uns zu machen.

Der Weg führte uns durch einen interessanten Theil des Landes, welcher da und dort mit ein paar zerstreuten

Kafferhütten besetzt war. Mehrere unter uns hielten unser Beginnen für ein gefährliches Wagestück; allein nicht eine Spur von Feindseligkeit durften wir auf dem Wege gewahren. Nach einer kurzen Tagereise kamen wir wohlbehalten in Islambi's Wohnort an, und setzten uns in einiger Entfernung auf dem Boden nieder, um eine Botschaft von dem alten Häuptling abzuwarten. Allein dieser stellte sich als ob er uns gar nicht bemerke, und setzte sich eine Zeitlang vor seiner Hütte nieder, um sich in der Sonne zu erwärmen. Der Anblick dieses gefürchteten Greises, dessen Ruf im ganzen südlichen Afrika wiedertönte, und der ihn durch Thaten barbarischen Heldenmuthes viele Jahre hindurch gerechtfertigt hatte, brachte das Bild eines alten Löwen in unsere Seele, der den Kopf aus seiner finstern Lagerstätte herausstreckt, und den jetzt das Alter zahm gemacht hat. Da der Häuptling nicht zu uns kommen wollte, so gingen wir zu ihm, um ihn zu begrüßen, worauf er uns gutmüthig die Hand darbot, und uns neben sich hinsetzen hieß. Alsobald brachte einer seiner Diener ein gesottenes Stück Fleisch herbei, von dem er einen Fetzen abriß und das Uebrige mit uns, seinen Gästen, theilte. Wie unreinlich es auch aussah, so machte es doch der Hunger gar schmackhaft, und wir verzehrten es mit Lust ohne Brot und Zugemüse. Der verfeinerte Schwelger wäre wahrlich übel daran, wenn er in den Hütten dieser Barbaren sich zum Gastmahle niedersetzen wollte. Es währte nicht lange, so fragte uns der Alte nach Neuigkeiten und nach der Absicht unseres Besuches, worauf wir ihm bemerkten, daß unser König und seine Regierung gerne in Friede und Freundschaft mit dem Kaffernvolke leben möchte, und daß er uns die Gestattung gegeben habe, ihm einen Besuch zu machen; wir wünschen eine Missionsstätte auf seinem Gebiete aufzurichten, und seyen deßhalb gekommen, um seinen Sinn hierüber kennen zu lernen. „Eure Absicht ist sehr gut, sagte er, aber mein Volk ist gar ungeschickt zum Lernen; welcher Lehrer will denn bei uns bleiben?" Wir er-

klärten ihm nun, einer von uns sey bereit, sie in den Sachen Gottes zu unterrichten. „Wo lebt denn der Mann, fragte er, den Ihr Gott nennt?" Eine Frage, welche der Kaffer häufig macht, um seine Unwissenheit, so wie seine Spottlust an den Tag zu legen.

Am folgenden Tage ward in die Wohnung des Häuptlings eine große Versammlung zusammengerufen, zu welcher auch wir eingeladen waren. Ihre Gestalt gleicht einem Bienenkorbe, und sie hat nach allen Seiten hin nicht mehr als etwa 14 Fuß im Durchmesser. In dieses Loch drängten sich nun so viele nackte schwarze Körper herein, als nur immer möglich war, und da es der Hütte ganz an Licht- und Luftloch gebrach, so konnte nur durch die schmale Thüre ein wenig Licht und Luft hereinkommen, was unsere Lage eben nicht gar beneidenswerth machte. An einen Stuhl war nicht zu gedenken, und wir drängten uns daher auf dem Boden zusammen. Meinem Begleiter war diese Lage zu lästig, und er sahe sich daher nach einem großen Kürbis um, um sich auf denselbigen zu setzen. Aber alsobald entstand ein allgemeines Gemurmel, indem die Kaffern dieß als einen Verstoß gegen die gute Sitte betrachteten. Wir sind gewohnt, sagte endlich einer von ihnen, die Kürbisse zu essen, und du sitzest darauf! Nun mußte er so schnell wie möglich seinen Sitz verlassen, und mit dem Boden sich begnügen, um die Leute zur Ruhe zu bringen. Wir fingen mit dem Absingen eines Kafferliedes an, was für die schwarze Gruppe etwas ganz Neues war. Einige lispelten, Andere lachten, und ein dritter Theil versuchte, so gut er konnte, die Sache aus voller Brust mitzumachen. Nun folgte eine kurze Anrede an die Versammlung, worauf wir den alten Islambi fragten, ob er mit seinen Häuptlingen zu einem Beschluß über unsere Anfrage gekommen sey? Eine Zeitlang schwieg er stille, und sagte darauf: das Ding ist beschlossen, Ihr könnt Euern Platz wählen, das Land liegt offen vor Euch. Indeß ließ er leise eine Besorgniß merken, wir möchten seiner nur spotten, und

sobald wir ihn verlassen hätten, wieder vergessen, was wir zugesagt haben. Als wir ihn nun des Gegentheils versicherten, lehnte sich der Alte bedeutungsvoll vorwärts auf seinen Stab, und mit halbgeschlossenen Augen sprach er folgende Worte: „Wahrlich, es ist wunderbar, was ich heute sehen darf. Ich bin alt, und vermag nicht länger die Streitaxt zu führen: jetzt kommt der Missionar, um mein großer Kapitän zu seyn. Mein Auge soll er werden, und mein Ohr auch. Heute darf ich sehen, daß ich Freunde habe. Ich bin immer ein Erdenwurm gewesen, aber jetzt darf ich aus der Larve ausschlupfen. Wir sind bis jetzt Wölfe gewesen, und wilde Hunde im finstern Wald; heute erst dürfen wir uns Menschen nennen, und das Tageslicht schauen. Nie waren wir sicher; jetzt kommen die Umfondis (Lehrer), um unser Busch zu seyn."

Die Rede des alten Greisen wurde mit athemlosem Stillschweigen von der ganzen Versammlung angehört, und nun trat einer seiner Räthe auf, sprach mit mehr als gewöhnlicher Beredtsamkeit, wünschte dem Stamme Islambi's Glück zu dem Tage, der jetzt über seinen Kindern zu grauen anfange, und schloß mit dem Aufruf an den Häuptling: mit aller Macht den Missionar zu schützen, damit ihm und seiner Familie kein Schaden geschehen möge. „Dein Name ist groß, sprach er zu Islambi, aber dein Charakter ist schlecht unter den Völkern; jetzt ist die Zeit gekommen, ihm wieder Geltung zu verschaffen!" Der Alte nahm das spitzige Wort mit viel guter Laune auf, ohne ein Wort darauf zu erwiedern.

Eine zerfallene Hütte ward uns jetzt zur Wohnung angewiesen, die jeder Windzug vollends umzuwerfen drohte, und in der wir nicht aufrecht stehen konnten. Hier machten wir mit unsern Leuten unser Nachtlager zurecht, aber bald fanden sich noch mehr Gäste ein. Da der Zugang der Hütte ganz offen war, so fanden wir nicht selten Morgens beim Erwachen, daß ein halbes Dutzend ausgehungerter Hunde still hereingekrochen

war, um das Nachtlager mit uns zu theilen: „Ihr sollt bei meiner Wohnung nicht Hungers sterben, sagte der Alte; hier ist eine Kuh, die Ihr schlachten und verzehren dürft.“ Diese würde in der Heimath für viele Tage zugereicht haben, aber kaum war das arme Thier geschlachtet, so kam eine Menge hungriger Mägen von Menschen, Hunden und Geiern instinktmäßig zusammen, um den Mund aufzusperren, und das Fleisch zu verzehren. Es geschieht nicht selten, daß innerhalb weniger Stunden ein ganzer Ochse mit Haut und Haar und Knochen rein aufgezehrt ist. Selbst während des Schlachtens hält jede hülfreiche Hand sich für berechtigt, so lange noch das Leben in den Adern des Thieres zittert, ein gutes Stück abzuschneiden, und am Feuer zu braten. Jetzt erwartet ein Jeglicher ein Stück, und auch die Hunde kommen in Schaaren herbei, um das ihrige in Empfang zu nehmen.

Unser nächstes Geschäft war nun, Islambi's ältesten Sohn, Duschani, aufzusuchen, welchem nach dem Tode seines Vaters die Regierung des Stammes zufallen wird, und wir machten uns nach seinem Wohnorte auf den Weg, der einige Stunden von hier liegt. Wir fanden ihn zu Hause, und er nahm uns freundlich auf. „Ihr müßt mir zuvor eine Pfeife Tabak zum Rauchen geben, sagte er, ehe ich mit Euch sprechen kann.“ Wir setzten ihm nun unser Vorhaben umständlich auseinander, und jeder Anwesende hörte mit gespannter Aufmerksamkeit zu. Am Ende bemerkte Duschani lakonisch: ja, ja, das ist Alles sehr gut, ich freue mich, Euch zu sehen, aber ich kann nichts sagen, bis das Wort (Nachricht) von Islambi gekommen ist. Wir waren daher genöthigt, zu längerm Warten uns zu verstehen. Am folgenden Morgen weckte mich das laute Geschrei eines Herolds auf, der mit donnernder Stimme die preiswürdigen Eigenschaften seines Häuptlings verkündigte, und ihm nebst der Majestät des Mächtigsten alle großen und glänzenden Thaten des Zeitalters zu-

schrieb. Ruhmliebe ist vorherrschende Leidenschaft dieses Volkes, und die Kafferhäuptlinge lassen sich gerne schmeicheln. Daher gehört immer eine Schaar von Ruhmrednern zu dem kleinen Hausgeräthe, das sie haben.

Nachmittags schlenderten wir über die Ebene zu einem benachbarten Dörfchen, um die Amaquati (Beschnittenen) zu sehen. Die Beschneidung ist unter den Amakosas- und Beschuanen-Stämmen allgemein eingeführt, und scheint das letzte Ueberbleibsel eines religiösen Glaubens zu seyn, zu welchem sie sich früher bekannten. Diese Beschneidung wird in der Regel im 12ten bis 14ten Jahre des Jünglings vorgenommen. Die Knaben, die sich derselben unterziehen, werden an einem besondern Platze auf dem freien Felde von der übrigen Gesellschaft getrennt, und dürfen mit Niemand Umgang haben, weil man sie während dieser Zeit für unrein hält. Hier beschäftigen sie sich täglich mit körperlichen und kriegerischen Uebungen, welche ein alter Krieger leitet. Es sind meist schöne, kräftige, muntere Jünglinge, unter denen auch Duschani's Sohn sich befand. Ihre Körper werden vom Kopf bis zu den Füßen mit weißem Lehm überstrichen, was ihnen ein unnatürliches Aussehen gibt. Mit wundersamer Eintracht, die unter ihnen stattfindet, wetteifern sie hier mit einander, welcher von ihnen dem andern an Behendigkeit, Geschicklichkeit und Muth zuvorkommen möchte. Diese Volkssitte hat wohl keine andere Bedeutung, als daß sie den Uebertritt des Knaben in das Mannesalter bezeichnen soll, wodurch ihm Sitz und Stimme in den Volksversammlungen und ein Platz in der Reihe der Krieger angewiesen wird.

Endlich erhielt der junge Häuptling Botschaft von seinem Vater, der ihm das Geschehene kund that, und was noch weiter zu thun seyn möge, seinem Gutdünken überließ. Dieser hielt jetzt Staatsrath, welcher unser Vorhaben vollkommen billigte, und daher machte sich jetzt der Häuptling mit seinem Bruder fertig, uns zu

ein paar Stellen zu begleiten, die als taugliche Plätze für eine Missionsniederlassung bezeichnet worden waren. Kurz vor Sonnenuntergang erreichten wir die Hütten eines alten Kaffers, die auf einer Anhöhe am Buffaloflusse einsam aufgerichtet waren. Der Besuch des Häuptlings war dem guten Alten eben nicht willkommen, denn es ist Gewohnheit, daß derselbe, wenn er in die Hütte eines seiner Unterthanen eintritt, früher keinen Milchtopf anrührt, bis eine Kuh geschlachtet ist, und die Kühe waren eben etwas Seltenes in seinem Stalle. Am folgenden Morgen brachte man uns die unangenehme Nachricht, daß ein Theil unserer Pferde in der Wildniß sich verloren habe, so daß wir nicht weiter ziehen konnten. Wanderungen dieser Art setzen die Geduld des Reisenden auf die härteste Probe. Das zögernde und saumselige Wesen der Eingebornen, deren Hülfe man nöthig hat, setzt dem Weiterkommen immer neue Hindernisse in den Weg. Von dem Werth der Zeit haben sie nur gar keinen Begriff, und darum eilt es ihnen nicht. So lange es noch an einer Stelle einen Bissen zu essen gibt, kommt man gar nicht fort, und sie wissen tausend scharfsinnige Kunstgriffe, um den Reisenden zurückzuhalten. Wird er ungeduldig, so macht es ihnen nur desto mehr Vergnügen. Einmal sagte ein Kaffer, als er einen von uns in gespannter Stimmung sah, „der Mann ist schwach, seine Pfeile treffen nicht, er schießt sie in die Luft ab.“ Da das Wetter neblicht und naß war, so mußten wir uns alle in einem engen schmutzigen Loche zusammenfügen, das weder wind- noch wasserdicht war, während der Rauch des Feuers das Athmen fast ganz unterdrückte. Auf solche Weise einen Regentag zuzubringen, ist ihnen honigsüß. Kochen, essen und schlafen ist sodann das einzige Geschäft. Lesen kann man nicht, um des Rauches willen, und schlafen kann man nicht, um des Lärmens willen. Wir wurden bald unserer mühseligen Lage müde, und entschlossen uns daher nach dem nächsten Viehhofe aufzubrechen, um

eine bessere Hütte daselbst aufzusuchen. Allein diese war wo möglich noch schlechter, und uns blieb nichts übrig, als uns zufrieden zu geben und zur Nachtruhe niederzulegen. Glücklicherweise wurde dieselbe durch den Umstand erleichtert, daß unser treue Diener mit den verlornen Pferden sich vor Einbruch der Nacht wieder bei uns einfand.

Am folgenden Morgen vereinigten wir uns im Gebet zu Gott um seine gnädige Leitung, und dann führten uns die beiden jungen Häuptlinge an ein paar Stellen, welche Islambi zur Niederlassung bezeichnet hatte. Nach dem Urtheil eines Kaffers sind bei der Wahl eines solchen Platzes drei Dinge erforderlich: gutes Wasser, Ueberfluß an Gras und gesunde Luft fürs Vieh. Sie kümmern sich nicht einen Strohhalm um die Beschaffenheit der übrigen Natur und der Aussicht, die man auf der Stelle hat, was indeß für die Empfindung eines Europäers immer sein Gewicht in der Wagschaale der Wahl behält. Wir schlugen nun unser Zelt auf einer Anhöhe auf, die wir im Namen unseres Gottes erwählten, um in seiner Kraft eine Stadt auf dem Berge aufzurichten, die nicht verborgen seyn kann. Die Aussicht von dieser Anhöhe ist weit und herrlich; die Landschaft umher malerisch schön; kleine Bäche schlingen sich von allen Seiten her durch das Thal. Der Boden ist fruchtbar, und die Bevölkerung der Gegend nicht unbedeutend. Hier beschlossen wir nun, das Panier des Gekreuzigten aufzurichten.

Nachdem wir mit den anwesenden Häuptlingen Alles geordnet hatten, machten wir uns auf den Rückweg nach Wesleyville. Nach wenigen Wochen machte uns der alte Islambi mit etwa 40 seiner Kriegsobersten und Räthe daselbst einen Besuch, und in einer feierlichen Versammlung mußten wir nun unsern Bericht erstatten. Diesem hörte Islambi mit gespannter Aufmerksamkeit zu, und nachdem ein paar Einwürfe kurz beantwortet waren, sprach der alte Gesetzgeber: „Hier soll nun das

große Haus von Islambi's Stamme aufgebaut werden, und hier soll nun die Wohnung der Umfondis (Missionarien) seyn;" und alle Anwesenden nickten ihm Beifall zu. So hatten wir mit Gottes Hülfe festen Fuß unter diesem Stamme gefaßt, und damit war uns auch die Thüre in die östlichen Gegenden des Kaffernlandes aufgeschlossen worden. Hinza selbst, der gefürchtete König des östlichen Theiles, hatte erklärt: wenn Islambi einmal Missionarien in sein Land aufnehme, und ihm Nachricht gebe, was für eine Art von Geschöpfen diese Leute seyen, so wolle er auch einen nehmen. Vermuthlich hatte er diesen berüchtigten alten Nachbar als einen solchen betrachtet, welcher unter allen Kafferhäuptlingen gewiß der letzte seyn würde, Lehrer des Christenthums in seinem Lande aufzunehmen, und auch die Kolonisten theilten mit ihm diese Meinung, und machten eben kein Geheimniß daraus, daß man ihn und seine Leute eher von dem Erdboden vertilgen, als ihnen das Wort von der Erlösung bringen sollte. Aber „meine Gedanken sind nicht eure Gedanken, noch eure Wege meine Wege, spricht der HErr der Heerschaaren!"

Okt. 12. Heute machte ich mich, begleitet von einem christlichen Handwerker, auf die ausersehene Missionsstelle auf den Weg, um mit dem Anbau einer Hütte den Anfang zu machen. Um mit unserm Wagen, der die nöthigen Instrumente führte, durchzukommen, mußten wir mit Spaten und Axt ihm das Geleis durch das Gebüsch bereiten. Kurz vor Sonnenuntergang erreichten wir die Stelle, wo weder Obdach noch Einwohner uns noch empfangen konnte, und ließen uns unter einem großen Dornbusche nieder, um uns gegen Regen und Sonnenstrahl zu schützen. Bald erschallte die Botschaft von unserer Ankunft von einem Kraal zum andern, und schon am folgenden Morgen waren Haufen nackter Einwohner um uns her versammelt. Ihr Betragen war freundlich und ihre Ausdrücke tönten schmeichelhaft, indeß hatten wir doch Ursache, ihre Finger nicht aus dem

Auge zu lassen, und dieß ist auch kein Wunder, da sie von ihrer frühesten Jugend an zu diebischen Künstgriffen abgerichtet sind. Wir bestellten daher ein paar aus ihrer Mitte als Wächter, welche auch ihren Auftrag aufs treulichste erfüllten; denn obgleich der Kaffer sich kein Gewissen daraus macht, seinem Nachbar etwas zu entwenden, wenn er kann, so wird er sich doch an dem, was man ihm anvertraut hat, nimmermehr vergreifen, so bald man ihm Zutrauen dazu schenkt. Bald durften wir zu unserer Freude gewahr werden, daß diese neue Missionsstelle, welcher wir zum Andenken an den ehrwürdigen Stifter der Methodistenmission, den seligen Coke, den Namen Mount Coke (Koksberg) beilegten, größere Vortheile darbot, als wir erwartet hatten. An Wasser war ein reicher Ueberfluß, und anbaufähiger Boden genug vorhanden. Auch die Gegend umher ist lebendig und anziehend, und in dem dichten Schilf des Ufers schwärmen die herrlichsten Vögelgattungen umher, welche uns mit ihrem Gesang erquicken. Aber noch waren wir mit dem Aufbau unserer Hütte nicht fertig, als die Regenzeit einbrach, und uns den Aufenthalt im Walde lästig machte. Uns bei Nacht trocken zu erhalten, war gar nicht möglich, und so zogen wir uns heftige Erkältungen zu. Bisweilen sammelten sich die nachbarlichen Schwarzen um uns her, denen ich vermittelst eines Dollmetschers den Weg des Heiles verkündigte. Oft hörten sie mit gespannter Aufmerksamkeit zu, bisweilen aber war ihr Benehmen ungemein störend. Der Kaffer hat ein sehr flüchtiges Gemüth, und auch der kleinste Umstand vermag seine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen.

Nov. 18. Noch fing der Tag nicht zu grauen an, als wilder Kriegslärm uns aus dem Schlafe aufweckte, und Alles in schreckliche Verwirrung setzte. Ein Räuberhaufe aus einem benachbarten Kafferkraal hatte einen Einfall in die Kolonie gemacht. Die Räuber wurden zurückgeschlagen, und eine Kompagnie Soldaten folgte

ihnen

ihnen jetzt auf dem Fuße nach, deren Gewehrfeuer von allen Bergen ertönte. Alles floh unserer Missionsstelle zu, in der Zuversicht, daß die Soldaten keinen Angriff auf dieselbe machen würden. So beunruhigend für uns die Sache war, so bot sie uns doch eine treffliche Gelegenheit dar, eine hochwichtige Lektion uns und unsern Kaffern ins Gemüth zu drücken. Einige Häuptlinge, die mit ihren Leuten zu uns geflohen waren, verlangten von uns zu wissen, ob wir sie gegen Gefahren schützen würden, falls die Truppen nach Mount Coke kommen sollten. Dieß sagten wir ihnen zu, im Falle keine Räuber unter ihnen sich befänden, welche Strafe verdient hätten, indem wir unsere Missionsstation nicht zu einer Freistätte für Diebe machen könnten. Dieß beruhigte sie vollkommen, und sie bezeugten sich sehr dankbar gegen uns. Kriegszüge dieser Art wurden bisher mit der größten Grausamkeit geführt, und es war kein Wunder, wenn Schrecken und Entsetzen Alles ergriff, was um uns her wohnte. Am jämmerlichsten ist in solchen Fällen das weibliche Geschlecht daran, welches der zügellosen Willkühr der Soldaten preisgegeben ist. Die Männer laufen, so gut sie können, mit ihren Heerden davon, ohne nach Weib und Kind zu fragen, welche dem Verderben überantwortet werden. Dabei ist es in hohem Grade auffallend, wie leicht und bald der Kaffer seiner Noth und Sorge los zu werden weiß. Ist die Arbeit des Tages zu Ende, so führt er seine Heerde in den Hof, zündet ein Feuer an, kriecht gemächlich unter einen Busch, und wickelt sich hier behaglich in seinen Schaafpelz ein. Hat er nicht augenblickliche Gefahr zu fürchten, so bringt er den Abend mit scherzhafter Erzählung seiner Abentheuer zu, und legt sich dann zum Schlafe nieder so unbesorgt und ruhig, als ob er von tausend Mann bewacht würde.

IV. Abschnitt.

Duschanis Besuch im Distrikte Albany. Das Kafferngebiet. Die Buffaloberge. Verheerungen der Heuschrecken. Die Buschmannshöhle. Gastfreundlichkeit. Lebensweise.

Der junge Häuptling Duschani, auf dessen Gebiet wir nun eine neue Missionsstation aufzurichten beschäftigt waren, gab uns im Anfang des Jahres 1826 einen neuen Beweis seines aufrichtigen Wunsches, mit seinen Nachbarn, den brittischen Kolonisten, im Frieden zu leben. Einer seiner Kaffern hatte nicht lange zuvor eine Anzahl Pferde auf dem Gebiete der Kolonie gestohlen, und war, als er sie eben zum Verkauf ausbot, als Dieb ertappt worden. Duschani beschloß nun, das gestohlene Gut dem Eigenthümer selbst zurückzubringen. Eine solche Gesinnung konnte uns nur Vergnügen machen, da sie uns zum Beweis diente, daß in seinem Gemüthe ein Gefühl für Recht und Billigkeit erwacht war. Ich erklärte ihm meine Bereitwilligkeit, ihn nach Grahamstadt zu begleiten, um ihn bei den Mitgliedern der dortigen Regierungsbehörde einzuführen, was er mit Freuden annahm, und nun machten wir uns in Begleitung seines jüngern Bruders und einiger seiner Räthe auf den Weg. Der Kommandant der Stadt, Oberst Sommerset, nahm den jungen Häuptling mit seinem Gefolge freundlich auf, und suchte durch Gefälligkeiten nachbarliches Vertrauen zu pflanzen. Sonntags besuchten sie den Gottesdienst in unserer Kirche. Der Anblick der versammelten Gemeinde, die Feierlichkeit des Gottesdienstes und der würdevolle Anstand des Ganzen machte einen unauslöschlichen Eindruck auf sein Gemüth. Ist es möglich, rief er beim Weggehen aus, ist es möglich, daß ein solches Gotteshaus auch in unserm finstern Lande aufgebaut werden kann! Hoch erfreut über alles, was sie in der Kolonie gesehen und gehört hatten, kehrten sie nach einer Woche dankbar wieder nach Hause zurück. Bei unserer Ankunft an den Ufern des Fischflusses war derselbe von heftigen

Regengüssen so angeschwellt, daß er seine Ufer überströmte, und wir uns demnach mehrere Tage gedulden mußten, bis die Fluth sich gesetzt hatte. Die Hitze war niederdrückend, und selbst bei der Nacht zeigte unser Barometer eine Wärme von 103° Fahrenheit im Schatten. Meine Gattinn wurde dadurch sehr unwohl, und auch unser Kind litt ausnehmend an heftigen Fieberanfällen. In dieser Lage mußten wir, entfernt von den Versammlungen der Frommen, in einem wilden, freudenleeren Thale den Sonntag zubringen. Ein undurchdringliches Gebüsch, das sich auf Meilen hin erstreckte, umschloß uns, und das Geräusch des Stromes rollte in unsern Ohren. Kaum hatten die Schatten der Nacht uns überfallen, als das schauerliche Geheul von Elephanten und Wölfen und das widrige Gewimmer der Nachteulen auf allen Seiten ertönte. Ein mächtiger Elephant zog nur wenige Schritte vor unserm Nachtlager vorüber, und eine ganze Heerde seiner riesenhaften Gefährten brach sich in kleiner Entfernung einen Weg zum Flusse, um an demselbigen zu trinken; aber die Hand des HErrn schützte uns, daß uns kein Unfall begegnen durfte. Nach zwei Tagen kamen uns zwei Kaffern, die treffliche Schwimmer waren, über den Fluß herüber zu Hülfe, und der HErr ließ es uns gelingen, unter großer Anstrengung und Gefahr das jenseitige Ufer zu erreichen.

Nun befanden wir uns wieder zu unserer Freude auf dem wilden Kaffernboden. Das Land der Amakosen, das gewöhnlich das Kaffernland genannt wird, ist ein vergleichungsweise kleiner Riemen der Meeres-Küste, der sich von den Grenzen der Kolonie bis zu dem Baschi- oder St. Johns-Flusse erstreckt. Südlich grenzt dasselbe an das Meer, und im Norden wird es von einem hohen Berggürtel umschlossen, der sich bis nach der Delagoabay hinaufzieht und gegen Westen hin einen Theil der Winter- und Buschberge ausmacht. Diese Bergkette ist nur eine kleine Tagreise von Mount Coke

entfernt; sie ist bedeutend über die Meeresfläche erhaben, und ihre Gipfel sind zur Regenzeit Monate lang mit Schnee bedeckt.

Längs dem Fuße dieses Gebirges hin gibt es herrliche Grasplätze, die mit kleinen Wäldchen und einer reichen Mannigfaltigkeit von Pflanzen bedeckt sind. Der Weg führte uns immer höher nach dem Gebirge hinauf, und die große Hitze machte uns das Reisen sehr beschwerlich. Oben auf der Höhe angekommen, streckte sich eine weite Grasebene vor uns aus, die gegen unsere Erwartung nach allen Richtungen hin mit kleinen Dörfchen der Kaffern dicht übersäet war. Auf dieser Hochebene pflegen sie mit ihren Heerden den Sommer zuzubringen, und beim Anbruch der Winterzeit mit denselben wieder in die Thäler hinabzuziehen. Die Weide ist hier ausnehmend reich und gut, und die Luft herrlich. Zahlreiche krystallne Wasserbäche plätschern auf allen Seiten in die Thäler hinab und bewässern den Boden, der bei gehörigem Anbau zu großer Ergiebigkeit gesteigert werden könnte. Die frische und gesunde Luft auf dieser Berghöhe machte uns sehr hungrig, und nach langem Zuge begegneten wir endlich einem Kaffern, der ein wildes Bienennest ausgenommen hatte, und uns jetzt gegen Bezahlung einen Theil seiner Beute anbot. Wir setzten uns nieder, und machten nach Herzenslust ein Mahl von wildem Honig, nach welchem wir den Marsch weiter fortsetzten, bis wir am Abend ein armseliges Dörfchen auf der Anhöhe erreichten. Der kalte, schneidende Wind machte uns ein Obdach in hohem Grade wünschenswerth, aber es stand lange an, bis einer der Dorfbewohner sich entschließen konnte, uns seine elende Hütte abzutreten. Bald riefen wir die Leute zum Gottesdienste zusammen, der ihnen etwas völlig Unbekanntes war. Es ist eine unglaublich schwere Sache, auf eine auch nur einigermaßen verständige Weise mit rohsinnlichen Menschen zu reden, welche von Gott und seinen Eigenschaften, von der unsichtbaren Welt und

ihrer Bestimmung für dieselbe, von ihrem Zustande als Sünder und ihrem Bedürfnisse eines Erlösers auch nicht die geringste Vorstellung haben. Wie oft muß der Bote Christi in einer solchen Lage mit dem großen Heidenapostel ausrufen: wer ist hiezu tüchtig!

Am folgenden Morgen führte uns der Weg zu dem Fuße einer zweiten noch höhern Bergterrasse, die wir zu ersteigen hatten; und nachdem wir uns mit etwas frischer Milch, dem einzigen Nahrungsmittel, das wir erhalten konnten, erquickt hatten, setzten wir jetzt unsere Reise im Namen Gottes weiter fort. Der große Naturreichthum dieser bis jetzt unbesuchten Berghöhen setzte uns in Verwunderung, da er alles übertraf, was wir zu sehen erwartet hatten. Die Bergbewohner waren nicht wenig neugierig, den Grund unseres Besuches kennen zu lernen, und manche derselben betrachteten unsere Schritte mit viel Argwohn, was nicht zu verwundern war, da, wie sie behaupteten, wir die ersten weißen Leute waren, welche den Zug über diese Hochebene unternahmen.

Große Lager von Trappstein (Wacker) bildeten die Hauptmasse des Bodens, ungeheure Massen desselben lagen an manchen Stellen aufgeschichtet umher, und waren uns ein deutlicher Beweis von der zunehmenden Ablagerung dieser Gebirge, deren Gestein nicht selten durch tiefe, senkrechte Sprünge auseinander gerissen war. Der Fuß dieser Gebirge hat einen ausnehmend reichen Boden, der eine große Mannigfaltigkeit junger Pflanzen in der üppigsten Fülle erzeugt. Die Kafferweiber legen daher ihre Gärten gerne an diesen Stellen an, weil sie einen reichen Ertrag ihrer Arbeit auf denselben hoffen dürfen.

Auf der höchsten Spitze dieses Gebirges, die wir allmählig nur mit viel Mühe erreichten, öffnete sich unserm Auge die herrlichste Aussicht bis zur entfernten Meeresküste hinab, die bei klarem Horizont deutlich gesehen werden kann, und über welche viele Hunderte kleiner Kaffer-Kraale ausgestreuet sind. Unstreitig ließe sich

auf diesen Höhen ein herrliches Missionsdorf anlegen, da für den Anbau einer großen Stadt hier alle Materialien in reichem Ueberflusse vorhanden sind. Allein die scharfe Kälte zur Winterzeit wäre für die Eingebornen ein großes Hinderniß, sich bleibend auf diesem Gebirge niederzulassen, was so lange nicht geschehen wird, bis die wachsende Bevölkerung es nothwendig macht, so manche fruchtbare Stelle anzubauen, welche jetzt noch öde und verlassen ist. Wir fingen jetzt an auf der andern Seite des Gebirges, die eben so traurig und unfruchtbar, als die Vorderseite reich und schön ist, hinabzusteigen. Man kann sich kaum eine Vorstellung machen von dem ungeheuren Unterschiede, den dieser schmale Bergrücken in der Gestalt des Bodens nach Norden und nach Süden hin erzeugt. Jetzt lagen nichts als nackte Hügel und sandigte Ebenen vor uns, welche selten eine Spur des Pflanzenlebens erblicken ließen. Die armen Buschmänner waren früher die Besitzer dieser Landesstrecke gewesen, in die wir jetzt eintraten, die nun von allen Bewohnern entblößt ist und eine heulende Wildniß bildet. Auf ihr übt der Löwe und der Panther seine unumschränkte Herrschaft aus, und so wie diese wilden Herrscher seit Jahren unter den Antelopen und dem übrigen Gewild ihre Nahrung aufsuchten, so sind sichtbarlich auch die menschlichen Bewohner dieser Wildniß die Beute ihres Heißhungers geworden. Während auf seinem eigenen Boden der arme Buschmann jeden Tag mit Löwen und Tigern zu kämpfen hatte, waren seine Nachbarn, die Kaffern, wie die Kolonisten, nicht minder furchtbare Feinde, welche seine Weiber und seine Kinder nach Willkühr erwürgten. Wirklich läßt sich kaum eine unglückseligere Lage denken, als der Zustand dieser geächteten Auswürflinge des Menschengeschlechtes war, welche auf jedem Schritte dem tödlichen Geschoß ihrer Widersacher oder dem Rachen der wilden Thiere in der Wildniß sich preisgegeben sehen mußten.

Allmählig führte uns der Weg an den Fuß einer dritten Gebirgskette, hinter welcher einer der größten Ströme des Kaffernlandes, der Keifluß, sich durchzieht, welcher die Grenze zwischen der Kolonie und dem Amatembulande bildet und in östlicher Richtung sich als ein mächtiger Strom in den indischen Ocean ergießt. Seine Ufer waren von wandernden Haufen unglücklicher Flüchtlinge besetzt, welche das Volk der Fiskanen aus ihrer Heimath verjagt hatte. Dieses Räubervolk hatte auch wiederholte Angriffe auf die Tambukistämme gemacht, und bedeutenden Schaden angerichtet. Es war Abend geworden, als wir bei einem kleinen Kafferkraale anlangten, indeß der Mond seine hellen Strahlen über das traurige Dunkel dieser Wildniß verbreitete. Eine Kafferfamilie bereitete gerade ihr Abendessen zu, das aus ein paar Körben saurer Milch bestand, die sie mit süßer vermischten, und wir wurden freundlich eingeladen, an ihrem einfachen Gastmahle Theil zu nehmen. Nach demselben versuchten wir in zutraulicher Weise ihre Aufmerksamkeit auf geistliche Dinge hinzulenken. Sie waren aufmerksam, aber keiner schien an der Sache einen gefühlten Antheil zu nehmen. Als wir unsern Gastwirth um eine Hütte zur Nachtruhe ersuchten, so wußte er uns nur einen offenen Platz im Busche anzuweisen, der mit Baumzweigen umflochten und mit langem Gras bedeckt war. Unser Nachtlager war eben keineswegs beneidenswerth, da Schlangen und Ungeziefer aller Art schon längst ihre Nester unter demselben aufgerichtet hatten. Wir empfahlen uns indeß ruhig der treuen Obhut dessen, der nicht schläft und nicht schlummert, und dessen gnädige Vorsehung Jeden zu schützen weiß, der auf Ihn sein Vertrauen setzt.

Frühe Morgens eilten wir wieder dem Gebirge zu, um auf seinem südlichen Abhange nach der Ebene hinabzusteigen, und auf derselben neue Stellen für die Ansiedlung der Boten Christi im Kaffernlande aufzusuchen. Seit mehreren Tagen hatten wir unter Menschen umher-

gewandelt, welche im ganzen Lande als Straßenräuber und Diebe berüchtigt sind, dennoch hatte uns die Hand Gottes vor ihren Angriffen bewahrt. Beim Herabsteigen von der Höhe stießen wir mit einigen dieser Banditenbanden auf eine bedenkliche Weise zusammen. Ihr wilder Blick und ihr rohes Wesen ist ganz dazu geeignet, das Gemüth des Fremdlings in Schrecken zu setzen. Schon ihr Aeußeres verkündigt in ihnen tiefversunkene Geschöpfe, welche der abscheulichsten Thaten fähig sind; und wir waren daher froh, ihnen freiwillig alles zu geben, was sie von uns verlangten, und sie dadurch in guter Laune zu erhalten, so daß wir ohne bedeutende Belästigung ihren mörderischen Händen entrannen. Die Schlupflöcher dieser Banditen sind in tiefem Gehölze und in fürchterlichen Bergschluchten so versteckt, daß es schwer seyn dürfte, sie aufzufinden, und noch viel schwerer, denselben ohne Gefahr nahe zu kommen. Von diesen Abhängen an ziehen sich alle Flüsse und Bäche dem fernen Meeresufer zu, und ein tausendfach durchbrochenes Land stellt sich von hier aus dem Auge dar, dessen tiefe Klüfte in dichtes Buschwerk eingehüllt sind, in welchem der Elephant und das Flußpferd seine Lagerstätte aufgeschlagen hat. Auf den Hügeln umher, so wie in den tiefern Gründen wächst ein zahlreiches Geschlecht der Mimosen in der üppigsten Fülle, indeß der Lauf der Bäche und der Flüsse mit dem dunkeln Laubwerke verschiedener Baumgattungen bedeckt ist, unter denen sich die schlanke Umkoba (Gelbholzbaum) vor den übrigen auszeichnet. Sie wächst sehr hoch, und liebt das nasse Ufer der Flüsse, ist aber meist von Schlingpflanzen aller Art so umwunden, daß sie die Last derselben kaum zu tragen vermag. In den tiefen Gründen hausen die Euphorbien, welche aus einem geraden 30—40′ hohen Stamme ihre nackten Arme ausstrecken, und bei einem leichten Einschnitt in die Rinde einen starken Saft ausprudeln, der an Farbe und Beschaffenheit mit unserer Milch (Wolfsmilch) viel Aehnlichkeit hat. Dieser Saft ist ausnehmend scharf,

und ein einziger Tropfen desselben verursacht große Schmerzen auf der Haut. Der schönste und größte Baum dieses Landes ist indeß die Erythrina corallodendron, dessen große und herrliche Blüthenstengel durch prächtig rothe Blumen ausgezeichnet sind. Große Schaaren kleiner Papageien und anderer herrlich gefiederter Vögel flattern um diesen Baum her, wenn er in Blüthe ist, um den süßen Saft seiner Blumen zu genießen. Je näher man dem Meeresufer kommt, desto reicher und mannigfaltiger entfaltet sich das Pflanzenleben in den prachtvollsten Erzeugnissen der Natur; und wohl würde der Kenner und Freund derselben auf diesem Boden, wenn er einmal ihn zu betreten wagt, den süßesten Genuß und die reichste Ausbeute finden.

V. Abschnitt.

Eintheilung des Kaffernlandes. Körperliche Beschaffenheit des Kaffernvolkes. Kleidertracht. Die Wohnungen derselben. Ein Kafferndorf. Viehheerden. Zierrathen. Lebensweise der Kaffern. Nahrung derselben. Ihre Antipathieen.

Das Kaffernland erstreckt sich vom Keiskamafluſſe an, welcher dasselbe von der Kapkolonie trennt, bis zu einer unbestimmten Grenze in der Delagoa-Bucht, indeß sein Umfang landeinwärts nicht mit Sicherheit angegeben werden kann. Seine westlichen Grenzen bildet einerseits der Orangefluß von seinem Ursprunge an, der nach einem weiten Laufe zu dem atlantischen Ocean sich hinzieht, und östlicherseits der Mapuda, der sich in die Delagoa-Bucht ausleert. Das Kaffernvolk theilt sich in 4 Hauptstämme ab, welche nach den Traditionen derselben sowohl, als nach andern Aehnlichkeiten ursprünglich nur einer Volksfamilie angehörten. Die Grenzen der einzelnen Ländergebiete, welche von diesen Stämmen bewohnt werden, lassen sich eben nicht mit Genauigkeit angeben, indeß mögen folgende Bestimmungen der Wahrheit ziemlich nahe kommen.

Der Kapkolonie am nächsten liegt das Gebiet der Amakosa-Stämme, deren Oberhaupt der berühmte Hintza ist, und dessen Land sich vom Keiskama bis zum Baschifluſſe ausdehnt. Unter seiner Herrschaft haben sich viele untergeordnete Häuptlinge, Söhne des Islambi und Geika, in das Land getheilt. Da selbst die einzelnen Häuptlinge die bestimmte Anzahl ihrer Angehörigen nicht kennen, so ist es ungemein schwer, auch nur mit einiger Genauigkeit die Bevölkerung dieses Gebietes anzugeben. Nach allgemeinen Berechnungen mag sich dieselbe in diesem westlichen Gebiete auf **150,000** Seelen belaufen, in welche Zahl die Weiber und Kinder mitgerechnet sind. Die männliche Bevölkerung faßt ungefähr **25,000** Köpfe in sich, und somit beliefe sich die Zahl des übrigen Volkes auf **125,000** Seelen. Die Streitkräfte der einzelnen Häuptlinge sind an sich unbedeutend, indeß vermag doch der einzelne, wenn er unter dem Volke beliebt ist, oder den Ruf eines großen Kriegers besitzt, immerhin **12—18,000** Krieger zusammenzubringen, um eine große Unternehmung zu wagen.

Die Amatembu-Stämme, gewöhnlich Tambukis genannt, bilden die zweite große Abtheilung des Kafernlandes. Sie wohnen am Baschifluſſe hinauf, erstrecken sich landeinwärts bis zur Karruwüste, und dehnen sich demnach nördlich und westlich an den Grenzen der Amakosa's aus. Der König dieser Stämme ist Vossani, unter dessen Herrschaft sich mehrere untergeordnete Häuptlinge in das Land theilen. Das Amatembuvolk ist indeß in manchen Stücken von dem Herrscher der Amakosas abhängig, und vermag daher nur in Verbindung mit demselben bedeutende Kriegsunternehmungen zu wagen.

Die Amaponda-Stämme, gewöhnlich Mambukis genannt, bilden die 3te Abtheilung des Landes, deren Gebiet sich vom Baschifluſſe an bis jenseits des St. John, oder Zemwuboflusses erstreckt. Der König desselben ist Fako, unter welchem sich mehrere Häuptlinge in das Land theilen. Fako ist ein Regent von großem Ansehen

unter dem Kaffernvolke; er besitzt viele Geistesgaben und wird von den benachbarten Stämmen sehr gefürchtet.

Die vierte und letzte Landesabtheilung haben die Zulah-Stämme inne, welche hauptsächlich um Natal her wohnen, und sich vom Um Zimvubo bis zur Delagoa-Bucht hinauf und landeinwärts bis zu den Quellen des Orangeflusses und zum Beschuanenlande hin ausdehnen. Diese Zulah-Stämme theilen sich in 2 Zweige ab, von denen der eine unter seinem Oberhaupte Dingaan, dem Nachfolger des großen Eroberers Dschaka, die Natal-Gegenden bewohnt, indeß der andere Theil unter dem Fürsten Matakatzi die Hochebenen inne hat, und sich bis gegen die Delagoabay ausdehnt.

Ich glaube, ohne Widerspruch zu fürchten, behaupten zu dürfen, daß das Kaffernvolk seiner körperlichen Beschaffenheit nach einen ungemein schönen und gutgebauten Menschenschlag darstellt; viele von ihnen sind schlank gewachsen, stark und ungemein kräftig, so wie auch ihre ganze Lebensweise eine Festigkeit des Benehmens und ein freies männliches Wesen beurkundet, das jene Aengstlichkeit und Menschenscheu nicht kennt, die man gewöhnlich unter uncivilisirten Völkern antrifft. Männer von 6 Fuß und darüber sind nicht selten unter ihnen anzutreffen, und eine krüppelhafte Gestalt wird nicht leicht unter ihnen gefunden. Ich wage es nicht, die besondern Ursachen aufzusuchen, denen sie ihre riesenhafte Körperkraft, so wie ihr wohlgestaltetes Aeußeres zu verdanken haben; indeß sind manche Ursachen unter ihnen nicht anzutreffen, welche so oft unter gebildeten Völkern die freie Entwicklung des Körpers verhindern. Ihre Nahrung ist ungemein einfach; ihre körperlichen Uebungen befördern in hohem Grade die Gesundheit; ihre Gliedmaßen sind nicht in weiche Kleider eingehüllt; die Luft ihrer Heimath ist rein, und ihr Körper noch nicht durch berauschende Getränke, die sie bis jetzt nicht kennen, vergiftet. Sie essen, wenn sie hungrig sind, und schlafen, wenn die Natur es fordert. Möchten wir sie auf die

gleiche Weise von jenen rohen Ausschweifungen der Wollust freisprechen können, welche so manche frühere Reisende unter ihnen nicht gefunden zu haben behaupten; allein man darf nur einige Zeit unter ihnen zugebracht haben, um die traurige Ueberzeugung zu gewinnen, daß auch die Kaffern nicht minder sittlich verwüstet sind, als dieß bei den übrigen Heidenvölkern der Fall ist.

Obgleich seine Farbe ziemlich schwarz ist, hat doch der Kaffer mit dem afrikanischen Neger kein anderes körperliches Merkmal gemein, und seine Gesichtsbildung kann, die Hautfarbe abgerechnet, auch der schönsten europäischen Gestalt gleich gestellt werden. Das weibliche Geschlecht ist indeß nicht so wohl gestaltet, wie das männliche. Ihr Wuchs ist klein, und ihr stark gegliederter, unbehülflicher Körperbau trägt wenige Merkmale des weiblichen an sich; indeß sie ihrer Gestalt nach vom Negergeschlechte eben so sehr, wie von der Hottentottenrace sich unterscheiden. Die Gemüthsart des weiblichen Geschlechts ist gutmüthig, heiter und lebhaft, ihr Benehmen ist frei, und Scheu vor andern so wie das Schamgefühl ist ihnen unbekannt.

Der Anzug der Kaffern besteht meist aus Thierfellen, welche sie sehr weich und biegsam zu machen wissen. Diese lederne Bedeckung wird an den Schultern angehängt, und reicht gewöhnlich bis zum Fuße hinab. Wird ihnen die Kleidung lästig, so tragen sie kein Bedenken, dieselbe abzuwerfen und nackt umherzugehen, und um ihren Körper gegen die brennenden Sonnenstrahlen zu sichern, wird derselbe vom Kopf bis zu den Füßen mit Thierfett reichlich getränkt; ein Umstand, welcher die Unreinlichkeit in hohem Grade befördert. In der heißesten wie in der kältesten Jahreszeit bleibt der Kopf unbedeckt, so lange sie nicht Krankheit nöthigt, den Kopf mit einem Pelz zu überziehen. Selbst das Haar, das ihnen die Natur reichlich gegeben hat, pflegen sie auf dem Scheitel rein abzuscheeren, was wohl die Meisten auch darum thun, um des Ungeziefers los zu werden,

das sie Tag und Nacht beunruhigt. Sie gehen meist barfuß einher, und nur auf Reisen wird ein Stück Leder als Fußsohle gebraucht, und leicht mit ein paar Maschen an den Zehen angeheftet.

In früherer Zeit soll kein Kaffer ohne Mantel und Schurz je gesehen worden seyn, und erst in der neuern Zeit haben dieselben angefangen dieses Zeichen des Anstandes abzulegen und sich kein Bedenken zu machen, in gänzlicher Nacktheit vor Andern zu erscheinen. Diese Sitte scheint durch die Vorstellung entstanden zu seyn, daß sie die Körperbedeckung für etwas Weibisches halten, was mit der wilden Kriegersitte sich nicht reimen mag, in welcher sie ihre Ehre suchen. Indeß läßt sich nicht läugnen, daß eine zunehmende sittliche Verwilderung gar viel dazu beitrug, daß die Kaffern angefangen haben, ihre Ehre in der Schande zu suchen. Manche Reisende glaubten in diesem Umstand einen Grund anzutreffen, die Kaffern als ein unschuldiges Geschlecht von Naturkindern zu schildern, welche mit den rohen Ausschweifungen noch gänzlich unbekannt sind, die man so oft unter gebildeten Völkern antrifft; allein ein solcher Schluß ist in hohem Grade täuschend, und man darf ihr geselliges und häusliches Leben nur kurze Zeit beobachtet haben, um die schmerzliche Ueberzeugung zu gewinnen, daß das grauenvolle Bild sittlicher Verwüstung, welches der Apostel Paulus Röm. 1, 24—32. von den Heiden überhaupt entworfen hat, auch dem Kaffernvolke keineswegs fremde ist.

Die Kafferhütte ist von der einfachsten Art, und in jeder Hinsicht ungleich geringer, als man sie unter den Boschuanen antrifft. Eine Reihe hoher und gerader Baumzweige wird in einer Kreislinie in den Boden gesteckt, und die Spitzen derselben oben zusammen gebunden, indeß ein leichtes Dach von Gesträuch die Hütten gegen die Regengüsse schützt. Das Innere derselben wird mit Lehm und Kuhdünger überstrichen, und jetzt steht das Haus, einem Bienenkorbe vollkommen ähnlich, voll-

endet da, um eine zahlreiche Familie in sich aufzunehmen. Nur ein schmales Loch ist an der Seite angebracht, durch welches die Bewohner in sie hineinkriechen, und da weder Kamin noch Fenster in ihr zu finden ist, so muß dieser Eingang zugleich als Oeffnung für den Rauch dienen. Selten ist der Durchschnitt des innern Raumes über **12—15** Schuh groß, der mit trockenem Gras bedeckt wird, um als Lager zu dienen. Um die Hütte her werden Dornbüsche gelegt, um das Vieh von ihr abzuhalten, und im Nothfall als Vertheidigung gegen einen Angriff zu dienen. Zwischen den Wohnungen der Gewalthaber und der Geringsten im Volke findet kein wesentlicher Unterschied statt; nur daß den erstern mehrere solcher Hütten zu Gebote stehen, welche von ihren Weibern und Kindern bewohnt werden. Ein jedes Weib, sobald sie sich verehlicht, ist genöthigt, sich ihre eigene Hütte aufzubauen, und selbst die Gemahlinn des Königs ist von diesem Geschäfte nicht freigesprochen, obgleich ihr dabei mehr Hände zu Gebote stehen, als dem gemeinen Kaffernweibe. Da die Aufrichtung dieser elenden Hütten nur geringe Mühe kostet, so trägt der Kaffer keinen Augenblick Bedenken, sie zu verlassen oder niederzureißen, so bald sein umherziehendes Hirtenleben es rathsam macht, andere Weideplätze für seine Heerde aufzusuchen. An häusliche Bequemlichkeiten wird dabei keinen Augenblick gedacht. Da die Witterung meist warm und angenehm ist, so wird der Tag immer vom frühen Morgen an in freier Luft zugebracht; und nur die Finsterniß der Nacht, schlechtes Wetter oder Krankheit vermag sie länger in ihrer Hütte zu halten. Ist dieß nun wegen Krankheit nothwendig, so ist ihre Lage wahrhaft jämmerlich.

Ein Kafferdorf (Umzi), gewöhnlich von den Holländern in ihrer Sprache „Kraal" (Viehstall) genannt, ist aus **6—12** solcher armseligen Hütten und ein paar Viehhöfe zusammengesetzt. Letztere machen unstreitig die wichtigste Stelle des Dorfes aus, und an sie wird die

ganze Aufmerksamkeit der Dorfbewohner gewendet. Diese Viehhöfe sind große Umzäunungen, um welche die Hütten der Einwohner aufgerichtet werden, so daß sie dieselben stets im Auge haben, und jeden Augenblick gegen Angriffe schützen können. Selten werden Gärten oder Kornfelder bei diesen Dörfern angelegt, um dieselben zu verschönern; auch wird bei ihrer Anlage nur das dringendste Bedürfniß der Einwohner in Rechnung gebracht. Keine Blume findet in einem Kaffergarten eine Stelle; auch halten sie es bei dem häufigen Wechsel ihrer Wohnstätten nicht der Mühe werth, irgend eine Art von Bäumen zu pflanzen. Für Naturschönheit hat überhaupt der Kaffer so wenig Sinn, daß er kein Bedenken trägt, um der geringsten Ursache willen die schönsten Frucht- und Schattenbäume umzuhauen. Statt für ihre Niederlassung eine Stelle auszusuchen, welche durch ihren natürlichen Reiz das Auge ergötzt, begräbt sich der Kaffer am liebsten in tiefen Felsenschluchten, in denen er nichts als nacktes Gestein vor sich zu sehen vermag.

Der Wohlstand dieses Volkes besteht nicht in viel Gold und Silber oder Edelgestein, denn solche Dinge, welche der gebildete Europäer mit der größten Begierde sucht, haben für ihn nicht den geringsten Werth; vielmehr sind es große Viehheerden, welche der Kaffer als den wünschenswerthesten Reichthum betrachtet, und die Vermehrung dieser Heerden so wie die Mittel, sie gegen Raub zu sichern, bilden die erste und vornehmste Sorge seines Lebens, die ihn bis zum letzten Hauche seiner irdischen Laufbahn beschäftigt. Sein ganzes Herz steckt in seiner Heerde, und sie ist der einzige Gegenstand, dem seine angestrengtesten Bemühungen gelten; auch ist er mit jedem Kopfe dieser Heerde wenigstens eben so vertraut, als er es mit den Gesichtern seiner Kinder ist. Selten habe ich einen Kaffer Thränen vergießen sehen, als wenn sein Häuptling ihm ein paar Glieder seiner gehörnten Familie entwenden wollte; dieß zerreißt ihm

das Herz, und erzeugt größern Schmerz in seiner Seele, als der Verlust seines Weibes und seiner Kinder thun würde.

Korallen, vergoldete Knöpfe und eherne Ringe nehmen die nächste Stelle nach seinen Heerden ein; und diese vertreten die Stelle des Goldes und Silbers, und sind die Mittel des wechselseitigen Verkehrs unter dem Kaffernvolke. In früherer Zeit bestand der Tauschhandel ausschließend in Vieh; seitdem aber die Thüre zur Ausfuhr ihrer Handelsartikel nach der Kolonie geöffnet ist, sind auch Viehhäute und Elfenbein gangbare Artikel geworden. Mit dem Elephantenzahne wußten sie früher nichts anderes zu machen, als Ringe allerlei Art zu Zierrathen für ihren Körper aus demselbigen zu schneiden; da nun aber derselbe einen guten Markt an den Grenzstätten gefunden hat, so ist diese Art von Schmuck fast ganz unter dem Volke verschwunden. Auch Schaafe, Ziegen und Pferde sind in neuerer Zeit in das Land eingeführt worden, nachdem seit Jahrhunderten nur der Rücken des Ochsen zum Tragen der Lasten gebraucht worden war. Jetzt begegnet man da und dort, besonders unter den Amatembu-Stämmen, kleinen Ziegenheerden, welche von Zeit zu Zeit aus der Kolonie hieher versetzt wurden; auch Pferde sind in einzelnen Kraals anzutreffen, und besonders haben die jungen Häuptlinge eine große Vorliebe für sie gewonnen, und kleine Stutereien angelegt. Dafür werden sie auch von den Alten tüchtig gescholten, welche ihnen vorwerfen, daß die Jungen ihre Beine nicht mehr gebrauchen können. „So war es in unsern frühern Tagen nicht, bemerkte einer derselben; wir machten uns nichts daraus, weite Fußreisen zu machen, und unsere Beine auf der Jagd anzustrengen. Aber die Zeiten und die Sachen haben sich gegen früher geändert."

Die Lebensweise der Kaffern ist wahrhaft patriarchalisch, und ihre Nahrung äußerst einfach. Letztere besteht in Milch, die sie, wie die Araber der Wüste, nur

in

in ihrem geronnenen sauern Zustande anwenden. Sie pflegen dieselbe in ledernen Säcken gähren zu lassen, deren Anblick für den Fremdling ungemein schmutzig und eckelhaft ist. Frische Milch wird nur den kleinen Kindern gegeben. Neben der sauern Milch gehört ein Korb voll gesottenen Kornes zu ihrer täglichen Nahrung. Das Korn, das die Völkerstämme Süd-Afrika's gewöhnlich pflanzen, ist eine Art Hirse oder Guiana-Korn, das sie auf verschiedene Weise zubereiten, gewöhnlich aber für den täglichen Gebrauch nur abzusieden pflegen. Auf diese Weise wird es dann in kleinen Körben aufgetragen, und Jeder bedient sich jetzt desselben, indem er statt des Löffels seine Hand dazu gebraucht. Auch indisches Korn, so wie Kürbisse und andere Gemüsearten werden bisweilen gepflanzt, jedoch keineswegs in bedeutenden Vorräthen. Ebenso wächst auch eine Art von Zuckerrohr, Imfe genannt, in großem Ueberflusse, das die Eingebornen wegen seines süßen Saftes sehr lieben. Bisweilen wird ein Absud von Zuckerrohr gemacht, um ihr Hirsengericht damit zu versüßen. Setzt man zu diesen Nahrungsmitteln noch die Fleischspeise hinzu, die sie jedoch nur bei besondern Anlässen zu sich nehmen, so ist der Küchenzettel dieses starken und wohlbeleibten Volkes vollständig gemacht. Selten halten sie mehr als eine Mahlzeit des Tages, und zwar am Abend, eine Stunde vor Schlafengehen, indem den Tag über nur bisweilen ein Schluck saurer Milch genommen wird.

Da ihnen zu ihrem Glück der Gebrauch berauschender Getränke fast noch ganz unbekannt ist, so sind sie auch von den körperlichen Uebeln größtentheils befreit, welche unter andern Völkern diesen verpestenden Getränken auf dem Fuße nachfolgen. Sie kennen nur eine Art von Meth, welche sie bereiten, wenn sie wilden Honig genug haben, und von dem sie sodann im Uebermaße genießen. Dabei ist es in hohem Grade zu beklagen, daß ungeachtet des ausdrücklichen Verbotes und aller Vorsichtsmaßregeln von Seiten der brittischen Regierung den-

noch die habsüchtigen Branntweintrödler den Weg nach den Kafferngrenzen zu finden wissen, um die Freude zu genießen, einen Kaffer mit ihrem Giftgetränke zu berauschen, und so allmählig sich den Weg für dasselbe nach dem Kafferulande zu bahnen. Mehrere junge Häuptlinge haben dadurch bereits eine Leidenschaft für den Branntwein gewonnen, den sie nur erst vor wenigen Jahren noch zu berühren nicht gewagt haben würden; und stünde es in ihrer Gewalt, größere Vorräthe desselben zu erhalten, so müßte Tumult, Feindseligkeit, Verarmung und unaufhörliches Blutvergießen die unausbleibliche Folge davon seyn. Leider fehlt es eben nicht an Thatsachen, die es beweisen, daß den Bemühungen dieser Branntweinhändler, berauschende Getränke im Lande einzuführen, nicht bloß Gewinnsucht, sondern öfters noch die schändlichsten Beweggründe zu Grunde liegen, indem sie die Anwurzelung dieses Hanges zur Trunkenheit für das sicherste Mittel halten, auch ohne öffentlichen Krieg dem Kaffernvolke ein Ende zu machen. Ebenso haben die brittischen Nachbarn auf den Kafferngrenzen eine schmutzige Krankheit verbreitet, welche unsern Landsleuten zur Schmach gereichen muß, und ganz darauf berechnet ist, den armen Kaffer, der von ihr angesteckt ist, in das tiefste Elend hinabzustürzen.

Bemerkenswerth ist, daß die Kaffern kein Schweinfleisch genießen, und demnach auch kein Schwein in ihren Kraals zu finden ist. Zwar gibt es eine Art wilder Schweine im Lande, deren Fleisch sie ohne Bedenken zu sich nehmen, aber vor unserem zahmen Schweine schaudert der Kaffer mit sichtbarem Eckel zurück. Auch das Kalbfleisch gehört höchst selten zu seinen Gerichten, nicht als ob er eine Abneigung gegen diese Speise hätte, sondern weil ein entschiedener Widerwille in ihm ist, ein Kalb zu schlachten. „Würde ich dieß thun, sagte einer derselben mit großem Nachdruck, so würde der Zuwachs meiner Heerde bald ein Ende haben.“ Federvieh irgend einer Art wird im Kafferulande nicht erzogen. Auch

ſcheinen ſie ein ſtarkes Vorurtheil gegen den Genuß von Eiern zu haben. Nicht minder trägt der Kaffer Bedenken, das Fleiſch vom Elephanten anzurühren, wie hungrig er auch ſeyn mag, obgleich ſeine Grenznachbarn, die Beſchuanen, dasſelbe mit Heißhunger verzehren. Begierig, die Urſache hievon zu erfahren, fragte ich einen derſelben nach dem Grunde dieſer Abneigung, worauf er mir antwortete: iſt doch der Elephant beinahe ebenſo geſcheit, wie der Menſch, wie wäre es billig, ihn zu einer Speiſe für die Menſchen zu machen?

Eben ſo wenig werden Fiſche auf den Tiſchen der Kaffern angetroffen, und wohl könnten ſie ſich eher entſchließen, Schlangen zu eſſen, als daß ſie dazu gebracht werden könnten, dieſe Bewohner der Tiefe zu koſten. Einige Stämme ſetzen ſogar die Fiſche in die Klaſſe von Schlangen. Obgleich daher die Meeresküſten ihres Landes von Fiſchgattungen aller Art wimmeln, ſo denken ſie doch nimmermehr daran, einen Fiſcherhaken oder ein Netz auszuwerfen, und ſind auch in dieſer Kunſt ganz ungeübt. Der Grund hievon iſt wohl zunächſt dieſer, daß ſie nur ſelten in der Nothwendigkeit ſich befinden, ſich außerhalb ihres Bodens nach andern Lebensmitteln umzuſehen. Ihre fetten, weiten Weideplätze verſchaffen ihnen Milch und andere Nahrungsmittel in vollem Ueberfluß, ſo weit ſie derſelbigen bedürfen, und ihre einfache Lebensweiſe, die ſich mit Wenigem begnügt, weiß ebendarum das Bedürfniß allenthalben auf dem nächſt gelegenen Boden zu ſtillen.

VI. Abſchnitt.

Jagdliebhaberei der Kaffern. Unglücklicher Zuſtand des weiblichen Geſchlechts. Die Gerichtsbarkeit. Geringſchätzung des Menſchenlebens. Raubſucht. Glaube an Zauberei. Einfluß der Zauberer. Grauſame Strafen. Gänzliche Verdunklung aller religiöſen Erkenntniß. Dringendes Bedürfniß der Erleuchtung durch das Evangelium.

Gleich allen andern barbarischen Völkern in heißen Himmelsstrichen, lieben auch die Kaffern ein träges Leben, und rüstige Thätigkeit im Geschäft ist eben nicht ihre Sache. In Friedenszeiten beschäftigen sich die Männer hauptsächlich mit ihren Viehheerden; sie besuchen ihre Freunde, um Geschenke von ihnen einzuholen, und streichen im Lande von einem Kraal zum andern umher, um nach Neuigkeiten zu fragen. Ein jeder Kaffer ist zugleich ein Soldat, und von früher Jugend an dazu abgerichtet, seinen Schild zu gebrauchen. Da aber die Erweiterung ihres Gebietes nur selten ein Gegenstand ihrer Kriege ist, so geschieht es nicht häufig, daß alle Männer ins Feld gerufen werden; indeß muß sich doch ein Jeder zur Verfügung des Häuptlings bereit halten, so oft das Vaterland seine Dienste fordert. Die Jagd ist eines seiner Lieblingsvergnügen, obgleich vielleicht in keinem Theile Südafrika's das Gewild so selten ist, als im Kafferulande, indem ein Hase oder ein Rehbock kaum aus seinem Schlupfwinkel im Walde hervortreten darf, ohne sogleich gejagt zu werden. Haufen hungriger Hunde begleiten daher den Kaffer, wohin er immer gehen mag. Die zahllosen Schwärme dieser Thiere, die man allenthalben antrifft, sind eine wahre Plage für das Land. Unsere Missionsstationen haben häufig von ihrer zudringlichen Gefräßigkeit viel zu leiden; da sie nämlich unsere kleine Schaaf- und Ziegenheerde, so wie unser Geflügel vom Gewilde des Waldes zu unterscheiden nicht gewöhnt sind, so fallen diese ihrem Heißhunger häufig zur Beute anheim. Wollten wir vermittelst der Häuptlinge Maaßregeln gegen diesen Unfug veranlassen, so würden die Leute beleidigt, und wir wären in Gefahr, unsern Einfluß auf ihre Herzen einzubüßen. Am meisten Vergnügen bereitet dem Kaffer die Elephantenjagd, zu welcher bisweilen große Volkshaufen aufgefordert werden, welche mehrere Tage lang die dichten Wälder durchstreifen. Das Geschrei der Jäger und das Heulen der Hunde, das von allen Bergspitzen wiederhallt, ist in solchem Falle fürch-

terlich. Haben sie eine Elephantenheerde im Gebüsch aufgejagt, so werden zwei bis drei Thiere aus derselben zur Beute ausersehen. Mit einer Furchtlosigkeit, welche Staunen erregt, nähern sie sich mit ihren Wurfspießen den Schlachtopfern, treiben mit denselben eine Zeitlang ihr Spiel, und wissen mit der größten Behendigkeit ihren Angriffen auszuweichen, bis sie endlich von einer Menge von Speeren zu Boden geworfen werden.

Unter den meisten barbarischen Völkern ist das Loos des weiblichen Geschlechtes wahrhaft beklagenswerth, und dieß ist auch im Kaffernlande der Fall. Die Frauen werden als willenlose Sklavinnen des Mannes behandelt, und sind zu den härtesten Arbeiten verurtheilt. Dennoch hat sie die Gewohnheit zu zufriedenen Geschöpfen gemacht, und sie bringen gewöhnlich ihr Leben in fröhlicher Munterkeit zu, bis sie unter der Last der Altersschwäche zusammensinken. Kaum haben sie die mittlere Stufe ihres Lebens erreicht, so fängt gewöhnlich ihre Kraft zu schwinden an, und im Gefühle gänzlicher Entkräftung geben sie den Geist auf. Wohl zeigt sich in keinem Falle deutlicher, wie sehr das Heidenthum die Ordnung der Natur und die Bestimmung des Menschen umkehrt, als in dem Umstande, daß in allen Heidenländern das schwächere Geschlecht durchgängig dazu verurtheilt ist, die schwersten Lasten zu tragen, und daß das Weib als ein Wesen geringerer Art angesehen und behandelt wird, das mehr dem Thier- als dem Menschengeschlechte angehört. Wirklich pflegt auch der Kaffer in der Unterhaltung sein Weib auf die gleiche Linie mit seinem Packochsen zu stellen, und die tägliche Erfahrung liefert der traurigen Beweise genug, wie er die erstere kaum so hoch anschlägt wie den letzten. Auch ist die Art, wie er sein Vieh zu behandeln pflegt, ungleich milder als die Behandlung, welche die Gefährtinn seines Lebens erfahren muß. Alle Geschäfte des Tages, alle Arbeiten auf dem Felde und in der Haushaltung, alle Sorgen des Unterhaltes, alle Lasten des Lebens

liegen auf ihren Schultern, und man sieht sie häufig mit ein paar säugenden Kindern auf den Rücken gebunden nach dem Walde gehen, um Holz zu fällen, oder den harten Boden mit einem schlechten Werkzeuge aufbrechen, um ihn anzupflanzen, oder von weiter Entfernung her Wasser zu ihrer Hütte herbeischaffen.

Die Kaffernhäuptlinge sind in allen Fällen so wohl Gesetzgeber als Richter, indeß die alten Männer des Stammes eine Art von Schiedsgericht bilden. Ihre gerichtlichen Verhandlungen sind öffentlich, und ein Jeglicher hat den Zutritt zu denselbigen. Die streitenden Parthien erscheinen persönlich, und führen ihre eigene Sache; denn ein jeder Kaffer ist sein eigener Advokat. Wirklich ist auch nicht selten der natürliche Fluß der Beredtsamkeit, womit sie ihre Vertheidigung führen, bewunderungswürdig. Der Anstand fordert, daß keiner in seiner Rede unterbrochen werde, sollte sie auch mehrere Stunden lang dauern. Sein Gegner hört indeß mit gespannter Aufmerksamkeit zu, und kommt nun die Rede an ihn, so weiß er den gehaltenen Vortrag Punkt für Punkt mit ausnehmender Fertigkeit zu beantworten. Ihr Ausdruck ist bei solchen Anlässen gewöhnlich stark und kräftig, und die Art ihres Vortrags männlich und würdevoll. Ihrer Gesetze sind, wie bei wilden Völkern überhaupt, nur wenige, und diese sind sehr einfach. Da indeß die Quelle, aus welcher sie entspringen, verderbt, und die Hand, welche sie handhabt, in hohem Grade unrein ist, so geschieht es nur selten, daß durch sie der Unschuldige gegen Unrecht und Gewalt geschützt, und der Schuldige bestraft wird. Gewalt und Ungerechtigkeit sind daher allgemein herrschend, und gehören zu den schreienden Sünden des Landes. Diebstahl, Ehebruch, Mord und Zauberei bilden den Hauptinhalt ihres gerichtlichen Verzeichnisses. Letztere tritt in tausend furchtbaren Gestalten unter dem Volke auf, welche gespensterartig ihre Gemüther beunruhigen und umhertreiben.

Da sie mit der Unsterblichkeit der Seele unbekannt sind, und keine richtige Vorstellung haben von dem Zustande in der zukünftigen Welt, so wird auch das Menschenleben vergleichungsweise nicht hoch angeschlagen, und der Mord selten oder nie mit dem Tode bestraft, es sey denn, daß er an einem Häuptlinge verübt worden wäre. In allen andern Fällen kömmt der Mörder, selbst wenn er absichtlich und frevelhaft sein Verbrechen begeht, mit einer kleinen Geldstrafe davon, welche durch die Bedeutsamkeit des Mannes bestimmt wird, mit dessen Blut er seine Hände verunreinigt hat. Noch viel unbedeutsamer ist die gewaltsame Ermordung einer Person vom weiblichen Geschlecht. Vor ihrer Verheirathung wird sie als eine Art verkäuflicher Waare betrachtet, nach derselben bedauert der Ehegatte ihren Verlust, so wie der Meister einen Sklaven ungern verliert, den er um Geld gekauft hat. Sollte sie eine Wittwe werden, so ist ihr Zustand wahrhaft jämmerlich, indem kein Mensch sich um sie kümmert und gegen Gewaltthat beschützt. Viele dieser armen Geschöpfe sterben frühe dahin, ohne daß je ein Auge um sie geweint hätte; und kaum hat die Seele die körperliche Hülle verlassen, so wird diese in den Wald hinaus geworfen, um ungestört von den wilden Thieren aufgezehrt zu werden.

Die meisten afrikanischen Völkerstämme, mit denen wir bis jetzt bekannt geworden sind, sind ein raubsüchtiges Geschlecht. Und obgleich der Kaffer nicht dieselben Antriebe zum Menschenraub und zur Plünderung hat, wie die Maningos, die Fullahs und andere Völker im westlichen Afrika, wo der Sklavenhandel mächtige Reize zu solchen Verbrechen darbietet, so bildet doch die Neigung zur Dieberei einen Hauptzug in dem Charakter des Kaffernvolkes. Unehrlichkeit liegt so tief in seinem Gemüth, und die Macht des Reizes, Andern das Ihrige zu nehmen, ist so groß, daß der Kaffer kein Bedenken trägt, selbst seine besten Freunde zu bestehlen. Es ist ein großer Irrthum, wenn man gewöhnlich glaubt,

daß er diesen Hang zur Plünderung nur gegen seine weißen Nachbarn, die Kolonisten, auslasse, und daß Pulver und Blei die besten Mittel seyen, ihm diese Lust zu vertreiben. Diese Zerstörungsmittel sind lange genug gegen das Kaffernvolk angewendet worden, daß nicht selbst der trotzigste Widersacher des Evangeliums zur Ueberzeugung gebracht seyn könnte, daß es etwas mehr, als dieß bedarf, um den Kaffer zu einem ehrlichen Manne zu machen.

Ein anderer finsterer Plagegeist, welcher das Kaffernvolk in steter Furcht des Todes hält, ist ihr Glaube an Zauberei und an Zauberer, welche die unbedingteste Macht über Häuptlinge und Volk ausüben. Die Fälle kommen gar häufig vor, daß oft um der geringsten Ursache willen durch Betrüger dieser Art ein ganzer Volksstamm aufgejagt, und viele Familien in augenscheinliche Todesgefahr versetzt werden. An einem Morgen vernahm ich, daß viele Einwohner unweit Mount Coke sich versammelt hätten, um die Entscheidung eines Zauberers zu vernehmen, welcher den Verbrecher entdecken sollte, der durch Zaubermittel einen der Häuptlinge krank gemacht hätte; und alsobald machte ich mich auf den Weg, um der Versammlung beizuwohnen. Die Gegend umher stand gerade in ihrem schönsten Schmuck, und die zahlreichen angebauten Gefilde, die zur nahen Ernte heranreiften, verbreiteten das Bild eines reichen Ueberflusses nach allen Seiten hin. Als ich dem Dorfe nahe kam, bot sich mir bald ein ganz anderer Anblick dar, welcher mitten in der üppigsten Natur den Menschen im tiefsten Verfalle darstellte. Ein gemischter Haufe von Menschen beiderlei Geschlechts, Alte und Junge, standen hier bei einander, und ihr Anblick machte in meinem Herzen die Empfindung rege, als ob ich unter einen Gespensterhaufen einer schwarzen Todesnacht hineingetreten wäre. Kaum läßt sich ein ergreifenderer Anblick denken, als dieser war; und heißer Dank stieg in meiner Seele gegen den Vater der Barmherzigkeit auf,

der mich nicht in diesen Vorhallen des Höllenreiches, sondern in einem christlichen Lande geboren werden ließ. An einem sanften Abhange war in der Gestalt eines Halbmondes der Volkshaufe, den Hütten gegenüber aufgestellt, im Hintergrunde desselben standen die Weiber und Töchter, welche mit ihren Händen klatschten, und aus aller Macht brüllten, indeß in den Vorderreihen die Männer unter fürchterlicher Verzerrung ihrer Gesichtszüge ihre Lanzen in der Luft schwangen, und mit dem Fuße den Boden stampften. Der Zauberer, ein Fingu, saß in einiger Entfernung in einer Hütte, begleitet von acht Eingebornen, welche seinen Zug bildeten. Mehrere Stunden lang harrte das Volk sehnsuchtsvoll des Augenblicks, wo der gefüchtete Mann hervortreten und die Sache entscheiden werde. Endlich nach 3 Stunden ward seine Ankunft verkündigt, und Jeder floh auf seinen Posten, indeß ihr lautes Gebrüll auf allen Bergen wiederhallte. Langsamen und gemessenen Schrittes rückte die furchtbare Prozession, der Zauberer in ihrer Mitte, heran, und als sie etwa 30 Schritte von der Versammlung entfernt war, machte sie Halt, und der Held des Tages trat hervor, eine abscheuliche Gestalt, die vom Kopf bis zu den Füßen mit Fett und rother Erde übertüncht war. Die eine Seite seines Gesichtes war roth, die andere kohlenschwarz angestrichen. Die Haut eines wilden Thieres hing um seinen Nacken, und über seine Stirne herab wedelte ein Schakalenschwanz. Nach viel häßlichen Verzerrungen seines Gesichtes und Körpers rief er jetzt brüllend aus: laßt mich sehen den Lohn meiner Weisheit! wo sind die Ochsen, die mir für meinen Dienst gegeben werden sollen? Seine Forderung wurde augenblicklich befriedigt, und noch dazu eine Anzahl von Korallenschnüren ehrfurchtsvoll zu seinen Füßen niedergelegt. Man hatte allgemein gehofft, er werde bei diesem Anlasse den Verbrecher riechen und dem Volke nennen; aber vergeblich. Eine Todesstille entstand, und jetzt fing der Mann eine feurige

Rede an, welche gleich einem Gottesspruch vom Volke angehört wurde. Endlich erklärte er, daß die Krankheit des Kriegers einem alten Weibe zuzuschreiben sey, welche auch ihren Mann bezaubert habe, so wie dem Bruder des Kranken, den der Zauberer beschuldigte, ein Stück von der Leber des Kranken in einem Sacke in einer Ecke seiner Wohnung aufbewahrt zu haben. Alsobald trat der Angeklagte vor, und rief tief bewegt mit lauter Stimme: Ist nicht der Kranke mein Bruder? was sollte mich bewegen können, an meinem Bruder mich zu vergreifen? Wie kannst du das beweisen, dessen du mich beschuldigst? Der Betrüger gab auf diese Fragen keine Antwort, sondern zog sich so schnell wie möglich zurück, und das Volk theilte sich jetzt in zwei Parthien, von denen die, welche es mit ihm hielt, die schwächere war. Nun fiel die ganze Wuth auf die arme Wittwe zurück, welche er der Zauberei bezüchtigt hatte; und da sie keinen Freund auf der Erde hatte, der ein Wort für sie sprach, so wurde sie augenblicklich zu einem martervollen Tode verurtheilt. Allein sie fand noch Zeit, in das Dickicht des Waldes zu fliehen, wo sie ohne Zweifel schon in der ersten Nacht eine Beute der wilden Thiere geworden ist.

Die Art und Weise, wie die Kaffern Verbrechen zu bestrafen pflegen, ist mancherlei; in den meisten Fällen aber so grausam, daß die bloße Vorstellung davon Grauen erregt. Auch sie ist ein Beweis, wie sehr das Heidenthum mit allem Gefühle der Menschlichkeit im Kampfe liegt. Häufig werden die Unglücklichen auf den Boden niedergelegt, an Händen und Füßen fest gebunden, daß sie sich nicht bewegen können, und jetzt ein Haufen schwarzer Ameisen über ihren nackten Körper hineingeworfen, von denen sie allmählig zu Tode genagt werden. Andere werden geröstet, indem man sie auf dem Boden ausstreckt, ein großes Feuer um sie her macht, und auf diese Weise von den Flammen braten läßt. Auch das Steinigen und Verbrennen ist nicht

ungewöhnlich. So furchtbar nun auch diese Strafen lauten, so ist doch der Gedanke noch betrübender, daß sie unter 100 Fällen in 99 derselben für vermeintliche Verbrechen angewendet werden, welche nur in der verfinsterten Einbildungskraft des Volkes ihren Grund haben. Wahrsager, Zauberer und Zeichendeuter sind die Männer, welche diese Verbrechen aufsuchen, und die grausame Bestrafung derselben veranlassen. Sind sie einem unter dem Volke gram, so bedarf es nur des geringsten Umstandes, und auch dieser ist nicht einmal nöthig, um ihn des Verbrechens der Zauberei zu beschuldigen und die Häuptlinge zu veranlassen, ihn zu Tode martern zu lassen. Von Menschen dieser Art ist wörtlich wahr, was der Apostel Paulus gesagt hat: „Ihr Mund ist ein offenes Grab, mit ihren Zungen handeln sie trüglich, Otterngift ist unter ihren Lippen, ihr Mund ist voll Fluchens und Bitterkeit; ihre Füße sind eilend Blut zu vergießen; in ihren Wegen ist eitel Verderben und Herzeleid, und den Weg des Friedens kennen sie nicht. Es ist keine Furcht Gottes vor ihren Augen." (Röm. 3, 13—18.)

Auf meinen Wanderungen durch die Ländergebiete des südlichen Afrika's hatte ich oft Gelegenheit, über den jammervollen, tiefversunkenen Zustand der Tausende von Eingebornen umher nachzudenken, so wie derselbe jeden Tag meinen Augen sich darstellte. Da stehen diese unglücklichen Haufen im Dunkel einer mitternächtlichen Finsterniß, ohne daß ein Strahl des Lichtes und der Hoffnung ihren Pfad beleuchtete. Sie alle kennen den Weg der Wahrheit nicht; sie sind unbekannt mit dem trostvollen Glauben an eine zukünftige Welt, und der Gedanke an ein jüngstes Gericht liegt nur verworren und im tiefen angstvollen Dunkel in ihrer Seele da. Einige von ihnen scheinen zwar einen matten Schimmer von Vorstellung vom Daseyn unsichtbarer Gewalten zu haben, und sie sind von ihren Zauberern gelehrt, jeden Augenblick im Blitz und Donnerschlag den strafenden Zorn der-

ſelben zu fürchten. Von ihrem Zuſtande als Sünder vor Gott haben ſie nicht die leiſeſte Vorſtellung; auch iſt keines unter ihnen allen, in deſſen Gemüth ein matter Schimmer von der Hoffnung eines Erlöſers angetroffen wird. Auf Hunderte von Stunden umher konnte bis jetzt keine Bibel angetroffen werden, als diejenige, die ich bei mir trug. Von Gottesverehrung hatten ſie keinen Begriff, und die Sonntagsfeier war ihnen gänzlich unbekannt, ſo wie ſie auch vom Unterricht in den Schulen überall nichts wußten. Ueber allen Ausdruck peinlich war für mein Gemüth der Anblick von Tauſenden wohlausſehender, geſunder und kräftiger Jünglinge, welche unter dem tödtenden Einfluſſe heidniſcher Gebräuche heranwuchſen, und vom Strome des Verderbens unaufhaltſam fortgeriſſen wurden. Wie oft mußte ich nicht wünſchen, die täuſchenden Lobredner des Heidenthums, die ſich ſo oft im Vaterlande vernehmen laſſen, mit mir als Zeugen unter dieſe heidniſchen Haufen hineinführen zu können, um ſich ihrer Verblendung zu ſchämen. Leute dieſer Art wollen uns glauben machen, als ſtehe es mit der heidniſchen Finſterniß eben nicht ſo ſchlimm, als wir uns vorzuſtellen pflegen, als ſey da und dort eine fromme Seele anzutreffen, welche Gott fürchtet und recht thut, als übe der Glanz der leuchtenden Körper am Himmel, und die reiche Fülle und Schönheit der Natur eine ſolche Gewalt über ihre Gemüther aus, daß ſie niederfallen und die Herrlichkeit des Schöpfers bewundern. Aber wie täuſchend ſind nicht alle dieſe Erwartungen! Es iſt unſtreitig wahr, daß die erhabenen Werke Gottes in der Natur einen tiefen und unauslöſchlichen Eindruck auf das menſchliche Gemüth zu machen vermögen; aber vergeſſen dürfen wir es nicht, daß wir es nur den Offenbarungen Gottes zu verdanken haben, wenn wir uns durch ihren Anblick zur Anbetung und Bewunderung der preiswürdigen Eigenſchaften Gottes erhoben fühlen; denn indeß die Himmel die Ehre Gottes verkündigen und die Veſte ſeiner Hände Werk: ſo iſt doch das Gemüth und das

Auge des Heiden gewohnt, sie gedankenlos und stumpf als Dinge anzustarren, mit denen er nichts zu thun hat, und die nicht in der leisesten Berührung mit ihm stehen. Wer einmal die Heidenwelt gesehen hat, der muß es als Wahrheit bestätigen, daß die Welt in ihrer Weisheit Gott in seiner Weisheit nicht erkannte, und er muß mit dem großen Heidenapostel Paulus fragen: „wie sollen sie glauben an den, von dem sie nichts gehöret haben? wie sollen sie aber hören ohne Predigt?" Wenn unsere persönliche Beobachtung bei der Beantwortung dieser Frage etwas gilt, so müssen wir laut bekennen, daß wir unter allen heidnischen Völkerstämmen des südlichen Afrika's, welche wir bis jetzt besucht haben, auch nicht eine einzige Seele angetroffen haben, welche vor ihrer Bekanntschaft mit dem Evangelium, das wir ihr brachten, in Wort oder in That auch nur einen Schatten religiöser Erkenntniß zu Tage gelegt hätte. Mit diesem ernsten Gegenstande läßt sich wahrlich nicht wie mit Kleinigkeiten spielen. Oeffnen müssen wir unser Auge für die schauervolle Thatsache, die uns jeden Augenblick sich entgegendrängt, daß Millionen unsterblicher Seelen, deren Jammerruf wir in allen Winkeln des christlichen Vaterlandes wiedertönen lassen müssen, ohne Gott und ohne Hoffnung in dieser Welt dahin leben, und leichtsinnig, unwissend und gedankenlos dem ewigen Verderben entgegenlaufen.

VII. Abschnitt.

Aufrichtung der Missionsstation Butterworth im Gebiete des Königs Hintza. Bevölkerung seines Landesbezirks. Missionsarbeiten an dieser Stelle. Widerwärtigkeiten. Früchte der Arbeit. Zweideutigkeit von Hintza's Charakter. Eigenthümlichkeit der Kaffernsprache. Beispiele derselben. Schwierigkeiten ihrer Erlernung. Die Missionsstellen im Kaffernlande. Lochenbergs Trauergeschichte. Zutritt des Evangeliums zu dem Amatembustamme. Reise der Missionarien zu Fossani, dem Amatembu-König. Seine Bewilligung zur Aufrichtung einer Missionsniederlassung. Anfang der Missionsstelle Klarkesbury im Kaffernlande.

Nachdem der HErr unsere Arbeit auf der neuen Niederlassung zu Mount Coke mit seinem Segen gekrönt, und der ausgestreute Same da und dort in den Gemüthern der umherwohnenden Kaffern tiefer zu wurzeln und Früchte zu treiben begonnen hatte, so faßten wir den Beschluß, auch über das benachbarte Gebiet des mächtigen Häuptlings Hintza, jenseits des Keiflusses, unsern Wirkungskreis auszudehnen, und nach der erforderlichen Vorbereitung machten wir, nämlich die Missionarien Shaw, Shrewbury und ich, im Dezember 1826 uns auf den Weg, diesem Häuptling einen Besuch zu machen. Das Beginnen, eine Missionsstation in der Nähe seines Wohnortes zu gründen, hatte, wie wir voraussehen konnten, seine eigenthümlichen Schwierigkeiten, und erforderte von unserer Seite große Geduld und Beharrlichkeit, da sich der König Hintza jederzeit weigerte, ohne den einstimmigen Ausdruck des Wunsches seiner Räthe und untergeordneten Häuptlinge die Einwilligung zu demselbigen zu geben. Indeß ließ es uns doch der HErr gegen all unser Erwarten gelingen, die Genehmigung dieses gefürchteten Mannes zu unserm Vorhaben zu gewinnen, und Missionar Shrewbury blieb auf seinem Gebiete zurück, um an einer geeigneten Stelle, die wir hiezu ausersehen hatten, ein Wohnhaus aufzubauen, und die ersten Einrichtungen zu einer Missionsniederlassung zu treffen. Die Lage dieser Stelle, welche wir später nach dem Namen eines ausgezeichneten Missionsfreundes Butterworth nannten, ist für eine solche Niederlassung vollkommen geeignet, und es fehlt ihr nicht an gutem Wasser und üppigen Weideplätzen. Die Umgegend umher ist wohlbevölkert, und nur eine halbe Stunde von ihr befindet sich der Wohnort des Königs. Die Entfernung von Butterworth bis an die Grenzen der Kolonie beträgt etwa 48 Stunden, und Hintza's Gebiet dehnt sich bis zum Baschi- oder St. Johns-Flusse hin aus. Die Namen sämmtlicher von hier aus nach Osten gelegener Flüsse sind rein kafferisch, indeß die nach Westen

hin gelegenen mit Hottentotten-Namen bezeichnet werden. In der Nachbarschaft umher finden sich viele Dorfschaften, welche von Afrikanern der verschiedensten Stämme bewohnt sind, die Hintza als vertriebene Flüchtlinge auf seinem Gebiete aufnahm, und sie auf demselben niederlassen ließ. Sie sind unter den Kaffern unter dem allgemeinen Namen der „Amaſingu" bekannt, und sprechen sämmtlich die Kafferusprache. Auch dürfen wir hoffen, einen freundlichen Zutritt zu diesem Volke zu gewinnen. Die mächtigen Kriegserschütterungen, welche die Völker im Innern dieses Welttheiles seit einer Reihe von Jahren in große Bewegung gesetzt, und Hunderttausende derselben aus ihrem frühern Vaterlande verjagt haben, um sich im südöstlichen Afrika niederzulassen, dürften wohl ein geeignetes Mittel in der Hand der Vorsehung werden, den Lauf des Evangeliums unter denselben zu fördern, wie namenlos auch das Elend ist, das diese stürmischen Kriegszüge über diese Völkerhaufen ausgebreitet haben.

Der König Hintza selbst ließ es uns deutlich merken, daß er persönlich für die Aufrichtung einer Missionsstelle in seinem Lande gut gestimmt ist, und er wollte nur die Einwilligung der übrigen Häuptlinge für dieselbe haben, um dadurch gegen jede persönliche Verantwortlichkeit gesichert zu seyn. Er ließ uns nach langen und lebhaften Erörterungen im Rathe der Häuptlinge wissen, die Sache sey jetzt ausgemacht, und wir sollen nicht länger zögern, unsern Plan nach unserm Gutdünken auszuführen. Von heute an seyd Ihr unsere Freunde, setzte der König hinzu; Hintza nimmt Euch in seine Familie auf, und macht die Mission zum Haupt seines Hauses, und zum Unterpfande dieser Versicherung sandte er uns einen Brotkuchen zu.

Die Bevölkerung seines Landes beläuft sich nach dem geringsten Anschlag auf **18,000** Seelen, unter denen wir jetzt ungehindert umherreisen, und denen wir das Evangelium verkündigen dürfen. Hintza's Beispiel wird

zugleich auf die Häuptlinge der Mambukis und anderer Stämme im Innern einen günstigen Eindruck machen. Unter den Vorrechten, welche uns zugleich zugesichert sind, gehört der wichtige Beschluß, daß wir in jeder großen Rathsversammlung christliche Einrichtungen zu gesetzlicher Bestätigung vorschlagen und alle Gründe für die Einführung derselben auseinanderlegen dürfen. Zugleich ist uns feierlich zugesagt, daß jeder wichtige Vorfall, der den Frieden und die Wohlfahrt des Landes betrifft, uns mitgetheilt werden soll. Natürlich werden wir nur einen vorsichtigen und christlichen Gebrauch von dem Einflusse machen, der uns auf so unerwartete Weise auf den Gang der Volksangelegenheiten zugesichert worden ist; und der HErr möge uns die nöthige Weisheit schenken, jeder Einmischung in bürgerliche Angelegenheiten sorgfältig auszuweichen, so fern diese der Verbreitung des Evangeliums Christi nicht hinderlich sind.

Missionar Shrewbury blieb indeß allein auf dieser neuen Missionsstelle, um den ersten Grund zu ihrer Aufrichtung zu legen, und vor Allem die äußerlichen Einrichtungen derselben zu fördern, bis ich, so fährt Missionar Kay zu erzählen fort, im Jahr **1829** beauftragt wurde, ihn auf dieser wichtigen Stelle abzulösen, was mir neue Gelegenheiten verschaffte, genaue Nachrichten über die Völkerstämme einzuziehen, welche die südöstlichen Theile dieser Küste bewohnen. Auszüge aus meinen geführten Tagebüchern dürften wohl das beste Mittel seyn, um nicht nur das Missionsleben und Missionsgeschäft im Kaffernlande, sondern auch die Völkerstämme genauer kennen zu lernen, welche dasselbige bewohnen.

Bald nach unserer Niederlassung zu Butterworth hatte ein französisches Schiff in der Mündung des St. Johnflusses auf Hintza's Gebiet Schiffbruch gemacht, und die Unglücklichen, welche nackt ans Land geworfen wurden, hatten eine überaus freundliche Behandlung von den Küstenkaffern erfahren. Zur Belohnung ihrer Menschenfreundlichkeit fand der brittische Gouverneur auf der

Kapstadt

Kapstadt für angemessen, denselben allerlei Geschenke in Kleidungsstücken, Teppichen, Handwerkszeugen, Eisengeschirr u. s. w. zuzusenden, und mir aufzutragen, dieselben auszutheilen. Im April 1830 traf zu diesem Zweck der König Hintza mit einem großen Gefolge und den meisten seiner Häuptlinge im Missionsdorfe ein. Die Thierhäute abgerechnet, welche sie über dem Rücken trugen, waren sie alle nackt, und so häßlich und schmutzig, als nur immer Fett und rothe Erde sie machen konnte. Alle setzten sich in einem Umkreise vor meiner Hütte nieder, und ich nahm Gelegenheit, meinen Auftrag an sie auszurichten. In meiner Anrede an den König machte ich ihn zugleich aufmerksam auf das Mißverständniß, das seit einiger Zeit zwischen ihm und Fossani, dem Häuptling der Amatembu, stattfand, und das leicht Veranlassung zu viel Blutvergießen geben könne. Es ist wahr, antwortete er, daß ein Feuer angezündet ist, daß zwei große Männer mit einander zanken, und auf einander böse sind. Aber das ist nicht wahr, daß Hintza den Streit sucht, und ein Vergnügen daran hat, mit seinem Nachbar Krieg zu führen. Die Lehrer müssen heute wissen, daß mein Nachbar mein Feind ist, daß er mir große Viehheerden gestohlen und 13 meiner Krieger ermordet hat. Ich danke Euch für Euern Rath. Ich werde nicht in den Krieg ziehen, ehe ich Euch davon benachrichtigt habe. Wundert Euch aber nicht, wenn diese blutigen Dinge einen Mann mit Groll erfüllen, und wenn Ihr eines Tages höret, daß ein großer Mann in seinem Zorne aufgestanden ist, um schreckliche Dinge zu thun." Seine Räthe und das ganze Volk hörten ihrem Könige mit gespannter Aufmerksamkeit zu, und ich erklärte ihnen jetzt, daß wir einerseits auf keinerlei Weise wünschen, in ihre bürgerlichen Angelegenheiten uns zu mischen, daß wir aber als Diener Christi auf der andern Seite in jeglicher Weise verbunden seyen, Eintracht und Frieden unter den Menschen zu befördern. Weil wir nun wahrgenommen hätten, daß die Kriegsflamme sich leicht entzünden

könnte, so liege es uns am Herzen, dieselbe in ihrem Entstehen auszulöschen, damit nicht das Volk um uns her durch sie verzehret werden möge. Der König nahm die Worte gut auf, und die Versammlung ging friedlich aus einander.

April **13. 1830.** Es ist erfreulich und ermunternd, wie mehrere unserer Dollmetscher, welche an den HErrn gläubig geworden sind, oft mit kühnem Muthe unter die großen Volkshaufen treten, denselben das Wort vom Himmelreiche verkündigen und die Einwürfe der Spötter gegen das Evangelium furchtlos vertheidigen. Da sie gewohnt sind, den Inhalt unserer Vorträge unter den verschiedenen Gruppen umher treulich zu wiederholen, so wird auf diese Weise der Same der Wahrheit weiter ausgebreitet, als wir uns vorzustellen vermögen. Einer dieser Dollmetscher machte sich kürzlich nach der nahe gelegenen Residenz des Königs, wo er eine große Anzahl seiner Räthe und Hauptleute versammelt antraf. Alsobald fing er an, sie zu fragen, warum sie sich so selten im Hause Gottes am Sonntage sehen lassen? Einige entschuldigten sich damit, daß sie nicht wissen, wenn es Sonntag sey; Andere schützten ihre weite Entfernung vor, und noch Andere gestanden offen, daß sie in unsern Gottesdiensten nichts finden können, was ihrem Herzen Freude mache. „Das große Wort, sagte einer, legt es nur darauf an, unsere Vergnügungen zu stören, und die Zahl unserer Weiber zu vermindern. Aber das können wir nimmermehr zugeben." Im weitern Gespräche wurde es indeß bald klar, daß diesen bethörten Leuten von ihren Zauberern der Wahn beigebracht worden war, sie werden krank und müssen sterben, wenn sie mit den weißen Leuten etwas zu thun haben. Wirklich war es nicht lange zuvor der Fall gewesen, daß mehrere Häuptlinge, welche viel Verkehr mit Europäern gehabt hatten, schnell weggestorben waren, was als augenscheinlicher Beweis für ihre Behauptung vorgebracht wurde. Wenn der Umgang mit weißen Leuten krank macht, und den Tod bringt,

versetzte er, wie kommt es doch, daß wir Alle, die wir mit ihnen essen und reden und arbeiten, nicht dahinsterben? und wie könnt ihr es erklären, daß sowohl Häuptlinge als Volk, Junge und Alte, welche nie im Leben einen weißen Mann gesehen haben, dennoch krank werden und sterben? Wo sind unsere großen Häuptlinge Pato, Kahabi und Kouda? Haben sie ewig gelebt?" Diese Fragen brachten sie zum Stillschweigen, und erst nach langer Pause stand einer auf, bekannte ihre Unwissenheit, und sagte: Gott hat den Weißen das große Buch gegeben, aber nicht den Schwarzen; darum sind wir heute noch so dumm und unwissend.

Mai 4. Unsere Gebetsversammlung war heute von einer großen Anzahl der Eingebornen besucht, und drei derselben beteten inbrünstig um die Bekehrung ihres Königs, und daß er ein Muster der Rechtschaffenheit für sein Volk werden möge. Nachher rief ich meine Katechumenen zusammen, von denen einige nach dem Heil ihrer Seele ernstlich verlangen, und sehr zweifelhaft waren, ob wohl auch die Seele eines Schwarzen der göttlichen Gnade und der Erleuchtung des heiligen Geistes theilhaftig werden könne. „Ich bin, sagte eine alte Frau, wie ein verwitterter Baum, den Gott mit Recht abhauen und ins Feuer werfen muß, denn meine Sünden sind groß und viel." Ein junger Fingu, der durch Kriegsunruhen aus seinem Vaterlande vertrieben worden war, und jetzt die gnädige Hand Gottes erkennt, welche in der Wildniß über ihm waltete, sprach unter starkem Geschrei und Thränen die Gefühle seines Herzens aus. Er ist in jeder Hinsicht ein unternehmender und kühner Mann, aber seine löwenartige Kühnheit scheint sich nach und nach in die Milde eines Lammes verschmolzen zu haben. Als ich nach Sonnenuntergang in meine Hütte mich zurückzog, und in stillem Nachdenken ein paar saure Stunden zubrachte, zogen andere Töne meine Aufmerksamkeit auf sich. Die Nacht war ausnehmend hell; die Sterne glänzten in voller Pracht am Himmel, und

Alles verkündigte eine feierliche Stille und Heiterkeit; aber auf einmal vernahm ich Stimmen einiger Kaffern, welche in der Ferne am Abendfeuer in ihrer Hütte saßen und den Tag mit einem Lobliede und einem gemeinschaftlichen Gebet beschlossen. Einer der Verse, den sie mehrere Mal in ihrer Sprache wiederholten, lautet also:

„Der Glaube liebt den Heiland, und es wallt
Das Herz voll Lust in seiner Todespein;
Nie werde uns sein Anblick alt und kalt,
Bis daß wir ewig werden bei Ihm seyn."

Während sie also sangen, fingen auch die heidnischen Bewohner in der Nachbarschaft ihre lärmenden Zeremonien an, und das ganze Thal umher wiederhallte von ihrem wilden Geschrei.

Mai **15.** Hintza besuchte uns diesen Nachmittag, und da er sahe, daß einige Weiber in der Nähe mit dem Ausdreschen des Kornes beschäftigt waren, so bat er, daß wir ihm einen Korb voll zum Nachtessen geben möchten. Um mich zu überzeugen, daß er ausnehmend hungrig sey, zog er sich ganz zusammen, um mir zu verstehen zu geben, daß sein Magen ganz leer sey. Dieser große Kaffer-Monarch schämt sich nicht, eben so zudringlich zu betteln, als es nur immer der geringste Bettler auf den Straßen Londons thun mag. Als er eben hereintrat, empfingen mehrere unserer Leute den Lohn für ihre Wochenarbeit; aber jeder derselben zitterte im vollen Sinne des Worts, in seiner Gegenwart etwas zu erhalten, weil sie fürchten mußten, daß er sie auf irgend eine Weise desselben berauben werde. Nicht als ob er's wagte, es mit Gewalt zu nehmen, aber sein Einfluß ist so groß, daß ihm keiner ohne Gefahr eine Bitte abschlagen darf.

Mai **16.** Heute wohnte der König, seinem Versprechen gemäß, mit mehreren seiner Krieger unserem Gottesdienste bei; aber es war sichtbar für ihn und für sie eine lästige Aufgabe, und er wurde ganz unruhig, als die Gebote Gottes, namentlich das 6te, 7te und 10te

Gebot verlesen wurde, welche so viele ihrer lasterhaften Handlungsweisen an der Wurzel angreifen. Auch das Beten war ihnen ein ganz sonderbares Ding, und er, wie die meisten Gewalthaber der Völker, war zu hochmüthig, um seine Kniee vor Gott zu beugen. Er blieb daher sitzen, während fast alle um ihn her auf die Kniee fielen. Solche Gleichgültigkeit ist zwar an ihm nicht befremdend, weil er die Majestät Gottes noch gar nicht kennt; aber was sollen wir von solchen sagen, welche von Jugend an den Gottesdienst besucht, und die Offenbarungen seines Wesens und Willens in den Händen haben, und doch so denken und handeln, als ob sie gar nichts nach Ihm zu fragen hätten? Unsere sonntäglichen Versammlungen bieten einen neuen und interessanten Anblick dar. Einige wenige ausgenommen, die nach europäischer Weise gekleidet sind, erscheinen Alle in ihrem Kaffernanzuge bei denselben. Beim Hereintreten in die Kirche wickelt sich indeß ein Jedes sorgfältig in seine Thierhaut ein, um so anständig als möglich zu erscheinen. Die Männer nehmen die Plätze auf der einen, und das weibliche Geschlecht auf der andern Seite ein, indeß die Jugend in der Mitte sich befindet. Haben sich alle auf Bänken oder Matten niedergesetzt, so fangen wir gewöhnlich mit einem Liede an, von dem der Prediger immer zwei Strophen laut vorsagt, welche ihm die ganze Gemeinde nachspricht, ehe sie gesungen werden. Auf diese Weise lernen alle in kurzer Zeit das Lied auswendig, und man fühlt ihnen das Vergnügen ab, das sie bei dieser Uebung empfinden. Nach dem Gesang fallen alle Anwesenden während des Gebetes auf ihre Kniee nieder. Da wir das Gebet des HErrn gleich anfangs in die Kaffernsprache übersetzt haben, so wird dasselbe bei jedem Gottesdienste feierlich gesprochen, und die Meisten haben dasselbe bereits auswendig gelernt, und wiederholen es betend zu Hause. Es lautet in ihrer Sprache also:

Ubawo wetu osezulwini, malidunyiswe igama lako. Ubukulu bokukosi bako mabuze. Ubunyameko bako mabubeko ezweni apa, Kubendzhinga sezulwini. Sipe isonka setu semihta gemihla. Sixolele ezonweni zetu, dzhingabo sibaxoleleyo ezonweni zabo kuti. Ungasisi entum bezweni, usikulule emcipikweni; ukuba ubukulu bobukosi bubobako, namanhla angawako, nobuncwalisa bobako, bungunapakade. Amen.

Nach dem Gebet werden die zehn Gebote laut und feierlich vorgelesen, und bei jedem einzelnen antwortet die Gemeinde mit lauter Stimme: „O Inkosi enkulu; sinika ufefe lwako pezukwetu; jika inkliziyo zetu, ukuba sicine lomtetu," (HErr erbarme Dich unser, und neige unsere Herzen, dieses Gebot zu halten.) Dieser Auftritt ist ungemein rührend. Hierauf wird ein Abschnitt aus dem Worte Gottes vorgelesen, und derselbe so einfältig wie möglich in steter Anwendung auf ihr Leben gegeben, und sodann der Gottesdienst mit Gebet und Gesang beschlossen.

Aus obigen Sprachproben wird der Leser die allgemeine Gestaltung der Kaffernsprache wahrnehmen, welche eben nicht das Erzeugniß eines wilden Volkes zu seyn scheint. In ihrer Aussprache ist sie sanft, fließend und harmonisch. Sie hat weder die Eintönigkeit einer wilden Sprache, noch die Nasen- und Kehllaute, welche in unsern meisten europäischen Sprachen angetroffen werden. Auch unterscheidet sie sich wesentlich von der Hottentottensprache. Obgleich, wie die meisten barbarischen Mundarten, in ihrem Wörtervorrathe beschränkt, so ist sie doch zahlloser Biegungen und neuer Wortfügungen in hohem Grade fähig. Folgendes Beispiel der Conjugation eines Zeitwortes dürfte wohl eine bessere Vorstellung über ihren innern Charakter geben, als eine umständliche Erörterung es zu thun vermöchte:

Ukubiza, rufen.

Gegenwart. (Präsens)

Einheit.	Mehrheit.
1. Diabiza, ich rufe.	Siabiza, wir rufen.
2. Uabiza, du rufest.	Neabiza, ihr rufet.
3. Eabiza, er rufet.	Piabiza, sie rufen.

Erzählende Vergangenheit. (Imperfectum)

1. Dibendibiza, ich rief.	Sibesibiza, wir riefen.
2. Ubenubiza, du riefest.	Nebenebiza, ihr riefet.
3. Ebenebiza, er rief.	Pebepebiza, sie riefen.

Vergangenheit. (Perfectum)

1. Dabandabiza, ich habe gerufen.	Sabesabiza, wir haben gerufen.
2. Ubanabiza, du hast gerufen.	Nabenabiza, ihr habet gerufen.
3. Eabaeabiza, er hat gerufen.	Pabepabiza, sie haben gerufen.

Vorvergangenheit. (Plusquamperfectum)

1. Dikandabiza, ich hatte gerufen.	Sikasabiza, wir hatten gerufen.
2. Ukanabiza, du hattest gerufen.	Nekanabiza, ihr hattet gerufen.
3. Ekeabiza, er hatte gerufen.	Pakapabiza, sie hatten gerufen.

Zukunft. (Futurum)

1. Dobiza, ich werde rufen.	Sobiza, wir werden rufen.
2. Uobiza, du wirst rufen.	Nobiza, ihr werdet rufen.
3. Eobiza, er wird rufen.	Pobiza, sie werden rufen.

Bedingungszeit.

1. Dingabiza, ich möchte rufen.	Singabiza, wir möchten rufen.
2. Ungabiza, du möchtest rufen.	Nangabiza, ihr möchtet rufen.
3. Engabiza, er möchte rufen.	Pangabiza, sie möchten rufen.

Befehlende Form. (Imperativ)

1. Mandibiza, laß mich rufen.	Masibiza, laßt uns rufen.
2. Mæubiza, rufe du.	Manibiza, rufet.
3. Mæebiza, er rufe.	Mabibiza, sie sollen rufen.

Leidende Form. (Passivum)

1. Dibizwe, ich werde gerufen.	Sabizwe, wir werden gerufen.
2. Ubizwe, du wirst gerufen.	Nebizwe, ihr werdet gerufen.
3. Ebizwe, er wird gerufen.	Pabizwe, sie werden gerufen.

Eigenthümlich ist bei der Kaffernsprache der durchgängige Gebrauch, daß der erste Buchstabe oder die erste Sylbe des Nennwortes, auf welches sich das Zeitwort bezieht, immer als Vorsylbe dieses Zeitwortes gebraucht wird. So heißt z. B. Hamba — gehen. Will nun der Kaffer sagen, „das Kind geht," so heißt dieß: untana uahamba; der Mann geht: Indodo ihamba; das Pferd geht: ihaschi iahamba; der Ochs geht: Inkobo ihamba; die Ochsen gehen: zinkobo ziahamba. Auch die

Eigenschaftswörter, so wie die Beiwörter erleiden dieselbe Veränderung, indem ihnen die erste Sylbe des Nennwortes, zu welchem sie gehören, vorangesetzt zu werden pflegt.

Eine merkwürdige Eigenthümlichkeit der Kaffernsprache, welche sie für die Europäer zum Erlernen besonders schwer macht, besteht in den Buchstabenveränderungen, welche den Wohllaut dieser Sprache bilden sollen. So regiert z. B. das Hauptwort eines Satzes mit seinem ersten Buchstaben die Anfangsbuchstaben aller übrigen Wörter, wobei auf den grammatischen Bau eben keine Rücksicht genommen wird. Um sich daher der Sprachrichtigkeit des Ausdrucks zu versichern, muß man beim Reden vor allem das Hauptwort des Satzes und den Anfangsbuchstaben desselben stets im Auge behalten, und die Betonung der übrigen Wörter demselben ähnlich machen, was nicht immer mit dem gleichen Buchstaben, sondern oft durch verwandte Töne, wie sie der Wohllaut mit sich bringt, zu geschehen pflegt. Auch muß man dabei wissen, auf welche Wörter des Satzes die euphonische Veränderung sich nicht erstreckt. Kinder, welche im Lande geboren werden, und die Sprache als Muttersprache erlernen, arbeiten sich natürlich am leichtesten mit dem Ohr in diese Eigenthümlichkeit hinein, und sie sind es auch, die, wenn ihr Herz der göttlichen Gnade sich aufschließt, in der künftigen Zeit der Missionssache unter dem Kaffernvolke die wichtigsten Dienste leisten werden.

Erst noch vor kurzer Zeit hatten die Kaffern nie etwas von einem Buche gesehen, noch eine Vorstellung gehabt von der Kunst, seine Gedanken durch Schrift Andern mitzutheilen. Dieß ist eine neue Schwierigkeit, welche in dem gleichen Umfange in dem apostolischen Zeitalter nicht stattfand. Als Paulus die ersten Christengemeinden pflanzte, so konnte er durch seine jeweiligen Sendschreiben den Mangel an fortgesetzter Seelsorgerarbeit wenigstens einigermassen ersetzen; auch waren die alttestamentlichen Schriften und theilweise auch die Evangelien damals bereits in ziemlich allgemeinem Umlaufe, und

zwar in einer Sprache, die von Allen verstanden wurde, so daß sie durch diese Mittel in der christlichen Erkenntniß gefördert werden konnten. Ebenso haben in unsern Tagen die meisten orientalischen Völker ihre eigene Literatur, und man kann leicht taugliche Uebersetzer unter denselbigen finden. Auch in Nord-Afrika hat die Religion Muhameds einige Bekanntschaft mit einer geschriebenen Sprache erhalten; — aber die Völker des südlichen Afrika's besitzen weder für ihre Volksgeschichte, noch für ihren religiösen Glauben irgend eine geschriebene Urkunde, und bloß mündliche Ueberlieferung hat ihnen die wenige Erkenntniß aufbewahrt, welche unter ihnen im Umlaufe ist.

Man hat eben darum kaum eine annähernde Vorstellung von den Schwierigkeiten, mit denen das Geschäft der Bibelübersetzung unter dem Kaffernvolke zu kämpfen hat. Der Uebersetzer setzt sich zu diesem Geschäfte an die Seite eines Dollmetschers, der auch nicht eine Linie des Wortes Gottes selbst lesen kann, und neben viel abergläubischen Begriffen kaum einige Erkenntniß von den Wahrheiten des Christenthums besitzt. Um der Sache nahe zu kommen, muß er nun zuerst in das Barbaren-Holländische, das von ihm einigermaßen verstanden wird, die Schriftstelle übertragen, damit sein Dollmetscher den Sinn derselbigen erfassen möge, der nun denselben in der Kaffernsprache ausdrückt. Es ist natürlich, daß dieses Geschäft nicht nur sehr langsam vor sich geht, sondern daß auch bei möglichster Sorgfalt dennoch der richtige Sinn des göttlichen Wortes meist sehr unvollkommen in der Kaffernsprache gegeben wird. Diese Uebersetzung liest nun der Missionar dem Volke vor, da sein Dollmetscher nicht lesen kann, und weil er der richtigen Aussprache noch nicht mächtig ist, so unterliegt sein Werk einem neuen Hindernisse, so daß nur ein sehr geringer Theil seiner Arbeit vom Volke verstanden wird.

Mai 24. Die Missionsstellen im Kaffernlande sind im eigentlichen Sinne des Worts Schafhürden ähnlich,

welche nicht weniger von bösen Geistern als von wilden Raubthieren umlagert sind; und alle, die sich darin sammeln, sind arme Schäflein, welche in der Wildniß aufgesucht worden sind. In den letzten Tagen haben sich mehrere an unsere kleine Heerde angeschlossen, unter denen sich auch eine alte Hottentottinn befindet, welche schon vor 30 Jahren von dem seligen Van der Kemp getauft worden ist. Während der kurzen Zeit, in der sich dieser fromme Missionar unter den Kaffernstämmen aufhielt, hat er sie und noch ein paar andere in den Heilswahrheiten des Christenthums und den ersten Anfängen des Lesens unterrichtet. Ihr späterer Fleiß brachte sie am Ende so weit, daß sie die holländische Bibel lesen lernte, die ihr Van der Kemp geschenkt hatte, und die sie heute noch als den köstlichsten Schatz ihres Lebens hochhält. Obgleich sie innerhalb dieser langen Zeit nie Gelegenheit gefunden hatte, sich mit Andern christlich zu erbauen, so blieb doch immer noch ein Gefühl für die Religion und eine große Liebe zu ihrer Bibel in ihrer Seele zurück. Kaum hatte sie vernommen, daß die Station Butterworth von uns aufgerichtet war, so that sie Alles, was sie konnte, ihren heidnischen Mann, Lochenberg, zu bewegen, mit ihr dorthin zu ziehen, damit sie noch einmal das Evangelium hören, und ihre Kinder im Christenthum unterrichten lassen möge. Allein dieser war hiezu nicht zu bewegen, weil er wohl wußte, daß seine finstern Werke das Licht nicht ertragen konnten. Aber bald wurde das Maaß seiner Sünden voll, und die Hand der Rache ergriff ihn, so daß an ihm wörtlich wahr geworden ist, was die Schrift sagt: bedenket dieß, ihr, die ihr Gottes vergesset, daß ihr nicht in Stücke zerrissen werdet, und kein Erretter da sey.

Die Geschichte dieses Lochenbergs ist merkwürdig. Er hatte sich früher an den Grenzen der Kolonie als Landbauer angesiedelt, mußte aber zu der Zeit, als der selige Van der Kemp seine ersten Missionsversuche im Kafferulande machte, mit ein paar andern seiner Sünden-

genossen aus dem Lande fliehen. Da er große Hochachtung für den frommen Missionar heuchelte, so sammelten sich diese Flüchtlinge um ihn her, und ließen sich an seiner Arbeitsstätte nieder; aber bald trat ihre wahre Denkungsart an's Licht hervor, und sie suchten ihn nicht nur auf jegliche Weise zu kränken, sondern ihn auch unter den Kaffern als einen Mann verdächtig zu machen, der mit lauter schlechten Dingen umgehe. Oft fand er seine Kiste in seiner Hütte aufgebrochen, und seine kleine Habe bis auf den letzten Heller gestohlen, wenn er ausgegangen war, um den Kaffern das Evangelium zu predigen; auch brachten sie es am Ende durch die Werke ihrer Bosheit dahin, daß trotz aller Beharrlichkeit dieser treue Diener Christi doch am Ende seine Arbeit unter den Kaffern aufgeben, und nackt und bloß unter Todesgefahren aller Art aus dem Lande ziehen mußte. Merkwürdig ist, wie mir sein frommes Weib erzählte, daß kein einziger dieser Bösewichter eines natürlichen Todes starb. Einer derselben, Faber, ward später als Rebelle in der Kolonie gehängt; ein Anderer, Buis, trieb sich lange mordend und raubend unter den Stämmen der Schwarzen umher, bis er selbst ermordet wurde; Bota fand unter den Kaffern den Tod. Die Hütte, in welcher Bezuidenhoud einmal bei Nacht schlief, ward von den Eingebornen angezündet, und er in derselben verbrannt. Auf gleiche Weise fand ein Irländer mit seinen beiden Kindern den Tod; und Lochenberg wurde im Jahr 1829 wörtlich in Stücke zerhauen.

Mai 31. Der König Hintza machte uns heute mit seinem Bruder Buhu einen Besuch. Ich stellte ihnen bei dieser Gelegenheit die traurigen Folgen vor, die es haben würde, wenn sie ihren Leuten länger gestatteten, ihre räuberischen Einfälle in das Gebiet der Grenzkolonisten fortzusetzen; und sie versprachen mir, solche Maßregeln zu nehmen, daß der Friede im Lande erhalten werden möge. Wenige Wochen zuvor hatte Buhu mich wissen lassen, er sey sehr unwohl und habe nach einer Zauberinn

geschickt, um geheilt zu werden. Ich eilte zu ihm und machte ihm in Gegenwart seines Bruders Hintza ernste Vorstellungen hierüber, indem ich ihn zugleich anwies, den rechten Weg der Heilung einzuschlagen, und Gott, der ihm dieses Leiden zugesendet habe, um die Heilung seines Herzens durch seinen Geist anzurufen. Hintza brach hierüber in ein lautes Spottgelächter aus, und ging unwillig fort. Mein Dollmetscher, durch welchen ich mit ihnen gesprochen hatte, gerieth hierüber in so große Angst, daß auch er davonlief, und jetzt trat eine Kafferinn, die in der Nähe stand, muthig hervor, und verrichtete Dollmetschersdienste.

Juni 2. Zu unserer großen Freude hat sich der Predigt des Evangeliums in diesen Tagen eine Thüre zum Volke der Amatembu aufgeschlossen, deren Häuptling Fossani schon längst vergeblich angegangen worden war, Verkündiger des Evangelinms in sein Land aufzunehmen. Auch wir hatten von Butterworth aus einen neuen Versuch gemacht, ihn um diese Genehmigung zu ersuchen, die er jetzt ohne alle Schwierigkeit gerne ertheilte, und ich (Kay) erhielt daher den Auftrag, mit meinem theuern Mitarbeiter, Herrn Hatty, nach dem Wohnorte dieses Häuptlings zu ziehen. Der Weg führte uns in nördlicher Richtung über einen schönen Landesstrich hin, der nur wenig bewohnt war, und schon am Abend des ersten Tages langten wir bei einigen Dörfern der Tembu an, wo wir zu übernachten beschlossen. Die Einwohner nahmen uns anfänglich nur kalt auf. Als sie aber erfuhren wer wir seyen, so wurden sie ungemein freundlich. Ein großes Feuer ward angezündet, und Alle versammelten sich zum Gottesdienste. Herr Hatty hielt eine kurze Ansprache an sie, während welcher in dieser Wildniß umher die tiefste Stille herrschte, und der Mond über unserm Haupte glänzte. Die Nacht war ausnehmend kalt, und wir legten uns nun in einer Hütte zur Ruhe nieder, die eben kein angenehmes Nachtlager darbot. Sie hatte etwa 10 Fuß im Durchmesser,

und neben uns beiden theilten sich ein paar Hunde und etwa 8 Kaffern in das Lager, der großen Schwärme von Mäusen und Ungeziefer aller Art nicht zu gedenken, welche unsere Ruhe störten, und den Anbruch der Morgendämmerung willkommen machten.

Kaum fing der Tag zu grauen an, so wurden wir von einem fürchterlichen Geheul aufgeweckt. Lange konnten wir die Ursache desselben nicht erfahren, indem die Kaffern neben uns mit der größten Gleichgültigkeit den Lärm anhörten, bis endlich ein altes Weib mit zerstörten Haaren und leidensvollem Blicke zum Loch unserer Hütte hereinschaute und mir sagte, daß dieses Jammergetön von einer kranken Tochter herkomme, die von Zauberern bearbeitet werde. Eilend stand ich auf, und ging zu dem Klagehause, das mit Weibern und Töchtern ganz angefüllt war, die auf dem Boden saßen, sich hin und her bewegten, und in die Hände klatschten. Die Kranke saß in ihrer Mitte, aber kaum ward sie uns ansichtig, so staud sie auf, und fing an, bis zu gänzlicher Erschöpfung zu tanzen. Sie fiel zur Erde nieder, erholte sich aber bald wieder, und setzte ihre wilden, grauenhaften Bewegungen unter den schrecklichsten Zuckungen des Körpers fort, bis sie endlich wieder zu Boden sank, und jetzt mit schwacher Stimme folgendes zu singen anfing: „Ein süßer Traum hat mich bei Nacht beschlichen. Utixo (Gott) habe ich geseh'n. An unserm Wohnort ist er angekommen, als unsere Kinder tief im Schlafe lagen. Wie lieblich hat nicht ihr Gesang getönt. (Wir hatten nämlich am Abend zuvor ein Lied mit einander gesungen.) Horcht ihnen willig zu! — Doch ich bin krank, bin krank, und kann nicht weiter!" — Ach daß doch dieser Jammerruf durch alle Christenländer tönte; denn wahrlich, so sieht es aus in der Heidenwelt; das ganze Haupt ist krank, das ganze Herz ist matt!

Am andern Tage Abends kamen wir bei einem schönen Bache, Umguwala genannt, an, der gegen Osten fließt, und sich in den Baschiflluß ergießt. Sein tiefes

Wasser verleiht ihm an manchen Stellen das Aussehen eines englischen Kanals. Das Land umher ist ziemlich kahl, und nur an den Abhängen der benachbarten Berge werden einige Bäume und Büsche gesehen. Indeß fehlt es nicht an reichen Weideplätzen, und an zahlreicher Bevölkerung, nach welcher sich der christliche Missionar am liebsten umsieht. Wir waren nun dem Kraale des Häuptlings Fossani nahe gekommen, der nur aus wenigen Hütten und einem Viehlager besteht, in welchem wir eine Anzahl seiner Staatsräthe, auf dem Boden sitzend und mit Staatsangelegenheiten emsig beschäftigt, antrafen. Die Gesichter dieser Hofbedienten waren mit rothem Ocker beschmiert, was ihnen ein häßliches Aussehen gab. Bald hernach kam auch der Häuptling herbei, der uns freundlich empfing, und mit einem Topf saurer Milch aufwartete, aus dem er zuerst zum Zeichen, daß er nicht vergiftet sey, einen tüchtigen Schluck trank.

Juni 3. Die bienenkorbartige Hütte, in welcher wir die Nacht zubrachten, war um nichts besser, als das Lager der vorhergehenden Nacht, und der unerträgliche Dampf derselben ward noch von den Kaffern durch wolkenartiges Dampfen von Taback vermehrt, den sie sich aus wilden Hanfstengeln bereiten. Andere machen ihn zu Pulver, das sie aus großen beinernen Löffeln in die Nase einschlürfen, bis ihre Augen von Wasserströmen überlaufen. Eben setzten wir uns zum Frühstück nieder, als der Häuptling mit seinem Gefolge in unsere Hütte eintrat. Wir hielten Morgenandacht, während welcher sie sich alle anständig betrugen; und nach derselben machten wir ihn und seine Räthe mit dem Zweck unseres Kommens bekannt, überreichten ihm nach hergebrachter Sitte einige Geschenke und baten ihn, dem Lehrer, der unter ihnen zu bleiben gedenke, eine Stelle zur Niederlassung anzuweisen. Das kann ich nicht bestimmen, antwortete er, weil ich nicht weiß, welche Lage für Euch die beste ist; aber das Land liegt offen vor Euch, schauet mit euren eigenen Augen umher, und laßt Eure Herzen entscheiden.

Wir machten uns nun auf den Weg, um mehrere Stellen an den Ufern des Baschiflusses für diesen Zweck in Augenschein zu nehmen, bis wir Nachmittags bei einem großen Fingudorfe ankamen. Vor einer Hütte um einen Topf saurer Milch bittend, trat alsobald der Häuptling des Dorfes heraus, der, wie wir bald vernahmen, einer der Lieblingszauberer oder Aerzte des Königs war. Sein Gesicht verrieth viel Schlauheit, und eine solche Ladung von Haar, Schmutz und Fett hatte ich nie zuvor auf einem Afrikanerkopfe gesehen, wie auf dem seinigen. Seine langen wolligten Haarlocken hingen fast bis zu den Schuhen herab, und Ungeziefer aller Art wimmelte auf seinem schmutzigen Pelze. Daß ein solcher Mann uns gastfreundlich in seine arme Hütte aufnahm, dessen mußten wir uns wundern, da er doch nicht unbekannt damit seyn kann, daß die Verbreitung des Evangeliums seinem bisherigen Gewerbe die Axt an die Wurzel legt. Indeß wartete er uns gerne mit einem Topf saurer Milch auf, und wir gaben ihm dafür einen halben Pfenning mit dem Bildnisse unseres Königs, den er sogleich als Ehrenzeichen an seinen Mantel hing.

Juni 5. Nachdem wir eine passende Stelle für die Anlegung einer Missionsniederlassung gefunden hatten, machten wir uns heute auf den Weg, um den Tembu-König Fossani von unserer Wahl zu benachrichtigen. Dieser gab alsobald seine Genehmigung zu derselben her, und auch nicht Eine Stimme erhob sich dagegen in der Versammlung seiner Räthe. Wir machten uns deswegen ohne weitern Aufschub zur Abreise dorthin fertig, und der König mit seinen Hofleuten und einem großen Volkshaufen begleitete uns an die Stelle und erklärte öffentlich vor dem Volke, daß er uns die Vollmacht gegeben habe, als Lehrer des Christenthums auf derselben uns niederlassen zu dürfen. Gelobet sey der HErr unser Gott, der Gott Israels, der allein Wunder thut, und gelobet sey sein heiliger Name immerdar. Möge die ganze Erde voll werden seiner Herrlichkeit! Amen, Amen. (Psalm 72, 18. 19.)

Auf dieſe Weiſe ließ es uns die Huld Gottes gelingen, innerhalb weniger Jahre die vierte Miſſionsſtation im finſtern Kaffernlande anzulegen, welcher wir den Namen Clarkesbury beilegten. Eine geſundere Lage dürfte wohl keine Station in ganz Südafrika haben, als ihre Lage iſt. In ihrem Rücken erhebt ſich eine Reihe von Bergen, welche von ihrem Fuße bis zu ihrem höchſten Gipfel mit den üppigſten Weideplätzen bedeckt ſind, und ein paar bergigte Vorſprünge treten auf beiden Seiten hervor, um die geweihte Stelle zu umfaſſen, die jedoch noch immer hoch genug liegt, um die weiteſte Ausſicht in das Land hinaus zu haben. Im Vordergrunde dehnt ſich nach Südweſten hin ein fruchtbarer Landſtrich aus, der mit Hügeln und Thälern wechſelt; nach Oſten hin zeigt ſich in der Entfernung eine andere Bergreihe, zwiſchen welcher hin der ſchöne Baſchi-Strom ſich durchzieht. In voller majeſtätiſcher Größe, ſo wie ſie der afrikaniſchen Natur eigenthümlich iſt, rollt ſich hier Hügel auf Hügel auf, welche dem Auge einen herrlichen Anblick darbieten. Von der Thüre unſerer Hütte aus ſind auf eine Entfernung von einer halben Stunde hin nicht weniger als ſechs volkreiche Kafferdörfer wahrzunehmen, indeß noch viele andere hinter den Hügeln verborgen liegen. So dürfen wir hoffen, unter Gottes Beiſtand ein großes Volk für die Predigt des Evangeliums hier zu finden. In noch weiterer Entfernung rollt der herrliche Umguwala-Strom dahin, an deſſen Ufern, um ſeines friſchen und guten Waſſers willen, eine große Bevölkerung ſich niedergelaſſen hat. Nur an gutem Bauholze dürfte es uns in der Nachbarſchaft gebrechen. Alle dieſe Umſtände, verbunden mit der freundlichen Geſinnung des Volkes, können wir nur als hoffnungsreiche Vorbedeutung betrachten, welche uns ein glückliches Gedeihen unſerer Miſſionsarbeiten unter dieſem Volke erwarten laſſen. Möge der HErr den Frieden im Lande bewahren, damit wir ungeſtört von Außen das Werk des HErrn treiben, und den armen Seelen Sein großes Heil verkündigen mögen.

VIII. Abschnitt.

Völkerbewegungen im Innern Afrika's. Krieg verhütet. Eindrücke von der Predigt des Evangeliums. Taufe mehrerer Amasingu's. Unglücklicher Zustand dieses Volkes. Seliger Heimgang einer Kafferinn. Der Häuptling Dapa. Niederlassung der Missionarien in seinem Distrikte. Die Missionsstation Morley aufgerichtet. Neue Kriegsstürme. Flucht der Missionarien. Wildheit des Wolfes. Rückkehr der Missionarien zu dem Ufer des Zimwobuflusses.

Schon seit mehreren Jahren hatte der Ausbruch eines blutigen Krieges zwischen den beiden Kaffernhäuptlingen Hintza und Fossani gedrohet, aber zum Preise Gottes ist durch unsere Vermittlung der Zunder der Feindseligkeiten beigelegt worden. Wir können nichts machen, erklärte einer dieser Häuptlinge, denn die Abafondis (Missionarien) sind uns überall im Wege. Hintza äußerte sich hierüber also: Mein Nachbar und ich haben gleich Kindern lange genug mit einander gespielt; es ist einmal hohe Zeit, daß wir als Männer handeln, und uns mit einander vereinigen. Sehen wir doch, daß ein fürchterlicher Feind aus dem Innern Afrika's uns über den Nacken kommt, und immer näher rückt. In solchen Tagen dürfen wir unsere Kräfte nicht zersplittern, denn nur die Knaben zanken, und die Hunde beißen einander. — Hätte nicht die gnädige Vorsehung Gottes zwischen diese beiden kriegslustigen Volksführer christliche Missionarien gerade zu einer Zeit hineingestellt, da ihr wilder Groll zu entbrennen drohte, so wäre ohne Zweifel viel Blut vergossen worden, und Hunderte von Erschlagenen würden das Schlachtfeld bedecken.

Juni 27. Mächtige Völkerbewegungen fanden um diese Zeit im Innern Afrika's statt. Ein siegreicher Eroberer Dschaka, drückte einen Volksstamm um den andern vor sich her, richtete in blutigen Feldschlachten Tausende der ruhigen Einwohner im Innern Afrika's zu Grunde, und rückte mit seinen wogenden Völkermassen den Grenzen

des Kaffernlandes und der Kapkolonie immer näher. Zwei arme Fingu's, welche früher zu der Armee der Fikanen im Innern des Landes gehört hatten, traten heute nach der Morgenpredigt vor unserer kleinen Versammlung hervor, und verlangten als Mann und Weib auf christliche Weise von mir getraut zu werden. Die Geschichte dieser beiden Personen enthält viel Merkwürdiges. Nebst vielen Tausenden ihrer Volksgenossen waren sie von einem wilden Eroberer, Matuana, aus ihrem Lande verjagt und allen Unfällen des Krieges, so wie der äußersten Hungersnoth preisgegeben worden, bis sie endlich ihren Weg zu unserer Missionsstelle fanden, und beschlossen, ihr Lebensloos mit einander zu theilen. Der Mann hatte im Innern Afrika's blutige Feldzüge mitgemacht, und war von einer Todesgefahr in die andere hineingeworfen worden. Die Tochter, die er nun ehlichte, war von den Kaffern mehrere Jahre zuvor gefangen und als Sklavinn überall umhergeschleppt worden, bis sie einer unserer Missionsbrüder loskaufte, und beide nun sich entschlossen, als christliche Einwohner auf unserer Station ruhig ihr Leben zuzubringen.

Juli 4. Ich fing an, von unserer neuen Station aus auch die entferntern Dörfer zu besuchen, und vermittelst eines Dollmetschers den Einwohnern das Wort vom Reiche zu verkündigen. Ich fand die Leute mitten in ihren Arbeiten, der Eine baute sich eine Hütte, ein Anderer verfertigte hölzerne Werkzeuge zum Ackerbau, wieder ein Anderer verarbeitete Thierhäute zu seiner Kleidung, indeß die Müßigen in Scherz und Spiel ihre Zeit vertrieben. Da und dort konnten sie sich entschließen, mir eine halbe Stunde lang ruhig ihr Ohr zu leihen, an andern Orten zeigten sie beharrliche Widersetzlichkeit. Einmal rief nach dem Gottesdienste ein Kaffer mir zu: siehst du den Baum, der da vor uns steht? Ja, sagte ich. — Steht er nicht fest, auch gegen den stärksten Wind? — Allerdings. — Gerade so, fuhr er fort, stelle ich mich gegen deinen Gott, ich will ihm nicht dienen,

und ich gehe keinen Schritt weit, um sein Wort zu hören. — Solche Sprache öffentlicher Verachtung vernehmen wir zwar selten, aber wir müssen erwarten, daß die meisten den gleichen Sinn in der Seele tragen. Der Mann wurde gewarnt, durch sein ruchloses Betragen sich nicht das Strafgericht Gottes zuzuziehen; und solche Warnung drang ihm in die Seele, denn einige Wochen nachher kam er in großer Niedergeschlagenheit zu uns und äußerte: es schmerze ihn tief, solche freche Worte ausgesprochen zu haben, indem seit jener Zeit die Hand Gottes schwer auf ihm liege, welche ihm auf eine ganz unerklärbare Weise 53 Stück Vieh in seinem Stall getödtet habe. Er sey deßhalb mit seiner Heerde nach einem andern Kraale gezogen, und habe mit großem Aufwande Zaubermittel aller Art angewendet, aber vergeblich. Die tödtliche Seuche sey ihm auf dem Fuße nachgefolgt, und daraus schließe er, daß die Hand Gottes auf ihm liege.

August 8. Die verflossenen Wochen waren eine sehr unruhige und für uns gefahrvolle Zeit. Ein Soldatenkommando von der Kolonie war ins Land gekommen, um gestohlenes Vieh, das kürzlich ein paar Räuberhaufen den Kolonisten geraubt hatten, wieder aufzusuchen und zurückzubringen, wobei viele Unmenschlichkeiten begangen wurden. Das ganze Land war in Aufruhr, und unsere Widersacher säumten nicht, jedes Mittel anzuwenden, um die Häuptlinge und das Volk gegen uns aufzuhetzen und uns insgesammt aus dem Lande zu jagen. Wirklich wurde von ihnen ein feindlicher Ueberfall auf die Station Butterworth gemacht, welche unausbleiblich zu Grunde gerichtet worden wäre, hätten nicht unsere dortigen Brüder mit der ruhigsten Besonnenheit und Nachsicht gegen die übermüthigen Widersacher gehandelt. Indeß ist es wieder ruhiger geworden, und heute hatten wir die Freude, daß nach dem Gottesdienste sechs Erwachsene hervortraten und öffentlich ihren Glauben an das Christenthum bekannten, und auf den Namen Christi getauft zu werden wünschten. Seit mehreren Monaten

hatten sie einen Vorbereitungsunterricht erhalten, und in ihrem ganzen Wesen viel Aufrichtigkeit zu Tage gelegt. Unter ihnen befand sich ein altes Weib, welches lange Zeit mit der Fallsucht behaftet gewesen war, und bisweilen bewußtlos in ein Feuer niederfiel. In christlichen Ländern erregt ein solcher Zustand Mitleiden, und es wird dafür gesorgt, Unglückliche dieser Art vor Lebensgefahr zu sichern; aber im Heidenlande hat man für Leidende kein Gefühl, und selbst die Eltern lassen unter solchen Umständen vor ihren Augen ihre unglücklichen Kinder im Feuer und Wasser zu Grunde gehen. Die drei andern, welche getauft wurden, gehören dem Geschlechte an, das die Kaffern Amasingu's (armes Volk) zu nennen pflegen. Arm sind sie wirklich, indem sie unter den letzten Völkerbewegungen im Innern Afrika's von ihrer Heimath verjagt wurden, und jetzt Sklavendienste verrichten müssen, weil sie kein Fleckchen Bodens haben, das sie ihr Eigenthum nennen könnten. Fragt man sie, woher sie kommen, so ist gewöhnlich die Antwort: weit, weit, sehr weit! Als sie während der Taufhandlung an die Barmherzigkeit Gottes erinnert wurden, welche sie aus einem Lande voll Finsterniß hieher gebracht, in der Wildniß erhalten und sie in tausendfachen Todesgefahren bewahrt habe, so rollten ihnen die Thränen über ihre Wangen hinab, und auch die kleine Gemeinde weinte mit ihnen. Mächtige Haufen dieser Unglücklichen sollten aus dem Innern dieses Welttheiles, wohin noch kein Europäer gedrungen ist, durch eine gewaltige Flut von Kriegsbewegungen nach dem Süden geschleudert werden, und zwar gerade zu einer Zeit, wo die Kirche Christi ihre ersten Pflanzungen im Kaffernlande begann. Auf diese Weise haben sich Tausende dieser Heimathlosen um unsere Stationen her gesammelt, und viele derselben sind als Einwohner in dieselben aufgenommen. Da sich diese Unglücklichen durch die Begierde auszeichnen, das Evangelium anzunehmen, so sind sie ein besonderer Gegenstand unserer Aufmerksamkeit geworden. Obgleich im Allge-

meinen nicht weniger durch Aberglauben verfinstert, als die Kaffern, findet sich doch bei ihnen nicht der stolze Spottgeist, welcher die letztern auszeichnet; und ich darf glauben, daß innerhalb kurzer Zeit Viele derselben zur Kirche Christi werden hinzugethan werden. „Zu der Zeit wird das zerrissene und geplünderte Volk, und von dem Volk, das gräulich ist von eheher und fürder, das da ausgemessen und zertreten ist, welchem die Wasserströme sein Land einnehmen, zum Geschenk gebracht werden dem HErrn Zebaoth, an den Ort, da der Name des HErrn ist, zum Berge Zion." (Jesajas 18, 7.)

Einige Tage später durften wir Zeugen seyn von dem seligen Heimgang einer Kafferinn, welche an den HErrn Jesum gläubig geworden war. Die Hütte, in welcher sie ihren Lauf vollendete, war keine Wohnung des heidnischen Trauerns, sondern der Christen-Freude. Als ihr Ende herannahte, so drängten sich die Leute in Haufen zu ihrem Sterbelager hinzu, indem sie alle begierig waren, einen Christen sterben zu sehen. Während ihrer Krankheit, welche lang anhaltend und heftig war, stand sie bisweilen in Versuchung, ihren Glauben für bloße Täuschung zu halten, aber vor ihrem Ende wurde sie vor dieser schweren Anfechtung gänzlich behütet; nichts machte ihr so großen Kummer, als der Gedanke, mit der empfangenen Gnade Gottes nicht so treu gehandelt zu haben, als sie hätte thun sollen; und dieß drückte sie oft in ihren Unterhaltungen aus, und beklagte tief ihre Undankbarkeit gegen den Heiland der Sünder. Ihre letzte Sterbensstunde zeichnete sich zwar nicht durch freudiges Entzücken, aber durch die getroste Hoffnung aus, durch Christum ein Erbe des ewigen Lebens zu seyn, und ihr letzter Ausdruck war: ich sterbe im Frieden.

Innerhalb der drei letzten Jahre (1827—1830) war es den thätigen Missionarien im Kaffernlande gelungen, in den östlichen Distrikten noch zwei andere Missionsstationen unter verschiedenen Volksstämmen aufzurichten, deren Veranlassung und Ausführung wir hier

aus ihren eigenen Briefen kurz erzählen, ehe wir im Tagebuche des Missionars Kay weiter fortfahren. Kaum hatten sie sich nämlich in Hintza's und Fossani's Distrikten am Buffalo- und am Baschistrome angesiedelt, als ihre Aufmerksamkeit noch weiter nach Osten hin gerichtet ward, und sie deshalb den Beschluß faßten, nach den Ufern des Umtata- und Zimwubostromes in die Gebiete der Häuptlinge Dapa und Fako hinzuwandern, um sich nach neuen Pflanzstätten des Evangeliums daselbst umzusehen. Missionar Shrewsbury, der diese Wanderung mit einigen seiner Gefährten unternahm, schrieb schon am 12. Juli 1827 in einem seiner Briefe: „Etwa eine Tagereise von Butterworth wohnt gegenwärtig ein Kafernhäuptling mit einer zahlreichen Familie, der von einer unglücklichen englischen Familie abstammt, welche vor etwa 50 Jahren bei Port Natal ans Land geworfen worden war. Der Vater ging im Schiffbruch zu Grunde; auch die Mutter starb nicht lange hernach von ihren armen Kindern hinweg, und nun entschloß sich eine erwachsene Tochter, einen Landeshäuptling, Dapa, zu heirathen. Diese gebar ihm einen Sohn, welcher jetzt der Nachfolger seines Vaters geworden ist, und der aus Ehrfurcht für das Andenken seiner Mutter eine große Vorliebe für die Engländer zu Tage legt. Diesen werde ich besuchen, so bald ich für einige Zeit meine neue Station verlassen kann." Vom Erfolg seiner Wanderung meldet Missionar Shrewsbury in einem spätern Briefe vom 30. Sept. 1827 folgendes: „Da mir sehr daran lag, den Häuptling Dapa zu sehen, von dem ich Ihnen in meinem letzten Briefe schrieb, so machte ich mich vor mehreren Wochen nach seinem Kraale auf den Weg. Er ist ein Mambuki-Häuptling, und sein Wohnort liegt in gerader Linie gegen Port Natal, das ungefähr 48 Stunden von Butterworth entfernt ist. Die Reise dorthin war für mich in hohem Grade interessant, und ein Theil des Weges führte mich nahe am Meeresufer hinauf. Der alte Dapa ist ein Greis von etwa 70 Jahren. Seine

Mutter hinterließ drei Söhne und eine Tochter, von denen Dapa und seine Schwester nur noch allein übrig sind. Sein Gesicht ist ganz europäisch, aber seine Hautfarbe beinahe schwarz. Als ich als Landsmann seiner Mutter bei ihm eingeführt wurde, war er fast außer sich vor Freude. Seine Unwissenheit ist so groß, daß er mir nicht einmal den Geschlechtsnamen seiner Mutter zu nennen wußte; auch scheint er vom Christenthum nicht ein Wort gehört zu haben. Indeß zeigte er ein großes Verlangen, einen christlichen Missionar bei sich zu haben. „Laßt ihn schnell kommen, sagte er zu mir, wir wollen alles thun, was er uns sagt. Das Land liegt offen vor ihm. Er mag wohnen, wo es ihm gefällt." Hier, meine Brüder, ist ein lauter Ruf vom Mambukistamme her, der etwa 7000 Seelen in sich faßt. Die Leute sind ärmer als die Kaffern, aber, wie es scheint, empfänglicher für den Unterricht, und ein Arbeiter dürfte wohl eine baldige Frucht von seiner Aussaat unter diesem Stamme erwarten.

Auf meinem Rückwege sprachen mich mehrere Unter-Häuptlinge um einen Lehrer an. Kommt doch, sagten sie, und lebet bei uns. Drei Tagereisen weiter die Küste hinauf liegt der Kraal des Fako, welcher noch mächtiger seyn soll, als Hintza, und mehr als 20,000 Seelen beherrscht. Auch erstreckt sich sein Einfluß über die bedeutende Bevölkerung, welche noch höher die Küste hinauf wohnt. Gerne würde ich ihn besucht haben, hätten es die Umstände gestattet; indeß ließ er mich durch eine Botschaft wissen, daß ich nicht fürchten solle zu ihm zu kommen; und so hoffe ich, so Gott will, im nächsten Jahre mit ihm bekannt zu werden, und sodann meine Wanderung bis nach Port Natal hinauf fortzusetzen. Wenn mit dem Missionar, der zu Dapa kommen soll, noch ein zweiter für Fako gesendet würde, so bin ich gewiß, daß er mit großer Freude aufgenommen würde. Freilich bedürfen unsere bereits bestehenden Stationen einer Vermehrung der Arbeiter; allein ich halte es für wichtiger, zuerst das Land in seinem ganzen Umfang mit

dem Evangelio zu umfassen, und nach dem Beispiel jener ehrwürdigen Männer der Vorzeit, die ein ganzes Land in Besitz genommen haben, unsere Wirkungskreise einzurichten, die sich später füglich in kleinere Bezirke abtheilen lassen. Senden Sie uns daher Männer, welche dem Werke Christi gerne Gut, Bequemlichkeit und Leben opfern; denn je weiter wir in das Innere des Landes eindringen, desto größer sind die Opfer, welche das Werk fordert. O hätte ich nur die Mittel, die Missionarien zu unterhalten, taugliche Knechte Christi lassen sich immer finden, aber die Geldmittel fehlen. Silber und Gold habe ich nicht, mein Leib und meine Seele ist alles, was ich an dieses herrliche Werk Gottes geben kann."

Missionar W. Shaw fügt in einem Briefe vom 9. Okt. 1827 noch hinzu: „Ich stimme unserm Bruder Shrewsbury vollkommen bei, daß die Anlegung einiger neuen Stationen auf dieser Küste ganz an der rechten Stelle ist; und ich bitte die Kommittee dringend, so bald wie möglich uns behülflich zu seyn, im Bezirke des Häuptlings Dapa eine Mission zu beginnen, da alle Umstände so wie der gute Wille des Volkes uns einen baldigen Erfolg der Arbeit hoffen lassen. Können Sie zugleich für den großen Mambukihäuptling Fako ein paar Arbeiter mitsenden, so haben wir alle Ursache zu glauben, daß er und sein Volk sich gerne dem christlichen Unterrichte unterziehen werden. Auf diese Weise würde die Stationenkette von den Grenzen der Kapkolonie an bis nach Port Natal hinauf vervollständigt seyn, und die See uns leichte Verbindungswege von einem Ende bis zum andern darbieten. Diese mächtige Strecke Landes ist fast an jeder Stelle bewohnt, und innerhalb ihrer Grenze würden fünfzig Prediger mit dem Pflanzungswerke des Evangeliums die Hände voll zu thun haben. Wie wunderbar sind doch die Wege des HErrn! Ein Schiff, das vor 70—80 Jahren auf dieser Barbarenküste strandete, muß am Ende noch das Mittel werden, den Boten des Heiles eine Bahn in die Wildniß zu be-

reiten. Dürfen wir nicht hoffen, daß die Zeit der gnädigen Heimsuchung Gottes auch für diesen Theil Afrika's gekommen sey?"

Nachdem von den Missionarien im Albanydistrikte die Anlegung einer Missionsstation in Dapa's Stamme beschlossen worden war, so wurden die Missionarien W. Shaw und Shrewsbury dazu bestimmt, den Missionar Shepstone und seinen Gehülfen dorthin zu begleiten, um mit Dapa und seinen Räthen die erforderlichen Anordnungen zu verabreden. Kaum waren sie in Dapa's Kraal angekommen, so entstand ein bedenklicher Wettstreit unter den Häuptlingen des Landes, wem der Missionar und seine Pflanzung zufallen solle. „Die Anstalt muß mein seyn, erklärte Dapa; ich habe den Missionar zuerst gerufen, und er ist auf meinen Wunsch hin gekommen." — „Aber, versetzte ein anderer, wir sind die Räthe deines Vaters gewesen, und haben dich in unserm Busen getragen, und obgleich du von dem großen Weibe abstammst, und ein alter Mann bist, so bist du dennoch unser Kind." Indeß wurde die Sache gütlich beigelegt, und Missionar W. Shaw meldet unter dem **23. Mai 1829** hierüber Folgendes: „Ohne Unfall sind wir alle wohlbehalten hier angekommen, nachdem wir der großen Hindernisse des Weges halben nicht weniger als vier Tage zu einem Wege bedurften, den man unter andern Umständen leicht in einem Tage hätte machen können. Die Stelle, die wir zur Niederlassung erwählt haben, liegt auf einem Bergrücken, auf der Ostseite des Umtataflusses, von dem sie nur **2** Stunden so wie vom Meeresufer **6** Stunden entfernt ist. Auf dieser Höhe genießt man eine herrliche Aussicht, die nur nach Nordosten hin durch eine Reihe schöner, kegelförmiger Berge begrenzt ist, die das Land der Amatembus umschließen, während nach Norden hin das Auge über eine weite Ebene hinblickt, die im Westen von einem Berggürtel begrenzt wird, welcher die Grenze des Tambukilandes bildet. Diese Stelle hat einen Ueberfluß an

reichem Boden und herrlichem Wasser, und 10—12 starke Quellen entspringen in unserer Nachbarschaft umher, welche völlig dazu geeignet sind, einen großen Landesstrich zu bewässern. In keinem Theile des südlichen Afrika's habe ich eine Stelle gefunden, welche für die Anlegung einer Stadt tauglicher wäre; auch haben die Häuptlinge beschlossen, sich mit ihrem Volke in unserer Nähe niederzulassen. Lange und heftig stritten sie sich um den Besitz dieser Missionsstelle, bis endlich Gott, der die Herzen aller Menschen lenkt, sie geneigt machte, sich in dem Beschlusse zu vereinigen, daß die Station hier angelegt werden solle. Wir haben ihr den Namen Morley beigelegt, zum Zeichen unserer Hochachtung gegen den würdigen Geschäftsführer unserer Missionsgesellschaft, unter dessen Leitung das Werk Gottes im Kaffernlande Schritt vor Schritt angebahnt worden ist."

Unglücklicherweise wurde bald die Ruhe dieser neuen Station durch die zerstörenden Ueberfälle des mächtigen und wilden Eroberers Tschaka und seiner räuberischen und ehrgeizigen Feldobersten gestört, so daß am Ende Missionar Shepstone mit seiner Familie sich auf einige Zeit aus dem Lande retten und unter dem Tambukis eine Freistätte suchen mußte. Der Sturm dauerte indessen dießmal nur kurze Zeit, und schon im April 1830 konnte er wieder die Rückreise nach seiner geliebten Arbeitsstätte antreten, und sich mittlerweile auf dem westlichen Ufer des Zimwubo niederlassen, wo die Eingebornen sich um ihn her sammelten. „Gott scheint, so schreibt derselbe unter dem 4. April 1830, dieses Volk in den letzten drei Jahren durch die Geißel des Kriegs und großer Hungersnoth für die Aufnahme des Evangeliums vorbereitet zu haben. Ihre Leiden sind groß und vielfach, der Tod hat sie in allen seinen Gestalten angefallen, und der Säugling mußte an der Brust der Mutter verhungern. Besonders furchtbar sind die Zerstörungen, welche der Wolf um diese Zeit im Lande anrichtet. Wenigstens vierzig Fälle sind seit kurzer Zeit zu meiner Kenntniß gekommen, daß dieses wilde Thier

an den Viehställen vorüberging und die Kälber unbeschädigt ließ, indeß er die Kinder den Müttern aus den Armen riß. Die grausame Wildheit dieses Thieres und seine entschiedene Vorliebe für das Menschenfleisch muß ohne Zweifel den häufigen Kriegen der Kaffern so wie dem Umstande zugeschrieben werden, daß sie ihre Todten unbegraben auf dem Felde liegen lassen.

Mitten unter diesen Trübsalen haben wir indeß große Ursache den Namen Gottes zu preisen. Seit ich Ihnen das Letztemal schrieb, haben unsere Versammlungen beträchtlich zugenommen, und bisweilen sind **200** Eingeborne da, welche das Wort des Lebens mit sichtbarer Begierde anhören. Besonders ist unser Augenmerk auf die heranwachsende Jugend hingerichtet. Die Alten haben nichts dagegen einzuwenden, wenn ihre Kinder lesen und Gott fürchten lernen; indeß sie selbst ihre alte Finsterniß mehr lieben denn das Licht, und es schwer finden, ihren bösen Gewohnheiten den Abschied zu geben. Dabei sind sie von der Vortrefflichkeit des Christenthums so weit überzeugt, daß sie nicht länger dagegen kämpfen, sondern eine segnende Hand Gottes darin erkennen, daß ihnen das Evangelium gesendet wurde.

In unserem kleinen Gemeinlein durften wir öfters den kräftigen Einfluß des heiligen Geistes gewahren, indem manche Seele aus dem Schlaf der Sünde aufwacht und um ihr Heil bekümmert wird. Besonders geben uns mehrere unserer Taufkandidaten eine liebliche Hoffnung, indeß wir inbrünstig zum HErrn flehen, daß Er uns noch Größeres denn das sehen lassen möge. Bedenken wir, wie viel Zeit für die erste Anlegung einer Missionsstation nothwendig zugebracht werden muß, und vergleichen wir die Zahl unserer Arbeitsstätten, welche auf eine Strecke von **120** Stunden vom Bekaflusse an bis zum Zimwubo hinauf angelegt worden sind, so müssen wir immer noch mit einem der Jünger fragen: was ist das, unter so Vielen? Doch die Hand Gottes kann ja auch das Wenige segnen."

IX. Abschnitt.

Reise des Herrn Kay nach den östlichen Distrikten des Kaffernlandes. Missionsstation Morley. Ein großer Erdbrand. Aufblühender Zustand der neuen Station. Großes Bedürfniß nach christlichem Unterricht. Ausflug nach dem Wohnorte des Häuptlings Dapa. Die Ufer des Umtataflusses. Eine Heerde Seekühe. Dapa's Lager. Aufenthalt daselbst.

Wir setzen nun unsere Auszüge aus dem Tagebuche des Herrn Kay weiter fort.

„Zwischen Butterworth und dem neuangelegten Morley, so schreibt derselbe unter dem 14. August 1830, findet bis jetzt noch gar wenig Verkehr statt. Da ich vernommen hatte, daß ein zerstörendes Feuer dort stattgefunden habe, so eilte ich so schnell wie möglich nach der Stelle hin, die ein unsicheres Gerücht mir genannt hatte, und ich fand, daß wirklich unsere Freunde daselbst nur mit genauer Noth mit dem Leben davon gekommen waren. Das Lügen ist unter allen Klassen des Volkes im Kaffernlande so sehr im Schwange, daß die handgreiflichste Unwahrheit nur für einen Spaß gehalten wird. Das lange trockene Gras um die Missionsstelle her hatte sich entzündet, und die Einwohner derselben in große Gefahr gesetzt. Da in diesem Theile der Küste der Boden ausnehmend reich und demnach das Pflanzenleben sehr üppig ist, so wächst das Gras und Kraut zu einer fast unglaublichen Höhe hinan, daß ein Reiter, ohne darin gesehen zu werden, hindurchziehen kann. Die Einwohner sind gewohnt, das alte Gras vor dem Eintritt der Regenzeit abzubrennen, um den Boden für den Regen zugängiger zu machen; und so geschieht es nicht selten, daß viele Menschen bei solchem Brande das Leben einbüßen. Das wüthende Element tobte unaufhaltsam bis zum Missionshause fort, das nicht lange zuvor aufgerichtet worden war. Wäre dasselbe in Brand gerathen, so würden unsere Brüder alle ihre Habseligkeiten eingebüßt haben; aber zum Erstaunen Aller löschte die Flamme auf einmal aus, als sie bereits die nächste Um-

gebung des Hauses ergriffen hatte, und die Eingebornen riefen aus: das hat Gott gethan! Die Lage von Morley ist ungemein schön und sehr gesund. Die Morgen und Abende sind ungewöhnlich kalt, indeß den Tag über die Hitze nicht selten drückend ist. Da hier die Mission erst seit wenigen Monaten wieder aufgerichtet worden ist, so ist bis jetzt nur ein einziges Haus für die Familien unserer Brüder bewohnbar, indeß alles Uebrige noch die Gestalt eines ächten Kafferndorfes trägt.

Ein kurzer Weg führt von hier aus zu den steilen Ufern des Umtataflusses, dessen Bett eine tiefe Bucht bildet, in welche man von den Bergspitzen nur mit Schauer hinabschauen kann. Wie düster und unzugänglich auch die Klüfte sind, welche den Strom umschließen, so sind sie dennoch mit Menschen angefüllt, welche diese schauerlichen Berghöhlen für schön halten, weil sie in Zeiten der Gefahr eine sichere Zufluchtsstätte in denselben finden, und es ist kaum möglich, durch eine vernünftige Vorstellung die Kaffern aus diesen finstern Klüften herauszubringen und sie zu bewegen, auf der Ebene sich anzusiedeln. Hier fühlen sie sich allein sicher; auch bieten die Bergrücken für ihre Heerden reiche Weideplätze dar. Die Bevölkerung umher ist ungleich dichter und größer, als an den Grenzen der Kolonie, und daher sind auch die Dörfer mit einer größern Anzahl von Hütten besetzt. Noch hat Morley nur wenige Einwohner, die meist aus heimathlosen Afrikanern aus allerlei Volk bestehen, welche die Kriegsunruhen aus ihrem Mutterlande verjagt haben. Unter diesen wurde ich mit einem alten Manne bekannt, dessen Geschichte viel Merkwürdiges in sich enthält. Er hatte von der Ferne her gehört, daß die Abafondis (Missionarien) als Männer des Friedens in das Land gekommen seyen, und diese Botschaft erregte in seiner Seele ein heißes Verlangen, sie zu sehen, und obgleich er nicht wußte, wo sie zu finden seyn möchten, so machte er sich dennoch mit seiner Familie auf den Weg, dieselben aufzusuchen. Wurzeln und Erdnüsse waren die einzige Nah-

rung, welche die Natur ihm darbot. Da er durch ein feindliches Land die Reise machen mußte, so geriethen sie nicht selten in Todesgefahr, und er hatte den Jammer, daß von seinen 5 Kindern eines um das andere sich auf der Flucht von seiner Seite verlor, und er so trostlos als einsamer Wanderer seinen Weg fortsetzen mußte. Nichts desto weniger blieb er seinem Vorsatze getreu, und wohin er kam, fragte er überall begierig, ob man nicht wisse, wo die Männer des Friedens wohnen? Kraftlos und beinahe ausgehungert erreichte er endlich die Friedensstätte Morley, und entzückt über den Gedanken, einen Ort gefunden zu haben, wo kein Krieg mehr ist, war jetzt seine Sorge nur auf seine Kinder gerichtet, die sich auch zu seiner großen Freude allmählig bei ihm einfanden. Sie hatten nämlich in ihrer weiten Zerstreuung vernommen, daß ihr alter Vater zu Morley wohne, und jetzt strengten sie ihre letzten Kräfte an, zu ihm zu kommen. Zwei seiner Söhne sind schöne, muntere und vielversprechende Jünglinge, auf deren Gemüther das Evangelium einen Eindruck zu machen scheint.

Morley ist auf einer der schönsten Stellen im südlichen Afrika aufgerichtet, sie ist aber zugleich eine solche, welche mehr als jede andere schutzlos genannt werden kann. Die Bevölkerung umher ist in eben so viele kleine Staaten und Kapitänerien abgetheilt, deren eifersüchtige Zänkereien unter einander kein Ende haben, welche nicht selten in blutige Händel ausbrechen. Auf der einen Seite haust Cetani, auf der andern Quanta; ersterer scheint der mächtigere zu seyn, letzterer ist ein Freund der Mission, und hat sich an das Missionsdorf angeschlossen. Wir machten ihm gestern einen Besuch, um zugleich einen Jüngling, Sohn eines seiner Feldobersten, zu sehen, welcher vor 4 Tagen von einem Wolf gebissen worden ist. Dieses Thier trat furchtlos in die Hütte hinein, während die Familie schlief, ergriff den armen Jüngling beim Bein, und schleppte ihn so lange fort, bis sein Geschrei seine Eltern aufweckte, die ihn nun aus dem

Rachen des Thieres erretteten. Der Aberglaube hat ihre Gemüther mit so gewaltiger Furcht erfüllt, daß keiner es wagen würde, einen Wolf ums Leben zu bringen. Sie glauben nämlich, er sey der Bote eines Zauberers, der nach Belieben über das Thier gebiete, und den man durch Widerstand gegen dasselbe nicht zum Zorn reizen dürfe, wenn nicht die ganze Familie unglücklich werden wolle.

Die verheerenden Ueberfälle haben das Volk verhindert, ihre Ernte einzuthun, und jetzt beginnt eine fürchterliche Hungersnoth das Land zu drücken. Die äußerste Armuth tritt in schauerlichem Bilde allenthalben hervor, da die räuberischen Horden fast alle Viehheerden weggetrieben haben, von denen sich die Einwohner nähren. Tausende derselben sind nun genöthigt, von wilden Früchten und Graswurzeln zu leben. Auch ihre Leibesbedeckung ist fast ganz zu Grund gegangen, so daß die meisten völlig nackt einhergehen. Manche Jünglinge kommen zu uns herbei und verlangen gekleidet zu werden, wofür sie sich zu jeder Arbeit anbieten.

Heute war Sonntag, und die Betstunde wurde schon mit Sonnenaufgang begonnen, wobei einige der Neubekehrten die Inbrunst ihres Herzens in andachtsvollem Gebet ergossen. Selten beugt ein Kaffer seine Kniee vor Gott, ohne von ihm für alle seine Bekannten, für jede Missionsstation im Lande, für alle Häuptlinge der verschiedenen Stämme und besonders für die Abafondis einen Segen zu erflehen. Eine große kreisförmige Hütte, welche etwa 150 Personen in sich faßt, diente als Bethaus und Schule. Auf ihrem Boden sind schöne Matten ausgebreitet, auf welche das Volk sich niedersetzt. Es war eine Freude, zu sehen, wie einer mit dem andern wetteifert, um nützliche Kenntnisse einzusammeln. Ich bemerkte in meinen religiösen Unterhaltungen mit den Leuten, daß das Wort Utixo, das in den östlichen Distrikten des Landes zur Bezeichnung Gottes gebraucht wird, hier selten oder nie gehört wird.

Der Name der Gottheit unter dem Amabundaſtamme iſt Udali, oder Umenzi (Schöpfer), womit ſie das Weſen bezeichnen, das den Himmel und die Erde gemacht hat. Eben ſo wird der Name Tikaloſchi von ihnen häufiger als unter den ſüdlichen Stämmen gebraucht, und dieſer bezeichnet ein unſichtbares und unbeſchreibliches Weſen, das ſie jedoch bisweilen als ein kleines häßliches und bösartiges Geſchöpf darſtellen, welches ihnen viel Schaden thut. Wie laut ſpricht nicht die klägliche Finſterniß um uns her das große Bedürfniß aus, dieſem armen Volke mit dem Evangelio Chriſti zu Hülfe zu kommen! Freuen dürfen wir uns allerdings, daß in der mitternächtlichen Finſterniß dieſes Volkes das Panier des Lichtes aufgerichtet werden durfte; aber dennoch vermögen wir nicht ohne das tiefſte Schmerzensgefühl um uns her zu blicken; was iſt auch eine einzige Miſſionsſtation im ganzen öſtlichen Gebiete des Baſchiſtuſſes? Leben nicht viele Tauſende um uns her, welche die Stimme des Boten Chriſti niemals vernehmen? Um auf die große Volksmaſſe kräftig einzuwirken, müſſen Schaaren von Evangeliſten geſendet werden, und ſo lange nicht mehr Arbeiter in dieſe Ernte kommen, ſo gleichen unſere auf weite Entfernung hin zerſtreuten Leuchtthürme nur einem glimmenden Dochte, der im ſchwarzen Dunkel der Nacht kaum bemerkt werden kann.

Da ich gerne dem berühmten Häuptling Dapa einen Beſuch machen wollte, ſo machte ich mich noch im Auguſt **1830** in der Begleitung meines Freundes Shrewsbury auf den Weg zu ſeinem Wohnorte. Dieſer führte uns längs des weſtlichen Ufers des Umtataſluſſes hin, das mit einer langen Reihe ſteiler Felſenwände und tiefer Abgründe umſchloſſen iſt. Das Land iſt überall durchbrochen, ſo daß das Reiſen höchſt beſchwerlich und zu Wagen völlig unmöglich iſt. Eine Miſchung von Tropf- und Sandſtein bildet noch immer den Beſtand der Felſenhügel, die ſich um uns her aufthürmen. Der Boden iſt allenthalben ausnehmend reich, und würde

dem

dem fleißigen Landmann einen vollen Lohn seiner Arbeit versprechen. An Buschwerk in den Klüften und an tauglichem Bauholz auf den Bergen fehlt es nicht, und auch die Pflanzenwelt stellt ihre lieblichsten Schätze dem Auge dar, so wie manche Berge am Flußufer einen Reichthum von Eisenerz kund geben. Bald kamen wir bei einer der höchsten Bergspitzen im ganzen Lande, Cwanquaba genannt, an, um welche her der mächtige Eroberer Dschaka im Jahr 1828 seine wilden Räuberhaufen in einem großen Lager aufgestellt hatte. Von dieser Berghöhe aus genießt das Auge eine herrliche Aussicht. Zur Rechten fließt in einer Entfernung von 5—6 Stunden der breite Umpaku, welcher die Grenze dieses Distriktes bildet, und dessen zahlreiche Seitengewässer sich bis zum Baschiflusse hinziehen. Um den Berg her liegen Dörfer, welche von Menschen allerlei Volkes bewohnt sind, die der Peitsche des Sklaventreibers entflohen, oder auch durch Schiffbruch an das Land getrieben wurden. Ihr dickes wolligtes Haar und ihr gekräuselter Bart deutet klar auf ihre Abkunft hin, und gibt ihnen ein eigenthümliches Aussehen. In den malerisch schönen Thälern, die sich von diesem Berge aus in das Land hinziehen, erblickt man auf allen Seiten Haufen von Todtengebeinen und Menschenschädeln, welche an der Sonne gebleicht werden. Gleich einem tobenden Waldstrome hatten sich Dschaka's wilde Krieger mit ihren Mordkeulen in das Land hinabgeworfen, und während die Männer ihre Heerden fortzutreiben versuchten, wurden die armen Weiber und Kinder erbarmungslos dem Blutbade zurückgelassen.

Der Weg führte uns zu einer neuen Biegung des Umtata, auf dessen beiden Ufern die Pracht und Fülle der Natur über alle Beschreibung herrlich war. Einen schönern Fleck habe ich im Leben noch nicht gesehen, als dieser ist. Grüne prachtvolle Hügel, die sich auf allen Seiten in malerischen Gestalten emporthürmen, steile Abgründe, deren Wände mit dem lieblichsten Farbenspiel der Blumen bedeckt sind, majestätische Bäume, welche

ihre Wipfel über das niedrige Gesträuch emporheben, schöne Viehheerden, welche an den Abhängen weiden, und zu unsern Füßen der rauschende Umtata, welcher sich mit Gewalt in schäumender Flut über die Felsenwände hinstürzt: Alles dieß begreift das Bild einer herrlichen Landschaft, wie sie die Phantasie kaum zusammenzusetzen vermag. Der schmale Pfad nöthigte uns, nur langsam vorwärts zu ziehen, und so konnte ich desto ungestörter dem Zuge meiner Empfindung nachfolgen, bis mich ein lautes Geschrei meines Führers mit den Worten unterbrach: dort drüben liegt eine Heerde von Seekühen (Hippopotamus). Ihrer waren 15, welche in tiefem Schlafe auf einem Haufen dicht neben einander lagen, indeß mehrere derselben bis zum Kopfe im Wasser standen. Da sie alle gleich einem Felsenstück unbeweglich dastanden, und auch ihre Hautfarbe den Felsen gleicht, wie sie häufig an diesen Ufern gesehen werden, so bedurfte ich einige Zeit zur Besinnung, bis ich seine Versicherung wahr finden konnte; indeß gab er mir bald einen augenscheinlichen Beweis von der Wahrheit. Langsam schlich er sich an einer Felsenwand hinab, bis er diesen Thieren gegenüber stand, und jetzt eine Pistolenkugel auf sie abfeuerte. In einem Augenblick gerieth nun Alles in die größte Verwirrung; einige dieser mächtigen Thiere stürzten sich ins Wasser hinab, andere blieben eine Zeitlang wie schlaftrunken stehen, um sich zu besinnen, welchen Weg sie nehmen wollten. Eines derselben hatte die Kugel wirklich getroffen, und fiel bei einem zweiten Schusse nieder. Nun ging in wilder Unordnung der ganze Haufe aus einander, und jedes versuchte unter das Wasser zu kommen. Es war ein großer Anblick, welcher durch die wundervollen Umgebungen der Natur erhöht wurde. Am Ufer des Flusses fand ich viele scharfzugespitzte Pfosten schief in den Boden eingeschlagen, welche von den Einwohnern in der Absicht aufgerichtet werden, um diese Seeungeheuer, wenn sie nach Mitternacht aus dem Flusse heraus, nach ihren Weideplätzen ziehen, zu durchspießen.

Das Fleisch der Seekuh wird von den Kaffern sehr geliebt, und für gesund gehalten. Es sieht einer Speckschichte gleich, und hat im Geschmack nichts Unangenehmes oder Herbes.

Wir beschleunigten jetzt unsere Schritte, um zu Dapa's Lager zu gelangen. Der Pfad führte in vielfachen Krümmungen durch ein dicht verwachsenes Gehölze, und schon glaubten wir die Hoffnung aufgeben zu müssen, den Schlupfwinkel des alten Mannes zu finden, als das Geplärr der Kühe und das Bellen der Hunde uns von der Ferne her die Richtung zeigte und sicher zur Wohnhütte des alten Mannes führte. Diese war nun elend genug, obgleich die nackten Bewohner derselben eine hohe Glückseligkeit darin zu finden schienen, daß sie müßig um ein großes Feuer herum lagen, und über die kleinen Angelegenheiten des Tages sich langweilten. Bald kam auch der alte Dapa herbei, der uns nach freundlichem Empfang eine Hütte zurechtmachen ließ, um die Nacht in derselbigen zuzubringen. Er hatte einen langen Speer in seiner Hand, den der abgelebte Greis kaum noch zu halten vermochte, und auf unsere Frage, warum er sich doch mit dem Tragen einer so schweren Waffe noch belästige? gab er uns die kurze Antwort: um mich mit derselben gegen Wölfe und wilde Menschen zu vertheidigen, welche im Finstern umherziehen. Der Alte konnte mit seinen lauten Klagen nicht fertig werden. „Wir sind arme, blutarme Leute; alle unsere Kühe sind todt, all unser Vieh ist todt, wir haben keine Milch, unsere Kinder gehen zu Grund!" Wir suchten dem alten Manne deutlich zu machen, wie unrecht er daran thue, solche Klagen zu führen, da wir vor seiner Thüre draußen mehrere große Ställe mit Vieh angefüllt gesehen hätten. Allein der arme Mann hatte doch nicht genug, und wir mußten ihn bedauern. Er ist noch immer ein gewaltiger und munterer Greis, und hat sich durch seine Kriegsthaten einen großen Namen unter der Nation gemacht. Aber seine Unwissenheit ist unbeschreiblich groß. Wir

versuchten bei seinen immer wiederholten Klagen es ihm fühlbar zu machen, daß er für sich und sein Volk den wahren Segen betend bei Gott suchen müsse. Ja, ja, versetzte er, ich bete auch; ich bete, daß Udali (Gott) uns mehr Vieh, mehr Korn und mehr Kürbisse geben möge. Der Alte hat, wie jeder andere Häuptling, mehrere Weiber, von denen jedoch nur eine bei ihm lebt. Auch ist er Vater von 22 Kindern, unter denen sich 11 Söhne befinden, welche bereits das männliche Alter erreicht haben. Sie hatten alle ein sehr schmutziges Aussehen, und schienen in großer thierischer Verwilderung ihr armes Leben dahinzubringen.

Leider ist bis jetzt noch unser gesegnetes Morley die einzige Pflanzungsstätte des Evangeliums in diesem verfinsterten Lande. Möge es die Räume seiner Wohnung immer weiter ausbreiten, und ein schöner Garten Gottes werden, von welchem aus viele fruchttragende Pflanzen auf den weiten Boden umher versetzt, und so das ganze Land in ein Ackerfeld verwandelt werden.

X. Abschnitt.

Unsittlicher Charakter des Heidenthums. Vernachläßigte Kindererziehung. Der Zimwubostrom. Fako, der König der Amapondas. Aufrichtung der Missionsstation Bunting in seinem Lande. Große Hungersnoth. Port Natal. Ansiedlung von Kolonisten daselbst. Der Eroberer Dschaka. Die Zulus. Ihre Zugänglichkeit für das Evangelium. Weite Missionsräume. Wirkungen von der Predigt des Evangeliums unter den Kaffern.

Selbstsucht ist der hervorstechendste Zug in dem Charakter des Menschen, so lange das Christenthum denselben nicht umgewandelt hat. Kaum hatten wir dem alten Häuptlinge Dapa ein paar unbedeutende Geschenke überreicht, als die ganze Schaar seiner großen Familie gierig zusammenlief, und ein jeglicher lärmend seinen Antheil am Geschenk verlangte. Obgleich kaum ein paar

Schillinge werth, verbarg doch der Alte seinen Schatz mit einer Sorgsamkeit, gleich als ob sein Leben daran hinge, obgleich seine sauersüchtigen Söhne ihm den rohen Vorwurf machten, daß er wie ein Hund davonlaufe, um allein die Beine abzunagen. Weder das Alter, noch der Rang, noch die Bande der Natur vermögen unter einem heidnischen Volke den Vater gegen die Verunglimpfungen seiner Familie zu schützen. Auch läßt er selbst ungestraft in seinem Hause seine Würde mit Füßen treten, wenn er nur ein paar magere Brocken hinwegretten kann. Diese Thatsache allein beweist den kläglichen Einfluß des Heidenthums auf das menschliche Gemüth, so wie den hohen Vorzug des Christenthums. Letzteres umgürtet die Ehre des Vaters mit dem Gebot: du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren! In der Schule des erstern werden die Menschen selbstsüchtig, geizig, ruhmredig, hoffärtig, Lästerer, den Eltern ungehorsam, undankbar, ungeistig, störrig, unversöhnlich, unkeusch, wild, ungütig u. s. w. (2 Timoth. 3, 2—4.). Unter allen barbarischen Völkern dauert die Abhängigkeit der Kinder von ihren Eltern viel kürzer, als in zivilisirten Staaten, indem es nur einer kurzen Abrichtung bedarf, um sie für ihre Lebensweise tauglich zu machen. Wenn in christlichen Ländern mancherlei Kenntnisse und Fertigkeiten zuvor erworben werden müssen, ehe der Jüngling seine eigene Lebensbahn verfolgen kann, so darf die Sorge der Eltern sich nicht blos auf seine Kinderjahre beschränken, sondern sie dehnt sich über einen großen Theil seines Lebens aus, und begleitet ihn bis zum männlichen Alter hin, in welchem er auch jetzt noch der Weisheit und Erfahrung seines Vaters bedarf. In den Ländern der Heiden gestalten sich diese ehrwürdigen Verhältnisse ganz anders. Hat der Vater seinen Kindern durch die ersten Jahre der Hülflosigkeit hindurchgeholfen, so überläßt er sie ganz ihrer eigenen Wahl, und selbst in der zarten Jugend kann er sich kaum entschließen, sie zu leiten, zu ermahnen, und erforderlichen

Falles zu züchtigen. In der gemeinsamen Hütte lebt der Vater mit der Mutter und den Kindern wie Leute zusammen, welche der bloße Zufall zusammengeführt hat, und keines ist sich irgend einer Verpflichtung bewußt, welche ihm gegen die übrigen Glieder der Familie obliegt. So werden gewöhnlich die Eltern mit einem Trotz und Uebermuth von ihren heranwachsenden Kindern behandelt, welcher das Gefühl des Fremdlings mit Schauder und Entsetzen erfüllt; und so gehen die heiligsten Empfindungen unter, an welche der Christenglaube seine veredelnde Kraft in dem Herzen des Menschen anzuknüpfen pflegt.

Als wir uns eben zur Abreise aus Dapa's Kraal anschickten, kam der älteste Sohn desselben mit der Botschaft herbei, daß ein Wolf in der verflossenen Nacht einem seiner Kinder die Kniescheibe abgefressen habe. Die Nachricht machte eben keinen großen Eindruck auf die Gemüther, und Niemand dachte daran, dem armen Kinde zu Hülfe zu kommen. Wir setzten nun unsern Weg auf dem östlichen Ufer des Umtataflusses fort, das ebenso wie das westliche durch Felsenhügel und Klüfte durchbrochen ist. Nach allen Seiten hin ist die Natur reich, der Boden fett, das Pflanzenleben üppig und die Natur gießt ihre ganze Fülle vor Menschen und Thieren aus. Aber mitten unter diesem Reichthum der Güte Gottes ward unser Gemüth von schauervollen Empfindungen ergriffen, indem wir von einer Stelle zur andern zerstörte Dörfer, wilde Brandhaufen und Schädel der Erschlagenen erblickten, welche uns laut verkündigten, daß nicht lange zuvor ein wildes Gemetzel auf dieser Stelle stattgefunden haben muß. Führt einmal der Friede das Steuerruder in diesem Lande und ist der Pflug an die Stelle des Speeres getreten, so wird dieses Gebiet eines der ergiebigsten und fruchtbarsten werden, das nur immer im südlichen Afrika gefunden werden kann. Das Wasser ist viel besser und reichlicher als an den meisten andern Orten, indem von allen

Seiten her reiche Wasserquellen den Thälern zuströmen und ihren Weg nach den Flüssen suchen. Unter diesen nimmt der Zimwubostrom eine ausgezeichnete Stelle ein, und ist einer der schönsten Flüsse, welche ich auf dieser Küste gesehen habe. Ganze Heerden von Seekühen treiben sich in seinem Wasser umher, während die dichten Wälder auf seinen beiden Ufern hin vom Elephantengeschlecht bewohnt sind. In den Niederungen zwischen dem Umtata und dem Zimwubo trafen wir viele Dörfer und eine zahlreiche Bevölkerung an; auch die Wälder wimmeln von Vögelschaaren, welche, wenn auch nicht das Ohr mit ihrem Gesange doch das Auge mit ihrem unvergleichlichen Gefieder ergötzen.

Unser Weg führte uns nun in gerader Richtung dem Wohnorte des berühmten Häuptlings Fako zu, welcher jenseits des Zimwubo den zahlreichen Stamm der Amabondas regiert, um uns dort nach den ersten kleinen Anfängen der Aussaat des Evangeliums umzusehen. Unsere Brüder im Albanydistrikte hatten nämlich schon am Ende des Jahres **1828** für zweckmäßig erachtet, nicht blos dem Häuptling Dapa, sondern auch noch weiter die Küste hinauf dem Könige Fako einen Boten des Heiles zuzusenden, zu welchem Berufe unser Bruder Boyce (Bois) ausersehen worden war. Wirklich hatte es ihm auch der HErr gelingen lassen, eine freundliche Aufnahme bei diesem kriegerischen Häuptlinge zu finden, und die Genehmigung von demselben zu erhalten, am kleinen Umgazifluſſe, zwei Stunden von seinem großen Feldlager eine Missionsstation aufzurichten, welcher später der Name Bunting zum Andenken an einen würdigen Geschäftsführer unserer Missionsgesellschaft im Vaterlande, beigelegt wurde. „Die Bevölkerung dieses Stammes, so schrieb Herr Boyce, ist sehr zahlreich, und wohin wir treten, treffen wir Haufen von Eingebornen an, welche des Lichtes der himmlischen Wahrheit bedürfen. Die Stelle, auf welcher unsere neue Station aufgerichtet werden soll, hat für diesen Theil des Landes

eine ziemlich liebliche Lage, und ist von einer Reihe Hügel umgeben, welche mit herrlichem Grase bedeckt sind. Vor uns erhebt sich in einiger Entfernung eine hohe Gebirgskette, deren Spitzen sich kegelartig zum Himmel aufthürmen. Dieß ist wohl die einzig taugliche Stelle für unsere Niederlassung im ganzen Distrikte umher, obgleich wir das Wasser in ziemlicher Entfernung in einem Bache suchen müssen, welcher in der heißen Jahreszeit austrocknet. Die Entfernung vom Meeresufer beträgt 6 Stunden. Die Herrschaft des Häuptlings Fako erstreckt sich vom Umtataflusse an bis weit über den Zimwubo hinüber, und die Bevölkerung beläuft sich wenigstens auf 20,000 Seelen. In den Umgebungen seiner Residenz liegen etwa 100 Kraale umher, von denen jeder aus 20—40 Wohnungen besteht, so daß wir eine große Menge Volks in unserer Nähe haben. Der Boden ist zum Korn- und Gartenbau zweckmäßig benützt, und die Eingebornen bringen jedes Jahr zwei reiche Ernten nach Hause. In Vergleichung mit andern Stämmen sind die Leute dieser Gegend sehr geschäftig, und hier habe ich zum ersten Mal das Wort vernommen: meine Zeit ist kurz; ich muß eilen!" Dieser Ton klang honigsüß in meinen Ohren, denn schon 7 Jahre habe ich im Kaffernlande zugebracht, und denselben noch nie gehört. Die Leute umher benehmen sich anständig, und machen uns keinen Verdruß. Ein Wink von unserer Seite ist zureichend, um sie zur Ruhe zu bringen. Die letzten Kriegsstürme haben freilich großes und allgemeines Elend über dieses Land verbreitet, und Hunderte der Einwohner sind jetzt noch genöthigt, von den Wurzeln im Walde zu leben, welche meist sehr ungesund sind. Ihr Genuß schwellt den Bauch zu einem großen Umfange auf, und ihre abgehärmten Gesichter so wie ihre abgezehrten Gliedmaßen bilden dagegen einen jammervollen Contrast. Viele Männer sehen sich genöthigt ihre Weiber und Kinder fortzujagen, weil sie dieselben nicht ernähren können,

und wer nicht mehr Kräfte genug hat, in den Wald hinauszugehen, um Wurzeln zu suchen, muß Hungers sterben. Wir thun, was wir können, um dem Elende abzuhelfen, und wir danken unserm guten Gott, daß in 6 Wochen für sie wieder eine Ernte zu hoffen ist. Indeß genießen wir Frieden in unserer Nachbarschaft, nachdem der wilde Fikanen-Häuptling kürzlich von einem Haufen der benachbarten Zulus von den Quellen des Zimwubo hinweggejagt worden ist. Wir hoffen in diesem Lande sicher zu seyn; unser Vertrauen steht zu dem HErrn, welcher König ist über alle Lande."

Umstände mancherlei Art, so schreibt weiter Missionar Kay, nöthigten uns, Fako's Gebiet so schnell wie möglich zu durchziehen, um Port Natal, das Ende unserer Reise, zu erreichen. Das Land umher, durch welches uns der Weg führte, ist schön, aber auf mehr als 100 Stunden im Umfang von dem wilden Eroberer, dem Zulukönig Dschaka, gräuelvoll verwüstet; und es ist eine unendliche Barmherzigkeit Gottes, daß dieser blutgierige Wütherich nunmehr das Ende seiner Mörderbahn gefunden hat. Nicht ein einziges Dörfchen ist unversehrt geblieben, und mit Aschenhaufen und den ausgedorrten Leichnamen der Erschlagenen ist das Land weit umher bedeckt. Port Natal (zwischen dem 29 und 30° südlicher Breite gelegen) soll schon im Jahr 1690 von der holländischen Handelskompagnie den Eingebornen abgekauft worden seyn. Später wurde diese Stelle, so wie auch Delagoabai als Hafen für Handelsschiffe gebraucht, weshalb die holländische Compagnie im Jahr 1721 eine Sklavenfactorei hier anlegte. Dieser unmenschliche Handel wurde weithin auf dieser Küste in großem Umfange getrieben, so wie dieß heut zu Tage noch von den Portugiesen in den nordöstlich gelegenen Seehäfen geschieht, wie z. B. im Hafen Imhamban noch im Jahr 1821 von denselben 800 Schwarze nach Südamerika als Sklaven ausgeführt wurden. Im Jahr 1823 landete der Schiffs-Lieutenant Farewell mit drei andern Engländern

und 27 Kolonisten zu Port Natal, um sich hier bleibend anzusiedeln. Der Zulukönig Dschaka, dessen Herrschaft vom Zimwubofluſſe an bis nach der Delagoabai sich damals ausdehnte, nahm sie freundschaftlich auf seinem Gebiete auf, und schenkte ihren Anführern in dieser weiten Bucht einen fruchtbaren Landesstrich, der sich 12 Stunden längs der Küste hin und 40 Stunden landeinwärts ausdehnte; auch wies er ihnen 400 seiner Sklaven an, welche das Land bauen sollten. Die englische Flagge wurde nun hier zum erstenmal aufgesteckt und Besitz von dem Lande genommen; aber kaum hatten sich die Kolonisten ein paar Monate angesiedelt, als heftige Streitigkeiten unter ihnen ausbrachen, und am Ende die ganze Gesellschaft aus einander lief, so daß nichts weiter von ihnen gehört wurde. Später siedelte sich Herr Farewell aufs neue an dieser Stelle an, und eine kleine Zahl von Kolonisten sammelte sich um ihn her, aber es dauerte nicht lange, so sank er unter der Last von Widrigkeiten und dem Einflusse des Klima's ins Grab; und von allen europäischen Ansiedlern, welche sich an dieser Stelle niederließen, sind nur 3 übriggeblieben, welche in ihrer Lebensweise und Denkart von den wilden Einwohnern des Landes nicht mehr zu unterscheiden sind.

Nicht lange hernach erfolgte auch die Ermordung des gefürchteten Zulukönigs Dschaka, welcher so viele Jahre hindurch die blutige Geißel der südafrikanischen Völkerstämme gewesen war, und der unter den mörderischen Händen seines Nachfolgers Dingarn fiel. Er war ein Ungeheuer von Grausamkeit gewesen, und seine Seele konnte kaum einen Tag Ruhe finden, wenn sie nicht das Blut seiner Unterthanen in Strömen fließen sah. Seit seinem Tode haben verschiedene Küstenhändler von Zeit zu Zeit Port Natal besucht, und sind ohne große Schwierigkeit tiefer in das Innere des Landes eingedrungen. Als Missionsstätte wäre dieser Ort in hohem Grade wünschenswerth, aber so lange nicht ein regelmäßiger Verkehr zu Wasser von der Kapstadt aus in derselben ange-

knüpft ist, dürfte hier die Stellung eines Missionars nicht nur sehr kostspielig, sondern auch in hohem Grade gefährlich seyn. Der Zulukönig Dingarn hat mehr als einmal den Wunsch ausgedrückt, Missionarien unter seinem Volke zu haben. Wie fern man sich aber auf seine Geneigtheit verlassen könne, ist schwer zu sagen, da die europäischen Händler, so weit sie mit ihm in Berührung gekommen sind, alles gethan haben, um dem unwissenden und argwöhnischen Monarchen ein Mißtrauen gegen die Missionarien einzuflößen. In andern Beziehungen scheint das Land der Zulus der Pflanzung des Evangeliums eben keine größern Schwierigkeiten entgegenzustellen, als dieß im Kaffernlande der Fall ist. Die Zulus haben im Allgemeinen dieselben Sitten und Gewohnheiten, wie ihre Nachbarn, die Kaffern, nur daß die Beschneidung nicht unter ihnen eingeführt ist. Das Gleiche ist bei den Fingus der Fall, welche zu Tausenden zerstreut im Lande umher wohnen. Welche ungeheure Gebiete mitternächtlicher Finsterniß liegen vor unsern Augen ausgestreckt — wohin wir von diesem Punkte aus immer blicken mögen, und wie Noth thut es nicht, daß die Gemeine des HErrn immer inbrünstiger in dem Flehen sich vereinige, daß das Reich Gottes kommen möge! Von Port Natal an bis zum großen Fischfluße hinab, und fast in gleicher Entfernung zu den zerrissenen Mündungen der Delagoa-Bai hinauf ladet ein tiefversunkenes Afrikanergeschlecht die Boten Christi ein, daß sie in Schaaren herbeieilen, um auf ihren blutbeträuften Fluren das Panier des Friedens aufzupflanzen, und in die Hütten des Jammers das Licht und den Trost hineinzutragen, den ein ausgestorbenes Geschlecht um das andere auf den Wegen des Irrthums vergeblich suchte, und den nur das Evangelium Christi der Seele zu geben vermag. Möge die Zeit nicht mehr ferne seyn, in welcher von Port Natal aus die Boten des Heiles in dem tiefen Osten und Norden des verriegelten Afrika's mit dem Schwert des Geistes eindringen, damit auch unter diesen verfinsterten Völkerstämmen eine Hütte Gottes aufgebauet werde!

Auf meinem Rückwege nach der Kolonie, so wie während meines mehrjährigen Aufenthaltes im Distrikte Albany (bis zum J. 1832) hatte ich vielfache Gelegenheit, die großen Veränderungen wahrzunehmen, die sich aller Orten zu Tage legten, wo der Glaube an das Evangelium gepflanzt wurde. Zwar dürfte ein Reisender, der, ohne die Sprache zu kennen, schnell das Kaffernland durchwandert, nicht selten im Falle seyn, aus dem, was ihm öffentlich ins Auge fällt, den Schluß zu ziehen, daß unter diesem Volke wenig oder nichts bewirkt worden sey, und weil er keine Dörfer nach europäischer Weise, keine gutgekleideten Einwohner, keine nach seinem Geschmack eingerichteten Wohnungen daselbst antrifft, eben nicht glauben, daß irgend eine Veränderung stattgefunden habe. Aber eine Vergleichung des gegenwärtigen Zustandes mit dem frühern liefert uns reichliche Beweise für das Gegentheil, und der Eingeborne selbst wird es ohne Bedenken zugestehen, daß gar Vieles innerhalb kurzer Zeit verändert, das bürgerliche Leben der Nation vielfach verbessert und das Loos des weiblichen Geschlechtes gemildert worden sey, und daß die Lehren des Evangeliums nach und nach die finstern Gestalten des blinden Aberglaubens aus ihren Gauen verjagen. Beim Anfang einer jeden Station wohnten Schaaren von Wahrsagern, Zauberern und Beschwörern um sie herum; jetzt wird kaum mehr ein Einziger in ihren Umgebungen angetroffen werden. Statt der blutigen Saufgelage ihrer Voreltern und der heidnischen Ceremonien ihrer noch immer unerleuchteten Nachbarn, finden wir nunmehr hin und wieder ganze Versammlungen, welche den wahrhaftigen Gott im Geiste anbeten und Ihm ihre Lobopfer darbringen. Auf jeder Missionsstation ist nunmehr der Pflug in voller Geschäftigkeit, und wir dürfen hoffen, daß das weibliche Geschlecht in kurzer Zeit des harten Feldbaues entbunden seyn wird. Nebst vielen andern Baumgattungen ist auch der Maulbeerbaum angepflanzt worden, welcher vortrefflich gedeiht, und bald

wird der Seidenwurm dem Eingebornen eine einträgliche Arbeit in die Hände liefern. Schulen sind allenthalben aufgerichtet, und nur der Mangel an Schulbüchern hat bis jetzt den allgemeinen Unterricht der Jugend verhindert. Ihre Barbarensprache ist bearbeitet, Sprachlehren und Wörterbücher sind verfertigt, auch bedeutende Theile der heiligen Schriften in die Kaffernsprache übersetzt worden. So hat der HErr bis auf diese Stunde die Arbeiten der Missionarien reichlich gesegnet; und obgleich sich bei dem kriegerischen Sinne dieser Nation manche schwere Stürme noch erwarten lassen, ehe der Glaube an das Evangelium einen allgemeinen Sieg über ihre wilden väterlichen Gewohnheiten davongetragen hat, so bleibt doch unsere Zuversicht fest, daß nach kurzer Zeit die Kirche Christi sich allgemein im Lande wird ausgebreitet haben.

XI. Abschnitt.

Allgemeine Uebersicht über den neuesten Zustand des Missionswerkes unter den Kafferstämmen. Feierliche Einführung der Sonntagsfeier unter dem Amakosastamme. Ausbruch des Krieges mit den Söhnen des Königs Geika. Friedensschluß. Nachtheilige Wirkungen der Kriegsverheerungen auf die verschiedenen Missionsstationen im Kaffernlande. Wohlthätige Wirkungen des Friedensschlusses. Rückkehr der Missionarien auf ihre zum Theil zerstörten Missionsstätten, und Wiederaufbau derselben. Die Missionsstellen der Londner Missionsgesellschaft und ihr Wiederanfang. Siloh. Das Finguvolk. Befreiung und Ansiedlung desselben. Neue Missionsstation an der Beka. Verlangen nach Missionarien. Neuester Zustand der Grenzkolonie Albany. Wohlthätiger Einfluß derselben auf das Missionswerk im Kaffernlande.

Indem wir hier unsere Auszüge aus den Tagebüchern des Missionars Kay beschließen, welche uns zu den frühesten Anfängen der Pflanzung des Christenthums im Kaffernlande zurückgeführt, und die stillen Entfaltungen

derselben vor unsern Augen dargestellt haben, bleibt uns nur noch übrig, aus den Jahresberichten der Methodisten-, so wie der Londner Missionsgesellschaft von den Jahren **1834** bis **1837** die Hauptereignisse nachzuholen, welche sich auf diesem Missionsgebiete zugetragen haben.

Der Jahresbericht der Methodisten-Missionsgesellschaft vom Jahr **1834** meldet unter Anderm: „Unter den Kafferstämmen rückt das Werk des Christenthums kräftig vorwärts, und jedes Jahr vermehrt sich die Zahl der Bekehrten unter denselben. Aber nicht nach diesem Umstande allein läßt sich die Wichtigkeit dieses Werkes schätzen. Das Licht der göttlichen Wahrheit verbreitet sich allmählig unter der Masse des Volkes; ihre abergläubischen Gebräuche fangen je mehr und mehr an zu verschwinden, und ihr wilder kriegerischer Sinn sich in Schranken zu halten. Tausende von Kaffern sind nunmehr dem Einflusse des Evangeliums so weit nahe gebracht, daß wir hoffen dürfen, daß auch ihre Herzen von der Macht Gottes nicht unberührt bleiben werden. Ein merkwürdiger Umstand trug sich im Oktober **1833** unter dem großen Stamme der Amakosa's zu, indem die Häuptlinge desselben, Pato, Kama und Congo, folgende Proklamation erließen: „Wir haben uns heute zu Wesleyville versammelt und in dem Beschlusse vereinigt, folgende Verordnung als allgemeines Landesgesetz zu verkündigen, daß nämlich von dem heutigen Tage an (**29.** Oktober **1833**) unser ganzes Volk den Tag des HErrn heilig halte und an diesem Tage aller und jeder Arbeit, welche nicht durchaus nöthig ist, sich enthalten solle. Wir, die Häuptlinge, verordnen ferner, daß an diesem Tage keine gerichtlichen Verhandlungen, keine öffentlichen Geschäfte, so wie keine Tänze in unsern Kraals stattfinden dürfen. Ebenso ist alles Kaufen und Verkaufen, jeder Handel mit Häuten, Hörnern, Elfenbein, Vieh und andern Artikeln durchaus verboten, die Lebensmittel ausgenommen, welche die Reisenden bedürfen. Wir empfehlen daher unserm Volke, daß sie die Gottesdienste

dieſes Tages allgemein und fleißig beſuchen und inbrünſtig beten, daß Gottes Segen über unſer Land kommen möge. Wer nun von unſern Unterthanen oder den Fremdlingen im Lande dieſes Gebot der Häuptlinge überſchreitet, ſoll für das erſtemal mit einem Stück Vieh, das zweitemal mit 2 Stück, das drittemal mit 3 Stück Vieh beſtraft werden, wobei wir uns die Anordnung weiterer Strafen vorbehalten. Auf Verordnung der

Häuptlinge Pato, Kama und Congo.
Miſſionar Shepſtone.

Nachſchrift.

Ebenſo iſt alles Jagen am Sonntage in unſerem Lande aufs ſtrengſte verboten."

Die gleiche Unterſchrift.

In jedem Lande iſt nach dem Zeugniß der Erfahrung die Heilighaltung des Sonntages eines der kräftigſten Mittel zur Beförderung der geiſtlichen und leiblichen Wohlfahrt des Volkes, und in manchem ſogenannten chriſtlichen Lande dürfte dieſes Beiſpiel von Kafferhäuptlingen einen um ſo beſchämendern Eindruck machen, da die ſegensreiche Feier des Sonntages je mehr und mehr unter den Chriſten gering geſchätzt zu werden beginnt, und wir Gefahr laufen, auf dieſem Wege in die Finſterniſſe eines blinden Heidenthumes wieder zurückzuſinken!

So hoffnungsreich war der Zuſtand der Dinge im Kaffernlande, als auf einmal ein fürchterliches Sturmgewitter über dieſe neuen Saatfelder hereinbrach, welches ſie gänzlich zu zerſtören drohte. Um nämlich die immer wiederholten räuberiſchen Ueberfälle der Kaffern in dem Gebiete der Kolonie zu verhindern, wurde von der brittiſchen Kolonialregierung der Kapſtadt mit dem mächtigen Könige der Amakoſa's im Jahr 1819 ein Vertrag abgeſchloſſen, nach welchem ein bedeutender Landesſtrich zwiſchen dem Fiſch- und Keiskamafluſſe, der bisher den Kaffern gehört hatte, für neutrales Land erklärt wurde, das unberührt zwiſchen den Grenzen beider Staa-

ten mitten inne liegen sollte, um jede Berührung zwischen denselben auf diesem Wege zu verhindern. Auch war jeder Handelsverkehr der Kolonisten mit den Kaffern um der gleichen Ursache willen aufs strengste verboten worden. Vierzehn Jahre lang hatte diese unnatürliche Scheidung wenigstens die wohlthätige Folge, daß der Krieg zwischen der Kolonie und den Kaffern dadurch verhindert wurde. Da indeß gerade dieser Landesstrich zu den fruchtbarsten Theilen des Kafferbodens gehörte, so war der Reiz, denselben zu benützen, zu verführerisch, und Hunderte neuangekommener brittischer Ansiedler ließen sich allmählig auf diesem neutralen Boden nieder. Der alte König Geika war zu schwach geworden, um diese Uebertretung des Vertrags zu rächen; aber kaum hatte er die Augen geschlossen, als sein Sohn und Nachfolger Makomo im Bündnisse mit andern heidnischen Häuptlingen am Ende des Jahres **1834** die Grenzen der Kolonie mit einer großen Heeresmacht ganz unerwartet überfiel, Alles vor sich her niederbrannte, und eine fürchterliche Zerstörung bis unter die Mauern von Grahamstadt hintrug. Das ganze Kaffernland war nun in allgemeinem Aufruhr, und Tausende von wilden Kriegern stürzten sich über die Kolonisten her, um ihren Groll im Blute derselben zu stillen, und ihr Eigenthum als Kriegsbeute in ihre Kraals zurückzutragen. Nur allmählig vermochten sich die zerstreuten brittischen Truppen zu sammeln, um dem tobenden Feinde zu begegnen, und großer Jammer ward über die Grenzdistrikte der Kolonie verbreitet, unter welchem auch mehrere Missionsstationen im Kaffernlande das Opfer der heidnischen Einwohner wurden. Aber bald änderte sich das Kriegsglück, die räuberischen Kaffern wurden in einem blutigen Treffen aufs Haupt geschlagen und über ihre Grenzen zurückgetrieben, und nun von dem brittischen Heere die Brandfackel des Kriegs bis in das Herz des Kaffernlandes hineingetragen, bis endlich ein für die Waffen der Kolonialregierung glänzender Friedensschluß am Ende des

Jahres

Jahres 1835 dem Blutvergießen ein Ende machte, und die friedlichen Verhältnisse mit den Kaffern wieder herstellte, welche seit dieser Zeit durch Handelsverbindungen und wechselseitigen freundlichen Verkehr immer enger geknüpft wurden.

Ueber diese leidensvolle Erfahrung der Kaffernmission theilt der Jahresbericht der Methodistengesellschaft vom Jahr 1835 folgende Nachrichten mit: „Die Missionen im Albanydistrikt, heißt es hier, verdienen in unsern Tagen eine tiefe Theilnahme um des unerwarteten Ueberfalles willen, den die Kaffern in der Kolonie gemacht haben. Vor diesem beklagenswerthen Vorfall hatte dieses Werk einen schönen Fortgang. Eine neue Station war an der Beka aufgerichtet, und Vorkehrungen aller Art wurden getroffen, um das Erziehungswerk der Kafferjugend allgemeiner und kräftiger zu fördern. Die Unfälle, welche die Arbeiten der Missionarien unterbrochen haben, sind indeß nicht ohne mannigfaltige Milderung. Jede Nachricht, die uns bis jetzt zugekommen ist, bekräftigt die Hoffnung, daß der Krieg sich bis jetzt nur auf die Kaffern der Amakosa-Nation beschränkte, und daß die entfernten Missionsstellen zu Clarkesbury und Morley unter den Amatembus, so wie zu Buntingville im Amapondalande bis jetzt ungestört geblieben sind. Der Umstand, daß die christlichen Kaffernhäuptlinge, Pato, Kama und Congo am Krieg keinen Theil genommen haben, macht uns besonders Freude. Obgleich von feindlichen Häuptlingen zum Anschlusse dringend aufgefordert, und von denselben bedroht, haben sie dennoch standhaft fortgefahren, die Missionarien als ihre Freunde zu schätzen, und die Kolonisten gegen ihre eigenen Landsleute zu vertheidigen. Daß unsere Missionarien sämmtlich unter diesen Stürmen am Leben erhalten worden sind, gereicht uns zum inbrünstigen Dank gegen Gott. Die Kirche zu Badhurst wurde von den heidnischen Kaffern niedergebrannt; aber Missionar Haddy daselbst konnte sich mit den Gliedern seiner Gemeinde nach Gra-

hamstadt retten; auch Mount Coke ist ein Aschenhaufen geworden, nachdem der wackere Häuptling daselbst lange Zeit den Posten kräftig vertheidigt hatte; indeß konnte sich Missionar Dugmore nach Wesleyville retten, das bis jetzt unter allem Kriegsgetümmel unversehrt geblieben ist. Aber noch sind die Missionarien großen Gefahren ausgesetzt, und fordern die Freunde des Missionswerkes dringend auf, inbrünstig für ihre Rettung so wie für das Werk Gottes im Kaffernlande zu flehen.

Wie beklagenswerth auch die Zerstörungen sind, denen dieser interessante Theil unseres Missionsgebietes nunmehr ausgesetzt ist, so ist doch gegründete Hoffnung vorhanden, daß durch einen Friedensschluß der feste Grund zu einer bessern Ordnung der Dinge werde gelegt werden, und bei einem menschenfreundlichern und billigern Regierungssysteme über den Grenzverkehr manches Unheil, das bisher stattfand, verhütet werden. Nicht minder zeigt das wackere Benehmen der christlichen Kafferhäuptlinge und ihres Volkes aufs augenscheinlichste, daß nur durch das Evangelium eine ächte Friedensgesinnung gepflanzt werden, und auch die Regierung, um den Frieden festzuhalten und die Kolonie zu sichern, nichts besseres thun kann, als das Missionswerk unter dem Kaffernvolke auf eine geeignete Weise zu fördern."

Der Friedensschluß, welcher nach einem kurzen aber für die Kaffern höchst unglücklichen Feldzuge mit den mächtigsten Häuptlingen dieser Nation am **17. Sept. 1835** abgeschlossen wurde, bildet unstreitig die Grundlage zu einer neuen Epoche in der geistigen Wiedergeburtsgeschichte des Kaffernvolkes. Nach den Bestimmungen desselben ging eine neue fruchtbare Provinz bis zum Kaifluſſe hin für sie verloren, welche zum Kolonialgebiete geschlagen werden sollte. Dieser Artikel wurde jedoch von der brittischen Regierung nicht genehmigt, sondern das Land den Kafferhäuptlingen wieder zurückgegeben. Die übrigen Bestimmungen dieses Friedensschlusses sind für das Volk im höchsten Grade wohlthätig.

Jedem Häuptling wird sein väterliches Erbland nach bestimmten Grenzen zugewiesen und dasselbe sammt seinen Bewohnern unter den oberherrlichen Schutz der brittischen Regierung gestellt. Das arme Finguvolk, das zu Sklavendiensten im ganzen Lande umher verurtheilt war, wurde seiner Sklavenfesseln entledigt, ihm ein eigenes Land zu seiner Niederlassung angewiesen, und das Volk in die Schutzverwandtschaft mit der brittischen Regierung aufgenommen. Die Häuptlinge werden persönlich für jeden räuberischen Ueberfall auf das Kolonialgebiet verantwortlich gemacht, so wie dem ganzen Volke zugesagt wird, daß Verkündiger des Evangeliums und Schullehrer, auch erforderlichen Falls englische Residenten zur Förderung ihres zeitlichen und ewigen Wohls an verschiedenen Stellen des Landes aufgestellt werden sollen.

Nach diesem Friedensschlusse erwachte nicht blos in den Missionarien, die dem größten Theile nach während des Krieges ihre Zuflucht auf das Kolonialgebiet genommen hatten, die lebhafte Begierde, wieder zu ihren kleinen Heerden und auf ihre Arbeitsstätten im Kaffernlande zurückzukehren, sondern sie wurden auch von einzelnen Häuptlingen aufs dringendste zu solcher Rückkehr eingeladen. Der Sohn und Nachfolger des verstorbenen Hintza, Rili, einer der obersten Häuptlinge des Amakosasstammes, forderte in dringenden Worten die Lehrer auf, ihre verlassene Stelle zu Butterworth wieder einzunehmen. „Warum werft Ihr mich hinweg, ließ er dieselben wissen, warum verlasset Ihr mich zur Zeit der Noth? Kehret zurück, und vergesset das Vergangene. Wir alle haben das Betragen meines Vaters Hintza gegen Euch mißbilligt. Wir alle wußten, daß er Euch unrecht that; aber weil er der König war, so fürchteten wir zu sprechen, denn er hätte uns getödtet. Hintza ist jetzt todt; er starb durch seine eigene Thorheit. Es ist wahr, Euer Wohnort ist verbrannt; aber Ihr könnt andere Häuser machen. Das haben ein paar schlechte Leute gethan, und die Flamme in das Dach Eurer Hütte geworfen;

aber kommet zurück, und fordert von uns die Leute. Als ich ein Knabe war, waret Ihr bei mir, und thatet freundlich gegen mich; jetzt da ich alleine bin, müßt Ihr zurückkehren zu mir, und mein Vater seyn, und mir helfen das Wort zu halten, das Ihr mir verkündigt habt."

Mitten unter der heftigen Kriegsflamme hatte es der HErr den Missionarien zu Wesleyville und Mount Coke gelingen lassen, sich, obgleich unter vielfacher Lebensgefahr, auf ihren Missionsstellen zu halten, da die Häuptlinge des Landes, Pato und seine Brüder, fest dabei beharrten, an dem Kriege keinen Antheil zu nehmen, und die Missionarien gegen jeden Angriff zu schützen. Schon mit dem Anbruch des Frühlings **1836** waren die Missionarien darauf bedacht, so bald wie möglich zu ihren verlassenen Kampf- und Arbeitsstätten wieder zurückzueilen. „Sie werden sich freuen zu vernehmen, schreibt Missionar Davis unter dem **12.** Mai von Clarkesbury, daß die Umstände dieses Landes die friedliche Rückkehr nach dieser Station gestattet haben. Wir sind am **15.** April hier angekommen, nachdem wir gerade **12** Monate lang abwesend gewesen waren. Wir fanden Alles gerade so, wie wir es im Mai **1835** verlassen hatten, und nicht die geringste Kleinigkeit war uns entwendet worden. Darin erblickten wir mit Recht nächst unserm herzlichen Danke gegen Gott einen entschiedenen Beweis, wie sehr unser Häuptling Wadana und sein Volk uns liebt, und wie es ihm darum zu thun ist, daß christliche Lehrer unter ihnen wohnen mögen. Von allen Missionsstationen sind nach der ganzen Länge und Breite des Landes nebst der unsrigen nur **2** unversehrt geblieben, indeß alle übrigen ein Raub der Zerstörung wurden. Als wir voriges Jahr genöthigt waren, diese Stelle zu verlassen, liefen uns unsere Schulkinder mit Thränen in den Augen nach. Diese sind, da viele von ihnen das Wort Gottes lesen gelernt haben, während unserer Abwesenheit jeden Sonntag in der Kirche zusammengekommen, um mit einander zu singen, zu beten

und das Wort Gottes zu lesen, und Gott nach dem Grade ihrer Erkenntniß gemeinschaftlich zu verehren.

Alles um uns her bietet ein heiteres, muthmachendes Aussehen dar. Des HErrn Name sey dafür gelobet! Wie ganz anders war die Gestalt der Dinge im vorigen Jahre! Das Land ist in einem bessern Zustande, als ich es je gesehen habe; die so eben eingesammelte Ernte ist reichlich ausgefallen, und Häuptlinge und Volk haben uns mit allen Zeichen der Freude und der Liebe aufgenommen. Das ganze Land liegt jetzt offen vor uns, und wir können in jedes Dorf hineingehen, um eine Versammlung zu halten. O daß doch die christliche Kirche zum Bewußtseyn ihrer Pflicht erwachten, und dem Amatembuvolke **10—20** Missionarien statt eines Einzigen zusenden möchte. Wahrlich die Leute dieses mächtigen Stammes sind dieser Liebe werth; denn sie haben mitten in der größten Gefahr die Missionarien geschützt, und ihr Eigenthum unversehrt bewahrt. Und Missionarien brauchen sie, denn sie sind arme verlassene Heiden, welche mit Gott und dem Wege des Heiles durch den Erlöser Jesum Christum gänzlich unbekannt sind. Gott hat nun diese Thüre aufgethan, und das Volk willig gemacht, Lehrer anzunehmen. Darum wollen wir diese Gnadenstunde nicht versäumen, und jedes Mittel ergreifen, damit auch in dieser Wildniß ein Garten Gottes aufblühen möge!

Auch nach der Station Morley kehrten im Frühling **1836** die Missionarien wieder zurück. „Es wird Sie freuen, zu vernehmen, schreibt Missionar Palmer, daß wir am **20.** April wohlbehalten hier angekommen sind, und unsere kleine Kirche ziemlich unversehrt gefunden haben. Unsere Kinder haben nicht vergessen, was sie zuvor gelernt hatten, und es sind **21** unter ihnen, welche das Wort Gottes in der Kaffernsprache fertig lesen können. Unsere Versammlungen an den Sonntagen sind sehr zahlreich. Schon am ersten Sonntage führte ich ein Liederbuch und ein kleines Kirchengebetbuch in

der Kaffernsprache ein, was den Leuten viel Vergnügen macht. Wenn ich sie anblicke und dabei bedenke, daß sie erst noch vor kurzer Zeit rohe unwissende Heiden waren, so muß ich ausrufen: Das hat der HErr gethan! Tiefe Andacht ist in den Versammlungen wahrzunehmen, und ich darf getrost glauben, daß Gott seinem Werke einen neuen Tag der Gnade aufgehen lassen wird."

Selbst die entfernteste Station, Buntingville, blieb nicht lange ohne einen christlichen Lehrer, indem schon am 22. April Herr Cameron daselbst ankam, und freundlich aufgenommen wurde. „Ich hatte, schreibt derselbe, in den letzten Tagen viel mit Streitigkeiten zu thun, die im verflossenen Jahre unter den Einwohnern stattfanden, und deren Schlichtung auf die Rückkehr des Missionars aufgespart wurde. Als ich diesen Morgen mit Sonnenaufgang erwachte, wurde ich durch den lauten Gesang der Eingebornen erfreut, welche eine Betstunde in der Kirche hielten. In diesem Gebiete des geistlichen Todes, wo die schrecklichen Wirkungen der Sünde so schmerzlich sich dem Auge darstellen, lautet jeder Ton eines religiösen Gefühles lieblich, und stärkt den Glauben an die köstlichen Verheißungen für den allgemeinen Sieg der Wahrheit Gottes, welche im Bibelbuche uns gegeben sind.

Freilich sind nur noch gar wenige auf dieser Station mit dem wahren Wesen der Gottseligkeit bekannt, und wir können uns nicht bergen, daß innerhalb fünf Jahren diese Arbeitsstätte des Evangeliums nur wenig Frucht zum Vorschein gebracht hat. Indeß bin ich weit davon entfernt zu glauben, als sey gar nichts Gutes ausgerichtet worden. Mitten unter diesem heidnischen Volke ist eine Kirche aufgerichtet, und Tausende haben schon das Evangelium vernommen. Gegen die Laster des Volkes und die Werke der Finsterniß wird mit aller Furchtlosigkeit gezeugt; der Friede mit seinen köstlichen Segnungen ist im Lande erhalten worden; Abschnitte aus dem Worte Gottes sind gedruckt und das nachwach-

sende Geschlecht lernt dieselbigen lesen; auch wird sichtbar da und dort eine Wirkung vom Wort der Gnade wahrgenommen: dieß Alles dürfen wir getrost als Mittel betrachten, durch welche der HErr seinem Himmelreich den Weg zu diesem Volke bereitet.

Heute (den 11. Mai) kam der Häuptling Faku mit 200 seiner Krieger auf dieser Stelle an, und sie setzten sich vor der Kirche nieder. Da der Mann viel auf seine Regentenwürde hält, und zuerst begrüßt seyn will, so ging ich zu ihm hin und reichte ihm freundlich die Hand, und er drückte sein Vergnügen darüber aus, daß ich wieder in seine Staaten zurückgekehret sey. Daß er aus Liebe zur Religion die Missionarien begünstigt, kann ich nicht glauben, denn von allen seinen Unterthanen zeigt er am meisten Abneigung gegen den Unterricht; aber er kann nicht anders; er fühlt sich innerlich genöthigt, Männer zu beschützen, welche öffentlich seine Laster verurtheilen, und ihm auf seinen Sündenwegen keine Ruhe lassen. Faku ist ein wilder Despote, der ohne Rücksicht auf Andere nur den Eingebungen seines eigenen Willens folgt, und durch die Entschiedenheit seiner Maßregeln sein Ansehen so kräftig zu unterstützen weiß, daß sein Name im ganzen Lande gefürchtet ist. Er beherrscht ein Volk, das aus Trümmern verschiedener Stämme zusammengesetzt ist, und dennoch weiß er sie durch seinen Einfluß fest zusammenzuhalten, und nach seinem Willen zu regieren. Ich machte ihm bestimmte Vorschläge bei seinem Besuche, die er vollkommen billigte, und verlangte, daß ich als Diener des Evangeliums die Freiheit haben müsse, in seinem ganzen Lande umher dem ganzen Volke das Wort Gottes zu verkündigen, daß er, so oft ich ihn an seinem Wohnorte besuche, mir ein freundliches Gehör schenke, daß er alle seine Kinder, um unterrichtet zu werden, in unsere Schule schicken und damit behülflich seyn solle, daß seine Unterthanen das gleiche thun. In alle diese Forderungen willigte er unbedenklich ein, und wie sehr wünsche ich nicht, daß Gott nach seiner großen

Barmherzigkeit diesen rohen, wilden Afrikaner-König bald in eine neue Kreatur in Christo umwandeln möge."

Fast um die gleiche Zeit wurde auch die Missionsstation Butterworth aufs Neue von den Missionarien besetzt. Einer derselben, Missionar Haddy, meldet in seinem Tagebuche: „Am 6. April kamen wir bei dem Fort Warren am Ufer des Kaiflusses an, wo wir von einem brittischen Offiziere untersucht wurden und nur diejenigen von unserm Gefolg die Gestattung zur Ueberfahrt über den Fluß erhielten, welche zu unsern Stationen im Gebiete der Amakosa's gehörten. Von hieraus sandten wir dem Häuptlinge Rili einen Boten zu, um ihn zu benachrichtigen, daß wir uns auf dem Wege befinden, um die Station Butterworth aufs Neue zu besetzen, und daß er uns 2 seiner Hauptleute zusenden solle, um uns dorthin zu führen. Diese kamen nach 2 Tagen zu unserer Freude wirklich bei uns an, und wir zogen nun am 9. April in das Missionsdorf ein. Aber welch ein Schauplatz bot sich unsern Augen dar! Jedes Haus war niedergebrannt, alle Umzäumungen niedergerissen, und von aller unserer frühern Arbeit war keine Spur weiter übrig. Am 12. machte uns der Häuptling Rili mit einer großen Anzahl seiner Räthe einen Besuch, und sie fingen damit an, auf die demüthigste Weise um Verzeihung zu bitten für Alles, was an dieser Stelle vorgefallen sey, und öffentlich zu bekennen, daß sie ihrem wahren Freunde, dem Missionar, großes Unrecht zugefügt hätten. Wir trugen der Versammlung die Bedingungen vor, unter deren vollen Genehmigung wir allein auf dieser Stelle zu arbeiten vermöchten; „daß nämlich der Missionar mit seiner Familie von dem Häuptlinge geschützt, daß ihm von demselben kein anderes Geschäft als der Unterricht im Christenthum aufgedrungen werden, daß er die Freiheit haben solle, im ganzen Stamme als Verkündiger des Wortes umherzugehen, ohne von Jemand gehindert zu werden, daß die Häuptlinge und das Volk die Kirche fleißig besuchen, und die Jugend

zur Schule anhalten, und daß endlich dem Missionar, dem die Wohlfahrt des Volkes auf dem Herzen liegte, jeder wichtige Volksbeschluß zu rechter Zeit mitgetheilt und ihm die Gestattung zugestanden seyn müsse, zu jeder Zeit mit den Häuptlingen darüber Rücksprache zu nehmen." Alle diese Bedingungen wurden gerne zugestanden, und es ist zu bemerken, daß ein Kafferhäuptling nicht leicht sein Wort bricht, wenn er einmal dasselbe öffentlich vor seinem Volke gegeben hat.

Es ist ein wichtiger Umstand, daß das Evangelium unter diesem Stamme, welcher einer der größten im Kaffernlande ist, wieder eingeführt werden durfte, und so die Arglist und Bosheit Satans, des großen Widersachers der Menschen, zu Schanden gemacht wurde, der durch seine willigen Diener kein Mittel unversucht ließ, die Boten des Heils für immer aus diesem Lande zu vertreiben. Die Station Butterworth hat auch darum eine bedeutende Wichtigkeit, weil sie der Schlüssel ist zu den Ländergebieten des Ostens, und eben darum vollkommen geeignet, von dieser Stelle aus die Erkenntniß des Heiles nach allen Richtungen hinauszutragen und einen bleibenden Verband mit den zerstreuten Arbeitsstellen zu erhalten.

Auch die beiden Missionarien der Londoner Missionsgesellschaft im Kaffernlande, Herr Brownlee und Kayser, von denen der erstere nebst seinem Gehülfen, dem frommen Tzatzu, eine Arbeitsstelle am Buffalo, der andere zu Knapshügel (Knapshill) an der Keiskama inne hatte, und die dem Kriegssturme am meisten ausgesetzt waren, hatten sich im Anfang des Jahres **1835** genöthigt gesehen, auf das Kolonialgebiet ihre Zuflucht zu nehmen, von wo sie jedoch im Frühling **1836** bald wieder zu ihren kleinen Heerden zurückkehrten. „Sie fanden, so meldet der Bericht, den Zustand derselben in vielfacher Weise beklagenswerth, indeß wurden sie mit Freuden in ihre Mitte aufgenommen, und die Kaffern

äußerten ein starkes Verlangen, das Wort des Lebens wieder zu hören. Auch der Häuptling Makomo, welcher der Urheber und die Seele des Krieges gewesen war, zeigt sich nunmehr den Missionsarbeiten entschieden günstig, und einen Beweis dieser Gesinnung hat er uns dadurch gegeben, daß er jetzt selbst alle seine Kinder in unsere Schulen schickt, und seinen ältesten Sohn Herrn Brownlee zur Erziehung übergeben hat."

Die Missionarien der Brüdergemeinde zu Siloh unter den Tambukis am Klipplaatflusse waren unter allen diesen Kriegsstürmen mit ihrer Kaffergemeinde gnädig bewahrt worden, wie groß auch die Gefahren waren, welche sie von allen Seiten bedrohten. Missionar Bonatz schreibt in einem Briefe vom Sept. **1835** hierüber Folgendes: „Die neun Monate, welche seit dem Anfang des Krieges verflossen sind, waren durch eine fortgesetzte Reihe von Bewahrungen und Segnungen Gottes ausgezeichnet. Während unsere Mitarbeiter im Kafferlande in den südlichen und südöstlichen Distrikten genöthigt waren, in der Kolonie eine Zufluchtsstätte zu suchen, und ihr Eigenthum zurückzulassen; während der ganze Distrikt um uns her von Räuberhorden wimmelte, welche nicht selten in der Nähe unserer Station mit ihrer Beute sich niederließen, und während wir Tag und Nacht uns auf das schlimmste, das kommen konnte, gefaßt halten mußten, handelte doch der HErr so barmherzig gegen uns, daß keinem einzigen Gliede unserer Gemeinde das geringste Leid zugefügt werden durfte. Dieß war eine Zeit, in welcher wir beten lernen konnten. Wir hatten gar mancherlei Gründe, es aufs äußerste ankommen zu lassen, ehe wir unsern Missionsposten verließen. Schon der Umstand, daß wir uns nur schwer entschließen konnten, unsere gesegnete Arbeitsstätte, unsere Wohnungen und Gärten zu verlassen, die wir mit so viel Mühe angepflanzt hatten, trug das seinige dazu bei. Jedoch war dieser Grund eben nicht der vorherrschende. Noch viel mächtiger wirkten auf

uns die Thränen unserer Tambukis und ihre klägliche Frage: was will aus uns werden, wenn unsere lieben Lehrer uns verlassen? so wie die Seufzer der Kinder in meiner kleinen Schule. Diese bewogen uns, so lange wie möglich an den Ufern des Klipplaat zu verweilen, bis endlich ein Militärkommando in unserer Nähe einrückte, und uns einigen Schutz gewährte. „Wenn Ihr gehet, sagten sie, so folgen wir Euerm Wagen nach, und wenn wir von den Kaffern todtgeschossen werden, so wollen wir an Eurer Seite sterben." Die Kinder boten sich mir und unsern Schwestern als Knechte und Mägde an. Was wollt Ihr denn für uns thun? fragten wir sie; wir wollen Holz und Wasser holen, sagten sie, für Euch kochen und waschen, und alles thun, wenn Ihr uns nur Schule haltet und Nahrung gebet.

Im Dezember desselben Jahres fügt Missionar Bonatz hinzu: „Was die Fortschritte des Werkes Gottes an dieser Stelle betrifft, so habe ich eben nicht viel Erfreuliches zu berichten. Am 4. Oktober sind zwei Hottentotten und zwei Tambuki-Weiber getauft worden. Die große Masse der Tambukis liebt noch immer die Finsterniß mehr denn das Licht. Sie sagen, daß wir die Leute bezaubern, indem wir magische Kräuter in das Taufwasser mischten, so daß die getauften Kinder frühzeitig hinwegsterben müßten. Unsere Schulkinder machen mir noch immer durch ihren Fleiß viel Freude. Da indeß die Einwohner von Siloh noch immer hin- und herziehen, so ist auch der Schulunterricht vielem Wechsel unterworfen, und wir dürfen das Wort der Ermahnung und des Trostes nimmermehr vergessen: lasset uns Gutes thun, und nicht müde werden, denn zu seiner Zeit werden wir ernten ohne Aufhören.

Seit dem Friedensschlusse mit den Kaffern sind wir in die neue Kolonie eingeschlossen, welche den Namen „Provinz der Königinn Adelheid" erhalten hat. Der kommandirende Oberst Sommerset war im Okt. mit 400 Soldaten hier, und der Häuptling Mapasa hat sich mit

gutem Willen der brittischen Regierung unterworfen, und dem Könige so wie den Gesetzen Englands gehuldigt."

Am heilsamsten waren wohl die Wirkungen, welche der neue Friedensschluß über das unglückliche Fingu-volk verbreitete, das als ein Sklavenvolk im Kaffernlande umher heimathlos ausgestreuet war. Der Name Fingu ist kein Volks-, sondern ein Schimpfname, welcher einen unglücklichen Bettler bezeichnet, der überall von der Thüre weggestoßen wird. Die Fingus unter dem Volksstamme der Amakosas, unter denen Missionar Ayliff 5 Jahre lang am Clusiefluſſe arbeitete, sind aus acht verschiedenen Nationen zusammengeworfen, welche von Nordosten her durch innere Kriegsstürme aus ihrem Vaterlande verjagt worden waren. Diese Trümmer afrikanischer Völkerstämme boten einen höchst jämmerlichen Anblick dar, und sie bestehen nunmehr aus 16,800 Seelen, während ihr früherer Volksbestand wohl auf eine Million Seelen angeschlagen werden durfte, welche nun seit 20 Jahren durch fortgesetzte Kriege auf dieses kleine Ueberbleibsel zusammengeschmolzen sind. Aber so bringt es eben der unglückliche Zustand Afrikas mit sich, so weit wir denselbigen kennen; und was im Innern des Landes täglich geschieht, das ist nur Gott bekannt. Diejenige unter ihnen, welche der Mordkeule ihrer Widersacher entgingen, sind ein Opfer des Hungertodes geworden. Diese armen Flüchtlinge, schreibt Missionar Ayliff in einem seiner Briefe, wanderten von einem Flusse zum andern, um Nahrung und eine Ruhestätte zu suchen. Das Herz wird vom tiefsten Mitleid ergriffen, wenn man sie ihre Leiden beschreiben hört, welche sie auf ihren Wanderungen in der Wildniß erduldet haben.

Als sie vernahmen, daß im Gebiete der Tambukis so wie im Lande des Königs Hintza Nahrung zu finden sey, so zog ein Theil der Fingus zu den erstern, von denen sie freundlich aufgenommen wurden, indeß ein

anderer Theil dieses Volkes in Hintza's Gebiet sich niederließ, und das Sklavenjoch für den Tod und die Hungersnoth einwechselte. Der König Hintza mit seinen Leuten nahm sie auf Gnade und Ungnade auf, und diejenigen, welche er nicht selbst als Sklaven behielt, vertheilte er unter seine Hauptleute und Unterthanen. Sie wurden nun meist als Viehhüter gebraucht, und mußten die ganze Nacht die Heerde bewachen, während sie den Tag über das Land zu bauen und Holz und Wasser herbei zu schleppen genöthigt waren. Obgleich Hintza und sein Stamm aus den Diensten der armen Fingus die größten Vortheile erntete, so wurden sie doch meist als Sklaven aufs grausamste mißhandelt. Hunderte derselben wurden ums Leben gebracht, weil die Kafferdoktoren sie als Zauberer anklagten, indeß andere bei ihren Heerden unter den Zähnen der Wölfe ihr Leben einbüßten. Ging bei der Heerde, welche sie bewachten, ein Kalb verloren, so mußten sie diesen Verlust meist mit dem Leben büßen. Erwarb sich ein Fingu durch Fleiß und Geschicklichkeit ein kleines Eigenthum, so ward ihm dasselbe von der Habsucht der Kaffern hinweggenommen; hatte er neben seiner harten Arbeit auf einem Stück Boden etwas Korn angebaut, so konnte er darauf rechnen, daß der Ertrag nicht ihm und seiner hungernden Familie, sondern dem nächsten Kaffer zufallen würde, dem es wohlgefiel, sich desselben zu bemächtigen.

In diesem Zustande harter Sklaverei mehrte sich dennoch unter den Fingus die Zahl des nachwachsenden Geschlechtes auf eine erstaunliche Weise, und was nicht minder bemerkenswerth ist, ist die zarte Liebe, welche die Eltern für ihre Kinder zu Tage legen. Dabei hatten sie immer den herzzerschneidenden Schmerz, daß ihre lieben Kleinen ihnen von den Kaffern weggenommen wurden. Wenn ein Fingu ein Mädchen hatte, das allmählig heranwuchs, so wurde es gewöhnlich an den Wohnort des Häuptlings geschleppt, um der schändlichen Lust desselben

zu fröhnen. Schaaren solcher unglücklichen Geschöpfe sah man gewöhnlich um die Hütte desselben hülflos herumschwärmen, welche frühe schon dem zeitlichen und ewigen Verderben als Schlachtopfer geweiht waren. Nicht selten liefen diese Mädchen bei der Nacht davon, und flüchteten sich nach unserer Missionsstation, und flehten kläglich, daß wir sie gegen die Gewaltthat des Häuptlings schützen und in unsere Schule aufnehmen möchten. Als endlich das grausame Joch der Kaffern den armen Fingus zu schwer ward, so brach eine Empörung unter denselben aus, und sie setzten sich zu hartnäckiger Gegenwehr, wenn die Kaffern ihnen ihre Kinder rauben wollten. Der Zunder des Widerstandes verbreitete sich immer weiter, und die Fingus waren bereit, obgleich sie den gänzlichen Untergang ihrer Nation vor Augen sahen, dennoch ihre Entfesselung vom Sklavenjoche mit dem letzten Blutstropfen zu erkaufen, als nach einer Leitung der Vorsehung gerade im entscheidungsvollsten Augenblicke unser Gouverneur in Hintza's Gebiet ankam, und jetzt als gerührter Zeuge ihres grenzenlosen Jammers den edeln Entschluß faßte, es koste was es wolle, dieses niedergedrückte Volk vom Untergange zu retten. In dem Friedensschlusse mit den Kaffern, der bald darauf erfolgte, ward ihnen nun ein eigenes schönes Landesgebiet auf dem neutralen Boden zwischen dem großen Fischflusse und dem Keiskama als Eigenthum angewiesen, auf welchem zu Beka der fromme Häuptling Pato seinen Wohnsitz hat; die ganze Nation, aus **2,000** Männern, **5,600** Weibern und **9,200** Kindern bestehend, ist vom alten Sklavenjoche für immer losgesprochen, und als freie Leute und brittische Unterthanen der Kapkolonie einverleibt. Das hat der HErr gethan! Und in dem schönen Perlenkranze, den der HErr in unsern Tagen in der evangelischen Missionsgeschichte flicht, ist auch die Thatsache keine der geringsten Perlen, daß durch die geheimnißvolle Macht des Evangeliums dem zertretenen Finguvolke seine zeitliche Freiheit, und mit dieser die

erste Grundlage seiner bürgerlichen, sittlichen und christlichen Bildung gegeben worden ist.

Noch fügen wir über die stille Entwicklung dieser folgenreichen Begebenheiten einige Nachrichten aus einem Briefe bei, den der würdige Missionar Shepstone unter dem 17. Juni 1836 an den Ufern der Beka geschrieben hat. „Unsere Versammlungen, schreibt er, haben sich innerhalb kurzer Zeit von 40—170 Zuhörern vermehrt, welche das Wort der Wahrheit mit großer Begierde aufnehmen, und noch viel mehr würden dem Gottesdienste beiwohnen, allein unsere arme Kafferhütte vermag nicht die Hälfte der Unterrichtsbegierigen zu fassen. Diesem Uebelstande könnte leicht abgeholfen werden, wenn wir nur mehr Hände beschäftigen und über eine größere Summe Geldes verfügen könnten; allein so sparsam wir unsere kleinen Mittel zusammenhalten, so sind doch vielleicht unsere Ausgaben für unsere Missionsgesellschaft bereits zu groß geworden, ungeachtet unsere Hütte so dürftig ist, daß sie uns kaum gegen die schlechte Witterung schützt. Der bisherige Gang der Dinge war sehr prüfungsvoll für uns. Seit Jahren hatten wir mit großer Anstrengung gearbeitet, um unsere Stationen im Kafferlande aufzurichten, und schon blickten wir mit freudiger Zuversicht auf die lieblich aufblühenden Saatfelder hin, die vor unsern Augen ausgebreitet lagen, als ein schweres Sturmgewitter sie auf einmal zerstörte, und jetzt, da wir mit neuem frischem Muthe dastehen, um das heilige Werk wieder von vorne zu beginnen, müssen wir stille stehen, weil es unserer Gesellschaft an den erforderlichen Geldmitteln gebricht, und sind nicht im Stande, die geschlagenen Wunden zu verbinden. Jedoch dieß macht uns weder verzagt, noch mißvergnügt. Es ist jetzt das fünfte Mal, daß ich den großen Beruf habe, eine neue Missionsstation zu gründen, und ich mache mich nicht minder muthvoll an das Werk, als dieß am ersten Tage der Fall war, weil ich weiß, daß an jeder Stelle, wo der heilige Name Gottes genannt, und ein Altar zu

seinem Preise aufgerichtet wurde, ihm auch Seelen zugeführt worden sind, von denen manche schon in dem Seehafen der ewigen Ruhe sicher gelandet haben, und eben darum ist keine Ursache vorhanden, unser Herz in Klagen auszulassen. Etwas von unsern Händen ist in der Zerstörung untergegangen, aber Gottes Werk ist darum nicht zerstört worden. Schon befinden sich alle Ihre Missionarien wieder auf ihren vorigen Kampfstätten und an ihrem Tagewerk, und keiner von uns, so viel ich weiß, hat den Muth eingebüßt; vielmehr sind unsere Aussichten hoffnungsreicher, als wir je erwarten konnten.

Ich habe angefangen, mich und meine Zeit zwischen den beiden Missionsstellen an der Cluſie und an der Beka so gut ich kann zu theilen. Nach und nach sammeln sich die armen Fingus um uns her, und der Gouverneur hat den Befehl ertheilt, daß sie so nahe wie möglich um unsere Missionsstellen angesiedelt werden sollen. Auch der benachbarte Häuptling, der bekehrte Kama, bittet dringend, daß ihm und seinem Stamme ein Missionar zugesendet werden solle, und er ließ mich wissen, ich sey persönlich verantwortlich für die Seelen seines Volkes, wenn ich nicht Alles anwende, um ihm einen solchen zu verschaffen. Er sowohl als sein Bruder Hena thun was sie können, um die Stelle des abwesenden Missionars zu ersetzen, nachdem Bruder Ayliff, der unter seinem Volke arbeitete, nach Butterworth versetzt worden war, und so ist jetzt, wie in der alten Zeit, Kama König und Priester zugleich. In dieser Angelegenheit rief er sein Volk zusammen, um sich mit demselben zu berathen. Das Ergebniß war, daß Alle laut riefen: Wir können nicht ohne einen Missionar leben! Zugleich versprachen seine Leute zum Unterhalte desselben gerne das Ihrige beizutragen, denn der Häuptling hatte ihnen gesagt: Ihr wisset ja, daß wir, als die Missionarien zuerst zu uns kamen, ohne Bezahlung nichts für sie thun wollten, denn wir kannten sie damals noch nicht, so wenig als das

viele

viele Gute, das sie unter unserm Stamme verbreiten. Jetzt haben wir von ihrem menschenfreundlichen Sinne Beweise genug in den Händen, und darum frage ich Euch noch einmal: Wollt Ihr dem Missionar helfen, wenn er kommt? wollt Ihr für ihn Holz im Walde fällen, um sein Haus zu bauen und eine Kirche aufzurichten? wollt Ihr zu seinem Unterhalt jährlich etwas beitragen? — Wir wollen! riefen Alle aus. Kama's Bruder, Hena, ist, obgleich er noch nicht lesen kann, ein trefflicher Vertheidiger des Christenthums unter seinen Landsleuten, nachdem er früher der Anführer in allen Schlechtigkeiten gewesen war, und viele Stunden lang gegen die Wahrheit einer göttlichen Offenbarung mit mir gestritten hatte. Dieser junge Mann predigt nun, so gut er kann, das Evangelium, das er früher verfolgt hatte, und leistet auch in bürgerlichen Angelegenheiten seinem Volke nicht geringe Dienste.

Die Kommittee verarge mir meine Zudringlichkeit nicht; denn seitdem der Häuptling Kama zu mir gesagt hat, daß ich für die Seelen seines Volkes verantwortlich sey, so bleibt mir ja nichts übrig, als diese Last auf unsere Kommittee hinzulegen, in der gewissen Zuversicht, daß die Christen Englands derselben diese Verantwortlichkeit abnehmen werden. Vor Allem senden Sie uns doch einen tüchtigen Schullehrer. Auch die Fingus am Clusieflusse bedürfen dringend eines solchen. Zugleich ist für 2 der besten und kräftigsten Missionarien der Arbeit genug zwischen dem Keiskama und dem Fischflusse, und nie war wohl, wie jetzt, die Gelegenheit so günstig, den guten Samen des Evangeliums unter diesem Volksstamme auszustreuen. Gewiß dürfen wir nun auch von der brittischen Regierung erwarten, daß sie fortan für den Unterricht dieser Volksstämme etwas thun wird. Der letzte Krieg hat den heilsamen Einfluß sattsam geoffenbart, den das evangelische Missionswerk auf die Häuptlinge und das Volk dieses Landes ausübt, und die Regierung wird sich überzeugen, daß ein so verwüstetes

und verwildertes Volk, wie das Kaffernvolk ist, nichts in der Welt aus dem Schlamme der Unwissenheit, der Lasterhaftigkeit und der Blutgier herauszureißen und in friedliche Nachbarn umzuschaffen vermag, als die Kraft des Evangeliums. Statt wie bisher mit Soldatenregimentern die Kafferngrenzen zu besetzen, und Schuß für Schuß, Tod für Tod zurückzugeben — was doch immer eine höchst verwerfliche und zugleich höchst kostspielige Sache ist, die am Ende den Schaden nur noch ärger macht — sende man ihnen eine Schaar demüthiger und tüchtiger Heilsboten zu, welche die geschlagenen Wunden heilen, die Verirrten zurechtbringen, die Schwachen warten und das ganze Volk freundlich einladen, an dem Hochzeitmahle des Lammes mit den Christen des Abendlandes Theil zu nehmen.

Indem wir für dießmal vom Kaffernlande uns verabschieden, in welchem wir auf **14** evangelischen Arbeitsstätten **22** europäische Missionarien mit ihren Familien zurücklassen, kehren wir noch auf ein paar Augenblicke in der Grenz-Provinz Albany ein, welche nicht nur für die Civilisation der zahlreichen Völkerstämme des südlichen Afrika's, sondern auch für die Verbreitung christlicher Erkenntniß unter denselben mit jedem Jahre eine größere Bedeutung gewinnt.

Ein längerer Aufenthalt, schreibt Herr Kay, den ich vor meiner Abreise nach England im Jahr **1832** in der Grenz-Provinz Albany zu machen genöthigt war, verschaffte mir die willkommene Gelegenheit, den Zustand derselben aus den glaubwürdigsten Quellen genauer kennen zu lernen, und ich konnte mich nur der Wahrnehmung freuen, daß in dieser neuen Kolonie, welche erst seit **11** Jahren ihr Bestehen hat, die deutlichsten Spuren ihrer wachsenden Wohlfahrt von allen Seiten wahrzunehmen waren. Viele ihrer Einwohner haben sich nicht blos ein zureichendes Auskommen unter dem Segen Gottes verschafft, sondern auch einen Grad von

Wohlstand erworben, den sie als Mitglieder der ärmsten Volksklasse bei längerem Bleiben in Europa niemals hätten erwarten können. Der Boden dieses Landes bietet durch wechselnde Anhöhen, waldigte Klüfte, hohe Berge und fruchtbare Thäler eine reizende Gestalt dar. Der Plan der Regierung, daß die Ansiedler nur in kleinen Parthien von 10—15 Familien sich in weiter Entfernung umher ansiedeln dürfen, hat Gelegenheit zur Entstehung vieler kleiner Dörfer und Weiler gegeben, welche das Land verschönern. Die Hauptstadt der Provinz Grahamstown besteht aus 500—600 Häusern, welche meist in regelmäßigen Straßen, von kleinen Obstgärten durchschnitten, mit Backsteinen aufgebaut sind. Eine schöne Kirche ist hier in gothischer Bauart aufgeführt worden, welche eine Zierde der Stadt genannt werden kann. Die Einwohnerzahl beläuft sich auf 2,000 Seelen, indeß der ganze Distrikt, der eine Fläche von 480 □ Meilen in sich faßt, nicht mehr als 6,390 Einwohner in sich begreift, unter denen sich 1,693 Schwarze und 126 Sklaven befinden, welche letztere noch als Eigenthum der alten holländischen Bauern geduldet werden. Etwa 4,280 Einwohner beschäftigen sich hauptsächlich mit Ackerbau und Viehzucht, 800 andere mit Handwerken, indeß nicht weniger als 1,230 einen vielgestalteten Handel treiben. Die Bemühungen der Kolonisten, den Anbau des Kornes einzuführen, haben durchaus fehlgeschlagen, indem, jeder Vorsichtsmaßregel ungeachtet, ihre Ernte immer vom Brande heimgesucht wurde, und eine eilfjährige Erfahrung hat gezeigt, daß indisches Korn oder Mais als eigentliche Brotfrucht dieses Landes betrachtet werden muß. Der Werth dieser Frucht, welcher den zerstörenden Wirkungen der obengenannten Krankheit widersteht, ist nicht zu berechnen; auch ist das Brot, das man aus ihr gewinnt, nährend und schmackhaft.

Das Klima von Albany ist gemäßigt und gesund, und ein treffliches Stärkungsmittel für alle, welche in

einem tropischen Klima ihre Kräfte verloren haben. Die Kälte ist nie sehr groß, und selten fällt im härtesten Winter das Thermometer unter den Gefrierpunkt, so wie auch die Sommerhitze selten drückend ist. Tropische Früchte gelangen hier nicht zur vollen Reife; dagegen wachsen der Zwetschgen-, Aprikosen-, Apfel-, Quitten-, Mandelbaum und viele andere Arten von Obstfrüchten schnell und kräftig auf, und liefern einen reichen Ertrag. Ob die Anpflanzung des Weinstockes dem Boden angemessen sey, ist durch Versuche noch nicht genugsam erprobt worden. Einzelne dieser Versuche haben fehlgeschlagen, weil die Nord- und Ostwinde, welche den Sommer über herrschen, dem Weinstock Schaden zufügen. Flachs, Hanf, Baumwolle würden einen reichlichen Ertrag liefern, wenn sie gehörig angepflanzt würden. An manchen Stellen ist der Boden ausnehmend trocken. Diesem Uebelstande wurde indeß durch das früher nicht angewendete Bohrsystem bedeutend abgeholfen. Man gräbt jetzt an vielen Orten Brunnen, welche reichliches und gutes Wasser liefern, und die alten holländischen Kolonisten staunen, wenn sie einen wegen Wassermangel bisher vernachläßigten Bauernhof um den andern jetzt mit Brunnen reichlich versehen finden.

Im Norden der Provinz liegt die zweite Stadt derselben, Graaf Reynet, am Ufer des Sonntagsflusses. Sie ist eine der ältesten Städte dieser Kolonie, in welcher sich eine bedeutende Anzahl von Auswanderern angesiedelt hat. Die Stadt liegt in einem tiefen mit unfruchtbaren Hügeln rings umgebenen Becken, und faßt etwa 300 Häuser in sich, welche meist von Holländern bewohnt sind. Ihre Straßen sind weit, regelmäßig angelegt und mit Reihen von Lemonenbäumen besetzt, indeß zahlreiche kleine Kanäle, denen der Sonntagsfluß das Wasser zuführt, das dürre Land in allen Theilen der Stadt bewässern. Daher ist im ganzen Thale nicht leicht ein Haus anzutreffen, das nicht mit einem herrlichen Obstgarten umgeben wäre, welcher vermittelst

dieſer Bewäſſerung ungemein fruchtbar gemacht werden kann, ſo daß das Thal einem üppigen Garten ähnlich ſieht. Auch hier befindet ſich eine ſchöne neue Kirche, die bei **2,000** Seelen in ſich faßt, ſo wie eine Kapelle, in welcher die heidniſchen Einwohner am Sonntage und in der Woche im Chriſtenthum unterrichtet werden. Auch ein großes Schulhaus iſt aufgebaut, in welchem die zahlreiche Jugend nach dem Lancaſtriſchen Syſtem Unterricht empfängt. — Die Viehzucht in dieſer Provinz hat in den letzten Jahren bedeutend zugenommen, und würde leicht verdoppelt werden können, wenn nicht mächtige Heuſchreckenſchwärme von Zeit zu Zeit das Land heimſuchten, und bisweilen innerhalb weniger Tage alle Erzeugniſſe des Bodens und ſelbſt das Gras aufzehrten. Indeß wurden dennoch am Schluſſe des Jahres **1831** nicht weniger als **1800** Pferde, **29,000** Stück Hornvieh, **78,000** Kap-Schafe, **10,000** ſpaniſche und **15,000** Ziegen gezählt, mit denen ein beträchtlicher Handel getrieben wird. Der Ackerbau findet indeß immer noch an dem theuren Lohne, der den Arbeitern gegeben werden muß, ein bedeutendes Hinderniß, indem man keinen Handwerker findet, der nicht **3** Gulden und keinen Tagelöhner, der nicht **2** Gulden Tagelohn für ſeine Arbeit forderte. Seitdem der Handelsverkehr mit dem Kaffernlande und dem Norden eröffnet iſt, hat derſelbe in hohem Grade zugenommen, und ſcheint mit jedem Jahre ſich immer weiter auszudehnen. Viele der angeſiedelten Händler begnügen ſich nun nicht damit, daß der Kaffer ſie in ihrer Wohnung beſucht, um ihnen etwas abzukaufen, ſondern eine große Anzahl derſelben haben angefangen, ſich mit ihren Familien im Kaffernlande niederzulaſſen, ſo daß man bis nach Morley hinauf ſolche Koloniſtenfamilien da und dort antrifft. Obgleich von manchen derſelben leider geſagt werden muß, daß ſie das ſittliche Verderben der Kaffern durch neue unbekannte Laſter verſchlimmern, ſo finden ſich doch auch manche Einzelne unter ihnen, welche ein Segen für die

Eingebornen werden, indem sie nicht nur durch ihren Wandel ihr Licht leuchten lassen vor den Heiden, sondern auch durch Anlegung von Sonntagsschulen und durch Erleichterung des Missionswerkes der Sache Christi im Kaffernlande vielfache Dienste leisten.

Besonders aber verdient noch am Schlusse bemerkt zu werden, daß eine große Anzahl dieser Ansiedler in Albany sich wie durch ihren Fleiß in der Vermehrung des zeitlichen Wohlstandes, so besonders durch die Sorge ausgezeichnet haben, für sich und ihre nachwachsende Jugend die Erbauungsmittel im Christenthum zu sichern. Ungeachtet der zahllosen Schwierigkeiten, welche mit einer ersten Ansiedlung im fremden Lande verbunden sind, sind dennoch durch freiwillige Beiträge zureichende Mittel eingesammelt worden, um an neun verschiedenen Stellen des Distriktes Kirchen aufzubauen, welche fleißig besucht werden. Mit diesen Kirchen sind überall Schulen für den Unterricht der Jugend verbunden, von denen mehrere durch ein erfreuliches Gedeihen sich auszeichnen. Auch ein höheres Seminar wurde zu Salem aufgerichtet, das darauf berechnet ist, den Zöglingen gründlichen Unterricht in nützlichen Kenntnissen zu verschaffen, und die tüchtigsten unter denselben zu christlichen Lehrern in Kirchen und Schulen heranzubilden; eine Anstalt, welche besonders für die Kinder der Missionarien die wichtigsten Dienste leistet, indem achtzehn Söhne und Töchter derselben in ihr erzogen werden. Der heilsame Einfluß, den der lebendige Glaube an den HErrn Jesum über viele dieser Kolonisten ausgoß, hat sich besonders auch durch einen regen Missionsgeist ausgezeichnet, der sich mit jedem Jahre mehrt. Die Missionarien des Kaffernlandes finden in den Wohnungen der Gläubigen eine willkommene Heimath, und vielfache Unterstützung zur Beförderung ihres Werkes. Auch hat sich eine thätige Missionsgesellschaft in dieser Kolonie gebildet, welche die Muttergesellschaft in London im verflossenen Jahr mit einer Liebesgabe von nicht weniger

als 4,280 fl. unterstützte. Aber nicht bloß mit ihren Geldgaben haben viele dieser Ansiedler das Missionswerk in den Heidenländern umher unterstützt, das große Oberhaupt der Kirche hat sich auch Männer unter ihnen ausersehen, welche mit dem ewigen Evangelium in der Hand unter die wilden Völkerstämme im Innern dieses Welttheiles hinausziehen. Zwei derselben haben als Missionarien bereits ihre gesegneten Wirkungskreise gefunden, indeß acht Andere als Schullehrer oder Handwerker nützliche Dienste unter den Heiden leisten. Auf diese Weise sammelt sich der HErr seine Auserwählten nach und nach aus allen Völkern der Erde, und wir dürfen getrost hoffen, daß diese ersten kleinen Anfänge, die seine Hand zubereitet hat, ein gesegnetes Mittel seyn werden, Seine Kirche in Afrika aufzubauen, und die bis jetzt verborgenen und unzugänglichen Länderstrecken im Innern dieses Welttheiles dem Lichte des Evangeliums immer weiter aufzuschließen.

Missionslied.

Mel. HErr Jesu Christ, Du höchstes Gut ꝛc.

HErr Jesu, HErr der Herrlichkeit!
Du hast uns heut geladen.
Es ist ein Tag der Seligkeit,
Es ist ein Tag der Gnaden.
Licht geht von Deinem Antlitz aus,
Und strahlet über diesem Haus,
Und strömt in unsre Herzen.

Du hast Dein Füllhorn aufgethan,
Und streuest Deine Gaben
Rings auf der Erde weiten Plan,
Deß sich die Völker laben.
Und tausend Dankeslieder zieh'n
Von Deinem Volk zum Himmel hin,
Und preisen Dein Erbarmen.

Auf dieser Erde ist Dein Reich,
Deß Deine Diener pflegen,
Wohl einem großen Acker gleich,
Der an dem Weg gelegen.
Der Felsengrund durchziehet ihn,
Viel Dornen stehen her und hin;
Manch Samkorn geht verloren.

Der Acker ist die ganze Welt,
In dem Dein Reich entsprossen;
Du hast ihn selber wohl bestellt,
Das hat den Feind verdrossen.
Drum hat er Unkraut eingesä't,
Das mitten in dem Waizen steht,
Bis an den Tag der Ernte.

Unscheinbar, wie ein Senfkorn klein
Hat, HErr! Dein Reich begonnen.
Es blüht in dürren Wüstenei'n
Im Scheine Deiner Sonnen.
Und bald erhebt sich's wie ein Baum,
Und gibt den irren Vögeln Raum
In seiner Zweige Schatten.

Dem Sauerteige gleich an Kraft,
Der ganz das Mehl durchdringet,
Der Geist des Himmelreiches schafft,
Bis ihm sein Werk gelinget.
Geheim ist seine Wirkung zwar;
Doch unausbleiblich wird einst gar
Die Welt von ihm durchsäuert.

Das Himmelreich ist wie ein Schatz,
Im Acker still vergraben;
Da kommt ein Mensch an selben Platz,
Und will das Kleinod haben.
Er geht vor Freude eilends hin,
Verkauft sein Eignes mit Gewinn,
Und kauft den ganzen Acker.

Doch wer das Edelste begehrt,
Nach guten Perlen trachtet.
Ihm ist sonst nichts auf Erden werth;
Sein Eignes er verachtet.
Und wenn er endlich in der That
Die köstliche gefunden hat,
So kauft er sie mit Freuden.

Groß ist des Himmelreiches Netz,
Und Viele hält's umschlossen;
Doch wird ein großer Theil zuletzt
Von Dir, HErr, ausgestoßen.
Wen Deine Liebesmacht nicht zog,
Wer sich mit Heuchelschein betrog,
Der wird einst weggeworfen.

So bitten wir Dich denn aufs Neu':
Durchpflüge Deinen Acker,
Mach' Deine Boten stark und treu,
Und ihre Augen wacker,
Dem Unkraut gib nicht weiter Raum,
Behüte Deinen Senfkornbaum,
Gib Kraft dem Sauerteige.

Den Schatz, der in dem Acker ruht,
Laß Viele bald noch finden,
Und gib den treuen Forschern Muth,
Mit Dir sich zu verbinden,
Daß sie der edlen Perle Frucht,
Die sie mit treuem Ernst gesucht,
In Seligkeit genießen.

Dein großes Netz zerreiße nicht,
Bevor Du drin gesammelt,
Was noch aus Liebe oder Pflicht
Dein Lob auf Erden stammelt.
Und wenn der Scheidung Tag erscheint,
So laß der Frommen Zahl vereint
Unzählig seyn wie Sterne.

Inhalt

des vierten Heftes 1838.

Wanderungen und Arbeiten des Methodisten-Missionars Stephan Kay im Kaffernlande.

Seite

Erste Anfänge der Missionsarbeit an den Grenzen des Kafferlandes. Ansiedelung holländischer Kolonisten im südlichen Afrika. Erste Missionsarbeiten des seligen Dr. Van der Kemp im Kaffernlande. Missionar Williams am Katzflusse. Ansiedlung einer großen Anzahl brittischer Kolonisten in Albany an den Grenzen des Kaffernlandes. Missionar W. Shaw unter denselben. Seine segensreiche Wirksamkeit unter den dortigen Kolonisten. Ankunft neuer Missions-Gehülfen. Anlegung einer Regierungskolonie zu Chumie im Kaffernlande. Reisen des Missionars Shaw in den benachbarten Kafferdistrikten. Aufrichtung der ersten Missionsstation Wesleyville im Kaffernlande. 495

Erster Abschnitt. Erste Wanderung des Missionars W. Kay ins Kaffernland. Fort Wiltshire. Handel mit den Eingebornen. Raubzüge der Kaffern. Die Station Chumie. Der Häuptling Geika. Sein habsüchtiger und treuloser Charakter. Wunderbare Errettung. 509

Seite

Zweiter Abschnitt. Rückblick auf die nächste Vergangenheit. Die Missionsstation Wesleyville aufgerichtet. Der heilsame Einfluß der Missionsthätigkeit auf der Kolonie. Congo's Besuch zu Grahamsstadt und Folgen desselben. Nachrichten von Congo's Familie. 522

Dritter Abschnitt. Bisherige Hindernisse der Mission im Kaffernlande. Der Häuptling Islambi. Die Beschneidung. Eine interessante Versammlung. Eine zweite Missionsstelle, Mount Coke (Koksberg) aufgerichtet. Diebischer Hang der Eingebornen. Jämmerlicher Zustand des weiblichen Geschlechts zur Kriegszeit. 529

Vierter Abschnitt. Duschanis Besuch im Distrikte Albany. Das Kafferngebiet. Die Buffaloberge. Verheerungen der Heuschrecken. Die Buschmannshöhle. Gastfreundlichkeit. Lebensweise. 542

Fünfter Abschnitt. Eintheilung des Kaffernlandes. Körperliche Beschaffenheit des Kaffernvolkes. Kleidertracht. Die Wohnungen derselben. Ein Kafferndorf. Viehheerden. Zierrathen. Lebensweise der Kaffern. Nahrung derselben. Ihre Antipathieen. . 549

Sechster Abschnitt. Jagdliebhaberei der Kaffern. Unglücklicher Zustand des weiblichen Geschlechts. Die Gerichtsbarkeit. Geringschätzung des Menschenlebens. Raubsucht. Glaube an Zauberei. Einfluß der Zauberer. Grausame Strafen. Gänzliche Verdunklung aller religiösen Erkenntniß. Dringendes Bedürfniß der Erleuchtung durch das Evangelium. . . . 559

Siebenter Abschnitt. Aufrichtung der Missionsstation Butterworth im Gebiete des Königs Hintza. Bevölkerung seines Landesbezirks. Missionsarbeiten an dieser Stelle. Widerwärtigkeiten. Früchte der Arbeit. Zweideutigkeit von Hintza's Charakter. Eigenthümlichkeit der Kaffernsprache. Beispiele derselben. Schwierigkeiten ihrer Erlernung. Die Missionsstellen im Kaffernlande. Lochenbergs Trauergeschichte. Zutritt des Evangeliums zu dem Amatembustamme. Reise der Missionarien zu Fossani, dem Amatembu-König. Seine Bewilligung zur Aufrichtung einer Missionsniederlassung. Anfang der Missionsstelle Klarkesbury im Kaffernlande 589

Achter Abschnitt. Völkerbewegungen im Innern Afrika's. Krieg verhütet. Eindrücke von der Predigt des Evanzeliums. Taufe mehrerer Amasingus. Un-

Seite
glücklicher Zustand dieses Volkes. Seliger Heimgang einer Kafferinn. Der Häuptling Daya. Niederlassung der Missionarien in seinem Distrikte. Die Missionsstation Morley aufgerichtet. Neue Kriegsstürme. Flucht der Missionarien. Wildheit des Wolfes. Rückkehr der Missionarien zu dem Ufer des Zimwobuflusses 589

Neunter Abschnitt. Reise des Herrn Kay nach den östlichen Distrikten des Kaffernlandes. Missionsstation Morley. Ein großer Erdbrand. Aufblühender Zustand der neuen Station. Großes Bedürfniß nach christlichem Unterricht. Ausflug nach dem Wohnorte des Häuptlings Daya. Die Ufer des Umtataflusses. Eine Heerde Seekühe. Daya's Lager. Aufenthalt daselbst. 600

Zehnter Abschnitt. Unsittlicher Charakter des Heidenthums. Vernachläßigte Kindererziehung. Der Zimwubostrom. Fako, der König der Amapondas. Aufrichtung der Missionsstation Bunting in seinem Lande. Große Hungersnoth. Port Natal. Ansiedlung von Kolonisten daselbst. Der Eroberer Dschaka. Die Zulus. Ihre Zugänglichkeit für das Evangelium. Weite Missionsräume. Wirkungen von der Predigt des Evangeliums unter den Kaffern. . . . 608

Eilfter Abschnitt. Allgemeine Uebersicht über den neuesten Zustand des Missionswerkes unter den Kafferstämmen. Feierliche Einführung der Sonntagsfeier unter dem Amakosastamme. Ausbruch des Krieges mit den Söhnen des Königs Geika. Friedensschluß. Nachtheilige Wirkungen der Kriegsverheerungen auf die verschiedenen Missionsstationen im Kaffernlande. Wohlthätige Wirkungen des Friedensschlusses. Rückkehr der Missionarien auf ihre zum Theil zerstörten Missionsstätten, und Wiederaufbau derselben. Die Missionsstellen der Londner Missionsgesellschaft und ihr Wiederanfang. Siloh. Das Finguvolk. Befreiung und Ansiedlung desselben. Neue Missionsstation an der Beka. Verlangen nach Missionarien. Neuester Zustand der Grenzkolonie Albany. Wohlthätiger Einfluß derselben auf das Missionswerk im Kaffernlande. 617

Missionslied. 643

Namen-Register.

1. Personen-Register.

(Die römischen Ziffern bedeuten das Heft, die arabischen die Seitenzahl).

Allnewi, Häuptling, II. 226.
Amafingus, die, IV. 592. 623. 632.
Amakosas, die, IV. 521. 550.
Amapondas, die, IV. 550.
Amatembus, die, IV. 550.
Assiningk, Häuptling, II. 245.
Auckland, Lord, III. 485.
Auura, Häuptling, I. 19. f. 127.
Ayliff, Miss., IV. 632.

Bandle, Miss., III. 352.
Barff, Miss., I. 85. 97.
Basett, III. 471.
Bazacott, Miss. I. 99.
Beaumont, Kapitän, III. 440.
Bennie, Miss., IV. 506.
Bentinck, Lord, III. 485.
Bernau, Miss., III. 337.
Bertero, Arzt, I. 156.
Beynon, Miss., III. 474.
Bonatz, Miss., IV. 630.
Bougainville, I. 150.
Bowell, Miss., I. 109.
Boyce, Miss., IV. 611.
Browlee, Miss., IV. 506. 512. 629.
Bultmann, Miss., III. 334.
Buteve, I. 80. f. 126.
Büchelen, Frau, III. 334.
Büttner, Miss., II. 194.

Cameron, Miss., IV. 626.
Camma, Häuptling, IV. 507. 618. 621. 636.
Cammerhof, Bischof, II. 186.
Cappon, Obrist, III. 471.
Carey, Eustach, III. 477.
Cetani, IV. 602.
Churron, Wilhelm, III. 404.
Congo, Häuptling, IV. 507. 523. 618. 621.
Cook, Kapitän, I. 150.
Crawfurt, Obrist, II. 290.
Croß, Miss., I. 106. 110.

Dapa, Häuptling, IV. 594. 597. 607.
Davidson, Kapitän, III. 471.
Davis, Miss., IV. 530. 624.
Dehlinger, Miss., III. 402.
Dingaan, IV. 551.
Dschaka, IV. 589. 598. 613.
Dugmore, Miss., IV. 628.
Duschani, IV. 535. 542.

Eckel, Miss., III. 343.
Edmond, Miss., IV. 497.
Eipper, Miss., III. 335.
Elliot, II. 274. f.
Essig, Miss., III. 402.

Faaruea, Nationalgehülfe, I. 88.
Fako, Häuptling, IV. 550. 595. 612. 627.
Fawea, Häuptling, I. 116.
Frey, Miss., III. 398.

Gaulton, Miss., I. 109.
Geika, Kafferfürst, IV. 498. 500. 517. f.
Girty, II. 274. f.
Glikhican, Häuptling, II. 231. 234. 279.
Graf, Miss., III. 348.
Gray, William, I. 133.
Greiner, Miss., III. 388. 439.

Haas, Miſſ., III. 334.
Häberlin, Miſſ., III. 335. 404.
Haddy, Miſſ., IV. 584. 628.
Haweis, Dr., I. 6.
Hebich, Miſſ., III. 388. 439.
Heckewälder, Miſſ., II. 252. 271.
Hegele, Miſſ., III. 371.
Hena, Häuptling, IV. 637.
Hiller, Miſſ., III. 402.
Hinga, Häuptling, IV. 550. 570. 576. 633.
Hörnle, Miſſ., III. 378.
Hooper, Miſſ., I. 109.
Huntingdon, Gräfin von, I. 5.

Igellas, III. 373.
Islambi, Häuptling, IV. 521. 523. 529. 532. 538.
Joſua, Nationalgehülfe, II. 310.
Judt, Miſſ., III. 379.

Kaffern, die, IV.
Kay, Miſſ., IV. 505. 509. ff.
Kayſer, Miſſ. IV. 629.
Kemp, Dr., van der, IV. 497.
Kießling, Miſſ., III. 334. 347.
Killbuck, Häuptling, II. 254. 268. 272.
König, Miſſ., III. 371.
Kotzebue, Kapitän, I. 151.
Krapf, Miſſ., III. 352.
Krauß, Miſſ., III. 352.
Kreis, Miſſ., III. 379.

Lang, Miſſ., III. 371.
Laury, Miſſ., I. 107.
Law, Kapitän, III. 440.
Layer, Miſſ., III. 393. 456.
Leyner, Miſſ., III. 388. 439.
Lipp, Miſſ., III. 352.
Lochenberg, IV. 582.
Lösch, Miſſ., III. 388.

Makea, König, I. 46. 68. 76. 140.
Malietoa, Häuptling, I. 119. f. 139. 145. f.
Mapaſa, Häuptling, IV. 631.
Matakazi, Häuptling, IV. 551.
Matetau, Häuptling, I. 123. 138. 145 f.
Matuana, Häuptling, IV. 590.
Maunganai, Häuptling, I. 93.
M'Kee, II. 274 f.
Mögling, Miſſ., III. 393.
Mokomo, Häuptling, IV. 513. 620.
Mühlhäuſer, Miſſ., III. 343.
Mürdter, Miſſ., III. 383.

Netawatwi, Häuptl., II. 237. 258. 256.
Nitſchmann, II. 177.

Oremond, Miſſ., I. 128.

Pachgantſchihllas, Häuptling, II. 261.
Palmer, Miſſ., IV. 625.
Papeiha, Nationalgehilfe, I. 31. f. 70.
Papunhauk, Nationalgehilfe, II. 204. 221.
Pato, Häuptling, IV. 507. 527. 618. 621. 634.
Paxonous, Häuptling, II. 200.
Pearce, Miſſ., III. 474.
Peyrouſe, La, I. 136. 150.
Pfander, Miſſ., III. 379.
Platt, Miſſ., I. 85.
Pipe, Häuptling, II. 268. 273. 284. 299.
Pittmann, Miſſ., I. 100.
Piwai, I. 60.
Pomare, König, I. 9. f.
Poſt, Miſſ., II. 201.
Pridſchard, Miſſ., I. 84.
Puna, I. 118.
Pyrläus, Miſſ., II. 178.

Quanta, Häuptling, IV. 602.

Read, Miſſ., IV. 499.
Riis, Miſſ., III. 383.
Rili, Häuptling, IV. 623.
Roberts, Offizier, III. 450.
Romatane, Häuptling, I. 98.
Rothe, Miſſ., II. 241.

Schlenker, Miſſ., III. 348.
Schmid, Georg, IV. 496.
Schmick, Miſſ., II. 241.
Schneider, Miſſ., III. 378.
Schreiner, Miſſ., III. 335.
Seidel, Miſſ., II. 191.
Senſemann, Miſſ., II. 192.
Seſſing, Miſſ., III. 341.
Shaw, Miſſ., IV. 506. 523.

Shepſtone, Miſſ., IV. 505. 598. 635.
Shrewsbury, Miſſ., IV. 505. 578. 594.
Simpſon, Miſſ., I. 84.
Sommerſet, Obriſt, IV. 630.
Spangenberg, Biſchof, II. 181.
Stanger, Miſſ., III. 383.
Supper, Miſſ., III. 402.
Sutter, Miſſ., III. 402.

Tamafainga, Zauberer, I. 116.
Tamalelanſchi, I. 119. 122.
Tamatoa, Häuptling, I. 58, 131.
Tatapachtſil, II. 309.
Taufaahau, Häuptling, I. 111. 113.
Tawea, Häuptling, I. 108.
Taylor, Miſſ., III. 474.
Teava, Nationalgehülfe, I. 138.
Tecumſeh, II. 308.
Thomas, Miſſ., I. 111.
Thompſon, Miſſ., IV. 506.
Threlfall, Miſſ., IV. 505.
Tinau, Häuptling, I. 111.
Tinomana, Häuptling, I. 71. 74.
Townſend, Miſſ., III. 350.
Tuahine, Häuptling, I. 50. 77.
Turner, Miſſ., I. 106.
Tybout, II. 285.
Tzatzu, Nationalgehülfe, IV. 500. 506. 516. 689.

Vanderlingen, Miſſ., IV. 499.
Voſſani, Häuptling, IV. 550. 584.

Wangomend, II. 231.
Wara, Häuptling, I. 128.
Weitbrecht, Miſſ., III. 407.
Wilkinſon, Miſſ., III. 404.
Williams, Miſſ., I. 9. ff. 97. f.
Wilſon, Kapitän, I. 6. f.
Winfried, III. 469.
Wolters, Miſſ., III. 379.
Woodward, Kapitän, III. 450.
Würthner, Miſſ., III. 376.

Young, Miſſ., II. 280.

Zaremba, Miſſ., III. 382.
Zeisberger, Miſſ., II. Lebensbeſchreibung.
Zulus, die, IV. 551.

---

2. Orts- und Sachregiſter.

Aborima, Inſel, I. 153.
Adura, III. 444.
Agra, III. 378.
Aitutaki, Inſel, I. 27. f. 101.
Akropong, III. 382.
Albany, IV. 504. 638.
Amoa, I. 143.
Aroranſchi, I. 127.
Atiu, Inſel, I. 38. 44. 96.

Bagulkota, III. 470.
Bantwall, III. 456.
Behati, III. 461.
Belgaum, III. 474.
Bengalen, III. 474. f.
Bethanien, III. 378.
Bethlehem, II. 176.
Birnam Wood, III. 341.
Biſti, III. 451.
Buntingville, IV. 611. 626.
Butterworth, IV. 570. 628.

Cacalcomma, III. 470.
Caſſergady, III. 442.
Cavery, III. 446.
Chumie, IV. 506. 512.
Clarkesbury, IV. 588.
Combla, III. 441.
Cuddaba, III. 452.

Dharwar, III. 388. 393.

Fairfield, II. 302. f.
Friedenshütten, II. 184. 210. 229.
Friedensſtadt, II. 235.

Gnadenhütten, II. 185. 244.
Goſchgoſchünk, II. 217. f.
Goſen, II. 304.
Graaf Reynet, IV. 640.

Hapai-Inſeln, die, I. 113.
Herwey-Inſeln, die, I. 11. f.

Hoobly III. 457.
Hughly, III. 485.

Jedaniru, III. 443.

Kaladschi, III. 471.
Karadika, III. 443.
Katkerrie, III. 473.
Kehrur, III. 468.
Keiskamafluß, IV. 549. f.
Konus, III. 467.

Lefuga, Inſel, I. 111.
Leone, Bucht, I. 134.
Lichtenau, II. 252.

Madſchar, III. 371.
Mahony, II. 191.
Malawa, I. 145.
Malpurba, III. 468.
Mangalore, III. 488.
Mangea, Inſel, I. 86.
Manono, Inſel, I. 162.
Manſcheswara, III. 440.
Manua, Inſel, I. 132. 138. 151.
Matikery, III. 450.
Mauke, Inſel, I. 41. 98.
Menſcherabad, III. 452.
Mitiaro, Inſel, I. 40. 98.
Morley, IV. 602. f.
Mount Coke, IV. 540. 570. 622.

Narragunel, III. 464.
Nazareth, II. 175.
Neu-Gnadenhütten, II. 291.
Neu-Salem, II. 308.
Nuccandy, III. 462.
Nun Dewolo, I. 145.

Ofu, Inſel, I. 133. 152.
Onondago, II. 180. 188. f.
Oroſenga, Inſel, I. 133. 152.

Patſchgatgoſch, II. 179.

Rarotonga, I. 46. 52. 79. 195.
Rurutu, Inſel, I. 19. 98.

Salem, IV. 642.
San Fernando, III. 340.
Savage-Inſel, I. 103. f.
Savanna Grande, III. 343.
Sawaji, Inſel, I. 153. f.
Schekomeko, II. 179.
Scheſchequon, II. 229.
Schifferinſeln, die, I. 150.
Schönbrunn, II. 239.
Schuſcha, III. 377.
Serus, III. 472.
Sierra Leone, III. 346.
Siloh, IV. 630.
Somaraſſet, III. 451.
Subramanya, III. 452.
Sullya, III. 445.
Sutteſcherrin, III. 473.
Südſeeinſeln, ſüdweſtliche I.

Tahiti, Inſel, I. 9. f.
Tebris, III. 377.
Todikana, III. 445.
Tofua, I. 111.
Tongatabu, Inſel, I. 106. 108. f.
Tutuilla, Inſel, I. 133. 158.

Upolu, Inſel, I. 137. 152.
Uprangadi, III. 455.

Virachandra Petta, III. 448.

Wajomick, II. 223.
Weslyville, IV. 508. 526.
Wiltſhire, IV. 510. 618.

Monatliche Auszüge

aus dem

Briefwechsel und den Berichten

der

brittischen und ausländischen

Bibel-Gesellschaft.

Jahrgang 1838.

Herausgegeben von der brittischen und ausländischen
Bibelgesellschaft.

Digitized by Google

Nro. I. Januar 1838.

Monatliche Auszüge

aus

dem Briefwechsel und den Berichten

der

brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft.

Aus dem drei und dreißigsten Jahresberichte der brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft, vom Mai 1837.

Frankreich.

Der Agent der brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft, Herr von Pressense, welcher zu Paris angestellt ist, hat unserer Kommittee einen umständlichen Bericht seiner Arbeiten in Frankreich zugesendet, aus welchem folgende Auszüge den Freunden der Bibelverbreitung mitgetheilt werden. Wenn die Ausgaben unserer Gesellschaft zur Verbreitung des Wortes Gottes in Frankreich im verflossenen Jahre sich auf eine ansehnliche Summe belaufen, so sind sie durch den Ertrag der Aussaat reichlich wieder ersetzt worden. Herr von Pressense beginnt seinen Bericht mit Gefühlen des Dankes gegen Gott, der sein Werk gesegnet hat. „Danket dem HErrn, ruft er aus, denn Er ist freundlich, und seine Güte währet ewiglich! Es sagen, die den HErrn fürchten, seine Güte währet ewiglich! (Ps. 118.) Sie werden leicht verstehen, warum ich bei der vierten Rechenschaft über meine Arbeit, welche ich Ihnen vorzulegen habe, auch zum vierten Mal mit Lobpreisungen Gottes dieses Werk beginne, welcher dasselbe im Laufe des

verflossenen Jahres augenscheinlich gesegnet hat. Ich lege Ihnen hier eine kurze Uebersicht vor, aus welcher Sie die allmähligen Fortschritte des Bibelverbreitungsgeschäftes in Frankreich leicht ersehen mögen. Verbreitet wurden nämlich

vom	1 April	1833	bis	1 April	1834	55,616	Expl.
„	„ —	1834	—	„ —	1835	62,194	—
„	„ —	1835	—	„ —	1836	80,921	—
„	„ —	1836	—	„ —	1837	88,147	—
					zusammen	286,878	Expl.

der heil. Schriften alten und neuen Testamentes.

Hieraus ist vor allem ersichtlich, daß in den letzten 4 Jahren die Aussaat des Wortes Gottes in Frankreich sich je mehr und mehr erweitert hat. Es dürfte lehrreich seyn, die nähern Umstände dieser Erweiterung genauer anzuschauen, und die besondern Stellen nachzuweisen, auf welchen diese Zunahme stattgefunden hat. Eine nähere Untersuchung dieses Ergebnisses läßt uns nämlich wahrnehmen, daß die Niederlagen von heiligen Schriften in verschiedenen Städten Frankreichs, so wie die emsige Geschäftigkeit der Bibelumträger und das wachsende Bedürfniß der Schulen das meiste zu dieser Vermehrung beigetragen haben; und hieraus läßt sich der Schluß ziehen, daß der HErr unser Gebet erhört und die Saaten seines Wortes in solche Kanäle hinein geleitet hat, welche uns mit Recht den reichlichsten Ertrag erwarten lassen.

Im Allgemeinen, so fährt der Berichterstatter fort, ist es für einen Ausländer schwer, über den religiösen Umstand Frankreichs sich eine richtige Vorstellung zu verschaffen. Manche bilden sich dieselbe nach dem, was sie in ihrem eigenen Lande gesehen haben, ohne dabei die tausendfachen besondern Hindernisse in Anschlag zu bringen, mit welchen unsere christlichen Brüder in unserm

Lande zu kämpfen haben, Andere hingegen, welche vielfache Beweise von Gleichgültigkeit und Mangel an Hochachtung gegen die Religion von Seiten eines großen Theiles des französischen Volkes vernommen oder selbst gesehen haben, sind geneigt den Schluß daraus zu ziehen, als sey in Frankreich bis jetzt für die Wiederbelebung des christlichen Glaubens noch gar nichts geschehen, und der Zustand der Dinge so beschaffen, daß sich kaum entfernte Hoffnungen für das Gelingen des Werkes fassen lassen. Es thut Noth, beiderlei Ansichten zu berichtigen.

Die Haupthindernisse, welche in Frankreich der Aufnahme der Bibelwahrheiten im Wege stehen, sind in mancher Hinsicht ganz anders gestaltet, als die Hindernisse sind, welche in andern Ländern statt finden, in denen als Folge der Erziehung oder wirklicher Ueberzeugung die heil. Schrift noch immer zugelassen und als einzige Grundlage der Religion betrachtet wird. Dort wie überall macht das Herz des natürlichen Menschen nur so weit einen gesegneten Gebrauch von dem Worte des Heiles, als die Gnade Christi in ihm mächtig geworden ist; aber es erhebt sich wenigstens keine Stimme gegen das Lesen der heil. Schrift; keiner widersetzt sich ihrer Einführung in den Familien, und nur selten wagt es der Eine und der Andere die Predigten zu verdächtigen, welche in den öffentlichen Kirchen über das göttliche Wort gehalten werden. Aber in Ländern, in denen man das Bibelbuch noch nicht kennt und in welchen die Einwohner in jede Art geistiger Verfinsterung hinabgesunken sind, sind die Schwierigkeiten wahrhaft groß, welche zuerst überwunden werden müssen, ehe das Bibelbuch auch nur genannt, und mit einiger Hoffnung des Erfolges die ersten Vorkehrungen zur Ausbreitung desselben gemacht werden können. Und wenn nun endlich auch der Eine oder Andere unter dem Beistande Gottes

dahin gelangt ist, daß er die heil. Schrift als ein betrachtungswerthes Buch ansehen gelernt hat, welche neue Schwierigkeiten sind nicht noch weiter zu überwinden, um zu verhindern, daß der ausgestreute gute Same nicht wieder von Solchen zu Grunde gerichtet werde, welche sich die geistlichen Führer der Blinden nennen. Es ist unmöglich, sich einen vollständigen Begriff von dem Widerstande zu bilden, den diese Letztern der Verbreitung der heil. Schrift entgegensetzen. Zwar darf zum Preise Gottes gesagt werden, daß man da und dort auch ehrenvolle Ausnahmen antrifft; aber die meisten dieser Leute entbrennen vor Zorn, wenn ihnen ein neues Testament zu Gesicht kommt.

Hieraus geht klar hervor, daß die Hindernisse, welche gegenwärtig der Verbreitung des Wortes Gottes in Frankreich im Wege stehen, sehr groß sind, und dieß um so mehr, da ein Gefühl der Nothwendigkeit, aus dem Zustande sittlicher Verwilderung und rohen Unglaubens aufzu wachen, dessentraurige Folgen Viele einzusehen gelernt haben, gar manche der römisch-katholischen Kirche in die Arme führt, indem sie sich einbilden, in derselben zu finden, was ihr Herz sucht und bedarf, und auf diese Weise die Geistlichkeit dieser Kirche neuen Einfluß auf das Volk zu gewinnen beginnt. Man kann sich eine Vorstellung machen von der Wichtigkeit, welche der römisch-katholische Klerus in unserm Lande aufs neue erobert zu haben wähnt, wenn man die Hirtenbriefe liest, welche ihre Bischöfe in der letzten Fastenzeit in Umlauf gesetzt haben. Mehrere derselben haben die Arbeiten der Bibelgesellschaften öffentlich angegriffen; Andere auf die leidenschaftlichste Weise die Verbreiter des Bibelbuches ihren Heerden als Feinde der Kirche geschildert, vor welchen man sich hüten und gegen die man kämpfen muß; noch Andere haben es auf sich genommen, den Beweis zu führen, daß die heil. Schriften, mit denen ganz

Frankreich überschwemmt wird, Bücher sind, welche man als ketzerische und gottlose Schriften fliehen, und gegen die man die Gläubigen als gegen ein gefährliches Gift ernstlich warnen muß. Folgendes ist eine bemerkenswerthe Stelle aus einem dieser Umlaufsschreiben, dessen Zweck allein darin besteht, die Irthümer der sogenannten Reformation zu beweisen.

„Manche haben ein Verlangen ausgesprochen, heißt es in demselben, für die gegenwärtige Fastenzeit ein Exemplar unseres Hirtenbriefes zu erhalten, welcher zu diesem Zweck aufs Neue abgedruckt worden ist. Die vielfachen Bemühungen, welche die englischen in dieser Stadt wohnenden Protestanten zu Tage gelegt haben, Irrthümer auszubreiten und den Glauben der Katholiken zu schwächen, machen es mehr als je nothwendig, die in unserm Hirtenbriefe ausgesprochenen Lehren allgemein bekannt zu machen. Man darf hoffen, daß dieß als kräftiges Gegengift wirken wird gegen die gottlosen und ketzerischen Bücher (das neue Testament!), welche seit einiger Zeit unter den Gläubigen in reicher Fülle in Umlauf gesetzt worden sind. Zudem ist es unsere Pflicht, alle Katholiken daran zu erinnern, daß unsere Kirche unter den schwersten Strafen denselben verboten hat, Versammlungen zu besuchen, in welchen protestantische Irrthümer gelehrt werden.“

Nach solchen Nachrichten werden alle Freunde des Wortes Gottes mit Vergnügen vernehmen, daß dieser Widerstand gerade die entgegengesetzte Wirkung hervorgebracht hat, gegen das, was derselbe beabsichtigte; und unsere Kommittee trägt um so weniger Bedenken, auf diese Ergebnisse aufmerksam zu machen, da sie in den meisten Fällen bereits offenkundig geworden sind.

Bei diesem Zustande der Religion in Frankreich, heißt es weiter in diesem Berichte, und den vielfachen Hindernissen, welche die Verbreiter der heil. Schriften

gefunden haben, dürfen wir uns nicht wundern, wenn die Arbeiten der letztern lange Zeit unbemerkt geblieben sind; aber es wäre sehr unrichtig, den Schluß daraus zu ziehen, daß sie überall keine Früchte getragen haben. Vielmehr sey der Name Gottes dafür gepriesen, welcher eine Reihe von Jahren hindurch sein heiliges Wort so reichlich in Frankreich ausstreuen ließ, daß in unsern Tagen eine entschiedene religiöse Bewegung in diesem Lande stattfindet, welche zwar noch nicht in den Herzen aller, die an ihr Theil nehmen, eine Aufweckung zum neuen Leben hervorgebracht hat, aber je mehr und mehr diesem entscheidungsvollen Zeitpunkte bei einer wachsenden Anzahl von Einwohnern sich nähert. Hievon zeugt schon der verdoppelte Widerstand, welchen die römisch-katholische Geistlichkeit dieser Bewegung entgegensetzt. Hätten nicht die heil. Schriften die heilsamen Wirkungen hervorzubringen begonnen, welche der Allmächtige ihrer Bekanntmachung verheißen hat, so würde gewiß nicht so viel leidenschaftlicher Widerwille von Seiten derer zu Tage gelegt werden, denen es daran liegt, das Licht unter dem Scheffel verborgen zu halten. Aber Gottlob! sind gerade diese Lästerungen und die Widersetzlichkeiten in der Hand Gottes das Mittel geworden, die Aufmerksamkeit des Volkes auf die Bibel hinzulenken, und Viele zu veranlassen, nach dem Wege zu fragen, welcher zur richtigen Erkenntniß der heilsamen Wahrheit führt.

Herausgegeben von der brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft.

Nro. II. Februar 1838.

Monatliche Auszüge

aus

dem Briefwechsel und den Berichten

der

brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft.

Aus dem drei und dreißigsten Jahresberichte der brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft, vom Mai 1837.

Frankreich.

(Fortsetzung.)

Mittlerweile mehrte sich, des Widerstandes ungeachtet, die Anzahl christlicher Freunde, welche bereitwillig waren, an der Verbreitung des göttlichen Wortes thätigen Antheil zu nehmen. Herr von Pressense meldet hierüber Folgendes: „Auf allen Seiten finden wir christlich denkende Leute, welche voll Eifers hervortreten und mit Freuden ihre Hände darbieten, um die heil. Schriften in Gegenden auszubreiten, in welchen ihr heilsamer Einfluß noch nicht fühlbar geworden ist. Diese Freunde benutzen nach der Berufsarbeit des Tages ihre freien Augenblicke, um unter ihren Nachbarn umher zur Beförderung des Reiches Jesu Christi thätig mitzuwirken. Ich könnte hier ganze Gemeinden nennen, welche auf diese Weise wahre Evangelisten für ihre Umgebungen geworden sind, ohne deßhalb ihre Berufsarbeiten zu vernachläßigen. Die Anzahl von Schriftexemplarien, welche im verflossenen Jahre diesen Freunden zur Vertheilung in die Hände gelegt worden sind, beläuft sich auf nicht

weniger als 17,398 Exemplare, 8,000 derselben mehr als das Jahr zuvor von den gleichen Personen ausgetheilt worden waren."

Nun werden in dem Berichte die Arbeiten der Bücherumträger (Colporteurs) genannt, und an verschiedenen erfreulichen Beispielen die Wohlthätigkeit derselben nachgewiesen. In Hinsicht auf die von verschiedenen evangelischen Gesellschaften angestellten Colporteurs, welche in Frankreich ihre Wirkungskreise gefunden haben, liegen die erfreulichsten Beweise vor mir, welche den wachsenden Segen ihrer Bemühungen beurkunden. Durch diese unermüdlichen Arbeiter sind im verflossenen Jahr nicht weniger als 43,510 Schriftexemplare in Umlauf gesetzt worden. Sie sehen hieraus, welche kräftige Gehülfen die Bibelgesellschaften an diesen Evangelisten haben, welche ihr Leben der Förderung der Bibelsache gewidmet haben, und die Gott als seine Boten gebraucht, um sein Wort in allen Theilen unseres Landes auszubreiten. Sie werden mit Vergnügen vernehmen, daß durch sie alle Abtheilungen unseres Landes innerhalb kurzer Zeit regelmäßig werden besucht werden, um das vorhandene Bibelbedürfniß kennen zu lernen, und dasselbe zu befriedigen. Diese Schriftumträger werden von den evangelischen Gesellschaften ausgesendet, unter denen die Gesellschaft zu Paris und zu Genf den grössern Theil derselben im Dienste hat. Beide hat der HErr reichlich gesegnet, und erstere scheint den Beruf empfangen zu haben, ein mächtiges Gefilde anzubauen. Erst sind vier Jahre verflossen, seitdem sie aufgerichtet wurde. In dem ersten Jahr befanden sich nur 6 Arbeiter in ihrem Dienste, indeß die Anzahl derselben nunmehr auf 43 gestiegen ist. In dem ersten Jahre bestanden ihre Einnahmen nur in etwa 7,000 frz. Franken, während dieselben im verflossenen Jahre bis auf 40,000 Franken sich vermehrt haben; und was vor Allem er-

munternd ist, ist der Umstand, daß Gott bisher sie als Werkzeug gebraucht, um viele Seelen zum lebendigen Glauben an den HErrn Jesum hinzuführen.

Was nun die Bibelausgaben des verflossenen Jahres selbst betrifft, so hat in demselben Jahre (die brittische) Gesellschaft **62,000** Exemplare neuer Testamente in Paris drucken lassen, so wie noch weiter von ihr der hiesigen Bibelgesellschaft **51,550** Schriftexemplare, nämlich **2,300** ganze Bibeln, Osterwaldsche, **2000** Bibeln, Martinsche und **500** deutsche Bibeln, und **8,500** Neue Testamente von Osterwald und **38,250** Neue Testamente von **De Sacy**, abgekauft worden sind.

In dem gleichen Zeitraume, vom **1** April **1836** bis **1** April **1837**, bestanden die von der brittischen Gesellschaft uns übermachten Geldsummen für diesen heil. Zweck in **171,591** frz. Franken, wovon in der gleichen Zeit **166,647** Franken ausgegeben worden sind. Unter der oben genannten Einnahme befindet sich zugleich die Summe von **60,624** Franken, welche für den Verkauf heil. Schriften erlöst worden ist; und da dieß der höchste Betrag ist, welcher in irgend einem Jahr erlöst wurde, so liegt hierin ein Beweis, daß wir uns nach und nach dem Zeitpunkte nähern, in welchem die heil. Schriften um einen höhern und am Ende, wie wir hoffen, um den kostenden Preis werden verkauft werden.

Ich hoffe, diese ausführlichen Angaben werden Sie in Stand setzen, sich einen richtigen Begriff von dem Werke Ihrer Liebe in Frankreich zu machen, und Sie zugleich zu überzeugen, daß ich zur Ehre Gottes getrost die Behauptung wagen darf, daß das Werk noch immer dem edlen Zwecke entspricht, den Sie bei demselben im Auge haben, und daß die Ergebnisse desselben alle unsere Erwartungen übertreffen. Da unser Gott die Schwachheit seiner Werkzeuge nicht in Anschlag bringt, und nach seinem Wohlgefallen durch sie zur Verbreitung sei-

nes heil. Wortes sich so herrlich geoffenbaret hat, so werden Sie sich gerne mit mir noch einmal in dem Ausrufe vereinigen: „Lasset uns dem HErrn danken, denn Er ist freundlich, und seine Güte währet ewiglich!“

Herr von Pressense ertheilt in seinem Berichte noch weiter folgende erfreuliche Nachrichten über den Bestand und die Thätigkeit der französischen und ausländischen Bibelgesellschaft zu Paris: „Bei der wahrhaft väterlichen Theilnahme, schreibt derselbe, welche Sie an den Arbeiten dieser Gesellschaft bis jetzt genommen haben, wird es Ihren Herzen große Freude bereiten zu vernehmen, daß die Wirkungskreise derselben sich immer weiter ausdehnen. Im verflossenen Jahr sind von dieser Gesellschaft **60,496** Schriftexemplare, nämlich **5,646** ganze Bibeln und **54,850** neue Testamente in Umlauf gesetzt worden. Von diesen wurden **877** Testamente unter junge Soldaten ausgetheilt, welche im verflossenen Jahr zum Militärdienste ausgehoben worden sind. Diese Maßregel ist vortrefflich, und der HErr hat seinen besondern Segen auf dieselbige gelegt. Jeder junge Franzose nämlich, der zum Militärdienst ausgehoben worden ist, kann, wenn er will, ein neues Testament in einem sehr bequemen Formate von ihr in Empfang nehmen. Auch den Schiffssoldaten hat die Gesellschaft ihre christliche Aufmerksamkeit zugewendet, und mehrere Glieder ihrer Kommittee haben einzelne Seehäfen besucht, um daselbst Vorräthe heil. Schriften in verschiedenen Sprachen zu diesem Zwecke niederzulegen. Eben so wenig sind von ihr die großen Schaaren von Auswanderern aus der Schweiz und aus Deutschland übersehen worden, welche jährlich auf ihrem Wege nach Amerika durch Frankreich ziehen, und von denen viele mit heil. Schriften ausgestattet worden sind.

Vom 1 April 1836 bis 1 April 1837 hat die französische und ausländische Bibelgesellschaft zu Paris im Druck herausgegeben:

3,000	ganze Bibeln	von	Osterwald,	gr. 8
3,000	— ——	„	De Sacy,	in 8
4,000	— ——	„	Osterwald,	in 18
3,000	— ——	„	Martin,	in 18
1,000	neue Testamente	„	Osterwald,	in 8
7,000	— ——	„	——	in 12
3,000	— ——	„	——	in 18
6,000	— ——	„	——	in 32
37,400	— ——	„	De Sacy,	in 12
4,000	spanische neue Testamente			in 12

71,400 Exemplare, nämlich 13,000 Bibeln und 48,400 Testamente.

Außer diesen hat die Gesellschaft noch weiter 2,000 Schriftexemplare von solchen Bibelausgaben angekauft, die sie nicht selbst im Druck herausgegeben hat.

Ihre Einnahmen bestanden in diesem Zeitabschnitte in 60,000 frz. Franken, und die Ausgaben derselben in 67,000 frz. Franken.“

Die brittische Bibelgesellschaft hat ein Vergnügen darin gefunden, ihre Schwestergesellschaft zu Paris aufs Neue mit einer Geldgabe von 13,000 frz. Franken (500 Pfund Sterling) zu unterstützen.

Auch die protestantische Bibelgesellschaft zu Paris hat im verflossenen Jahr 2,871 Bibeln und 5,451 neue Testamente ausgebreitet.

Von unsern thätigen Freunden, den Herren Courtois zu Toulouse erhalten wir immer noch erfreuliche Nachrichten. Denselben wurden im verflossenen Jahre von Paris aus 5,475 Exemplare der h. Schriften zur Vertheilung zugesendet. Sie schreiben: „Erlauben Sie uns, Ihnen unsern gefühltesten Dank für die köstlichen Hülfleistungen

auszudrücken, womit Sie die Arbeiten unserer Agenten im nördlichen Afrika durch Zusendung von Bibeln und neuen Testamenten unterstützt haben. Diese Zusendungen waren eben so dringlich als sie denselben eine kräftige Ermunterung gewährten. Was würde wohl auch die Predigt von der frohen Botschaft des Evangeliums nützen, wenn nicht die heil. Schriften zugleich ausgebreitet würden? und wie wenig Erfolg im Großen und Allgemeinen ließe sich erwarten, wenn man sie nicht lesen und benützen wollte? Viele arme und gänzlich vernachläßigte Soldaten ernten jetzt einen reichen Trost aus dem Lesen der heil. Schrift, welche wir in ihre Hospitäler und in ihr Feldlager gesendet haben. Ebenso dürfen wir glauben, daß viele Leute aus allerlei Volk, welche in Algier zusammenströmen, nicht ohne Segen im Besitze eines Bibelbuches seyn werden, das sie sich um Geld angekauft haben."

Herr Doktor Pinkerton hat diesen Freunden zu Toulouse einen Besuch gemacht, und mehrere Tage bei denselben zugebracht. Derselbe schreibt hievon: „Sie legen eine große Geschäftigkeit zu Tage, vermittelst ihrer Freunde, so wie durch Schriftumträger und auf andere Weise das Wort Gottes in möglichst weitem Umfange auszubreiten. Seit sie im Jahr **1831** mit unserer Bibelgesellschaft in Berührung gekommen sind, haben sie von derselben **3,127** Bibeln und **57,006** Testamente zur Vertheilung in Empfang genommen, und zu verschiedenen Zeiten **13,128** frz. Franken als Erlös eingesendet. Ich möchte diese lieben eifrigen Freunde den fortgesetzten Hülfsleistungen der Kommittee empfehlen, denn sie treiben ein gutes Werk und tragen kein Bedenken, den Namen Christi öffentlich vor der argen Welt zu bekennen."

Auch in der Bretagne sind im verflossenen Jahre einige neue Testamente ausgebreitet worden. Es wird

uns von dorther geschrieben: „Das Volk kaufte die Testamente mit größerer Begierde, als ich erwarten konnte, und ich weiß, daß manche derselben gelesen werden. Dabei bleibt es immer eine schmerzliche Sache, daß die Einwohner dieser Provinz beinahe gar nichts von der heil. Schrift wissen. Sie ist ein Buch, dessen Name der größte Theil des Landvolkes noch nie im Leben nennen gehört hat. Der religiöse Zustand dieses Volkes ist ein Zustand kläglicher Unwissenheit, des Irrthums und Aberglaubens; indeß fand ich sie dennoch willig, allem, was ihnen von Religion gesagt wurde, ein ernstes Gehör zu schenken, und gern das neue Testament zu kaufen, weil es so viele gute Dinge von unserm HErrn Jesu in sich enthält.“

Bibel für Blinde in Nordamerika.

Ein menschenfreundlicher Amerikaner, Herr Samuel Howe, Vorsteher einer Erziehungsanstalt für Blinde in Nordamerika, hatte sich schon längst mit dem Plane beschäftigt, eine Auflage des neuen Testaments zu veranstalten, welche auch für Blinde lesbar seyn sollte. Er hatte zu diesem Zweck große Reisen in England, Frankreich und Deutschland gemacht, und Erkundigungen aller Art zur Ausführung desselben bei verständigen Männern eingeholt, bis es ihm endlich gelang, das neue Testament mit erhabener und betastbarer Schrift zu drucken, so daß seine Schüler mit leichter Mühe mit den Fingern durch Berührung das neue Testament lesen gelernt haben. Vielfache Versuche waren deßhalb gemacht worden, um die Schrift möglichst klein und doch möglichst berührbar und deutlich für die Finger auszufertigen. Da sich mehr als **6,000** Blinde in den Anstalten der nordamerikanischen Staaten befinden, so

wandte ſich Herr Howe, nachdem er alle Schwierigkeiten ſeiner Erfindung überwunden hatte, an die nordamerikaniſche Bibelgeſellſchaft, um einen Geldbeitrag zur Herausgabe dieſes neuen Teſtamentes für Blinde von derſelben zu erhalten. Dieſe ließ ihm **1,000** Dollars für ſein menſchenfreundliches Beginnen zukommen, während eine Auflage von **500** Exemplaren einen Geldaufwand von **3,000** Dollars erfordert, und demnach ein neues Teſtament auf **6** Thaler zu ſtehen kommt. Dieſe Auflage iſt nun wirklich mit den Unterſtützungen chriſtlicher Freunde zu Stande gekommen, und die Erfahrung hat gezeigt, daß nach einer kurzen Uebung ein Blinder mit großer Leichtigkeit dieſe erhabene Schrift mit ſeinen Fingern leſen lernt. Wie groß wird nicht der Segen ſeyn, den dieſe Herausgabe des göttlichen Wortes über große Schaaren von Unglücklichen verbreiten wird, denen nicht geſtattet iſt, die Herrlichkeit Gottes in der Natur zu ſchauen, und welche bis jetzt ſo viele Lebensſtunden ſich ſelbſt überlaſſen in finſterer Einſamkeit zubringen mußten.

Herausgegeben von der brittiſchen und ausländiſchen Bibelgeſellſchaft.

Nro. III. März 1838.

Monatliche Auszüge

aus

dem Briefwechsel und den Berichten

der

brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft.

Aus dem drei und dreißigsten Jahresberichte der brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft, vom Mai 1837.

Deutschland.

Der Jahresbericht, welchen der Agent unserer Gesellschaft, Herr Dr. Pinkerton, zu Frankfurt uns eingesendet hat, enthält eine Mannigfaltigkeit von Thatsachen, welche die Wichtigkeit der Arbeiten unserer Gesellschaft beurkunden. Er meldet unter anderm Folgendes: „Der Bericht, den ich Ihnen vorzulegen das Vergnügen habe, umfaßt unsere Arbeiten in den letzten 15 Monaten, vom 1 Januar 1836 bis 31 März 1837. Innerhalb dieses Zeitraumes sind unsere Geschäfte zum Besten der umliegenden Völkerstämme ohne Unterbrechung fortgesetzt worden, und das allgemeine Ergebniß derselben besteht in Folgendem:

Es sind nämlich innerhalb dieser Zeit an unsere Correspondenten in verschiedenen Theilen Deutschlands und der benachbarten Länder 47,156 Exemplare der h. Schriften zugesendet worden, welche in 8,568 lutherischen Bibeln, 15,553 luth. neuen Testamenten, 2,282 ditto mit Psalmen, 13,500 deutschen Testamenten für Katholiken, 533 Psalmbüchern mit einzelnen Schriften

des alten Testamentes, 300 polnischen Bibeln für Protestanten, 2,105 polnischen Testamenten für Katholiken, 1,764 poln. Test. für Protestanten, nebst 1527 Bibeln und 1,024 Test. in hebräischer, griechischer, lateinischer, böhmischer, französischer, italienischer und englischer Sprache bestehen. Von obigen 47,156 Ex. der heil. Schriften wurden 28,467 Ex. zur Verbreitung unter Protestanten, 16,138 unter römischen Katholiken und 2,551 unter Katholiken, Protestanten und Juden bestimmt.

Der reine Ertrag unserer Einnahmen, nach Abzug von Fracht, Briefporto und andern Kosten, belief sich auf 15,873 fl. mit Einschluß eines Geschenkes von 50 fl. so wie der Summe von 600 fl. von solchen, welche um die kostenden oder herabgesetzten Preise Vorräthe heil. Schriften angekauft haben. Aus meinen bisherigen Berichten geht hervor, daß seitdem ich im Oktober 1830 als Agent der Gesellschaft zu Frankfurt mich niedergelassen habe, 249,048 Schriftexemplare in verschiedenen Ländern Deutschlands ausgebreitet worden sind. Diesen unvergänglichen Saamen des Wortes Gottes haben wir auf den Acker der Welt ausgestreuet in der demüthigen Zuversicht auf die Verheißung Gottes, daß er nicht leer zu ihm zurückkehren, sondern ausrichten wird, was Gott wohlgefällt zu thun, und wozu er sein Wort gesendet hat. Wie unmöglich es uns auch ist, die Wirkungen nachzuweisen, welche diese reiche Aussaat im Herzen und Leben der Menschen erzeugt hat, so glauben wir dennoch, daß sie gleich dem Sauerteig in der großen Masse, wenn auch auf verborgenem und geräuschlosem Wege, dennoch stufenweise ihren heilsamen Einfluß in den Familien der Armen und in den Herzen des nachwachsenden Geschlechtes, dem ein großer Theil dieser Schriften in den Dorfschulen in die Hände gegeben wurde, ausüben werde. Ziehen wir den gegenwärtigen verwirrungsvollen Zustand der Menschenmeinungen in Hinsicht auf Religion, wie er

in Deutschland stattfindet, in Betracht, so gewinnt diese weite Verbreitung des göttlichen Wortes eine um so größere Wichtigkeit. Unter dem in hohem Grade wissenschaftlich gebildeten Volke der Deutschen wird gewöhnlich die Zahl von Männern, welche höhere Lehrstellen bekleiden, auf **10—12,000** angeschlagen; auch beläuft sich die Anzahl von Schriftstellern, welche von Zeit zu Zeit über verschiedene Zweige der Wissenschaft gelehrte Arbeiten ans Licht stellen, wohl auf das Doppelte, so daß sich annehmen läßt, daß jedes Jahr von diesem mächtigen Heerhaufen von Gelehrten zwischen **7—8000** neue Schriften auf der Druckerpresse der Deutschen erscheinen. Ein großer Theil dieser Schriften beschäftigt sich blos mit spekulativer Wissenschaft; viele derselben zeigen nicht bloß eine unfreundliche Richtung gegen die geoffenbarte Religion, sondern setzen sich in geraden Widerspruch mit derselben, indem sie öffentlich der herrschenden pantheistischen Philosophie des Tages, im Gegensatz gegen das Christenthum, ihre Huldigung darbringen. Eine andere Klasse dieser Schriften besteht in kühnen und gotteslästerlichen Angriffen auf Christum und seine Religion, oder in glaubenlosen Erläuterungen über die heil. Schriften. Fügt man zu diesem noch eine Menge von Romanen, Gedichten, Schauspielen und periodischen Blättern aller Art hinzu, welche größtentheils die christliche Lehre nicht blos feindselig bekämpfen, sondern auch die hohe Lauterkeit ihrer sittlichen Würde in das Fleisch hinabzuziehen sich bemühen, so läßt sich leicht denken, welche Wirkungen diese verwirrungsvolle Masse widerstreitender Theorien und Meinungen in Sachen der Religion auf die Gemüther des gegenwärtigen Geschlechtes ausüben. Hieraus erklärt sich auf eine genügende Weise der traurige Umstand, daß religiöse Zweifelsucht und Unglaube auf eine furchtbare Weise immer weiter unter allen Klassen des Volkes und besonders unter den sogenannten gebildeten Ständen

der Gesellschaft sich ausbreiten. Diese beklagenswerthen Thatsachen darf man nur kennen, um den wahren Werth von 40—50,000 Ex. des Wortes Gottes, welche jedes Jahr durch Handreichung der brittischen Christen in Deutschland verbreitet werden, nach seinem ganzen Gehalte zu würdigen. Wie sehr thut es nicht unter solchen Umständen Noth, das heilsame Werk fortzusetzen, den Deutschen das Buch in die Hände zu geben, das die unumstößliche Wahrheit Gottes in sich faßt, das als solches von den weisesten, gelehrtesten und edelsten Männern aller Jahrhunderte anerkannt und geglaubt wurde, welches das sicherste und einzige Gegenmittel gegen das weithin verbreitete Gift des Unglaubens unserer Tage in sich begreift, und das am Ende über die gerühmten Theorien der Naturwissenschaft und die krankhaften Spekulationen der Ungläubigen aller Art den herrlichsten Sieg davon tragen wird.

In diesem Buche treffen wir die lautere und göttlich beglaubigte Urkunde von der Gnade und Liebe Gottes gegen seine sündhaften Geschöpfe, die Menschen, an, welche in den ersten Jahrhunderten der christlichen Kirche die philosophischen Träume und den unsittlichen Götzendienst des alten Griechenlandes und Roms zerstörte und vor welcher auch der stolze Uebermuth der Ungläubigen und Atheisten unserer Tage sich am Ende wird beugen müssen. Dabei ist es ein wahrhaft trostvoller Umstand, hinzufügen zu dürfen, daß jedes Jahr die Anzahl frommer und eifriger Vertheidiger der Wahrheit zunimmt, deren gelehrte und tüchtige Vertheidigungsschriften über die Aechtheit und Glaubwürdigkeit der evangelischen Geschichte, deren Predigten, Auslegungen der heil. Schrift und zahlreiche andere periodische Werke bereits die heilsamsten Wirkungen unter dem Volke hervorgebracht haben.

Auch die Bibelgesellschaften in Deutschland, besonders in Preußen, Würtemberg und Baiern, fahren mit unausgesetztem Eifer fort, die heil. Schriften immer weiter zu verbreiten, so daß vermittelst ihrer gemeinsamen Bemühung unter dem Segen Gottes die Macht des Irrthums täglich in seiner Blöße dargestellt und widerlegt, das Laster beschämt, der Sinn der Heiligung empfohlen und eingeprägt, und der einzige Weg der Erlösung für verlorne Sünder durch unsern Herrn Jesum Christum immer allgemeiner bekannt gemacht wird."

Folgende Auflagen der heil. Schriften sind in den verflossenen 15 Monaten im Druck verfertigt worden:

5,000	Ex.	lutherische deutsche Bibeln 8°.
10,000	„	Testamente ditto.
10,000	„	neue Testamente in 12°.
5,000	„	„ ditto mit Psalmen.
5,000	„	„ 8° kath. Uebersetzung von Goßner.
5,051	„	„ kl. ditto Van Eß'sche Uebersetzung.
10,000	„	„ 12°.
5,000	„	polnische N. Testamente für Katholiken 12°.
3,000	„	dito für Protestanten ditto.
3,000	„	polnische Bibeln für Protestanten 8°.
2,000	„	ungarische Bibeln 8°.
1,000	„	hebräische Bibeln 8°.
1,800	„	griechische u. lat. Test. zu Tübingen angekauft.
65,851	Ex.	zusammen.

Gegenwärtig befinden sich folgende Bibelauflagen unter der Presse:

10,000	Ex.	deutsche lutherische Bibeln 8°.
5,000	„	neue Testamente 8°.
5,000	„	„ für Katholiken von Goßner 8°.
3,000	„	polnische Bibeln für Protestanten 8°.
23,000	Ex.	

Aus einem Briefe des Missionars P. Wright von Griquastadt in Südafrika, vom 22 Sept. 1837.

Ich komme so eben von einer interessanten Reise zurück, auf welcher ich 3 Monate von Hause abwesend gewesen war. Ich besuchte die beiden Hauptstationen unter den Corannas, welche unter der Herrschaft des Matibe stehen, Blints Klipp und Daniels Kuil, so wie unserer Leute am schwarzen Flusse, und kehrte über Reads Trift wieder nach Hause zurück. Ich fand das Werk des Unterrichtes, das zwei Nationalgehülfen, Mackeme und Thope, anvertraut ist, in einem Zustande, der mich in Verwunderung setzte. In Thopes Schule, am Wohnort des Häuptlings Matibe, fand ich 125 Kinder, und über 50 Kinder in zwei andern Schulen benachbarter Plätze, welche gleichfalls von ihm geleitet werden. Am Wohnorte des zweiten Häuptlings, Simeno, werden von Mackeme 90 Kinder unterrichtet, und auch er beaufsichtigt noch zwei andere Schulen der Nachbarschaft, welche über 60 Kinder in sich fassen. Diese Kinder haben ansehnliche Fortschritte im Lernen gemacht, und auch viele Erwachsene haben in diesen Schulen lesen gelernt, und wenn das gegenwärtige Verlangen nach Unterricht noch länger fortdauert, so läßt sich hoffen, daß bald die ganze Bevölkerung dieser Gegenden lesen gelernt haben wird. Aber die anziehendste Gestalt dieser Arbeiten besteht in einer sichtbaren Wirksamkeit des göttlichen Geistes in den Herzen dieser armen Leute der Wildniß, welche von ihren eigenen Volksgenossen nunmehr unterrichtet werden. In Matibes Stadt hatten sich mehr denn 800 und am Orte des Simenos bei 600 Seelen versammelt, um mit großer Heilsbegierde das Wort Gottes verkündigen zu hören. Ihre eifrige Aufmerksamkeit auf diese Freudenbotschaft, eine lebendige Forschbegierde über die Wahrheiten der Religion, die sich unter allen Klassen des Volkes kund thut, und

die sichtbare Angelegenheit, womit die Eingebornen nach dem Wege fragen, der sie aus ihrem bisherigen Elend heraus zum Frieden und zur Seligkeit hinführt: dies waren lauter Dinge, welche meine Seele mit Dank und Bewunderung erfüllten. Ich brachte eine Woche unter diesem Volksstamme zu, und fand bei Tag und bei Nacht unter Erwachsenen und Jungen durch öffentlichen Unterricht und fortgesetzte Privatunterhaltung so viel Geschäfte, daß innerhalb kurzer Zeit meine körperlichen Kräfte gänzlich verzehrt wurden. Wir haben nunmehr in allen unsern Schulen wenigstens **850** Kinder dieses Volksstammes, unter denen **11** Eingeborne mit Unterricht beschäftigt sind. Das Evangelium wird regelmäßig **4—5000** Seelen verkündigt, und von weiter Entfernung her gelangen Bitten an uns, welche Nationalgehülfen verlangen. Unsere Arbeitskreise dehnen sich täglich weiter aus, und bei der nunmehrigen Bereitwilligkeit des Volkes, sich dem Unterrichte zu unterziehen, dürfen wir demselben die Erkenntniß- und Gnadenmittel nicht versagen, welche das Evangelium auch ihnen zubereitet hat. Wir bedürfen Schulbücher aller Art für unsere Leute, weil wir sie ohne dieselben nicht unterrichten können, und die Anzahl der Lesenden täglich zunimmt. Eben so unentbehrlich ist uns ein Vorrath von Bibeln und neuen Testamenten, um welche wir die verehrte Bibelgeschaft angelegentlich zu ersuchen uns veranlaßt finden.

Aus einem Briefe des Missionars C. Pitman auf der Insel Rarotonga in der Südsee, vom 30 Juni 1837.

Was soll ich sagen, mein theurer Freund, zu dem köstlichen Schatze von Evangelien und christlichen Schriftchen, welche uns mit dem letzten Schiffe von der brittischen Bibel- und Traktatgesellschaft zum Vertheilen unter unsern lernbegierigen Insulanern zugesendet worden sind?

Ich vermag meine Gefühle hierüber nicht beſſer auszudrücken, als indem ich Ihnen einen Auszug aus meinem Tagebuche mittheile. „Meine Seele war erfüllt von Freude, als ich in dieſen Tagen **1500** Ex. der Evangelien und fünf andere chriſtliche Schriften jedes zu **1500** Ex., welche in England gedruckt wurden, in Empfang nehmen durfte. Unſer armes Volk iſt über dieſe Freundlichkeit unſerer Brüder jenſeits des großen Waſſers wonnetrunken geworden. O was würden die Freunde der Bibelgeſellſchaft ſagen, könnten ſie die Züge inniger Freude wahrnehmen, die ſich auf jedem Geſicht lebendig ausdrückten, als Viele derſelben den Schatz aller Schätze, das Wort Gottes, empfiengen; oder könnten ſie die Schmerzenszüge gewahren, die ſich in jeder ihrer Mienen kund thaten, als der Vorrath dieſer Schriften gänzlich vergriffen war, und Viele derſelben keine mehr erhalten konnten! Dieſe köſtliche Gabe des Wortes Gottes iſt mir unendlich theurer, als wenn die Kiſten, welche dieſe Bücher brachten, mit Gold und Edelgeſtein angefüllt geweſen wären; und ich bin es gewiß, daß dieſe himmliſche Ausſaat ihre reichlichen Früchte tragen wird. Der Herr ſei geprieſen für ſeine fortgeſetzte Freundlichkeit gegen dieſes Volk. Bruder Williams meldet mir in einem Briefe, daß die verehrte Bibelgeſellſchaft zu London den Beſchluß gefaßt habe, **5000** Ex. neue Teſtamente für uns zu drucken; welch ein Schatz! Möge der Herr dieſe Geſellſchaft reichlich dafür ſegnen; denn viele Tauſende des gegenwärtigen und der künftigen Geſchlechter werden für denſelben den Namen unſers Gottes preiſen.

In allen Richtungen laufen mir Männer, Weiber und Kinder nach, die mir laut nachrufen: „Lehrer, ſind alle Bücher weg? Haſt du keine mehr für uns? Gieb mir auch eins, und ſage nicht: „Nein!“ Frage ich dann: Kannſt du leſen? ſo erfolgt die Antwort von den Erwachſenen: Ich kann es ein wenig, aber meine Kinder leſen fertig. Ich ermahne ſie nun, gut leſen zu lernen, und verſpreche ihnen, daß ſie alsdann auch ein Buch erhalten werden.

Herausgegeben von der brittiſchen und ausländiſchen Bibelgeſellſchaft.

Nro. IV. April 1838.

Monatliche Auszüge

aus

dem Briefwechsel und den Berichten

der

brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft.

Das westliche Indien.

Aus dem 18ten Berichte der Hülfsbibelgesellschaft zu Bombay.

In den Missionsschulen und an verschiedenen Predigtstellen zu Surate, so wie auf mehrern Reisen, welche im Lande weit umher gemacht wurden, sind **6000** Theile der h. Schriften und etwa **20,000** Traktate in verschiedenen Sprachen unter den Völkerstämmen dieses Landes in Umlauf gesetzt worden. Diese Bücher werden größtentheils gelesen, und scheinen viel Aufmerksamkeit unter dem Volke rege zu machen. Erst vor kurzer Zeit äußerte sich ein Eingeborner also hierüber: Ehe eure Bücher in das Land kamen, schien keiner von uns daran zu zweifeln, daß die Religion der Hindus wahrhaftig sei; aber jetzt, seitdem eure Bücher von Vielen gelesen werden, fangen Viele an, zum Nachdenken zu kommen, an der Wahrheit ihres väterlichen Glaubens zu zweifeln und sich über religiöse Dinge mit einander zu besprechen.

Ich habe, schreibt Missionar Farrar zu Nassik, viele Theile der h. Schriften im verflossenen Jahre unter das Volk gebracht. Auf meiner letzten Reise, die ich von hier nach Ahmetnugur, und von da nach Bedschapur gemacht habe, fand ich Gelegenheit, auch einigen

Großen des Landes das neue Teſtament in der Mahrattaſprache in die Hand zu geben, welche ihm viele Aufmerkſamkeit ſchenkten. In unſern Miſſionsſchulen wird daſſelbige fleißig geleſen und den Kindern erklärt, und obgleich ich eben nicht von beſondern Wirkungen reden kann, welche das Leſen deſſelben da und dort in den Herzen der Hindus hervorgebracht hätte, ſo kann doch der ſittliche Einfluß nicht ausbleiben, den das Wort Gottes allenthalben ausübt, wo es ins Herz aufgenommen wird.

Die Lernbegierde des Volkes iſt ſichtbar aufgewacht und breitet ſich immer weiter aus. Wie groß auch die Macht iſt, welche die Götzenprieſter in Indien über das Volk auszuüben pflegen, und obſchon es auch an einzelnen Ausbrüchen ihres Verfolgungsgeiſtes nicht gefehlt hat, ſo haben ſie doch bis jetzt es nicht gewagt, den freien Lauf unſerer h. Schriften zu verhindern. Auch die brittiſche Regierung legt den Miſſionsarbeiten nunmehr keine weitere Hinderniſſe in den Weg, ſondern fängt an dieſelbigen zu fördern. Während die Abſchriften der Religionsbücher der Hindus, deren zu keiner Zeit viele im Umlauf waren, und einſt von den eingebornen Fürſten hauptſächlich vermehrt wurden, immer ſeltener werden, und allmählig in jedem Theile dieſes großen Continentes verſchwinden, treten Tauſende von Exemplarien des Wortes Gottes, das allein den Menſchen weiſe machen kann zur Seligkeit, aus unſern Druckerpreſſen hervor, und verbreiten ſich weit im Lande umher, um das Waſſer des Lebens den durſtenden Seelen zuzuführen. Unſtreitig hat der Herr ſelbſt ſeine Hand in dieſem großen Werke. Während in unſern Tagen in dem mächtigen chineſiſchen Reiche der untrüglichen Wahrheit Gottes ſich eine Thüre um die andere verſchließt, thut Gott in Indien die Thore weit auf, wo ſeit vielen Jahrhunderten viele Millionen unſterblicher Menſchenſeelen in den Feſſeln der Finſterniß und Sünde gefangen lagen. Und wenn Gott auf ſo

sichtbare Weise durch die Fügungen seiner Vorsehung in diesen Ländern uns voranzieht und die Wege bereitet, sollten wir ihm nicht voll Glaubensmuth nachfolgen, um die Gelegenheiten weise zu benützen, die er uns unter diesem Volke zur Förderung seines Reiches so reichlich darbietet? Wie könnten Christen solche Einladungen seines Heiles gleichgültig übersehen, und nicht vielmehr jedes Mittel begierig ergreifen, um da, wo der Herr die Pforten so weit aufschließt, seine Friedensboten mit dem Evangelio Christi in der Hand hineinzusenden, und die mitternächtliche Finsterniß eines tausendjährigen Aberglaubens mit seinem Lichte zu erhellen? Sind wir ja doch alle berufen, ein auserwähltes Geschlecht, ein königliches Priesterthum, ein heiliges Volk, ein Volk des Eigenthums zu seyn, das berufen ist zu verkündigen die Tugenden deß, der uns aus der Finsterniß zu seinem wunderbaren Lichte gerufen hat!

Aus dem drei und dreißigsten Jahresberichte der brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft, vom Mai 1837.

Dr. Pinkerton hat im verflossenen Jahre eine ausgedehnte Reise gemacht, welche verschiedene Theile Deutschlands und der Schweiz, des südlichen Frankreichs, der Thäler von Piemont und Theile von Italien umfaßte. Diese Reise bot mannigfaltige Veranlassung zur Freude dar über das, was im Bibelverbreitungswerke in diesen Gegenden bisher geschehen ist; aber zugleich auch ein schauerliches Bild dessen, was noch zu thun übrig ist, so wie der Hindernisse, welche noch immer dem Werke im Wege stehen. Sie führte über Mannheim und Straßburg nach Basel, von welcher Stadt in seinem Berichte bemerkt wird: Ein zu Basel errichteter Verein für die Kolportage hat in den verflossenen drei Jahren **2200** Ex. der h. Schriften im Elsaß in Umlauf gesetzt. Allein die Kosten dieser Vertheilung, die zunächst im Unterhalte

der Bibelumträger bestanden, beliefen sich auf **4350** Fr. und demnach auf den gedoppelten Preis der auf diesem Wege abgesetzten Schriften. Indeß hatte der Verein das Vergnügen zu erfahren, daß vermittelst dieses Geldopfers das Wort Gottes in manches abgelegene Dörflein gebracht wurde, zu welchem auf andere Weise dasselbe den Weg nicht gefunden haben würde. — Die Basler Bibelgesellschaft fährt noch immer fort, eine würdige Stellung unter den ausländischen Gesellschaften einzunehmen. Weder ihre Geldeinnahme noch die Summe verbreiteter Schriften hat sich gemindert, indem sie im verflossenen Jahr **4111** Ex. des Wortes Gottes in Umlauf gesetzt hat. Dieselbe ersuchte mich um neue Zusendung von **600** Van Eßischen und **400** Goßnerischen neuen Testamenten. Es war mir hoch erfreulich, von den Mitgliedern derselben zu vernehmen, daß die religiösen Anstalten ihrer Stadt, welche die Verbreitung evangelischer Erkenntniß und evangelischen Sinnes zum Zwecke haben, wie z. B. die Missionsschule mit ihren **40** Zöglingen, die Missionsgesellschaft mit ihren Arbeitskreisen in Persien, Indien und auf der Goldküste Afrika's, die Schullehrerbildungsanstalt u. a. in gedeihlichem Zustande sich befinden und kräftig unterstützt werden.

Den geehrten Freunden der Basler Bibelgesellschaft sind indeß **300** lutherische Testamente und **1000** Van Eßische zur Verfügung gestellt worden, um sie dadurch in Stand zu setzen, die Bedürfnisse einer Bibelgesellschaft, welche sich ausschließlich für die Verbreitung der h. Schriften unter dem römisch-katholischen Volke gebildet hat, zu unterstützen.

In Aarau besuchte Dr. Pinkerton den würdigen Hrn. Pfr. Hunzigker, welcher für das Bedürfniß seiner Umgebung **250** Ex., so wie ein anderer Freund **300** Ex. in Empfang nahm.

In Bern traf Dr. Pinkerton manches an, das ihn

ermunterte. Von der Bibelgesellschaft daselbst schreibt er: „Sie fährt fort, besonders vermittelst der Geistlichen des Kantons, thätig zu seyn. Sie hat im verflossenen Jahr **2216** Ex. der h. Schriften vertheilt; und da ihre Ausgabe von Piscators neuem Testamente erschöpft ist, so ersuchte sie mich um eine Zusendung von **250** lutherischen Testamenten und noch **50** weitern Ex. mit Psalmen; was derselben auch gerne zugesagt wurde.“

Ueber die evangelische Gesellschaft in dieser Stadt wird bemerkt: „Die Committee derselben trat während meiner Anwesenheit zahlreich zusammen. Ihre Arbeiten erstrecken sich nunmehr über verschiedene benachbarte Kantone, besonders Luzern und Solothurn; und da ihren Bibelumträgern in diesen Kantonen nicht gestattet ist, herumzugehen und die h. Schriften kaufweise anzubieten, so sind von ihr in verschiedenen Städten und Dörfern **66** kleinere Bücherlager angelegt worden. Sie hat **18** Hülfsgesellschaften und bei jeder derselben ist ein Vorrath h. Schriften zur Verbreitung niedergelegt. In den Kantonen Uri und Schwyz wurden ihre Bibelumträger übel empfangen, und einmal gefänglich eingesetzt und aus dem Lande verwiesen. Besonders wurden im Kanton Luzern viele Theile des Wortes Gottes in Umlauf gesetzt. Die Gesellschaft hat im Ganzen im verflossenen Jahr **4844** Ex. verbreitet.“

Es sind derselben schon im Anfange des Jahres **275** Bibeln und **1300** Test. und später nochmals **325** Bibeln und **800** Test. zur Vertheilung zugesendet worden.

In Lausanne hat die Geistlichkeit vereint an der Förderung des Reiches Christi vermittelst verschiedener religiöser Gesellschaften Theil genommen, und das Verlangen nach dem Worte Gottes in diesem Kanton ist noch immer ansehnlich. Viele der Geistlichen waren gerade abwesend um dem Jahresfeste der evangelischen Gesellschaft zu Genf beizuwohnen, wo sie Dr. Pinkerton

antraf. Ein Auszug aus dem neueſten Berichte dieſer Geſellſchaft wird eine allgemeine Vorſtellung ihrer Arbeiten geben: „Sie hat nämlich im verfloſſenen Jahre **22** Bibelumträger beſchäftigt, von welchen **21** ihre Wanderungen in Frankreich gemacht haben. Obſchon wir, ſo heißt es weiter in dieſem Berichte, gewünſcht hätten, noch eine größere Anzahl von Arbeitern anzuſtellen, ſo iſt es uns doch mit Gottes Hülfe gelungen, auf größere oder geringere Entfernungen hin in **12** Departementen Frankreichs dieſe Friedensboten auszuſenden, welche **189** Bibeln und **6442** Teſtamente käuflich unter das Volk gebracht haben. In Genf ſelbſt wurden **255** Bibeln und **308** neue Teſtamente in Umlauf geſetzt.“ Zu weiterer Vertheilung wurde dieſer Geſellſchaft auf ihr Verlangen die Summe von **2000** neuen Teſtamenten zugeſendet.

In einem Berichte der chriſtlichen Büchergeſellſchaft zu Neuchatel wird bemerkt: „Wir haben auf beſondere Weiſe die Segnungen Gottes erfahren, und einen Wohlſtand und eine Ruhe genoſſen, welche vielen Ländern fremd iſt, in welchen deſſen ungeachtet große Opfer für die Förderung des Reiches Gottes gebracht werden. Wir haben nicht mit Hinderniſſen zu kämpfen, oder gegen Vorurtheile anzugehen, welche ſo oft in andern Ländern die ungeſtörte Verbreitung des Wortes Gottes hemmen; vielmehr wird bei uns auf allen Seiten die h. Schrift mit großer Angelegenheit geſucht. Hieraus iſt klar, daß wir eben keine Urſache haben, über Mangel an geſegnetem Erfolg unſerer Arbeiten Klage zu führen, und würden wir uns nicht in hohem Grade ſtrafwürdig machen, wenn wir, der Ermunterungen ungeachtet, die uns von allen Seiten begegnen, träge die Hände in den Schooß legen wollten?

Von Genf wendete ſich Dr. Pinkerton nach dem Süden Frankreichs, und beſuchte Lyon, von wo aus er ſchrieb: „Hier giebt es nur wenige Leute, welche

dem Werke der Bibelverbreitung etwas von ihrer Zeit abgeben können; und diejenigen, welche geneigt wären, das zu thun, sind lauter arme Leute, welche genöthigt sind, mit harter Arbeit jeden Tag ihren Lebensunterhalt zu erwerben. Dessen ungeachtet geschieht wenigstens etwas, indem etwa **40** dieser frommen Leute ein paar Bibelexemplare in Empfang genommen haben, um sie unter ihren Nachbarn umzusetzen. Innerhalb der letzten zwölf Monate haben diese Freunde aus unserm Bücherlager zu Paris etwa **1000** Ex. h. Schriften in Empfang genommen, und den größten Theil derselben bereits um herabgesetzte Preise verkauft."

Zu Nismes, so fährt der Bericht des Herrn Dr. Pinkerton fort, wohnte ich einer Versammlung der Colportagegesellschaft bei, die von einigen Geistlichen und vier frommen Laien geführt wird. Sie haben im letzten November das Werk mit **2** Bibelumträgern begonnen, welche bereits **600** Bibeln und Test. käuflich verbreitet haben. Zu Montpellier brachte ich einen Tag bei einem alten Mitarbeiter, Herrn Lissignol, zu, welcher noch immer theils selbst, theils durch verschiedene Freunde auf dem Lande die Verbreitung der h. Schriften betreibt. Es gelingt ihnen, jedes Jahr etwa **1000** Ex. der h. Schriften zu verschiedenen Preisen unter das Volk zu bringen. Die Nachrichten, welche Dr. Pinkerton von Marseille giebt, lauten sehr traurig. Welch ein großes Feld, schreibt er, das des Anbaues bedarf. Ueber **140,000** Einwohner leben hier, und Schaaren von Fremdlingen aus benachbarten Ländern, welche diesen Seehafen besuchen. Aber wo sind die Arbeiter, welche diesen Boden anpflanzen? Einige Bibelumträger von Genf haben zwar etwas gethan, aber wie sollte dieß dem Bedürfnisse genügen, und wer weiß, wie bald die Gelegenheiten verschwinden, welche jetzt noch so günstig sind? Wie wandelbar ist nicht Alles unter diesem Volke!"

Von hieraus machte Dr. Pinkerton den Waldensergemeinden in den Thälern von Piemont einen Besuch. „Es ist kein Zweifel, schreibt er, daß der sittliche und religiöse Zustand dieser Gemeinden im Fortschreiten begriffen ist. Ein gesegnetes Werkzeug hiezu ist Obrist B., welcher bereits in **15** Pfarrsprengeln dieser Gemeinden, die etwa **20,000** Seelen in sich fassen, **30** größere und

kleinere Schulen aufgerichtet hat. Seit dem Jahr **1826—29** sind **2755** Bibeln und **2637** neue Test. in den drei Thälern ausgetheilt worden, welche zu dieser Gemeinschaft gehören. Da nun die Anzahl der Waldenserfamilien auf **4—5000** angeschlagen ist, so läßt sich ein bedeutender Mangel an h. Schriften unter denselben vermuthen. Es wurde deßwegen an die **15** Pastoren der Gemeinden ein Umlaufschreiben erlassen, worin sie ersucht werden, sich eine genaue Kenntniß dieses Bedürfnisses zu verschaffen."

Auf seinem Heimwege nach Frankfurt machte Dr. Pinkerton einen kurzen Aufenthalt zu Stuttgart, und er schreibt von der dortigen Bibelgesellschaft: „Unsere theuern Freunde in Stuttgart setzen ihre thätige Arbeiten in der Bibelsache munter fort und haben im verflossenen Jahre **13,000** Bibeln und **5000** neue Test in Umlauf gesetzt; eine größere Summe von Exemplarien als in vielen andern der vorhergehenden Jahre. Hievon wurden **8000** Ex. in dem Königreiche Würtemberg selbst und die übrigen in andern Ländern ausgebreitet. Auch ihre jährliche Geldeinnahme ist noch immer sehr ermunternd."

Aus den Berichten verschiedener anderer Bibelgesellschaften hebt Dr. Pinkerton folgende Thatsachen aus: „Die sächsische Bibelgesellschaft hat im verflossenen Jahre **4818** Bibeln und **3933** neue Test. in Umlauf gesetzt, sah sich aber wegen Mangel an Geldmitteln genöthigt, viele vorliegende Bedürfnisse unbefriedigt zu lassen. Sie scheinen mit vielen Schwierigkeiten in ihren Arbeiten zu kämpfen zu haben. — Die Bibelgesellschaft zu Bremen hat im letzten Jahr **743** Bibeln und **79** Testamente verbreitet. Es wurde zu Bremen eine besondere Nachforschung nach dem Bibelbedürfnisse unter den ärmern Volksklassen veranstaltet, und es fand sich, daß bei **500** Familien ohne den Besitz einer Bibel waren, welche jetzt größtentheils in denselben gesetzt werden.

Herausgegeben von der brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft.

Nro. V. Mai 1838.

Monatliche Auszüge

aus

dem Briefwechsel und den Berichten

der

brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft.

Aus dem dreiunddreißigsten Jahresberichte der brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft vom Mai 1837.

Belgien.

Unsere Kommittee sieht sich veranlaßt, den Arbeiten ihres Agenten, Herrn T. in Belgien und seinem unermüdeten Eifer ein freundliches Zeugniß zu geben, und unserm Gott zu danken für die ausgezeichneten Segnungen, welche er daselbst auf das Werk seines Dieners gelegt hat. Im verflossenen Jahre wurden theils durch seine eifrigen Bemühungen, theils durch einige Bibelumträger, welche unter seiner Leitung stehen, nicht weniger als 8,420 Ex. der Bibel und des Neuen Testamentes in verschiedenen Sprachen in Belgien in Umlauf gesetzt, von welcher Summe nur etwa 20 Bibeln und 200 Testamente ganz umsonst an Dürftige geschenkt, und alle übrigen um herabgesetzte Preise verkauft wurden. Mehr als zuvor wird von den Einwohnern nach ganzen Bibeln gefragt, was deutlich beweist, daß eine lebhafte Theilnahme für das Wort Gottes unter dem Volke erregt ist, und Viele die ganze Bibel zu lesen verlangen. Die Bibelgesellschaft zu Brüssel hat seit ihrer Gründung 825 Ex. verbreitet. In Antwerpen wanderten unsere Colporteurs in der ganzen Stadt umher, um heilige Schriften zum Kaufe anzubieten. Zu Gent wurden 3 Bibeln und 322 Testamente

verkauft. Zu Brügge konnten unsere Bibelumträger noch keinen festen Fuß gewinnen, dennoch wurden **10** Bibeln und **216** Testamente unter das Volk gebracht. Sie wissen, schreibt Herr T., mit welchen Schwierigkeiten an dieser Stelle die Errichtung eines Bibelvereins zu kämpfen hatte. Mehrere Einwohner daselbst haben sich für diese gute Sache durch Muth und Beharrlichkeit ausgezeichnet, ob sie gleich einen schweren Kampf zu kämpfen hatten; andere haben sich aus Furcht zurückgezogen, welche indeß vielleicht bald verschwinden wird, wenn einmal der dortige Verein mehr Mitglieder zählt. Am meisten ist zu bedauern, fährt Herr T. fort, daß wir in Belgien so wenige Einwohner antreffen, welche lesen gelernt haben, obgleich auch in diesem Stück eine heilsame Veränderung sich vorzubereiten scheint. So trug sich z. B. vor wenigen Wochen ein Zufall zu, welcher dieß in erfreulichem Lichte zeigt. Herr de Visme besucht nämlich von Zeit zu Zeit 4 Dörfer, um den Einwohnern daselbst das Evangelium zu verkündigen. Seine Zuhörer, die sich bisweilen auf **100 — 140** belaufen, bestehen meist aus solchen Leuten, welche das Wort Gottes empfangen und dasselbe mit Nutzen gelesen haben, und sich nun vereinigen, um einen gründlichern Unterricht in der biblischen Erkenntniß zu erhalten. Einer seiner letzten Versammlungen wohnte ein Mann bei, der ein bekannter Trunkenbold war, und auf dessen Gewissen die Erklärung des Wortes Gottes einen so tiefen Eindruck machte, daß er eine arme Frau, welche den Glauben an den Herrn Jesum gefunden hat, aufsuchte, und sie bat, daß sie ihn im Lesen unterrichten möchte. Er habe, fügte er hinzu, keine Kleider, um die Kirche zu besuchen; er wolle aber, wenn sie ihn unterrichte, mit seinem Bischen Geld sich eine anständige Kleidung anschaffen. Die arme Frau versicherte ihm, daß er auch in seinen alten Kleidern in die Versammlung kommen dürfe. Dieß konnte er kaum glauben. Er bat

sie aber, daß sie ihn daselbst einführen möchte. Wirklich ist er nun diesem Verein beigetreten, und seit dieser Zeit hat man von Unmäßigkeit nichts weiter von ihm gehört.

Herr T. vergleicht in einem seiner Briefe den nunmehrigen Zustand mit den vergangenen finstern Tagen, in denen es den Einwohnern ungemein schwer gemacht wurde, zum Besitz des Wortes Gottes zu gelangen, oder wenn sie eine Bibel besaßen, sie dieselbe sorgsam verbergen mußten. „Wie haben sich doch, schreibt er, die Umstände so erfreulich geändert. In jenen Tagen konnte kaum Eine Bibel in einem Dorfe gefunden werden; jetzt kann ein jeder Dorfbewohner ein eigenes Bibelbuch haben, so bald er dasselbige verlangt. Damals mußte ein unverhältnißmäßig großer Preis für ein Bibelexemplar bezahlt werden; jetzt bringt man ihnen dieses heilige Buch um einen zehnfach geringern Preis vor die Thüre, um sie zum Ankauf desselben einzuladen. Ich sende Ihnen hier eine Bibel zu, deren Ankaufspreis **10 — 12** Personen zusammengelegt, und einen aus ihrer Mitte nach Holland abgesendet haben, um sie anzukaufen. Es ist die Ausgabe von Osterwald, für welche sie **42** Fr. bezahlten. Wer vermag zu sagen, wie viel Gutes bereits in Belgien durch Ihre Gesellschaft ausgerichtet worden ist?“

Eine zweite Auflage des Flämischen neuen Testaments, aus **8000** Ex. bestehend, befindet sich nunmehr unter der Presse; auch sind Anstalten getroffen, um den Druck der ganzen Bibel in dieser Sprache zu beginnen. Die belgische und ausländische Bibelgesellschaft hat kürzlich ihr Jahresfest durch eine öffentliche Versammlung gefeiert, die einen guten Eindruck hervorgebracht zu haben scheint. In ihrem Berichte wird unter anderm folgendes gemeldet: „Vor nicht langer Zeit war nur ein einziges Bibelexemplar in unserm ganzen Orte, denn heilige Schriften konnte man nicht in unserm Lande

haben, und wer eine eigene Bibel beſitzen wollte, mußte ſelbſt nach Holland gehen und ſie um einen ausnehmend theuern Preis daſelbſt kaufen. Die Bibel in unſerm Orte machte die Wuth der Prieſter rege; ſie wußten, daß ſich eine ſolche bei uns befand; aber ſie konnten dieſelbe niemals finden, ungeachtet das Dorf zu wiederholten Malen aufs genaueſte durchſucht wurde. Die Leute, denen ſie gehörte, pflegten ſie bei Tage in einem Winkel zu verbergen, und bei Nacht gingen ſie miteinander mit ihr in den Wald hinaus, hingen eine Laterne an einen Baum, und laſen ſie. Zu andern Zeiten kamen ſie auch wohl in einer abgelegenen Hütte zuſammen, um ſich gemeinſchaftlich zu erbauen. Als eines Tages die Männer bei ihrer Arbeit auf dem Felde und ihre Frauen auf den Markt gegangen waren, wurde eine allgemeine Hausunterſuchung im Dorfe gehalten; denn die Prieſter waren immer auf der Wache, und kamen in die Häuſer, wenn die Erwachſenen weggegangen waren. Auch diesmal ſuchten ſie vergeblich, und ſchon gingen die Prieſter mit den Polizeidienern wieder zu ihren Wohnungen zurück, als einer der letztern auf dem Rückwege ein Haus nannte, wo man die verfolgte Bibel gewiß finden würde. In voller Haſt liefen ſie nun alle dieſem Hauſe zu in der gewiſſen Zuverſicht, ihren Zweck zu erreichen, indem der Landjäger ihnen bemerkt hatte, er habe in dieſem Hauſe ein Kind in der Wiege liegen geſehen, das von einem kleinen Mädchen beſtändig geſchaukelt worden ſei. Jetzt liefen ſie in voller Eile der Wiege zu, nahmen das Kind heraus, durchſuchten die Wiege, und fanden wirklich die Bibel, bei deren Anblick das zehnjährige Mädchen in einen Strom von Thränen ausbrach. Voll Freude über dieſen Fund kehrten ſie nun im Triumph nach Hauſe zurück. Als nun am Abend die armen Leute von ihrer Arbeit nach Hauſe zurückkehrten, und die Trauerbotſchaft vernahmen, ſo entſtand

unter ihnen eine allgemeine Wehklage; und sie erklärten, lieber hätten sie ihre Hütten und ihre Haabe auf einem Brandhaufen gesehen, als daß ihnen ihre Bibel geraubt worden sei; und wie sehr sie sich auch bemühen mochten, wieder zu derselbigen zu gelangen, so waren doch alle ihre Bemühungen umsonst."

Wie verfinstert und traurig es übrigens noch im Allgemeinen in Belgien mit der Sache des wahren Christenglaubens aussieht, das beweist nur allzudeutlich ein Rundschreiben, das unter dem Namen eines Hirtenbriefes der römisch-katholische Bischof zu Brügge an seine untergeordnete Geistlichkeit im März dieses Jahres erlassen hat. Darin heißt es unter anderm:

„Geliebte Brüder, jedes Jahr ergreifen wir begierig diese Gelegenheit, um Euch unser Herz aufzuschließen, und einige Worte der Erbauung und des geistlichen Trostes an Euch zu richten. Der Gegenstand, über welchen wir jetzt mit Euch zu reden haben, ist von der höchsten Bedeutung, und Eurer ganzen Aufmerksamkeit werth. Es sind nunmehr **18** Monate verflossen, seitdem wir Euch, ehrwürdige Pastoren, im Bewußtsein unserer Amtspflicht aufgefordert haben, Euch mit aller Kraft den geheimen Umtrieben einer Gesellschaft in unserm Namen entgegenzusetzen, welche eine Feindin Gottes und unserer heiligen Kirche ist; eine Gesellschaft, die Euch gerne des theuersten, was Ihr habt, des köstlichen Kleinodes Eures Glaubens berauben möchte. Ihr merkt es schon, geliebte Brüder, daß wir von der Bibelgesellschaft reden.

Schon im Jahre **1824** hat Pabst Leo **XII.** gesegneten Andenkens alle Patriarchen, Primaten, Erzbischöfe und Bischöfe der katholischen Welt auf die ruchlosen Umtriebe dieser antichristischen Gesellschaft aufmerksam gemacht, und die Folgezeit hat es nur allzudeutlich be-

wiesen, daß die Besorgnisse dieses wachsamen Oberhirten vollkommen gegründet waren. Wirklich wird durch die Bemühungen der protestantischen Missionen, zu denen die Bibelgesellschaft gehört, welche jährlich die Summe von 30 Millionen Franken auf die Bibelverbreitung verwendet, die Welt unaufhörlich mit ketzerischen Büchern überschwemmt. Ein Exemplar dieser Bibeln ist uns zugesendet worden, bei welchem die Schlechtigkeit der Ketzer ihre kirchenräuberische Tollkühnheit so weit trieb, daß sie auf eine schändliche Weise das Buch Daniel verstümmelte, ja selbst ganze Bücher, wie das Buch Tobiä, Judith, das Buch der Weisheit, Jesus Sirach, Baruch und die Bücher der Makkabäer ganz ausgelassen hat. *)

Nicht, meine Brüder, als ob die Kirche das Lesen der heiligen Schriften in der Volkssprache den Einfältigen und Gläubigen ganz verbieten wollte. Dieß ist keineswegs die Ansicht unserer guten Mutter; aber ketzerische Bibeln verabscheut dieselbe, und verdammt sie. In Hinsicht auf andere Uebersetzungen in der Volkssprache ist das Lesen derselben den Einfältigen und Gläubigen nur dann erlaubt, wenn diese Uebersetzungen vom heiligen Stuhle gebilligt, oder mit den Anmerkungen der heiligen Väter, oder eines katholischen Lehrers versehen, im Druck herausgegeben werden, weil, wie der Fürst der Apostel bemerkt, in den heiligen Schriften etliche Dinge schwer zu verstehen sind, welche die Ungelehrigen und Leichtfertigen verdrehen zu ihrer eigenen Verdammniß. Aus diesem Grunde hat das heilige Concil zu Trient den Grundsatz aufgestellt, daß wegen der menschlichen Frechheit das Lesen der Bibel nach dem Zeugniß

*) Bekanntlich werden in den Bibelausgaben der brittischen Bibelgesellschaft die apokryphischen Bücher als solche, welche nicht zum Canon der göttlichen Offenbarung gehören, ausgelassen.

der Erfahrung eher schädlich als nützlich sei, wenn dasselbe in der Volkssprache ohne Unterschied Allen gestattet würde, und demnach dasselbe nur unter gewissen Bedingungen den Laien gestattet.

Wir wünschen daher, daß allen Bewohnern unserer Diözese aufs Neue bekannt gemacht werde, daß Jedem bei schwerer Strafe verboten ist, wenn er nicht besondere Erlaubniß dazu erhalten hat, verbotene Bücher zu lesen und zu halten, eine Bibel, Bibelauslegung, oder irgend ein anderes Buch den Emissarien der Bibelgesellschaft abzukaufen, oder sie unentgeldlich anzunehmen; auch alle Schriften dieser Art, die sie bereits im Besitze haben, ungesäumt an die Geistlichen auszuliefern. In jedem Falle halten wir es dabei für unsere Pflicht, zu bemerken, daß, während wir den Irrthum verabscheuen, dennoch jeder Einzelne gehalten ist, an den Emissarien genannter Gesellschaft keine Gewaltthätigkeiten auszuüben, indem nach göttlichen und menschlichen Gesetzen nur die aufgestellten Behörden die Vollmacht haben, Waffengewalt anzuwenden, und Gerechtigkeit auszuüben. Meine theuer Geliebten, rächet euch selber nicht, spricht der heilige Paulus; denn es stehet geschrieben, die Rache ist mein; ich will vergelten, spricht der Herr; und weiter: der Fürst ist der Diener Gottes, um Rache zu üben an Jedem, der da Böses thut."

Schweden.

Zu Stockholm sind **5000** schwedische Bibeln, **5000** Test. und **5000** finnische Bibeln auf Kosten unserer Gesellschaft gedruckt worden, und unsere dortigen Freunde haben im verflossenen Jahre **1908** Bibeln und **9557** Testamente in verschiedenen Diözesen in Umlauf gesetzt. Einer derselben machte zum Zwecke der Bibelverbreitung eine ansehnliche Wanderung. Derselbe bemerkt über Karlstadt: „Der ehrwürdige Bischof dieser Stelle theilte mir die Nachricht mit, daß nach einer angestellten Untersuchung über **12,000** Familien seiner Diözese die heilige Schrift ermangeln, und dieselbe zu erhalten wünschen. Aus **40** Pfarrgemeinden derselben sind dringliche Bitten eingegangen, daß ihnen für ihre nächsten Bedürfnisse **5316** Bibeln und **2325** neue Testamente zugesendet werden möchten. Nach genauer Erwägung aller Umstände fühl-

ten wir uns geneigt, der verehrten Muttergesellschaft den Vorschlag zur Genehmigung vorzulegen, daß der Bibelgesellschaft zu Karlstadt **2000** Bibeln und **3000** Testamente zu zweckmäßiger Vertheilung angewiesen werden mögen." — Unsere Kommittee hat mit Freuden diesen Vorschlag genehmigt.

Ueber die Diözese Skara wird von unserm Agenten, Herrn Neyber, folgendes gemeldet: „Der reiche Vorrath an Bibeln und Testamenten, welche den dürftigen Bewohnern dieses Distriktes von Ihrer verehrten Gesellschaft zugesendet wurden, ist auf eine recht verständige und christliche Weise vertheilt worden, und die zugesendeten **5000** Ex. heiliger Schriften scheinen unter dem Volke das Verlangen nach dem Worte Gottes nur geschärft zu haben. Wir haben die interessantesten Mittheilungen aus diesen Gegenden in Empfang genommen, und der größere Theil des Kirchsprengels drückt das ernstliche Verlangen aus, daß ihnen zum Gebrauch armer Familien noch größere Vorräthe an ganzen Bibeln zugesendet werden möchten. Die **2000** ganze Bibeln, welche dorthin gelangten, sind kaum zureichend gewesen, um den vierten Theil derer zu befriedigen, welche nach dem Worte Gottes sich sehnen. Kaum hätten wir in diesen Gegenden, in denen vorher so wenig nach der heiligen Schrift gefragt wurde, eine solche Sehnsucht erwarten dürfen." —

Ueber den Stand der schwedischen Bibelgesellschaft schreibt unser Agent folgendes: „Es wäre in hohem Grade wünschenswerth, dieser Gesellschaft einen angemessenen Vorrath neuer Testamente zu unentgeldlicher Vertheilung noch weiter anzuweisen. Wir sind Zeugen davon, mit welcher Bedachtsamkeit die früher geschenkten **2000** Ex. von derselben angewendet wurden, und da ihr Vorrath nun fast ganz erschöpft ist, so ist es an der Zeit, die Aufmerksamkeit Ihrer Kommittee auf das Bedürfniß derselben hinzulenken." — Diesem Vorschlage gemäß, wurde der schwedischen Bibelgesellschaft ein Vorrath von **2000** Testamenten zu zweckmäßiger Vertheilung derselben zugesendet.

Herausgegeben von der brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft.

Nro. VI. Juni 1838.

Monatliche Auszüge

aus

dem Briefwechsel und den Berichten

der

brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft.

Aus dem drei und dreißigsten Jahresberichte der brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft, vom Mai 1837.

Preußen.

Der letzte Jahresbericht der preußischen Centralbibelgesellschaft trägt mannigfaltige Beweise in sich, daß sie im verflossenen Jahr vielfache Antriebe zu erhöhter Thätigkeit gefunden hat. „Wenn wir behaupten, heißt es darin, daß im Laufe des verflossenen Jahres unsere Wirksamkeit in der Sache der Bibelverbreitung vom Herrn vorzugsweise gesegnet war, so dürfen wir zum Beweise dafür nur den Umstand nennen, daß bei **400** neue Mitglieder sich unserer Gesellschaft freiwillig angeschlossen haben, was uns mit Recht hoffen läßt, daß noch bei vielen andern die gleiche Bereitwilligkeit sich finden wird. Zudem hatten wir auch das Vergnügen, die Zahl unserer Hülfsvereine mit zehn neuen vermehrt zu sehen, so daß sich dieselben nunmehr auf **61** belaufen. Die Collecte, welche am Palmsonntage in allen Kirchen des Königreiches zum Besten der Gesellschaft veranstaltet wurde, hat dazu gedient, die Bibelsache allgemeiner bekannt zu machen, als dieß bisher der Fall gewesen war. Nicht minder erfreulich ist es für uns,

daß von Seiten Seiner Majestät des Königs und anderer Mitglieder der königlichen Familie uns neue Zusicherungen der königlichen Huld zugekommen sind.

Unsere Einnahme belief sich im verflossenen Jahr (**1836**) auf **10,633** Rthlr. und die Ausgaben auf **10,406** Rthlr. Innerhalb dieses Zeitraums wurden von unserer Centralcommission **8,628** Bibeln und **262** Testamente, und von den Hülfsvereinen etwa **15,000** Schriftexemplare in Umlauf gesetzt, so daß die Gesammtsumme h. Schriften, welche von sämmtlichen preußischen Bibelgesellschaften seit ihrer Entstehung verbreitet wurden, sich auf **783,229** Exemplare beläuft, die **98,000** neue Testamente nicht dazu gerechnet, welche in den letzten fünf Jahren unter den preußischen Truppen vertheilt wurden. Für den letztgenannten Zweck befindet sich gegenwärtig eine Auflage von **24,000** neuen Testamenten von der lutherischen Uebersetzung unter der Druckerpresse, welche mit den Unterstützungen der brittischen Bibelgesellschaft bewerkstelligt wird."

Herr Stockfeld, welcher unter den Juden in Preußen als Missionar arbeitet, hat sich eine Anzahl der Bücher Mosis und der Propheten in der hebräischen und deutschen Sprache von unserer Gesellschaft erbeten, und es wurden ihm **1000** Exemplare der ersteren und **1300** der letztern zugesendet; auch auf sein Verlangen eine neue Auflage der prophetischen Schriften in hebräischer und deutscher Sprache veranstaltet. „Sehr viele Juden haben mich dringend ersucht, schreibt er, die Schriften der Propheten ebenso in einem besondern Theile zu empfangen, als ihnen die Schriften Mosis und die Psalmen Davids von mir gegeben worden sind. Ich glaube, wenn die Glieder der verehrten Bibelgesellschaft Augenzeugen dieses Verlangens wären, so würden die Juden bald mit diesem Theile des göttlichen Wortes beschenkt werden; und ich wage es daher, der verehrten Gesellschaft den

Druck einer Auflage der Propheten in hebräischer und deutscher Sprache vorzuschlagen.

Spanien und Portugal.

Unsere Kommittee hat fortgesetzt verschiedene Gelegenheiten gefunden, heilige Schriften nach Portugal zu senden, und erst kürzlich sind **350** portugiesische Bibeln und **450** Testamente dorthin abgegangen. Die europäische Missionsgesellschaft, die sich vor nicht langer Zeit hier gebildet hat, hat einen eigenen Missionar in Lissabon aufgestellt, welchem ein Vorrath portugiesischer h. Schriften zu zweckmäßiger Vertheilung übermacht wurde. Der Mangel an h. Schriften ist in Portugal ausnehmend groß, und für viele Einwohner ist die Bibel ein bisher unbekanntes und nie gesehenes Buch gewesen und sie ist es jetzt noch; dabei fehlt es nicht an rührenden Beispielen, mit welcher Dankbarkeit von Einzelnen daselbst das Wort Gottes aufgenommen wurde.

Die Insel Madera, welche mit Lissabon so genau verbunden ist, verdient hier genannt zu werden. Ein auf dieser Insel wohnender Freund, dem eine Anzahl h. Schriften zum Vertheilen zugesendet wurde, nennt uns in seinem Berichte ein rührendes Beispiel von Vorurtheil, das glücklich überwunden wurde. Derselbe hatte nämlich einige Exemplare ein paar armen Leuten, die als Krämer umherziehen, eingehändigt, um sie unter dem Volke zu verkaufen. „Nach ein paar Stunden, schreibt er, kamen sie mit denselben zurück und äußerten, sie hätten diese Bücher den Leuten angeboten, seyen aber von denselben gewarnt worden, sie nicht zu verkaufen, weil sie voller Lügen seyen. Hierauf fragten sie mich gar ernstlich, ob es gute Bücher seyen, und in demselben Augenblick trat ein junger Knabe in m ine Stube herein, den ich jetzt, ohne den Leuten eine Antwort zu

geben, aufforderte, das zwölfte Kapitel an die Römer zu lesen. Nun verlangten sie auch, daß ihnen das erste und das letzte Kapitel des neuen Testamentes, so wie das erste Kapitel des alten vorgelesen werden sollte, und während des Lesens malte sich auf ihren Gesichtern eine Mischung von Bewunderung und Ehrfurcht, die ich nie vergessen werde. Am folgenden Tage kamen sie mit allen ihren Verwandten herbei und ersuchten mich, jedem derselben ein solches Buch zu geben; und ich habe Ursache zu glauben, daß sie das Wort Gottes fleißig lesen." Auch ein anderer Freund auf dieser Insel hat einige hundert Exemplare des neuen Testamentes von uns verlangt und erhalten, nachdem öffentlich von den Geistlichen in den Kirchen das Lesen der h. Schriften dem Volke gestattet worden ist.

Unsere beiden Freunde, welche für die Sache der Bibelverbreitung in Spanien umherziehen, haben im verflossenen Jahre mit unverdrossenem Eifer ihr schwieriges Geschäft fortgesetzt. Zu Barcelona sind von denselben nicht weniger als **1,600** spanische neue Testamente käuflich unter das Volk gebracht worden. Eine Auflage von neuen Testamenten in katalonischer Mundart wurde im Drucke vollendet; auch ist eine Auflage der ganzen Bibel in der spanischen Sprache und zu Madrid eine Auflage des neuen Testamentes bewerkstelligt worden. Der Zustand des Volkes in Hinsicht auf religiöse Erkenntniß ist höchst beklagenswerth, und das Wort Gottes nur selten unter demselben anzutreffen; indeß wurde auch hier, wie in Portugal, die h. Schrift begierig aufgenommen, und wenigstens ein Beispiel ist uns bekannt geworden, daß ein Leser des Wortes Gottes zur wahren Erkenntniß des Heiles gelangte. Unsere dortigen Freunde waren bei diesem Geschäfte vielfachen Anfechtungen und Gefahren zu Wasser und zu Land ausgesetzt; aber die gute Hand Gottes hat sie geschützt,

und seiner bewahrenden Vorsehung legen wir auch ihre künftigen Reisen und Arbeiten ans Herz. Zwar sind die Ausgaben, welche mit diesen Reisen verknüpft sind, sehr groß, aber wie gering auch das bisherige Ergebniß derselben erscheinen mag, so glaubt doch unsere Gesellschaft in dem unbeschreiblichen Mangel des spanischen Volkes am Worte Gottes einen zureichenden Grund zu finden, nur mit desto größerem Nachdruck unsere Arbeit daselbst fortzusetzen. Auch der Methodistenmissionar, Herr Rule, welcher auf Gibraltar arbeitet, hat mit unermüdetem Eifer jede sich ihm darbietende Gelegenheit daselbst ergriffen, um dem Worte Gottes einen Zutritt zu den Einwohnern aufzuschließen; und es ist ihm zu diesem Endzwecke ein neuer Vorrath heiliger Schriften zugesendet worden.

Griechenland.

Da Herr Prediger Lowndes zu Corfu, welcher als Generalinspektor aller Schulen in den jonischen Staaten aufgestellt wurde, in diesem Berufe viele Gelegenheiten zu finden hofft, heilige Schriften unter der griechischen Jugend auszubreiten, so wurden ihm in dieser Sprache **1000** Exemplare des neuen Testamentes, **500** Exemplare der Bücher Mosis, **500** Psalmbücher, **250** der vier größern Propheten und **500** des Propheten Jesaias zur Verfügung gesendet. „Ein Umstand ist besonders bemerkenswerth, schreibt derselbe, daß ich nämlich im verflossenen Jahre mehr als je Gelegenheit gefunden habe, italienische Bibeln und Testamente zu verkaufen, von denen viele von den Käufern nach ihrer Heimath gebracht worden sind.

Dem Agenten unserer Gesellschaft in Griechenland, Herrn Prediger Leeves, der gegenwärtig zu Athen wohnt, wurden im verflossenen Jahr **14,088** Exemplare

einzelner Schriften des alten und neuen Testamentes und unter diesen **4,870** neue Testamente in neugriechischer Sprache zugesendet. Auch sind zum Besten des griechischen Volkes **25,000** Exemplare dieser einzelnen Schriften und darunter **10,000** neue Testamente im Druck neu ausgefertigt worden. Im Anfang des verflossenen Jahres durfte unser Agent bei der Vertheilung des Wortes Gottes mancher ermunternden Erfahrung sich erfreuen. Auf der Insel Syra wurden innerhalb weniger Tage **338** Exemplare der h. Schriften unter allen Klassen des Volkes ausgebreitet, und auf der Insel Tinos **456** Exemplare. Aber nicht lange hernach brach ein wilder Sturm über diese Saaten aus. Herr Leeves schreibt hievon folgendes: „Diese armen Leute wissen nicht, was sie thun; und wir fühlen uns gedrungen, mit unserm Erlöser zu beten: Vater, vergieb ihnen! Manche neue Testamente wurden auf Syra höhnisch verbrannt, oder in Koth getreten. Während Sie ihre Jahresfeste in London feiern, haben wir den traurigen Beruf, in Griechenland ein **Auto da fe** um das andere erblicken zu müssen. Allein Gottes Hand wirkt hier nicht weniger, als dort, wenn auch gleich auf verschiedene Weise; und wenn das Blut der Märtyrer in den frühern Jahrhunderten die reichlichste Erntezeit der Kirche war, warum sollte das Verbrennen des heiligen Bibelbuches in Griechenland nicht auch ein Zeichen für uns seyn, daß die Siege des Herrn sich nahen?“

Es ist erfreulich und des gerührtesten Dankes werth, daß schon am Schlusse des gleichen Jahres die Sache anders lautet. „Sagen Sie unserer Kommittee, schreibt derselbe Freund, daß der Vorrath heiliger Schriften, den ich in den Händen hatte, fast ganz erschöpft ist, und daß sich aufs neue eine weite Thüre für die Verbreitung des Wortes Gottes in Griechenland aufgeschlossen hat. Senden Sie uns daher sobald Sie können

neue Vorräthe derselben zu." — Derselbe schreibt im Anfang des Jahres **1837**: „Die Uebersicht meiner Jahresrechnung zeigt, daß im Jahr **1836 5,148** Expl. h. Schriften in Griechenland verbreitet wurden; freilich nicht soviel, als in frühern Jahren, aber immerhin eine ermunternde Summe, wenn die Schwierigkeiten in Anschlag gebracht werden, welche das Werk im verflossenen Jahre begleiteten. Die Umstände machen es nothwendig, den größern Theil dieser Schriftexemplare entweder ganz umsonst, oder um sehr geringe Preise herzugeben, und wir müssen uns noch eine Zeit lang darauf gefaßt machen, dem griechischen Volke das Wort Gottes ohne Geld und umsonst in die Hand zu geben. In jedem Fall bin ich der Meinung, daß dieß so lange geschehen sollte, bis wir im Stande sind, der griechischen Nation in ihrer Sprache das ganze Bibelbuch in Einem Bande in die Hände zu geben, wozu nunmehr die Verbreitung einzelner Schrifttheile die Wege bahnt und das Verlangen weckt, ganze Bibelexemplare zu besitzen; und wie sehr dürfen wir uns freuen, daß uns der hohe Vorzug gegeben ist, diesem Volke die köstlichen Schätze der göttlichen Offenbarung in die Hände liefern zu dürfen?

Dem amerikanischen Missionar, Herrn King, ist es im verflossenen Jahre vorzugsweise gelungen, der Verbreitung des Wortes Gottes weite Bahnen zu öffnen. In keinem frühern Jahre brachte er so viele Theile des Bibelbuchs unter das Volk, und es ist klar, daß zu solchem Erfolge der Widerstand der Gegner nicht wenig beigetragen hat; denn während er in den ersten sechs Monaten nur für **653** Exempl. Abnehmer fand, belief sich in den letzten sechs Monaten die Zahl derselben auf mehr den **4,000** Exempl. Freilich mußten diese größtentheils umsonst gegeben werden, aber wer vermag die stillen Segnungen zu berechnen, welche aus dieser Aussaat für die Zeit und für die Ewigkeit entspringen werden?

Wenn ich darüber nachdenke, so erhebt sich mein Herz in demüthigem Dank gegen den Geber aller guten Gaben, dessen gnädige Hand seit sechs Jahren über seinen Knechten gewaltet hat, seitdem sie in diesem Werke beschäftigt sind. Und wie groß ist nicht unsere Freude darüber, nunmehr das ganze heilige Bibelbuch in einer neugriechischen guten Uebersetzung vollendet und zum Druck vorbereitet zu sehen! War es doch seit vielen Jahren mein inbrünstiges Flehen zu Gott gewesen, daß Er mich nicht früher von hinnen führen möge, bis dieses Werk vollendet sey, das, wie viele Unvollkommenheiten demselben immer noch anhängen mögen, doch unter Gottes Segen von den heilsamsten Folgen für die morgenländische Kirche begleitet seyn wird.

Der Druck der türkischen Bibel in griechischer Schrift, welche Herr Leeves leitet, ist bis zum Schlusse des zweiten Buches der Chronik vorgerückt. Ein Briefwechsel zwischen ihm und einigen Missionarien der amerikanischen Missionsgesellschaft hat in Hinsicht auf den Druck der jüdisch-spanischen Bibel stattgefunden, von welcher unsere Gesellschaft schon früher das neue Testament gedruckt hat. Da indeß die amerikanische Bibelgesellschaft dieses Werk bereits in Druck begonnen hat, so hat unsere Kommittee nach reifer Erwägung der Umstände für zweckmäßig erachtet, ihr dasselbe zu überlassen.

Herausgegeben von der brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft.

Nro. VII. Juli 1838.

Monatliche Auszüge

aus

dem Briefwechsel und den Berichten

der

brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft.

Aus dem drei und dreißigsten Jahresberichte der brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft, vom Mai 1837.

Türkische Staaten.

Bekanntlich ist seit einer Reihe von Jahren in den Gebieten der türkischen Herrschaft Herr Barker als Agent der brittischen Bibelgesellschaft thätig. In seinem Wirkungskreise haben sich die Wirkungen des Widerstandes gegen die Verbreitung der heil. Schrift noch deutlicher herausgestellt, als selbst in Griechenland. Indeß fehlte es doch nicht an Beispielen, wo Einzelne, denen ihr Bibelbuch abgefordert wurde, dieses auszuliefern sich weigerten. Unter den osmanischen Christen, sowohl zu Konstantinopel als an andern Stellen des Landes, ist viel ermunternde Hoffnung vorhanden, daß das Wort Gottes nicht fruchtlos gelesen werde. Die Anzahl heil. Schriften, welche Herr Barker im Laufe des verflossenen Jahres innerhalb dieser Gebiete ausgebreitet hat, beläuft sich auf 3,785 Exemplare. Hierüber bemerkt derselbe:

„Zu dieser Summe sollten auch die Schriftexemplare gezählt werden, welche zu Jerusalem, auf der Insel Cypern und zu Odessa abgesetzt worden sind, deren Zahl ich jedoch nicht nennen kann, weil ich noch keine Abrech-

nung darüber erhalten habe. Es schmerzt mich, bemerken zu müssen, daß im letzten Jahre weniger Schrift-Exemplare in den türkischen Staaten in Umlauf gesetzt worden sind, als dieß in frühern Jahren der Fall war; allein die Griechen, welche so viele Jahre hindurch das Wort Gottes mit Freuden aufnahmen, und unsere Hauptkäufer waren, setzen sich jetzt seiner Verbreitung entgegen; wenigstens ist dieß bei ihren Priestern der Fall, und der Einfluß derselben bei den türkischen Regierungsbehörden ist so groß, daß ihre Drohungen, jeden gerichtlich zu belangen, der eine Bibel annehme, sehr gefürchtet werden, und sie auf diese Weise ihre Leute einzuschüchtern wissen, was sie durch ihre geistlichen Bannflüche nie zu thun im Stande gewesen wären. Ein anderer großer Widersacher gegen unser Werk ist die Pest; diese fürchterliche Seuche, welche da, wo sie wüthet, allen unsern Arbeiten ein Ende macht, hat mehrere Monate lang zu Konstantinopel, Adrianopel, Magnesia und in andern Theilen des Reiches viele Tausende von Menschenseelen in die Ewigkeit hinüber gerufen. Wir hatten sie dieses verflossene Jahr, obgleich vergleichungsweise milde, zu Smyrna, und leider fängt sie an hier aufs Neue auszubrechen, und es ist sehr zu fürchten, daß sie diesen Sommer über heftig toben wird. Eine solche allgemeine Verbreitung der Pest hat man seit vielen Jahren nicht erlebt, und der HErr weiß es, wo sie stille stehen wird. Möge Er uns gnädig sein und ihren Fortschritten ein Ziel setzen, weil sonst der Erfolg ihrer Verheerung wahrhaft fürchterlich sein wird. Ach, daß doch die mächtige Stimme eines Johannes diese armen Einwohner zur Buße rufen, und ihnen das Lamm Gottes zeigen möchte, welches der Welt Sünden hinwegnimmt. Der griechische Patriarch hat einen neuen Bannfluch über die Missionarien und ihre heil. Schriften ausgesprochen, welcher auch von mehreren Erzbischöfen unterzeichnet ist.“

Der Druck des neuen Testamentes in den Sprachen der Wallachen und Bulgaren hat ein unvermeidliches Hinderniß erfahren, nachdem im letzten Jahr ein schöner Anfang mit demselben gemacht worden war. Aus Bucharest sind erfreuliche Nachrichten über das Verlangen vieler dortigen Einwohner nach dem Worte Gottes eingelaufen. — Ein neuer Guß armenischer Schriften ist den amerikanischen Missionarien zu Smyrna zugesendet worden. Auch ist eine neu revidirte Ausgabe des westarmenischen neuen Testamentes auf Kosten unserer Gesellschaft in Druck genommen. Auch die amerikanische Bibelgesellschaft hat in Kleinasien einen eigenen Agenten aufgestellt, zwischen welchem und Herrn Barker ein freundliches Einverständniß herrscht. — Zu Damaskus sind auf Empfehlungen eines unserer Correspondenten in dieser Stadt dem griechischen Patriarchen daselbst **200** Exemplare des arabischen Psalters zur Verfügung zugestellt worden.

Persien.

Die wackern Missionarien zu Tebris schildern uns in ihren Briefen die großen und mannigfaltigen Schwierigkeiten, mit denen die Verbreitung der heil. Schriften in Persien zu kämpfen hat. Indeß bemerken sie dabei: „Es ist unsre feste Ueberzeugung, daß die Aussaat des Wortes Gottes in Persien noch immer ein Werk von der größten Wichtigkeit ist, besonders in den größern Städten dieses Landes, wo die meisten Einwohner lesen können, und eine etwas freiere Denkart haben, als die Landbewohner. Dieß muß freilich mit der größten Vorsicht geschehen, wenn das Werk nicht auf einmal stille stehen soll. Umherreisende Missionarien und andere Europäer, welche in Persien reisen, und für die Sache dessen nicht gleichgültig sind, dessen Namen sie tragen, dürften im-

mer noch da und dort Gelegenheit finden, eine Seele auf dem Wege anzutreffen, welche das Wort Gottes begierig aufnimmt.“

Bekanntlich sind durch den Drang der Umstände mittlerweile die deutschen Missionarien zu Tebris genöthigt worden, das Land zu verlassen und die Verbreitung der heil. Schriften in Persien wenigstens für diese Zeit einzustellen. Die Wuth der Priester und des durch dieselben aufgehetzten niedrigen Pöbels wurde am Ende so groß, daß sie ohne sichtbare Todesgefahr sich nicht länger auf ihrem Posten hätten halten können, wenn sie sich nicht entschlossen hätten, ganz unthätig auf demselbigen zu bleiben, und eine bessere Zukunft in der Stille abzuwarten. Indeß wird die reiche Aussaat heil. Schriften, welche sie nach allen Richtungen hin in den persischen Gebieten auszustreuen Gelegenheit gefunden haben, nicht fruchtlos vorübergehen. Eine liebliche Spur hievon zeigte sich nach ihrem Abtreten erst vor kurzer Zeit darin, daß mehrere angesehene Chaldäer als Abgeordnete des chaldäischen Patriarchen auf ihrem Wege nach London sich kürzlich zu Berlin eingefunden haben, wo sie sich auf die Bekanntschaft mit den deutschen Missionarien zu Tebris beriefen, und als Zweck ihrer weiten Reise angeben, im Auftrage ihres Patriarchen nach London zu wandern, um die dortige Bibelgesellschaft aufzufordern, ihr armes Volk, das nach dem Worte Gottes verlangt, mit diesem köstlichen Schatze zu beglücken.

Ostindien.

Calcutta. Der Jahresbericht der Hülfsbibelgesellschaft zu Calcutta ist bis jetzt noch nicht bei uns angelangt. Zu den ansehnlichen Geldunterstützungen, welche im verflossenen Jahre unsere Gesellschaft ihrem Werke

zufließen ließ, ist in dem gegenwärtigen noch ein weiterer Beitrag von 700 Pfund Sterling hinzugekommen, nachdem unserer Kommittee berichtet wurde, daß der Druck mehrerer Schriftauflagen, welche sich gegenwärtig dort unter der Presse befinden, alle ihre Geldmittel weit übersteigt.

Auch über den Gang der Uebersetzungsarbeiten zu Serampore hat unsere Gesellschaft keine neueren Nachrichten erhalten.

Der Bericht der Hülfsbibelgesellschaft zu Madras beginnt mit folgender erfreulicher Versicherung von Seiten der Mitglieder derselben: „Wir freuen uns berichten zu dürfen, daß die Geldmittel unserer Gesellschaft in einem blühenden Zustande sich befinden, daß die Freunde derselben an Zahl sich nicht vermindert haben, daß das Werk der Uebersetzung, des Druckes und der Verbreitung des Wortes Gottes in viel größerer Ausdehnung als in frühern Jahren vorwärts schreitet, und daß, soweit wir erfahren konnten, auch die Wirkungen, welche die Aussaat dieses heil. Saamens auf dem wilden Boden um uns her bisher getragen hat und noch trägt, so beschaffen sind, daß sie uns zu muthiger Fortsetzung dieses Werkes der Christenliebe ermuntern. Bis hieher hat der HErr geholfen!“

Die Einnahmen dieser Gesellschaft beliefen sich im verflossenen Jahre auf 6,774 Rupien. Ueber die tamulische Bibelversion wird im Berichte bemerkt: „Viele Umstände trugen dazu bei, die Revision dieser wichtigen Uebersetzung zu verzögern. Bei dem ungemein veränderlichen Zustande, in welchem sich Indien befindet, hält es sehr schwer, dieselben Arbeiter lange zu behalten. Tod, Krankheit und Entfernung führen unter denselben häufige Veränderungen herbei, so daß die Arbeiten unserer Kommittee dadurch vielfach gestört wurden. Indeß, so fährt der Bericht fort, war die Nachfrage nach dem Worte

Gottes in der tamulischen Sprache so groß, daß wir uns genöthigt sahen einzelne Theile des alten und neuen Testamentes schnell wieder abzudrucken. Es wurden daher in dieser Sprache im verflossenen Jahr **5,000** Testamente, **5,000** Evangelien Lucä englisch und tamulisch, **15,000** desselben Evangeliums in kleiner Schrift, **3,000** Briefe Pauli an die Corinthier bis zu den Philippern, **5,000** Exemplare Apostelgeschichte und **5,000** alttestamentlicher Schriften im Druck vollendet.

Missionar Hands von Bellary, welcher kürzlich wegen geschwächter Gesundheit nach England zurückkehrte, hat im verflossenen Jahr die Uebersetzung der beiden Evangelien Matthäi und Lucä in der kanaresischen Sprache vollendet. Unsere Kommittee muß die Abreise dieses sachkundigen Uebersetzers nach Europa bedauern, so heißt es im Berichte. Nachdem derselbe so lange, als nur immer seine Kraft gestattete, in Indien gearbeitet hat, zieht er sich jetzt in sein Geburtsland mit dem belohnenden Bewußtsein zurück, den größten Theil seines thätigen Lebens im Pflanzungswerke des Evangeliums zugebracht, und dem kanaresischen Volke zuerst einige Theile des Wortes Gottes in seiner Muttersprache gegeben zu haben."

Aus dem Verlage heil. Schriften zu Madras sind im letzten Jahr **22,090** einzelne Theile des Wortes Gottes in verschiedenen Sprachen des südlichen Indiens unter den heidnischen Landeseinwohnern verbreitet worden. Der Anhang dieses Berichtes liefert uns manche einzelne Thatsache, welche geeignet ist, dem Herzen des Christen Freude zu machen. „In den Städten und Dörfern der südlichen Distrikte von Travancore, so heißt es in demselben, werden Tausende von Einwohnern mit dem Inhalt der heil. Schriften durch bekehrte Eingeborne bekannt gemacht, welche als Vorleser dort umherziehen. Im Distrikte Neyoor haben etwa **3,500** Heiden den Götzendienst aufgegeben, und manche derselben sich eine ansehnliche Er-

kenntniß im Worte Gottes erworben. Nie zuvor, so schreibt einer der Missionarien daselbst, habe ich unter dem Volke dieses Distriktes ein so starkes Verlangen nach dem Worte Gottes wahrgenommen, als dieß seit 8 Monaten der Fall ist. Fast jede Woche kommen Eingeborne oft von weiter Entfernung her in mein Haus, um Bücher zu erhalten, und wiederholen nicht selten ihre Besuche, um über den Sinn einzelner Stellen, die sie gelesen haben, bei mir Belehrung zu suchen; und meine Unterhaltungen mit diesen Leuten haben mir deutlich gezeigt, daß unsere heil. Schriften von ihnen mit großer Sorgfalt gelesen werden. Außer den Schriftvertheilungen, welche in der Stadt Vizagapatam und den umliegenden Dörfern geschehen, sind auch große Vorräthe derselben in Gegenden versendet worden, wohin die Stimme eines Missionars noch nicht gedrungen ist, und oft kehrt von dort der Ruf zu uns zurück: wir verlangen noch mehr von diesen Worten der Weisheit. Mehrere unserer Schullehrer besitzen jetzt das ganze Neue Testament, und ebenso auch manche unserer Schüler, welche bekennen, daß sie zufolge des Unterrichtes, den sie aus der heil. Schrift geschöpft haben, ihre Götzen aufgegeben haben, und nun den wahren Gott verehren. Diese Thatsachen sind in hohem Grade ermunternd und lassen uns hoffen, daß das Evangelium stille in den Gemüthern dieser Menschen wirkt und sie veranlaßt, ihre Schasters wegzuwerfen, welche ihre Voreltern zum Verderben ihrer Seelen erfunden haben. Lassen Sie uns nur recht ernstlich beten, daß der Geist Gottes über alle die kommen möge, welche auf diesem Wege zu einiger Erkenntniß gebracht wurden, damit sie im Glauben ihren Erlöser ergreifen, und erfahren mögen, daß sie ewiges Leben bei Ihm gefunden haben."

In einem Briefe des Herrn Predigers Spring zu Madras wird uns unter dem 18 November 1836 folgende Thatsache genannt: „Noch ehe Sie mein Brief erreicht,

werden wir uns genöthigt sehen, unsere Druckarbeiten aus Mangel an Papier einstellen zu müssen, und warten bis Ihre Liebe uns aufs Neue zu Hülfe kommt. Freuen Sie sich mit uns, daß in diesen Theilen Indiens die Pforten für die Ausbreitung des Wortes Gottes sich immer weiter aufschließen, und daß unsere Schriftvorräthe lange nicht zureichen, um das vorliegende Bedürfniß zu befriedigen."

Eine fortlaufende Erfahrung, so fügt die verehrte Muttergesellschaft hinzu, belehrt uns, daß unser Briefwechsel mit Calcutta und Madras lange nicht so häufig ist, als zu wünschen wäre. Die Ursache hievon liegt keineswegs in einem Mangel an gutem Willen, sondern allein in dem Umstande, daß ein jeder, dem die Verbreitung des Wortes Gottes in Indien am Herzen liegt, in seinem eigenen Berufe so sehr der Hände voll zu thun hat, daß er die erforderliche Zeit für den Briefwechsel nicht zu finden vermag. Unsere Kommittee ist von der Wichtigkeit dieser Sache so sehr überzeugt, daß sie die Gesellschaften zu Calcutta und Madras um Vorschläge ersucht hat, wie ein tüchtiger Mann besonders angestellt werden möge, der im Stande ist, seine ganze Zeit dem Werke zu widmen und die Angelegenheiten der Gesellschaft zu führen, indem wir glauben dürfen, daß auf diesem Wege die Verbreitung des Wortes Gottes in Indien wesentlich gefördert würde. *)

*) Bekanntlich ist an unsern geliebten Bruder, Missionar Häberlin, welcher seit sieben Jahren im Segen in Bengalen gearbeitet hat, von Seiten der brittischen Bibelgesellschaft der Ruf gelangt, als Agent derselben das Werk der Bibelgesellschaft in Bengalen zu führen, und wir wünschen demselben zur Führung dieses wichtigen Geschäftes einen reichen Segen Gottes.

Herausgegeben von der brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft.

Nro. VIII. August 1838.

Monatliche Auszüge

aus

dem Briefwechsel und den Berichten

der

brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft.

Aus dem dreiunddreißigsten Jahresberichte der brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft vom Mai 1837.

Westliches Indien.

Bombay.

Von der Hülfsgesellschaft zu Bombay haben wir eine Mittheilung empfangen, aus welcher erhellt, daß die dortige Kommittee sich der angebotenen Dienste eines Herrn Predigers Samuel bediente, der ihnen seine Absicht kund that, in das Innere Persiens zu reisen, um in diesem Lande heil. Schriften weithin auszubreiten. Ihm wurden daher ansehnliche Vorräthe in hebräischer, arabischer, persischer, syrischer und armenischer Sprache anvertraut, und zu diesem Zweck der dortigen Kommittee **3,550** Exemplare derselben zugesendet.

Unsere Kommittee fühlt tief, wie wenig noch für Indien gethan worden ist in Vergleichung mit dem, was geschehen sollte, und sie wandte sich deßhalb an ihre Freunde zu Bombay mit der Bitte, ihr ohne Rückhalt anzugeben, auf welche Weise die Arbeiten derselben zweckmäßig unterstützt und erweitert werden möchten. Zu diesem Ende wurden alsobald **500** Pfund Sterling zur Verfügung derselben gestellt, um das angefangene Werk daselbst zu unterstützen.

Der letzte gedruckte Bericht dieser Gesellschaft enthält manche erfreuliche Zeichen der frommen Thätigkeit, mit welcher die dortige Kommittee ihre Arbeiten betreibt. „Von dem Evangelium Marci," heißt es darin, „in der Mahrattensprache sind **8000** Ex. abgedruckt worden, und eben so hat die Apostelgeschichte in der gleichen Sprache in einer gleich großen Auflage so eben die Presse verlassen. Die Kommittee beschäftigt sich nun damit, auch die übrigen Evangelien, so wie die apostolischen Briefe, in dieser Sprache zum Druck vorzubereiten."

Ueber die Verbreitung heil. Schriften theilt Missionar J. Wilson in Bombay folgende Nachricht mit: „Unsere Mission hat im verflossenen Jahre reichliche Gelegenheit gefunden, das Wort Gottes weithin unter den Bewohnern dieses Landes auszutheilen. Dieses geschah besonders auf zwei verschiedenen Reisen, welche ich in die nördlichen Provinzen des Landes zu machen Gelegenheit fand. Nichts kann die Begierde übertreffen, welche allenthalben von allen Klassen von Einwohnern zu Tage gelegt wurde, um die Bücher zu erhalten, die ich ihnen als heilige Offenbarung eines gnadenreichen Gottes an die sündliche Welt anbieten durfte. Die Art und Weise, wie diese Schriften aufgenommen wurden, würde gewiß jedem Freunde der Bibelverbreitung die größte Freude bereitet haben. Obgleich die Erfahrung mir verbietet, diese Begierde nach dem Worte Gottes als ein Kennzeichen der Werthschätzung zu betrachten, welche das Volk auf dasselbige legt, so ist sie doch ein Beweis einer aufgeregten Wißbegierde, welche Gott zur Erreichung seiner seligen Zwecke benützen kann. Ueberall hörte ich Fürsten und Bauern, Gelehrte und Ungelehrte ausrufen: Wie kommt es doch, daß die Engländer jetzt ihre Schasters nicht bloß ihren eigenen Leuten, sondern allen denen mittheilen, welche lesen können? Ist es nicht wahrhaft edelmüthig, daß sie dieselben den Armen

umsonst geben, da sie diese Bücher nicht kaufen können? Dieß ist eine ganz neue Art, die Religion zu verbreiten. Wie ganz anders haben es die Muhamedaner gemacht, und wie ganz anders pflegen wir selbst zu handeln! Was mag wohl in diesem Buche stehen, das sie allen denen geben, die es annehmen wollen?“

„Zu Daman theilte ich nicht bloß den heidnischen Einwohnern unsere heil. Schriften aus, sondern überreichte auch den dortigen Portugiesen 25 Exemplare des Alten und Neuen Testamentes; einen Schatz, wie sie ihn gewiß seit Jahrhunderten nie empfangen haben. Auf unserer Reise in der Provinz Guzzerate fanden unsere Bibeln ihren Weg in die Tempel der Parsen, die Pagoden der Hindus, die Moscheen der Muhamedaner, die Mausoleen der Bohoras, so wie in die Palläste der Fürsten und in die Hütten der niedrigsten Einwohner. Zu Baroda fanden unsere Bibelschriften eine große Menge von Liebhabern, und obgleich der hier residirende Mahrattenfürst, mit dem wir eine lange und interessante Unterhaltung hatten, sich weigerte, ein Neues Testament öffentlich in seinem Audienzsaale anzunehmen, aus Furcht, wie er später erklärte, es möchte dieß als ein Abfall von seiner Religion und als eine Hinneigung zu der unsrigen gedeutet werden, so bat er mich doch, ihm insgeheim ein solches Buch zuzusenden, das ich auch mit einer schriftlichen Aufforderung begleitete, daß er den Inhalt desselben ernstlich zu Herzen nehmen möchte. Ueber die ganze Halbinsel hin, welche wir durchzogen, und die vielleicht noch nie von einem christlichen Missionar besucht worden ist, fanden wir allenthalben eine Aufmerksamkeit auf das Wort Gottes, welche unsere Erwartung übertraf. In manchen Städten sah man unserm Besuche mit Sehnsucht entgegen, und wir wurden von den Vorstehern und dem Volke aufs freundlichste willkommen geheißen. In Katsch überreichten wir dem dortigen Fürsten und vielen

seiner Unterthanen, so wie in den angesehensten Städten des Landes ein Neues Testament, das gerne aufgenommen wurde. Ueberhaupt konnte ich, die allgemeine finstere Gestaltung des Heidenthums abgerechnet, auf meiner ganzen Reise nichts gewahren, was zur Fortsetzung unsers großen Werkes nicht ermunternd gewesen wäre. Wohl mag in andern Distrikten des Landes die Sache auch anders gestaltet seyn; aber wir haben die Verheissungen Gottes, die Leitungen seiner Vorsehung und die Kraft des heiligen Geistes auf unserer Seite, und dürfen demnach auch die Verpflichtungen, welche uns obliegen, mit frohem Glaubensmuth und demüthigem Vertrauen auf den göttlichen Segen ausrichten!“

Die Bibelgesellschaft zu Bombay hat im verflossenen Jahre **556** Bibeln und **3,003** Neue Testamente, und seit ihrer Entstehung **14,966** Bibeln und **65,368** Neue Testamente in Umlauf gesetzt.

Insel Ceylon.

Für den Druck einer neuen Auflage der Cingalesischen Bibel zu **2,500** ganzen Exemplaren und **5,000** Neuen Testamenten wurden mit der Hülfsgesellschaft zu Colombo die nöthigen Verabredungen getroffen, und zur Ausführung dieses Werkes das Erforderliche veranstaltet. Von der Hülfsgesellschaft zu Jaffna sind im verflossenen Jahre **4,681** heil. Schriften oder einzelne Theile derselben ausgebreitet worden. Missionar Meigs zu Tillipalli meldet uns in seinem Briefe folgendes: „Ueber den Einfluß, den das Lesen der heil. Schriften auf die Erwachsenen ausübt, läßt sich schwer ein bestimmtes Urtheil fällen. Verstandesüberzeugung von der Wahrheit, die in einer Menschenseele sich bildet, kann lange verborgen bleiben, und nicht zu unserer Kenntniß gelangen;

indeß überzeugen mich manche Thatsachen, welche mir von Zeit zu Zeit unter die Augen treten, daß seit wenigen Jahren in Hinsicht auf die Bibelreligion eine große Veränderung in vielen Gemüthern der heidnischen Einwohner sich gestaltet hat. Diese Veränderung entfaltet sich so langsam und stufenweise, daß in manchen Fällen die Heiden selbst noch nicht wissen, wie ganz anders sie über Religion denken und fühlen, als zuvor. So viel zeigt sich in jedem Falle deutlich, daß ihre Vorurtheile je mehr und mehr dahinschwinden, und viele von ihnen der Predigt des Evangeliums mit wachsendem Interesse beiwohnen."

Hinterindien.

Missionar Beighton schreibt aus Penang: „Da mein Vorrath Alter und Neuer Testamente in der malayischen Sprache bald aufgezehrt ist, so nehme ich mir die Freiheit, Ihre wohlwollende Handreichung für die Vermehrung desselben in Anspruch zu nehmen. Viele Malayen haben in den letzten Monaten nach unsern heil. Schriften, besonders dem Neuen Testamente, gefragt, und ich darf glauben, daß das Wort Gottes mehr geachtet und fleißiger gelesen wird, als dieß zuvor der Fall war. Die hiesige malayische Bevölkerung beläuft sich nach der letzten Volkszählung auf **87,570** Seelen, unter denen sich **11,000** Chinesen befinden. Da ich mich vorzugsweise mit dem malayischen Volke beschäftige, so möchte ich Ihre liebende Theilnahme auf die großen Haufen derselben in diesen finstern Ländern vorzugsweise hinlenken."

Es wurden diesem Freunde **250** malayische Bibeln und **500** Testamente zu zweckmäßiger Verfügung zugesendet. Aber, möchte man fragen, was ist das unter so Viele?

China.

Unſerer Kommittee macht es wahre Freude, einen ermunternden Bericht über den weitern Fortgang der Verbreitung des Wortes Gottes in dieſem Reiche geben zu können. Unſer Agent, Herr Lay, iſt wohlbehalten zu Macao angekommen, und wurde von Hrn. Morriſon Sohn, Gützlaff und andern Miſſionarien daſelbſt herzlich aufgenommen. Hier nur einige Auszüge aus dem neueſten Briefe deſſelben:

„In ein paar Tagen hoffe ich in den Straßen von Malakka in der Abſicht einzulaufen, um die Inſel Hainan und ſo viele Plätze auf dem Feſtland zu berühren, als Zeit, Klugheit und Wetter es geſtatten werden. Von dort gedenke ich die Reiſe nach denjenigen Theilen der Inſel Borneo fortzuſetzen, welche von den Holländern beſetzt ſind, um mich auf jenen Küſten nach Gelegenheiten für die Verbreitung des Wortes Gottes umzuſehen. Ein amerikaniſcher Miſſionar, Herr Stevens, wird mich begleiten, und wir gedenken einen chineſiſchen Lehrer mit uns zu nehmen, um unſere Bekanntſchaft mit der chineſiſchen Sprache zu erweitern. Herr Gützlaff hat uns verſprochen, uns bei unſerer Rückkehr zu Singapore zu treffen. Wir gedenken ſodann mit Vorräthen chineſiſcher Bibeln längs der öſtlichen Küſte Afrika's einen Kreuzzug zu beginnen, und unſere Fahrt ſo lange fortzuſetzen, bis wir uns gegen Japan wenden können. Möge der HErr unſer Werk ſegnen, um ſeiner Liebe willen.“

Ein ſehr intereſſantes Schreiben von den beiden Miſſionarien Hrn. Dyer und Evans zu Malakka iſt uns erſt vor wenigen Tagen zugekommen, deſſen Inhalt bei unſern Leſern Dank und Freude erregen wird: „Wir können keine zureichenden Worte finden, ſchreiben ſie, für die reichliche Hülfleiſtung, welche wir aufs neue durch

Ihre Gesellschaft in Empfang genommen haben. Wir verloren keine Zeit, um mit denselben die zahlreichen Bedürfnisse zu befriedigen, welche täglich auf uns eindringen, indeß Hunderttausende von chinesischen Bibeln leicht ausgetheilt werden könnten, ohne auch nur einen Fuß in das eigentliche China zu setzen. Wir haben das Vergnügen, Sie zu berichten, daß im verflossenen Jahre der Druck von **13,000** Bibelexemplaren in der chinesischen Sprache vollendet worden ist. Wir gedenken einen guten Theil derselben bis zur Ankunft Ihres Agenten aufzusparen, obgleich wir über die dreifache Zahl auf eine zweckmäßige Weise alsobald verfügen könnten. Seiner Ankunft sehen wir mit großer Freude entgegen. Es ist nicht leicht eine Stadt in diesem ungeheuer großen Archipel umher, in welcher nicht Tausende, ja oft Zehntausende chinesischer Auswanderer angetroffen werden. Was die Chinesen selbst betrifft, so wird Ihr Agent wohl an jeder Stelle freundlich von denselben aufgenommen werden, und eine Fülle von Gelegenheiten finden, das Wort Gottes in ihrer Muttersprache unter denselben zu vertheilen. Die Hindernisse, welche seiner Verbreitung entgegengesetzt werden, beschränken sich bloß auf das eigentliche China, während auf den Kolonien christliche Bücher von den Chinesen immer mit viel Begierde aufgenommen werden. Wir kennen keinen Theil, welcher für den Beruf eines Agenten Ihrer Gesellschaft geeigneter wäre, als dieses mächtige Küstenland, und wir betrachten seine Sendung als einen weitern Schritt im Plane der göttlichen Vorsehung, um den Myriaden des chinesischen Reiches das Wort vom Heile Gottes in Christo nahe zu bringen.

In Hinsicht auf die malayischen Bibeln möchten wir Ihnen gerne bemerklich machen, daß unser Vorrath an denselben sehr geringe ist, und kaum für unsere täglichen Bedürfnisse zureicht. Wir fühlen uns daher

gedrungen, den Druck malayischer Bibelschriften Ihnen recht nahe ans Herz zu legen, und uns zu gestatten, den Kostenbetrag für eine Auflage von **3000** Exemplaren auf Sie ziehen zu dürfen. Mit dem gleichen Vertrauen sehen wir der Gestattung entgegen, den chinesischen Bibeldruck fortsetzen zu dürfen. Vielleicht mag die Nachricht, daß einige Christen in China kürzlich von Regierungsbehörden verfolgt wurden, Ihre Kommittee etwas bedenklich machen, uns diese Gestattung zu ertheilen, allein wir bitten Sie, nicht zu vergessen, daß diese Hindernisse sich bloß auf das eigentliche China beschränken. Längs der ganzen nordöstlichen Küste hin, so wie in allen Theilen des Archipels, können Hunderttausende christlicher Schriften ohne alle Belästigung vertheilt werden, wenn wir sie nur hätten, und einen Agenten dazu, um sie auszutheilen.

Wir bitten Sie, diese wenigen Bemerkungen der Erwägung Ihrer verehrten Kommittee vorzulegen, in der gewissen Ueberzeugung, daß das Werk des HErrn, das Sie bereits seit vielen Jahren auf eine so kräftige Weise unterstützt haben, auch ferner Ihrer thätigen Liebe sich werde erfreuen dürfen."

Herausgegeben von der brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft.

Nro. IX. September 1838.

Monatliche Auszüge

aus

dem Briefwechsel und den Berichten

der

brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft.

Aus dem drei und dreißigsten Jahresberichte der brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft, vom Mai 1837.

Neu-Holland.

Der Hülfsgesellschaft zu Sidney auf Neu-Süd-Wallis, welche eine Liebesgabe von 3,600 fl. zur Förderung der Bibelsache uns zusandte, sind 300 Bibeln und 600 Testamente übermacht worden. Auch die Hülfsgesellschaft in Hobarttown sandte uns 2,400 fl. zu, und bestellte 880 Bibelexemplare. „Das verflossene Jahr, schreibt der Secretär derselben, war in geistlicher Hinsicht das beste, das wir bis jetzt gehabt haben, indem sich ein größeres Verlangen unter uns zu Tage legte, das Werk des HErrn zu fördern.“ — Ebenso erhielten wir von der Hülfsgesellschaft zu Launceston die Summe von 2,400 fl., welche dagegen 500 Bibelexemplare in Empfang nahm. Im Ganzen scheinen sich die Aussichten für gesegnete Thätigkeit auf diesem Kontinente immer weiter aufzuhellen.

Unsere Kommittee fand im verflossenen Jahr vielfältige Gelegenheit, einzelnen unserer Freunde, welche nach jenen Gewässern abreisten, die Gelegenheit zu verschaffen, für die Sache Gottes unter den dortigen Einwohnern thätig zu sein. Kapitän Bromley, ein alter

und eifriger Freund der Bibelsache, nahm 50 Bibeln und 200 Testamente auf seine Reise nach Australien mit sich. Auch der neue Gouverneur von Van Diemensland, Sir Franklin, entschloß sich, zum Besten der dortigen Verbrecherkolonien 50 Bibeln und 200 Testamente auf die Reise mitzunehmen. Aehnliche Vorräthe übernahmen noch drei andere Freunde, welche nach Australien zogen und sich bereitwillig zeigten, zur Förderung des Werkes Christi daselbst hülfreiche Hand zu bieten.

Südsee-Inseln.

Missionar Nott, welcher 40 Jahre lang auf den Südsee-Inseln als Diener Christi in Segen gearbeitet hat, brachte kürzlich bei seiner Rückkehr nach England eine vollständige sorgfältig durchgesehene und zum Druck vorbereitete Uebersetzung der ganzen Bibel alten und neuen Testamentes in die Tahitisprache mit sich, welche nunmehr in einer Auflage von 3,000 Exemplaren nebst einer zweiten Auflage des neuen Testamentes in kleinerem Format von 3,000 Exemplaren auf Kosten unserer Gesellschaft gedruckt wird. Der Druck des ganzen neuen Testamentes in der Rarotongasprache ist vollendet, und wie willkommen dieses Werk ist, geht aus einem Briefe hervor, den Missionar Pitmann an unsere Gesellschaft richtete, welcher unter den dortigen Eingebornen arbeitet. „Es freut mich Ihnen melden zu dürfen, daß alle unsere Schulen auf dieser Insel ungemein zahlreich besucht werden, und daß bei Vielen sich das Verlangen zeigt, gute Fortschritte im Lernen zu machen. Es ist ein erfreulicher Anblick, so viele Kinder vom siebenten Jahre an aufwärts sehen zu dürfen, welche im Stande sind, das Wort Gottes in ihrer Muttersprache zu lesen. Blicke ich zurück auf den Zustand, in welchem sich die

Bewohner dieser Insel erst noch vor 5 Jahren befanden, so muß ich in dieser Veränderung eine wundervolle Macht unseres Gottes und Heilandes erkennen. Kurz ehe ich Rarotonga verließ, besuchte ich noch zuvor alle Schulen der Insel, in denen 3,000 Kinder täglichen Unterricht empfangen, und ich darf sagen, daß der Zustand derselben nie blühender war als jetzt. Eben darum blicken wir einer reichlichen Sendung des ganzen neuen Testamentes entgegen, dessen Druck unser Freund, Herr Williams, während seines Aufenthaltes in England zu besorgen auf sich genommen hat."

Herr Williams hat in verschiedenen öffentlichen Versammlungen sehr anziehende Schilderungen über den gegenwärtigen Zustand der Einwohner auf den Schiffer-Inseln gegeben und die Nothwendigkeit ans Herz gelegt, möglichst bald eine Uebersetzung der heil. Schriften in der Sprache dieser Insulaner ausfertigen zu lassen. Unsere Kommittee hat zu diesem Werke noch nicht den tauglichen Mann gefunden, indeß hat ein Freund zum Behuf desselben bereits eine Liebesgabe von 600 fl. bei uns hinterlegt.

Insel Madagaskar.

Die düstere Wolke, welche vor einiger Zeit das Werk Christi unter den heidnischen Einwohnern dieser großen Insel überzog, brütet noch immer über diesem unglücklichen Lande. Missionar Freeman schreibt von dort her: „Ich sehe aus Ihrem Bericht, und freue mich darüber, daß Sie mit dem Druck der heil. Schriften in die Madagassensprache noch immer fortfahren, obgleich die Verfolgungsmaßregeln der Königin dieser Insel schon längst zu Ihren Ohren gekommen sind. Ich gebe für Madagaskar die Hoffnung keineswegs auf, obgleich jetzt

alle Wege für uns verrammelt sind, um diesem Volke mit dem Lichte des Evangeliums nahe zu kommen. Ihre Gesellschaft wird das Werk Gottes daselbst nimmermehr aus den Augen verlieren, und ich darf im Stillen hoffen, daß die Zeit nicht mehr ferne ist, wo das Wort Gottes freien Lauf haben und gepriesen werden wird in dem ganzen Lande.“ — Unsere Kommitte hat **1,000** Testaments und **500** Psalmbücher in dieser Sprache nach dem benachbarten Mauritius abgesendet, um bereit zu sein, sobald sich der Weg zu dieser Insel wieder aufschließen wird.

Von der Insel Mauritius ist uns eine Liebesgabe von **528** fl. zugekommen, und wir fanden Gelegenheit, **100** französische Testamente dorthin zu versenden. Ein dortiger Freund lieferte uns kürzlich eine wahrhaft fürchterliche Schilderung der sittlichen Verworfenheit und des Leichtsinnes eines großen Theiles der dortigen Einwohner, wobei indeß immer noch ermunternde Hoffnungsstrahlen durchbrechen, daß eine entscheidungsvolle Veränderung zum Bessern dort in ihrem ersten Beginnen ist.

Afrika.

Der Besuch des Herrn **Dr.** Philip's in unserer Hauptstadt, begleitet von Missionar Read, welcher **37** Jahre lang in Afrika sich aufhielt, und einem christlichen Kafferhäuptlinge nebst einem bekehrten Hottentotten hat unter uns eine neue lebendige Theilnahme für die Bewohner dieses Welttheiles rege gemacht. Wir können nicht umhin, einige Stellen aus zwei Ansprachen herauszuheben, welche die beiden letztern vor einer großen Versammlung gehalten haben. „Als das Wort Gottes unter uns kam, sagte der Kafferhäuptling, waren wir gleich den wilden Thieren. Wir wußten nichts, und es war

nur Krieg und Blutvergießen unter uns zu finden. Ein Jeglicher war gegen seinen Nachbar; es war kein Zutrauen zwischen Mensch und Mensch, und ein Jeder suchte seinen Bruder zu Grunde zu richten. Das Wort Gottes hat uns umgekehrt. Es hat unsern Herzen und unserm Lande Frieden gebracht; es hat den Menschen mit dem Menschen wieder versöhnt, und an uns ist die Schrift wörtlich erfüllet worden: Der Wolf wird bei dem Lamme wohnen."

Der bekehrte Hottentotte äußerte unter Anderem: „Ich will mich nicht aufhalten bei dem, was wir zuvor waren; aber sagen muß ich Ihnen, was die Bibel an uns gethan hat. Es sind drei Freunde in diesem Lande, Dr. Philip, Herr Read und Herr Campbell, welche mit ihren eigenen Augen gesehen haben, wie es mit uns Afrikanern gestanden. Was würde nicht aus dem Hottentottenvolke und aus jedem schwarzen Manne in Südafrika geworden sein, hätten Sie das Wort Gottes für sich behalten! Als die Bibel zu uns kam, waren wir nackt; wir lebten in Höhlen und auf den Spitzen der Berge; wir hatten keine Kleider und bemalten unsere Körper mit rother Farbe. Anfangs staunten wir über das, was uns das Wort Gottes sagte; allmählig zauberte uns die Bibel aus unsern Höhlen heraus und von unsern Bergspitzen herab; sie veranlaßte uns, alle unsere alten Sitten und Gebräuche wegzuwerfen, und unter civilisirten Menschen zu leben. Wir sind nunmehr zahme Leute geworden. Jetzt wissen wir, daß ein Gott ist, und daß wir verantwortlich sind vor Gott. Zuvor wußten wir nichts von diesem allem, und eben so wenig, wer den Himmel und die Erde gemacht hat. Die Bibel ist das einzige Licht für jeden Menschen, der auf der Erde wohnt. Ich danke Gott im Namen aller Hottentotten in Südafrika, daß ich das Angesicht der Engländer gesehen habe, welche uns viel Gutes gethan haben. Ich

habe mit den Missionarien manche Reise gemacht, und den Buschmännern und andern Völkern das Wort Gottes gebracht. Als dieses dem Buschmann verkündigt wurde, warf er seinen Bogen und seine vergifteten Pfeile weg. Ich habe das Bibelbuch unter das Volk der Kaffern begleitet, und als die Bibel sprach, warf der Kaffer seinen Schild und alle seine schlechten Gewohnheiten weg. Ich ging nach Lattaku zu den Beschuanen, und brachte ihnen das Wort Gottes. Bald wurden ihre Assagaien (Spieße) auf die Seite geschafft, und Viele derselben sind Kinder Gottes geworden. Das einzige Mittel, den Menschen mit dem Menschen zu versöhnen, ist der Unterricht im Worte Gottes. Wo die Bibel nicht ist, da ist nichts als Finsterniß, und es ist gefährlich, unter einem solchen Volke umher zu ziehen. Wo die Bibel nicht ist, da trägt man kein Bedenken, seinen Nebenmenschen das Leben zu nehmen, und man denkt nicht einmal daran, die Mordthat zu bereuen, die man begangen hat. Ich bin so sehr überzeugt, daß die Bibel Gottes Wort ist, und daß aller Segen nur aus ihr herfließt, daß ich jetzt mich bereit fühle, Alles für meine Volksgenossen zu thun. Mein Volk ist arm, aber das Wort Gottes ist sein Stab und seine Hoffnung. Fahren Sie fort, die Hottentotten im Worte Gottes zu unterrichten; fahren Sie muthig fort! Ueberlassen Sie uns doch nicht uns selbst, sondern reichen Sie uns Ihre Hand. Wir kommen herbei; es wird besser mit uns; wir werden bald Alle eines sein. Das Bibelbuch macht alle Völker gleich; es bringt den wilden und den gebildeten Menschen zusammen. Unser Hottentottenvolk war der völligen Zernichtung nahe; aber die Bibel hat uns wieder zusammengebracht, und hier stehe ich vor Ihnen, um Ihnen den heißesten Dank im Namen meines Volkes auszusprechen."

Missionar Moffatt, welcher unter den Beschuanen am Curuman seit einer Reihe von Jahren arbeitet, theilt unter dem **20** November **1836** unserer Gesellschaft Folgendes mit: „Ich danke Ihnen im Namen dieses Volkes für den Beschluß Ihrer Gesellschaft, den Druck des Evangeliums Lucä in der Sechuanensprache zu unterstützen. Ich darf gewiß glauben, daß die Vertheilung dieses Evangeliums unter dem Einfluß des heil. Geistes bereits seine Früchte zur Bekehrung der Sünder getragen

hat und noch ferner tragen wird. Auf dieser Station, sowie an andern Plätzen, die ich kürzlich besuchte, wurde die Aufmerksamkeit vieler Eingebornen auf das Wort Gottes zuerst dadurch erweckt, daß sie dieses Evangelium in ihrer Muttersprache lesen hörten. Oft horchte ich mit Verwunderung zu, wie genau Einzelne derselben, die nicht selbst lesen konnten, die Geschichte von der großen Sünderin, das Gleichniß von dem großen Abendmahl, vom verlornen Sohn, dem reichen Manne und Lazarus nacherzählen konnten, und wie Einzelne die ersten Eindrücke der göttlichen Wahrheit aus dieser Quelle ableiteten. Sie werden mit Vergnügen vernehmen, wie auf dieser sowie auf andern Stationen unter den Beschuanen die Sache unseres Erlösers mit auffallender Schnelligkeit wächst. Besonders merkwürdig ist die große Begierde, lesen zu lernen, welche unter dem Beschuanenvolke sich immer weiter verbreitet. Auf einer meiner letzten Reisen an den Ufern des Orange- und Hartflusses gewährte es mir unbeschreibliches Vergnügen, große Haufen anzutreffen, welche Unterrichtsbücher zu erhalten verlangten. Ich hatte **200** Exemplare derselben bei mir, aber diese verloren sich bald unter der Menge der Bittenden. Ein neues Zeitalter hat für Afrika begonnen, und wir hoffen in unsern Tagen Zeugen sein zu dürfen von einer neuen Schöpfung Gottes, welche der Segen erzeugt, den Gott auf die Arbeiten der Bibel- und Missionsgesellschaften gelegt hat und heute noch legt. Kürzlich haben wir eine Auflage von **1,000** Exemplaren von dem Briefe Jakobi und Johannis im Druck vollendet, und noch manche andere Theile der neutestamentlichen Schriften liegen im Manuscripte vor uns. Auch darf ich hoffen, wenn Gott mein Leben fristet, die Uebersetzung sämmtlicher neutestamentlichen Schriften in die Sechuanensprache vollenden zu dürfen."

Missionar Ewald, welcher auf der nördlichen Küste Afrika's zu Tunis arbeitet, meldet vom Werke der Bibelverbreitung auf dieser Küste Folgendes: „Durch Ihre Unterstützung bin ich in Stand gesetzt worden vielen römischen Katholiken, welche die Nordküste Afrika's bewohnen, das Buch darzureichen, das sie weise machen kann zur Seligkeit, vielen Nachkommen Ismaels die Irrthümer des Korans zu zeigen und den Hunderttausenden von

Juden, meinen Brüdern nach dem Fleisch, darzuthun, was Moses und die Propheten von Dem geweissagt haben, welcher der Erlöser der Welt ist. Der Same ist auf diesen wilden Brachacker ausgestreut in dem Namen dessen, der ihn fruchtbar machen kann; und möge er hundertfältige Früchte tragen! In dem Zeitraume von 4 Jahren, den ich auf dieser Nordküste zubrachte, ließ es mir der HErr gelingen 5,000 Exemplare der heil. Schriften auf derselben auszubreiten. Algier, Tunis, Tripoli und die Städte längs der Küste von Tunis nach Tripoli haben die herrliche Einladung vernommen: kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken! Selbst die Söhne Kedars haben unter ihren Gezelten den Schall des Evangeliums gehört, und oft mit Freuden das Wort des lebendigen Gottes gekauft. Ich will nicht sagen, daß ich nicht bei diesem Geschäfte manchen Widerstand erfahren habe; aber dem Argen durfte es doch nicht gelingen, den Lauf des Evangeliums zu hemmen. Mehr als Einmal wandten diese Knechte der Finsterniß alle Mittel an, die in ihrer Gewalt waren, um die Leute vom Lesen der heil. Schriften abzuhalten. Mehrere muhamedanische Priester verbrannten eine Bibel. Die römisch-katholischen Priester zu Tripoli suchten das Volk zu bereden, daß unsere Bibeln unächt seien. Einige unwissende jüdische Rabbiner thaten dasselbe. Aber dennoch siegte die Wahrheit, und gepriesen sei der Name unsers Gottes! Die heil. Schriften werden von Juden, Muhamedanern und römischen Katholiken gelesen. Könnte ich auch nichts von gesegneten Wirkungen reden, welche das Lesen des Wortes Gottes in einzelnen Gemüthern erzeugte, so dürfte ich mich doch zufrieden geben in der Ueberzeugung, gethan zu haben, was mein Herr und Meister mir zu thun befohlen hat. Aber ich darf in Demuth hinzufügen, unter den verschiedenen Klassen von Einwohnern dieser verfinsterten Gegenden einige Früchte gesehen zu haben.

Herausgegeben von der brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft.

Nro. X. Oktober 1838.

Monatliche Auszüge

aus

dem Briefwechsel und den Berichten

der

brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft.

Aus dem dreiunddreißigsten Jahresberichte der brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft vom Mai 1837.

Süd-Amerika.

Ein paar Worte reichen zu, um zu erzählen, was unsere Gesellschaft im verflossenen Jahr auf dem ungeheuern Festlande von Süd-Amerika gethan hat. Unsere Kommittee hat diesen Theil der Welt nicht aus den Augen verloren; aber alle ihre Nachfragen und Berathungen über die geeigneten Mittel, den Einwohnern desselben mit dem Lichte des Evangeliums nahe zu kommen, haben bis jetzt zu keinem Ziele geführt. Indeß freuen sie sich zu vernehmen, daß in Brasilien wenigstens ein kleiner Anfang mit der Verbreitung des Wortes Gottes gemacht worden ist. Ebenso wurde von ihr ein Reisender, der nach Rio-Janeiro sich begab, mit **100** Bibeln und **100** Testamenten in der portugiesischen Sprache versehen, und ein Theil derselben fand einen so schnellen Absatz, daß uns zum Behuf eines neuen Vorrathes **20** Guineen zugesendet worden sind.

Nord-Amerika.

Die nord-amerikaniſche Bibelgeſellſchaft hat durch eine zweite Feuersbrunſt, die ſich in der Stadt Neu-York ereignete, einen bedeutenden Verluſt an heil. Schriften erlitten, und unſere Kommittee ſah ſich dadurch veranlaßt, derſelben ihre freundliche Handreichung anzubieten. Herr Dr. Milner ſchreibt hierüber: „Ihre brüderliche Theilnahme wird in Freude ſich verwandeln, wenn ich Ihnen ſage, daß unſere Bibelkaſſe nie reichlicher mit den erforderlichen Mitteln verſehen worden iſt, als jetzt, wodurch wir in den Stand geſetzt ſind, nicht nur alle Bibelbedürfniſſe im Inlande zu befriedigen, ſondern auch das Wort Gottes im Auslande reichlich auszuſtreuen. Die Einnahmen der amerikaniſchen Bibelgeſellſchaft beliefen ſich im verfloſſenen Jahr auf **104,899** Thaler, während im gleichen Zeitraume von derſelben **221,694** Exemplare der heil. Schriften ausgetheilt wurden.

Der brittiſchen Hülfsgeſellſchaft zu Quebeck in Kanada ſind **178** Bibeln und **536** Teſtamente zugeſendet worden. Einer unſerer dortigen Freunde theilt über die ſtillen Wirkungen der Verbreitung des Wortes Gottes folgendes Beiſpiel mit: „Auf meinen Miſſionswanderungen in Kanada ſtieß ich unterwegs auf einen mir bekannten Mann, welcher mir zutraulich Folgendes erzählte: Ich und meine Familie lebten in einem Blockhauſe im Walde, und auf eine Entfernung von einer Stunde wohnten einige unſerer Verwandten mit ihrem Geſinde in der gleichen Lage. Wir alle befanden uns in großer Finſterniß; wir fürchteten Gott nicht, waren um Himmel und Hölle unbekümmert, hatten weder Prediger noch Gottesdienſt, und der Sonntag blieb gänzlich unbeachtet. So brachten wir mehrere Jahre zu, bis ich einmal, um mir die Langeweile zu vertreiben, nach meiner Bibel griff, die ich erhalten hatte. Ich fieng

an, in derselben zu lesen, und ob ich gleich ihre Wahrheiten nicht verstand, so machten sie doch einen solchen Eindruck auf meine Seele, den ich nimmermehr vergessen werde. Ich fuhr fort zu lesen, und allmählig wurden meine Augen geöffnet, die Wunder im Gesetze Gottes zu schauen. Nun fieng ich an zu beten, und das Gebet machte mir großes Vergnügen. Jetzt konnte ich diese Sache nicht länger in mir verschließen. Ich erzählte sie meinem Weibe und meinen Verwandten, aber sie konnten mich nicht verstehen. Meine Sorge für ihre geistliche Wohlfahrt trieb mich nun an, so oft ich Gelegenheit hatte, mit ihnen darüber zu reden, und sie aufzufordern, am Sonntag zu mir zu kommen, um mit einander die heil. Schrift zu lesen und zu beten, was sie auch thaten. Bald wurde mein Weib zur Erkenntniß Christi gebracht, dann mein Bruder und bald auch die übrigen; und als nun die Zahl von Kolonisten in dieser Gegend zunahm, wurde von uns eine kleine Kapelle von Holzblöcken aufgebaut, in welcher ich, nach dem Maaße meiner Erkenntniß, das Evangelium verkündigte. So lebten wir glücklich und im Frieden in diesem Walde zusammen. Der Sonntag wurde festlich gefeiert, und von Trunkenheit oder grobem Laster wurde nichts unter uns gehört. Dieß dauerte eine Zeitlang also fort, bis vor zwei Jahren wir uns genöthigt sahen, ein großes und schönes Bethaus aufzurichten, das nun fleißig von den Kolonisten besucht wird.“

Verschiedene Mittheilungen sachkundiger Freunde haben unsere Kommittee zu der Ueberzeugung hingeführt, daß in Kanada ein großes Arbeitsfeld für einen besondern Agenten unserer Gesellschaft sich aufschließt. Die verschiedenen Zweigvereine in diesem Lande sollten jedes Jahr besucht, neue aufgerichtet und die heiligen Schriften regelmäßig vertheilt werden. Allerdings wird das Reisen in diesem Lande kostspielig seyn, da, der

Kette der Seen nach eine gerade Linie gezogen, der Durchschnitt desselben sich auf **400** Stunden beläuft; aber die Bedürfnisse der Einwohner werden in einem Briefe des Herrn Predigers Smart mit lebhaften Farben folgendermaaßen geschildert:

„Ich schrieb Ihnen vor einiger Zeit über die Nothwendigkeit, daß in Ober-Kanada ein besonderer Agent Ihrer Bibelgesellschaft angestellt werden sollte, und trug Ihnen hiezu meine Dienste an. Die Zusammenkunft, die ich als Sekretär der vereinigten Synode der Presbyterianischen Kirche in Ober-Kanada mit meinen Amtsbrüdern hatte, bekräftigte in mir, wenn es je nöthig gewesen wäre, die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer solchen Einrichtung, wenn durch regelmäßige Vertheilung der heil. Schriften der Kirche des Landes aufgeholfen werden soll. Unser Land befindet sich zwar noch im Stande der Kindheit; aber ich betrachte Ober-Kanada als den Lebenskeim eines mächtigen Reiches. Wir besitzen jede Stufe von Klima und Boden, eine wachsende Bevölkerung, geschäftige Dörfer, die sich nach allen Richtungen erheben, eine zunehmende Landeskultur, welche die Gestalt des Bodens ändert, der sich auf Hunderte von Stunden an unsern Seen und Flüssen hin, vom Lorenzflusse an bis zum stillen Meere, ausdehnt. Ich darf glauben, daß das religiöse Publikum, vermittelst unserer Bibelvereine, die bildenden Elemente dieses künftigen Reiches in seiner Hand hat, und daß durch weise, frühe begonnene und kräftige Maßregeln die Bevölkerung wie an Kraft und Bedeutung, so auch in evangelischer Erkenntniß und Sittlichkeit wachsen wird.

Die Einwanderungen dauern noch immer fort, und haben sich dieses Jahr (**1836**) vermehrt. Eben jetzt sind zwei Dampfboote, ein jedes mit **700** Auswanderern, hauptsächlich von England her, in unserm Flusse eingelaufen. In Beziehung auf diese Volksmassen bitte ich

Sie, zu bedenken, daß, obgleich manche ehrenhafte Leute aus dem Mutterlande zu uns herüberziehen, doch, wie eine handgreifliche Erfahrung zeigt, mit dieser Fluth von Auswanderern zugleich ein Strom moralischen Schmutzes über uns ausgegossen wird, von dessen Häßlichkeit Sie sich kaum eine Vorstellung zu machen vermögen. Die Wirkungen dieses pestartigen Giftes sind um so fürchterlicher, wenn sie sich unter einer geringen Bevölkerung verbreiten, welche über das ganze Land hin ausgestreuet ist. Der roheste Unglaube, die frechste Religionsverachtung und schamlose Gotteslängnung verbreiten ihr Gift unter unsern kleinen Schaaren von Einwohnern auf eine Weise, welche Sie in Schrecken setzen müßte, wenn Sie die Wirkungen desselben sehen würden.

Nur ein Umstand ist noch vorhanden, der uns einige Hoffnung für die allmählige Entkräftung dieser Sündfluth von Lasterhaftigkeit übrig läßt. So lange nämlich diese zügellosen Haufen im Mutterlande in Fabriken, in Wirthshäusern, in Klubbs ꝛc. sich einander häufig finden konnten, so wurde durch dieses Zusammentreffen die Macht ihres schädlichen Einflusses vermehrt und verstärkt; aber wenn sie sich einmal in Kanada über die großen, unangebauten Wildnisse hin angesiedelt haben, so sind sie weit aus einander geworfen, und können nur wenig Verkehr mit einander unterhalten. Sind es arbeitsame Leute, so muß die neue und ungewohnte Anstrengung, welche ihre Ansiedlung und der Anbau des wilden Bodens nothwendig macht, sie den Tag über ermüden, daß ihnen die Lust zu den Ausschweifungen ihrer alten Lebensweise vergeht; zudem fürchten sie sich gemeiniglich, von ihren Hütten sich weit zu entfernen, um in den pfadlosen Wäldern nicht für immer verloren zu gehen; und so sind sie verurtheilt, in der Waldwildniß als Einsiedler ihre Tage zu verleben. An solchen abgelegenen Stätten kann sie der Prediger des Evangeliums oft

Jahrelang nicht besuchen, und häufig habe ich an Orten gepredigt, deren wenige Bewohner seit 5 Jahren keinen Gottesdienst bei sich gehabt haben. Auf diese Weise sind sie genöthigt, in ihrer einsamen Waldhütte im Kreise ihrer Familie oft Monate lang zu leben, ohne irgend einen Verkehr mit einem andern Menschen zu haben. Dieß ist eine ihrer allerschwersten Prüfungen; sie ist so neu und so verschieden von allem, was sie im Vaterlande gewohnt waren, daß sie ihre Verlassenheit in den finstern Wäldern aufs schmerzlichste empfinden. Viele können dieselbe nicht ertragen; sie verzichten auf die Ansiedlung im Lande, und kehren nach Hause zurück, wenn sie können, oder ziehen nach den Manufakturstädten in den vereinigten Staaten, um daselbst Arbeit, Unterhalt und Gesellschaft zu suchen. Für manche Andere, welche zurückbleiben, ist dieser Zustand der Abgeschiedenheit von großem Nutzen, indem sie Zeit und Gelegenheit finden, zu sich selbst zurückzukehren und ernsthaftern Dingen nachzugehen. Viele von ihnen haben keine Bibeln, und würden wohl auch bei ihrem Abschied von England keine angenommen haben, wenn man sie ihnen angeboten hätte. Prediger können wir ihnen nicht senden; aber das theure Wort Gottes kann leicht den Weg zu ihren einsamen Waldhütten finden. Und glauben Sie es, mein theurer Freund, es ist die Bibel, und die Bibel allein, welche für diese schmerzhafte Lage der angemessenste Gesellschafter ist. Nun liegt es großentheils in den Händen der verehrten Bibelgesellschaft, ob dieses ungeheure Land mit seinen wachsenden Niederlassungen nur mit Dornen und Disteln überwachsen, oder ob es ein fruchtbares Ackerfeld werden soll. Wird dasselbe dem Zustande überlassen, in welchem es sich gegenwärtig befindet, so ist nichts so gewiß, als das, daß das Land dem Fluche nahe ist.“

Auch aus andern Theilen des hohen Nordens von Amerika sind erfreuliche Nachrichten über die Verbreitung des Bibelbuches bei unserer Kommittee eingegangen. Eine Freundin aus Yarmouth, welche **360** Gulden übersendet, bemerkt: „Unsere Aussichten hellen sich ein wenig auf. Gott hat uns aus Gnaden zwei fromme Prediger gegeben, welche neben ihren vielen Amtsarbeiten auch unsere heilige Sache nicht aus dem Auge verlieren. Wir hatten mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen; aber der Pfad fängt an leichter zu werden, und mein Gebet zu Gott ist, daß er uns einen Mann zusenden möge, welcher das Geschäft der Bibelverbreitung mit Eifer und Geschick in die Hände nimmt, das ich bei herannahendem Alter und zunehmender Schwachheit wohl bald werde aufgeben müssen."

Von der Hülfsgesellschaft in Neu-Foundland haben wir folgende erfreuliche Nachricht erhalten: „Mit Vergnügen benachrichtige ich Sie, daß wir viel mehr Exemplare des köstlichen Wortes Gottes vertheilen konnten, als im verflossenen Jahr. Wir wachten über die Gelegenheiten, und der HErr führte sie uns aus Gnaden zu; wir ließen es an eifrigen Bemühungen nicht fehlen, und Er krönte sie mit seinem Segen. Da sich letztes Frühjahr eine gute Gelegenheit darbot, so sandten wir eine Anzahl von Bibeln den verschiedenen Niederlassungen auf der Labradorküste zu. Diese wurden bald käuflich vergriffen, und andere verlangt. Ich hatte mir vorgenommen, mehrere Stellen daselbst zu besuchen, da aber der Winter viel früher als gewöhnlich herbeirückte und sehr strenge war, so mußte ich meinen Plan aufgeben. Auch an das südliche Ufer der Conceptions-Bai, welche aller Gnadenmittel entbehrt, wurde eine Anzahl Bibeln und Neue Testamente zugesendet. Möge ein reicher Segen Gottes auf Ihrem Werke ruhen, und die Erkenntniß des HErrn bald alle Enden der Erde erfüllen!"

Die Missionarien der Brüdergemeinde zu Nain, auf der Küste Labrador, haben unserer Gesellschaft eine Uebersetzung des Propheten Jesajas in der Eskimosprache zugesendet, von welcher eine Auflage von **1000** Exemplaren gedruckt worden ist. Folgendes ist ein Auszug aus dem Briefe, welcher dieselbe begleitete: „Das Lesen des ersten Buchs Mosis hat auf viele unserer Leute einen tiefen Eindruck gemacht, und sie bewundern die unendliche Güte Gottes, welche alsobald nach dem Falle des Menschen unsern Stammeltern jenen Weibessaamen verhieß, um die drohenden Folgen ihres Falles zu tilgen, welcher in der Fülle der Zeit zu unserm Heile erschienen ist. Es macht uns wahres Vergnügen, Ihnen dieses Jahr eine Abschrift der Uebersetzung des Propheten Jesajas, nach sorgfältiger Revision derselben, mit der herzlichen Bitte zuzusenden, daß Ihre verehrte Gesellschaft die Güte haben möge, zum Besten unserer gläubigen Eskimos eine Anzahl von Exemplarien derselbigen drucken zu lassen. Zugleich bezeugen wir Ihnen unsern innigsten Dank, sowohl für die Zusendung Ihrer Jahresberichte, als für das großmüthige Anerbieten Ihrer Gesellschaft, nach und nach alle Bücher des Alten Testamentes im Druck zu übernehmen, sobald wir im Stande seyn werden, die Uebersetzung derselben zu vollenden.“

Herausgegeben von der brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft.

Nro. XI. November 1838.

Monatliche Auszüge

aus

dem Briefwechsel und den Berichten

der

brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft.

Aus dem dreiunddreißigsten Jahresberichte der brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft vom Mai 1837.

Rußland.

Die wenigen Freunde der Bibelgesellschaft, die sich noch in Petersburg finden, haben sich es ernstlich angelegen seyn lassen, jede Gelegenheit zur Verbreitung heiliger Schriften zu benützen, und haben mehrere Bitten um Zusendung von Bibeln an unsere Committee ergehen lassen, die auch gerne gewährt wurden.

Die russisch-protestantische Bibelgesellschaft hat den Entschluß gefaßt, jeden protestantischen Soldaten unter den Land- und Seetruppen mit einem Neuen Testamente zu versehen, ehe er in die militärischen Dienste wirklich eintritt. In Beziehung auf die Empfänglichkeit des russischen Militärs, das Wort Gottes anzunehmen, heißt es in einem Briefe aus Petersburg vom 2 November 1837: „Warum ist es euch denn so ernstlich darum zu thun, zu dieser Stelle zu gelangen?“ fragte eine Dame einen Soldaten, bei dem sie wahrnahm, daß er sich bei Jemand zu einem sehr mühseligen Geschäft anbot. „Der Grund ist, erwiederte der Mann, weil ich allezeit bemerkte, daß die Leute, welche in diesem Dienste beschäftigt wurden,

eine große Anzahl religiöser Schriften geschenkt bekamen; und ob ich schon nicht wußte, von wem sie sie erhielten, so hoffte ich doch auch einige zu bekommen.“ Er und seine Kameraden wurden natürlich reichlich damit von uns versehen. — Nach dem Abendgottesdienst trat ich in die Wachstube, und da ich die Soldaten eifrig mit dem Lesen eines Traktats beschäftigt sah, fragte ich, ob sie eine Bibel oder ein N. Testament hätten; aber alle verneinten es. Einer von ihnen fügte hinzu: „ich hatte einst eine Bibel, aber ich verlor sie beim Rückzug aus Warschau, und es thut mir leid, daß ich nun ohne Bibel bin; aber ich würde nicht wissen, was ich damit thun sollte, so lange wir auf dem Marsch sind, wenn ich auch eine hätte.“ — O, sagte ein Anderer, hätte ich nur eine Bibel, ich wollte schon ein Plätzchen finden, wo ich sie aufbewahren könnte. — Und ich, sagte ein Dritter, wenn ich nur ein N. Testament hätte, so würde ich in meinem Torniſter schon Raum machen, sollte ich gleich meine Brod-Razion aus demselben weglassen müssen. — O dann, erwiederte ich, sollt ihr nicht lange um ein Testament verlegen seyn! und ich schenkte ihnen sogleich mein eigenes Exemplar, das von allen so werth gehalten wurde, daß keiner von ihnen schlief, sondern alle die Nacht über munter blieben und fortlasen, was sie unter göttlichem Segen weise zur Seligkeit machen möge!“

Die Directoren der Rigaischen Bibelgesellschaft haben an unsere Committee folgende Mittheilung ergeben lassen: „Seit der Auflösung der russischen Bibelgesellschaft (ein Ereigniß, das ohne Zweifel unter uns nicht unbekannt geblieben ist) ist die Sache in der protestantischen Kirche Rußlands aufs neue begonnen worden, und die neu unternommene Arbeit hat bereits ermuthigende Früchte getragen; und obgleich man nicht sagen kann, daß sich in Riga selbst irgend ein besonderer Eifer für diese heilige Sache gezeigt hat, so trat doch in den

litthauischen Provinzen, wo sich Hülfsgesellschaften gebildet haben, große Theilnahme an derselben aufs neue hervor. Während verschiedene später gegründete Zweiggesellschaften auf dem Land, und besonders die in Roop, in ihrer eifrigen Thätigkeit, wie bisher, fortfahren, so haben sich inzwischen neue Vereine dazu gebildet, so daß wir in diesem Distrikt fünfzehn Hülfsgesellschaften haben, die auf achtzehn Pfarreien sich erstrecken und einer sehr beträchtlichen Anzahl von Mitgliedern sich zu erfreuen haben, deren Beisteuern, selbst während der letzten für die Pächter sehr unglücklichen Jahreszeit, nicht für unbedeutend angesehen werden können." — Darauf wurde jener Gesellschaft ein Geschenk von **400** Bibeln zugesandt, die bereits zum größten Theil auf eine höchst erfreuliche Weise vertheilt worden sind.

Von Dorpat gelangte eine neue Uebersetzung der Psalmen an uns, die von einem Brief des Fürsten Lieven begleitet war folgenden Inhalts: „Da nun eine anerkannt gute Uebersetzung der Psalmen durch Pastor Ferd. Meyer vollendet und in einer Auflage von **4500** Exemplaren gedruckt ist, so erachtet es die unterzeichnete Committee für ihre Pflicht, der brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft ein Exemplar zu übermachen, und dabei im Namen der Dorpater Esthen den herzlichsten Dank auszusprechen für die von London aus uns zugekommene Unterstützung, indem jene Esthen um ihrer Armuth und geringen Anzahl willen bisher sich keiner Uebersetzung irgend eines Theils des Alten Testamentes in ihrem eigenen Dialekt erfreuen durften."

Finnland.

Der Agent der Bibelgesellschaft, welcher in Stockholm sich befindet, hat seine Aufmerksamkeit auch auf

Finnland gerichtet, und unsere Committee muß mit besonderem Vergnügen die Nachrichten vernehmen, welche von dorther an uns gelangten. Unser Agent schreibt: „Wir haben so eben ein Schreiben von dem Secretär der Abo-Bibelgesellschaft empfangen, in welchem sie mich um eine Sendung von 6—800 schwedischen und einigen hundert finnischen N. Testamenten ersucht. Wir bitten daher Ihre Committee, uns 800 schwedische und 500 finnische Testamente mit der ersten Gelegenheit zukommen zu lassen. — Die Nachfragen nach der heil. Schrift scheinen zuzunehmen. Dieß ist ein gutes Zeichen der Zeit, und verspricht für die Zukunft ein wärmeres Interesse für die Sache der Religion. Unsere oberste Kirchenbehörde, namentlich der Erzbischof Melartin, ist sehr eifrig in der Beförderung jeglicher guten Sache.“

Die kirchliche Behörde zu Abo hat ein Circularschreiben an die Geistlichkeit ergehen lassen, worin sie sie ermahnt, der nun dargebotenen Gelegenheit, ihre Gemeinden mit heil. Schriften versehen zu können, treulich wahrzunehmen. Eine der Erstlingsfrüchte dieses Circulars war eine Bitte des Pastors in Malax, in dem Distrikt von Wasa, um 500 Exemplare Bibeln. Ebenderselbe hat bald darauf um noch mehr gebeten für verschiedene finnische Gemeinden in seiner Nachbarschaft, und so wurden ihm weitere 286 finnische Testamente zugesandt. Auch ein anderer neuer Correspondent jener Gegend hat 400 schwedische Testamente erhalten.

Der Agent schreibt von der Bibelgesellschaft zu Bjorneburg: „Ich habe ein sehr rührendes Schreiben von derselben erhalten, worin sie mir bemerklich macht, daß die ihr früher zugesandten 500 finnische Testamente alle unter die ganz Armen unentgeldlich vertheilt worden seyen; dabei bittet sie mich dringend, Ihrer Gesellschaft die Nothwendigkeit eines weiteren freigebigen Geschenks anzuempfehlen, sofern jener Verein nicht die Mittel besitzt,

Bibeln unentgeldlich zu vertheilen, sondern genöthigt ist, sie an solche, die im Stande sind, etwas zu bezahlen, zu verkaufen zu vollem oder um herabgesetzten Preis; und darum schauen sie vertrauensvoll auf Ihre Gesellschaft, daß Sie den Verein in den Stand setzen mögen, die ganz Armen ihres Distrikts mit heil. Schriften unentgeldlich zu versehen. Wir hoffen, Sie werden nicht zaudern, freigebig für diesen sehr armen Theil Finnlands zu sorgen."

Derselbe Agent schreibt ferner: „Die Nachfragen nach der heil. Schrift werden immer häufiger und ernstlicher; es fängt an, in Finnland besser auszusehen, und ich wage es Ihnen innig ans Herz zu legen, daß es nicht zu frühe ist, jetzt an eine Ausgabe der ganzen heil. Schrift in finnischer Sprache ernstlich zu denken."

Unsere Committee hat diese wichtige Sache ernstlich erwogen und beschlossen, sie zur Ausführung zu bringen, und unser Agent in Schweden ist nun beauftragt, den Druck der ganzen finnischen Bibel in **5000** Exemplaren zu leiten; hiebei wurde bemerkt: „während unsere Committee das Bedürfniß des Drucks einer finnischen Bibel erwog, hat der Herr der Heerschaaren die Bahn zu ihrer Aufnahme vorbereitet durch eine religiöse Erweckung in Finnland. Wir schauen erwartungsvoll auf Finnland; der HErr thut Großes an diesem Land durch einige treue und gläubige Geistlichen, die die geehrten Werkzeuge waren, Viele von den Wegen des Irrthums zum Licht zurückzuführen, und mehrere junge Geistlichen sind durch die treuen Ermahnungen und Predigten Jener dahin geleitet worden, die demüthigende, aber seligmachende Lehre vom Kreuz anzunehmen. Verfolgungen sind zwar ausgebrochen, haben aber zum Besten dienen müssen. Mehrere finnische Geistliche benachrichtigen uns von dem ungewöhnlich starken Verlangen ihrer Gemeinden nach dem Besitz und Gebrauch des geoffenbarten

Wortes Gottes, und es ist klar, daß die Zeit Finnlands, die von Gott geordnet war, nun gekommen ist.“

Die Bibelgesellschaft zu Wiborg bat um eine neue unentgeldliche Sendung von 500 Testamenten und schrieb: „Sie haben bereits wahrgenommen, daß die finnischen Vereine Ihre Bibelsendungen als Schenkungen ansehen und dieselben auch unentgeldlich unter die ganz Armen vertheilt haben. Wir bemerken jedoch, daß offenbar ein besserer Zustand der Dinge sich vorbereitet, indem nicht weniger als 37 Kirchsprengel durch Ihre Freigebigkeit bedacht worden sind, wovon jedoch jeder Sprengel nur 10 Exemplare empfangen konnte. Dieß veranlaßt uns, Sie dringend um eine neue Schenkung von 500 finnischen N. Testamenten zu ersuchen.“

Norwegen.

Der Agent der Bibelgesellschaft in Christiania arbeitet mit großer Treue daran, das Wort des lebendigen Gottes mehr in die Hände des Volkes zu bringen. In einem Schreiben von dort heißt es: „Ein Circularschreiben an die Geistlichkeit ist ausgegangen, worin diese zur Theilnahme an dieser heiligen Sache aufgefordert ward. In gewisser Beziehung habe ich die Freude, sagen zu dürfen, daß jenes Circular eine freundliche Aufnahme gefunden hat. Von verschiedenen Seiten her haben wir das bestimmteste Versprechen erhalten, uns in der Verbreitung der heiligen Schrift zu unterstützen. Das Bedürfniß, wie wir uns zuvor dachten, ist in manchen Gegenden sehr groß. Ich habe eben einen Brief von Pastor Lyche vor mir, in welchem er bitterlich klagt, daß in seiner Pfarrei 460 Familien ohne eine Bibel, und 320 Familien ohne ein N. Testament seyen. Dieß, hoffe ich, ist nur eine traurige Ausnahme; jedoch nach

den Nachrichten, die uns schon zu Handen gekommen sind, dürfen wir erwarten, daß unser Vorrath an Bibeln sich schnell vollends erschöpfen wird, wenn wir nur einigermaßen das Bedürfniß stillen wollen. Es wurde daher in der letzten Versammlung des Vereins beschlossen, daß ich bei Ihnen anfragen sollte, ob Ihre Committee unter diesen Umständen uns bei einer neuen Auflage des N. Testamentes unterstützen wollte?"

Diese Auflage ist nun veranstaltet, und an die obgenannte Pfarrei eine Sammlung von Bibeln und N. Testamenten gesandt worden. Aber ach, jener vorerwähnte Fall ist keineswegs ein außerordentlicher. In einem andern Schreiben nämlich heißt es: „Unter einer Bevölkerung von **5300** Seelen, aus denen meine Pfarrei besteht, sind nicht mehr (ich sage es mit tiefem Schmerz) als **175** Bibeln und **95** Testamente anzutreffen. Unter **847** Familienhäuptern, von den höchsten bis zu den niedrigsten Ständen, sind nur **82** im Besitz der ganzen Bibel, unter denen hinwiederum Einer **3** Exemplare, **29** sowohl eine Bibel als auch ein N. Testament besonders, und **27** nur das N. Testament haben; so daß man in Wahrheit sagen kann, daß nur **178** Leute das heil. Buch der Wahrheit besitzen. Noch haben wir die niederschlagende Bemerkung zu machen, daß aus den oben angeführten **847** Familienhäuptern nicht weniger als **669** sind, die weder Bibel noch Testament haben; und was noch das Erstaunen erhöhen muß, ist, daß unter ihnen **253** reiche und angesehene Gutspächter sind. Die übrigen **416** sind fast Alle arm, und **98** unter ihnen in sehr elenden Umständen, so daß eine Schenkung der brittischen Bibelgesellschaft zu Gunsten dieser Leute mit großem Danke angenommen würde."

Andere Nachrichten, die von jenen Gegenden eingelaufen sind, stellen den traurigen Zustand derselben in

dasselbe Licht; die Committee hat Anstalten getroffen, denselben soviel als möglich zu erleichtern. —

Frankreich.

Ein Geistlicher in Frankreich schreibt unter dem 26 Dezember 1837: „In der That, theurer Freund, der HErr läßt uns nicht ohne manchfache Zeugnisse, daß die Bibel das Werk Seiner Hand ist. Ich konnte Ihnen manche Thatsache erzählen, die Ihr Herz erfreuen würden und wobei der HErr alle menschliche Mitwirkung gewissermaßen bei Seite gestellt hat, damit Er allein große Dinge durch das Buch des Lebens hervorbringe. Nur ein Beispiel möge hier stehen: In einem benachbarten Dorfe verkaufte ein frommer Maurer, früher Katholik, an einen Wirth eine Bibel. Dieser Mann fing an mit seiner Frau das Buch zu lesen, obgleich der Priester in ihr Haus kam und es ihnen verbot. „Wir werden gleichwohl darin fortlesen, sagte die Frau; denn wir haben nichts in diesem Buch gefunden, das schlecht oder gottlos wäre.“ So lasen sie fort, und wurden nach und nach überzeugt, daß ihre bisherige Gewohnheit, am Sonntage zu verkaufen und den Leuten zu trinken zu geben vor Gott mißfällig sey. Bald darauf begegnete sie dem Manne wieder, der ihnen die Bibel verkauft hatte, und erzählte ihm von der Veränderung, die mit ihnen vorgegangen sey. Er sprach mit ihnen und veranlaßte sie, Sonntags in meine Kirche zu kommen. Inzwischen entstand ein großer Kampf in ihrem Gemüth; sie erkannten klar ihre Pflicht, dachten aber mit Bangigkeit daran, was aus ihnen werden würde, wenn sie ihre Wirthschaft aufgeben sollten; auch kamen sie in innerliche Noth wegen des Geschrei's ihrer Nachbarn, welche sie umzubringen droheten, wenn sie Protestanten würden. Nun fingen diese zwei lieben Leute, welche allein durch das theure Bibelbuch und die innere Unterweisung des Geistes zur Erkenntniß der Wahrheit kamen, zu beten an. Sie nahmen zu an Kraft, und entschlossen sich endlich, ihre Wirthschaft ganz aufzugeben, da sie glaubten, dieselbe nicht mit gutem Gewissen weiter behalten zu können.“

Herausgegeben von der brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft.

Nro. XII. Dezember 1838.

Monatliche Auszüge

aus

dem Briefwechsel und den Berichten

der

brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft.

Aus dem drei und dreißigsten Jahresberichte der brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft, vom Mai 1837.

England.

In einer Mittheilung des Herrn Browne über eine Wanderung durch Cornwallis im Oktober 1837 sagt er unter anderm: Bei einem Besuch, den ich machte, wurde mir ein Unglücksfall berichtet, der sich neulich zutrug, und der mich sogleich zu der Bemerkung gegen die Anwesenden veranlaßte: „Wer kann sagen, ob nicht Euer Bibelverein, wenn ihr denselben treulich unterstützt hättet, vielleicht ein Leben, ja eine Seele errettet hätte!“ Der Fall war folgender: Ein junger Mann, der in den Kohlenbergwerken arbeitete, hatte durch Gottes Gnade ernste Eindrücke von der Wahrheit in seinem Gemüth empfangen, und war aufmerksam geworden auf die Dinge, die zu seinem ewigen Frieden dienen können. Eine Zeitlang schienen seine religiösen Empfindungen an Stärke zuzunehmen; äußerlich war er ein anderer Mensch geworden, und sein ganzes Wesen ließ zur Freude seiner frommen Freunde und Nachbarn hoffen, daß er einen festen und ausdauernden Glaubensgang gehen werde. In diesem erfreulichen Zustande seines Gemüths lernte er auch den

Werth der heiligen Schrift schätzen, und entschloß sich, eine schöne Bibel in Quart sich zu kaufen, wozu er eine Summe von 12 fl. nöthig hatte. Er sparte sein Geld zusammen und brachte allmählig eine Summe von 9 fl. auf. — Aber in einer schlimmen Stunde gerieth er in böse Gesellschaft; er gab der Versuchung nach, seine guten Eindrücke verschwanden, und eben damit sein Verlangen nach einer Bibel. Deßwegen änderte er seinen Vorsatz, und beschloß eine Flinte zu kaufen; denn Jagd ist ein Lieblingsvergnügen unter den Bergleuten in Freistunden. Seine Eltern machten ihm Gegenvorstellungen, aber vergebens; eine Flinte wurde mit dem ersparten Gelde angeschafft, und am ersten Tag, als er damit ausging, nahm er in einem Gebüsch einen Vogel wahr, auf den er zu schießen gedachte. Er drückt ab, — die schlechte Flinte zerspringt, und ein Theil des Flintenlaufs trifft die Stirne des unglückseligen Menschen; in einem Moment lag er als eine Leiche auf dem Boden. O daß ein treuer Bibelträger wöchentlich bei seiner Thüre angeklopft, und ihm den köstlichen Schatz zu wiederholten Malen angeboten hätte; vielleicht wären seine guten Eindrücke neu belebt und gestärkt, und die Versuchung abgewendet worden! Die Bibel, die theure Bibel wäre ein Bote des Lebens für ihn geworden, statt daß er sein Geld für das schreckliche Werkzeug des Todes verwendet hätte!

Rede des Syriers Assaad Jakob Kayad bei dem Bibelfeste zu London i. J. 1838.

Meine Herren! schon mein Anzug zeigt Ihnen, daß ich nicht in der englischen Sprache daheim bin. Ich führe mich bei Ihnen mit den Worten des Apostels ein, da er sagt: „Da ist nicht Grieche, Jude, Beschneidung, Vorhaut, Ungrieche, Scythe, Knecht, Freier; sondern

Alles und in Allem Christus.“ Ich komme von dem Lande, wo der HErr zuerst erschienen ist, und von der Stadt, wo der Ehrenname „Christen“ zuerst aufkam, von meinem geliebten Antiochien. Sie kennen sehr gut den Zustand meines Landes, wie er zu des HErrn Zeit und nach derselben war; aber ach, es ist in einen schauerlichen Zustand der Unwissenheit versunken, seitdem Muhameds Lehre darin eingedrungen ist. Ehe wir von Muhameds Schaaren unterjocht wurden, waren wir ein großes Volk, und Damaskus, eine der ältesten Städte der Welt, war einer der glänzendsten Punkte auf der Erde; aber jenes Volk, das von Osten kam und aus der Wüste, drang in unser Land, und wie ich glaube, auch in viele andere Theile der Welt. Es ist nur die Barmherzigkeit Gottes, daß einige Gegenden von ihnen frei blieben und vor der Finsterniß und Verkehrtheit bewahrt wurden, welche in ihrer Begleitung waren. Es ist des HErrn Barmherzigkeit, daß Gesellschaften, wie die Ihrige ist, sich gebildet haben, um das helle Licht des Evangeliums wieder in jene finstern Gebiete hineinzutragen. Ich bin dem HErrn den tiefsten Dank schuldig, daß Er Missionarien in unser Land sandte, welche uns das Wort des Lebens in unserer eigenen Sprache brachten. Mein Vater lehrte mich zuerst an Geld und Gewinn denken, ließ mir einige Erziehung durch einen Lehrer angedeihen, und bestimmte mich zum Mönchsthum. Aber als die Missionarien aus England in unsere Gegend kamen, so hielt ich es für einen bedauerlichen Zustand, in ein Kloster gehen zu sollen; und so ging ich zu den Missionarien, die mich freundlich aufnahmen und im Worte Gottes unterrichteten. Ich fing an, meine Bibel mit innigem Ernste zu lesen und zu studiren, und fühlte mich glücklich, daß ich in dem Lande geboren sey, wohin das Evangelium zuerst kam, und wo die Apostel zuerst das süße Wort des Lebens außerhalb der Grenzen des jüdischen Landes ver-

kündigten. Freilich die griechische Kirche, in der ich geboren bin, ist tief versunken, und es bedarf einer besondern göttlichen Gnade, wenn die große Unwissenheit überwunden, und die Klarheit des Wortes vom Kreuze dort wieder hell scheinen soll. Da ich einigen Einfluß unter meinen Landsleuten besaß, so ging ich nach Damaskus, und machte mich mit einigen der vornehmsten Muhamedaner daselbst bekannt; zunächst studirte ich den Koran, und las viele der muhamedanischen Bücher, und verglich damit unabläßig mein theures N. Testament, um zu erfahren, warum doch so viele Tausende die Lehren Muhameds, dieses Mannes der Wüste, dem Evangelium vorziehen. Dieß alles that ich in der Stille, während meine muhamedanischen Freunde sich schmeichelten, daß ich in meinem Herzen mehr ihres als des christlichen Glaubens sey, und daß ich mit der Zeit offen damit heraustreten werde. Inzwischen korrespondirte ich beständig mit den Missionarien, und machte ihnen jegliches Anerbieten, wodurch ich ihnen hätte nützlich seyn können. Zu jener Zeit kamen einige vornehme Leute aus dem Osten, bei denen ich als Dollmetscher diente, und mit denen ich sehr viel über Religion sprach. Wir würden uns sehr freuen, sagten sie, wenn wir Alle Einer Religion wären. — Natürlich ich auch, erwiederte ich. — Nun denn, sagten sie, warum trittst du nicht zu uns über? — Ich habe keinen Grund dazu, denn ich bin von der Wahrheit eurer Religion nicht überzeugt. — Während des Gesprächs fühlte ich tief die Nothwendigkeit, mit der Bibel mich noch vertrauter zu machen, um ihren Einwendungen Stand halten zu können; und so ging ich aufs Neue ernstlich daran, das Wort der Wahrheit zum Gegenstand anhaltender Forschung zu machen. Der barmherzige Gott segnete dieses Geschäft, und obschon ich von allen Seiten viel Widerspruch erfuhr, so wurde ich doch je mehr und mehr in der Erkenntniß des seligmachenden Evangeliums befe-

stigt. Je mehr ich selbst aber diesen Segen erfuhr, desto klarer erkannte ich auch die Pflicht, in dieser Beziehung für mein Land etwas zu thun; und so fing ich an, in demselben umherzureisen, und das Verlangen nach der heil. Schrift in meinem geringen Theil dadurch anzuregen, daß ich die Leute zu überzeugen suchte, wie mit dem Evangelium das Glück und Wohl eines Landes stehe und falle.

„Mein Kommen nach England hat nun besonders den Zweck, Sie, verehrteste Herren und Freunde, aufzumuntern und zu bitten, daß Sie meines unglücklichen Landes auch ferner gedenken und nicht aufhören möchten, durch Ihren Einfluß und Ihre Mittel das Wort des Lebens immer reichlicher in meinem Vaterlande zu verbreiten, damit auch dort wieder, wo einst die Kirche Christi so herrlich blühte, ein neuer Zustand der Dinge empor kommen möchte zur Ehre unsers hochgelobten Gottes und Heilandes."

Canada.

Gemäß der Absicht der englischen Bibelgesellschaft hat Herr Elliot eine zweite Besuchsreise in die ganze Umgegend von Montreal angetreten, die er schon vor einem Jahre besuchte. In der Zeit vom Januar bis Ende Aprils besuchte er **433** protestantische Familien, **65** römisch-katholische aus Irland und **207** französisch-canadische. Er verkaufte oder verschenkte während dieser Zeit **36** Bibeln, **30** Testamente und **142** Exemplare der Evangelien und der Apostelgeschichte. Diese Anzahl heiliger Schriften ist bei weitem geringer als die im letzten Jahr genannte; aber man muß sich erinnern, daß dieß eine zweite Besuchsreise zu Familien war, deren Bedürfniß zum größten Theil schon voriges Jahr durch Hrn. Elliot befriedigt worden war. Die Einzelheiten, die er uns

berichtet, ſind denen ähnlich, welche er uns ſchon im vorigen Bericht bekannt gemacht hat. Wir theilen daraus Folgendes mit: „Ich beſuchte eine Familie, die noch keine Bibel beſaß, und die auch anfangs wenig Werth darauf zu ſetzen ſchien. Aber nach einer ernſten Unterredung, die wir mit Gebet ſchloſſen, fielen ihre Vorurtheile ſo weit weg, daß ſie ein Exemplar der h. Schrift zu beſitzen wünſchten, und mich baten, meine Beſuche ſo oft als möglich zu wiederholen. — Eine Wittwe mit ihrer Familie, bei der ich einſprach, hatte den Befehl erhalten, ihre Bibel wegzugeben; als ich mich darum bei ihr erkundigte, ob ſie mit einem Exemplar der h. Schrift verſehen ſey, ſagte ſie, ſie hätte eine zu verkaufen. Da ging ich mit ihr in eine ernſte Unterredung ein, und ſtellte ihr den großen Verluſt vor Augen, den ſie durch die Weggabe ihrer Bibel erleiden würde, und ſollte dieß auch von ihrem Beichtvater verlangt werden. Nun las ich ihr einige ſchöne und treffende Stellen vor, und bat ſie, das Wort Gottes zu behalten, zu leſen und in Ausübung zu bringen, indem ich dazu ſetzte, daß der HErr gewiß ſeine Verheißungen, ein Vater der Wittwen und Waiſen zu ſeyn, auch an ihr erfüllen werde. Dieß that die erwünſchte Wirkung. Sie verſprach, daß ſie nicht bloß ihre Bibel behalten, ſondern auch leſen wolle, und bat mich, meine Beſuche zu wiederholen. Bei ſpäteren Gelegenheiten ſprach ich öfters mit ihr über religiöſe Gegenſtände. — Als ich meinen Umgang hielt, begegnete ich einem armen römiſch-katholiſchen Knaben, dem ich ein N. Teſtament gab, da er keines beſaß. Er ſagte mir, daß er eine Sonntagsſchule beſuche; allein da er weder eine Bibel noch ein N. Teſtament beſitze, ſo müſſe er jedesmal zu einem benachbarten proteſtantiſchen Knaben gehen, um ſeine Aufgaben in deſſen Bibel zu lernen. Um die Wahrheit ſeiner Ausſage kennen zu lernen, fragte ich ihn über diejenigen Schriftſtellen aus, die er, wie er

ſagte, gelernt habe; und fand, daß er eine gute Anzahl von Sprüchen kannte.“

Wir ſchließen dieſe Mittheilung mit einigen Auszügen aus dem neueſten Tagebuche des Herrn Elliot:

Januar 13. Ich traf mit einer Familie zuſammen, die mir ſagte, ſie hätte 7 Jahre lang keine Bibel gehabt. Eine andere Familie, die ebenfalls keine heil. Schrift beſaß, wurde damit verſehen; eines der Kinder in dieſer Familie, etwa 10 Jahre alt, ſagte: Mutter, ich habe keine Bibel, aber du weißt, ich habe einiges Geld zuſammengeſpart, und dafür will ich mir eine kaufen. Kind, ſagte die Mutter, mit dieſem Gelde mußt du ein Kleid kaufen, wenn der Sommer kommt, und du brauchſt keine Bibel. — O Mutter, erwiederte das Kind, ich brauche jetzt kein Kleid, und weiß nicht, ob ich ſpäter eines nöthig habe; ich will lieber eine Bibel kaufen, als das Geld für ein Kleid aufbewahren, von dem ich nicht weiß, ob ich es je nöthig haben werde. Dann gab die Mutter der Bitte des Kindes nach. — Ich traf 60 Familien auf dieſer Niederlaſſung an. Eine derſelben ſagte, daß vor 8 Jahren ihnen Haus und Hof und die Bibel mit verbrannt ſey; und daß ſie ſeitdem das Wort Gottes hätten entbehren müſſen. Eine andere Familie ſagte mir, daß ſie vor 11 Jahren England verlaſſen hätte; ſie hätten damals keine Bibel mitgenommen, und auch ſeitdem keine in Beſitz gehabt. Wieder eine andere, die ſeit 17 Jahren im Lande wohnt, hatte nie eine Bibel. An einem Platz fand ich 50 Haushaltungen, von denen die meiſten den köſtlichen Schatz des Wortes Gottes nicht kannten. Auf dieſe Art fand ich das Bedürfniß nach Bibeln noch ungemein groß; möge der gnädige Gott geben, daß bald keine Familie mehr ſey, in welcher nicht das Licht des Evangeliums helle leuchte.

Madras.

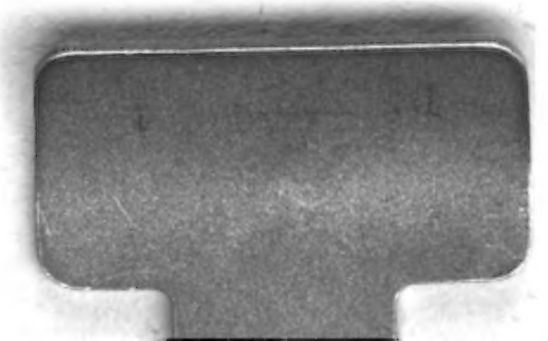
Ein Brief des Herrn Gordon enthält folgende Stelle: „Das Verlangen nach dem köstlichen Schatz der Bibel hat sich von Seiten der Eingebornen keineswegs vermindert, im Gegentheil nimmt es täglich zu. Das verflossene Jahr ist durch viele ermuthigende Beweise für diese Thatsache ausgezeichnet. Mehr als **900** Theile der heil. Schriften wurden vertheilt, und das Begehren darnach ist weit stärker, als in irgend einem vorangehenden Jahre. Sie können uns nie zu viele Exemplare von Bibeln und N. Testamenten schicken; die wachsende Bevölkerung dieses Landes schreit laut nach denselben; die Augen von Tausenden sind auf die Bibelgesellschaft in England und ihre indischen Hülfsgesellschaften gerichtet, und mit heißem Begehren schauen sie sich nach dem Brod des Lebens um, das ihre Seelen selig machen soll.“

In einem andern Bericht aus Madras vom Jahr **1838** heißt es: „Einer unserer Freunde hat in dem laufenden Jahre zwei Wanderungen in der Umgegend dieser großen Stadt mit sichtbarem Erfolge gemacht. Eine gegen den Süden von Madras; eine gegen Norden, wobei er über **3000** Exemplare der Evangelien und mehr als **9000** Exemplare von andern Theilen der heil. Schrift mit sich führte, und größtentheils mit eigener Hand sie vertheilte, nachdem er sich jedesmal überzeugt hatte, daß die Person, welcher er ein Buch gab, lesen könne. Er bemerkte dabei, daß, wenn durch eine solche zweckmäßige Vertheilung biblischer Schriften auch nur wenige Seelen zur Erkenntniß der Wahrheit gebracht würden, der Lohn für alle Kosten und Mühen überschwänglich groß wäre; er sprach aber die gute Zuversicht aus, daß das so weit verbreitete und gelesene Wort Gottes, unter dem göttlichen Segen, in dem Herzen Vieler eine Aufmerksamkeit erregen werde, deren Wirkungen zu seiner Zeit sich herausstellen werden.“

Herausgegeben von der brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft.

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google